
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818368 4

Sagen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.

Wien, 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Kleine Beiträge

zur

deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde

in

Sagen und Gebräuchen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.

Erster Theil:

Sagen aus Thüringen.

Wien 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

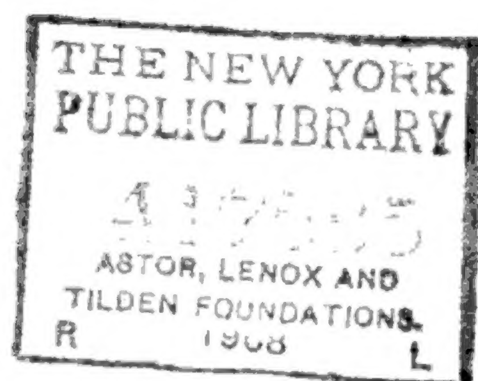
Sagen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.

Wien 1866.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R
1908
L

Sr. Excellenz

Herrn Philipp Freiherrn von Wintzingerode,

Großherzoglichem S. wirkl. Geheimrath, Chef des Departements der Justiz und des Cultus des Großherzoglichen Staatsministeriums, Komthur des Großherzogl. Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken mit dem Stern u. s. w.

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorrede.

Eine Sammlung thüringischer Sagen, Sitten und Gebräuche bedarf wohl kaum einer Entschuldigung oder Rechtfertigung, da diesen alten Volksüberlieferungen, deren Ansammlung die neuere Zeit fast überall besondern Fleiß und Eifer zugewendet hat, gerade in Thüringen theils nur geringe, theils nicht die rechte und für weitere Zwecke brauchbare Beachtung und Aufzeichnung zu Theil geworden ist. Denn abgesehen von einer kürzlich erschienenen Sammlung der „Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen von Franz Schmidt (Weimar 1863)", so ist des Volkes alter Brauch und Glaube, dessen Umfang so groß und weitverzweigt, dessen Wurzeln so tief in die Vorzeit zurückgehen, noch gar nicht gesammelt und zusammengestellt, wie dringend auch die Zeit und ihre Verhältniße mahnen, die noch übrige Aehrenlese auf diesem Gebiete der deutschen Mythologie, Culturgeschichte und Heimathskunde nicht länger aufzuschieben. Von jenen alten Volkssitten und Festen und dem daran haftenden Brauch und Glauben ist schon so vieles durch die unaufhaltsamen Fortschritte und Bestrebungen der Zeit unserer Kenntniß für immer entrückt und entzogen und jede noch vorhandene Spur wird bald völlig vertilgt sein. Die Wichtigkeit dieser Ueberreste und Bruchstücke aus der Geschichte des Glaubens und Denkens unserer Urväter, freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, Reinheit und Unmittelbarkeit erhalten, sondern theils abgeändert und umgebildet, theils aus ihrem Zusammenhange gerißen und zerbröckelt unter den Einflüßen der Neuzeit und ihrer Bildung, aber auch selbst in dieser verjüngten, getrübten, trümmerhaften Gestalt, in ihrer Abgerißenheit und Zerbröckelung noch auffällig genug, um von schär-

ser blickenden Augen erkannt und in ihrer wahren Bedeutung erfaßt zu werden — den Werth und die Bedeutung dieser Urkunden und Zeugniße für andere und höhere Zwecke der Wissenschaft hier ausführlich darzulegen, ist durchaus unnöthig und überflüßig. Dieser Nachweis liegt in J. Grimm's deutscher Mythologie Jedermann vor Augen.

Thüringische Sagen dagegen sind schon zweimal von L. Bechstein gesammelt und herausgegeben worden, zuerst im „Sagenschatz des Thüringerlandes" (Hildburghausen 1835 ff. 4 Bde.) und später nochmals im „Thüringer Sagenbuch" (Wien und Leipzig 1858. 2 Bde.). Wer mit diesen Publicationen die gegenwärtige Sammlung näher vergleicht, dem wird hoffentlich ihre Verschiedenheit von Bechstein's Sagenschatz und Sagenbuch nicht unbemerkt bleiben, ein Unterschied, der die nochmalige Revision dieses Sagengebiets wohl rechtfertigen dürfte, hier aber unerörtert bleiben mag. Ich verkenne keineswegs Bechstein's Verdienst, Sinn und Liebe für die heimathliche Sage in Thüringen geweckt und gepflegt zu haben. Dieses Verdienst soll ihm ungeschmälert bleiben.

Meine Absicht war und ist darauf gerichtet, alles was von alten Sagen, Gebräuchen und Glauben, geschichtlichen, lokalen und volksthümlichen Inhalts, in Thüringen unter dem Volke einst heimisch war oder in seiner Erinnerung noch lebt und in Uebung ist, möglichst vollständig und treu der Ueberlieferung in dieser Sammlung nieder zu legen.

Ich habe mit den Sagen den Anfang gemacht und bringe in diesem ersten Theile zuerst die geschichtlichen Sagen des Thüringer Landes, dann Orts- und Volkssagen. Da nun der größte Theil derselben schriftlichen Quellen entnommen ist, so will ich kurz angeben, wie ich diese Quellen für meinen Zweck gebraucht und benutzt habe.

Bei den geschichtlichen Sagen bin ich selbstverständlich immer zur ältesten Quelle zurückgegangen und habe ihr, weil sie am einfachsten, noch ohne alle Zuflüße und Einflüße einer spätern Zeit den Inhalt der Sage giebt, denselben treu und wörtlich entnommen, ohne jegliche Zuthat, Ausschmückung und Ergänzung. Nur dann bin ich von diesem Verfahren abgegangen, wenn der ältern Quelle absonderliche Geschmacklosigkeit und Ungenießbarkeit

dazu aufforderte, was bei der breiten und formelhaft-gespreizten Erzählungsart der Reinhardsbrunner Klosterannalen zuweilen geboten war. In solchem Falle bin ich einer jüngern Ueberlieferung unbedenklich gefolgt, zumal wenn dieselbe dem Inhalte nach von der ältern Aufzeichnung nicht verschieden war. So habe ich diesen Annalen das „Leben des heil. Ludwig" als Sagenquelle fast überall vorgezogen und aus ihr, deren innige Auffaßung und herzliche, lebenswarme Sprache noch ganz besonders anmuthet, die Sagen von der heil. Elisabeth und Ludwig, ihrem Gemahl, geschöpft. Der spätere Johannes Rothe hat in seiner thüringischen Chronik schon versucht bald durch eigene Abänderungen, bald durch Zuthaten aus dem Munde des Volks der ältern Ueberlieferung eine besondere Bedeutung und lokale Beziehung zu geben. Von diesen Interpolationen wird in den Anmerkungen zu den Sagen weiter zu reden sein.

Unter den spätern Chronisten schien Joh. Bange die meiste Berücksichtigung zu verdienen, dessen schlichte und einfache Erzählungsweise der Sage Ursprünglichkeit und Volksthümlichkeit noch in späterer Zeit wohl bewahrt und erhalten hat. Ihm ist auch J. Grimm als einem zuverläßigen Gewährsmann in denjenigen Sagen, welche dem thüringischen Boden angehören, gewöhnlich gefolgt. Aber auch Gerstenberger's thür. hess. Chronik und noch die eine oder die andere boten Eigenthümliches und waren hier und da in den Vordergrund zu stellen. Außer den ältern und jüngern thüringischen Chroniken habe ich Cäsarius von Heisterbach, die gereimten Lebensbeschreibungen der heil. Elisabeth, die handschriftlichen Chroniken von Schlorf und Hogel, Rebhan's historia ecclesiastica Isenacensis, gleichfalls Mspt., benutzt und aus denselben theils neue Sagen, theils bekannte in besonders ansprechender Form aufgenommen.

Wollte ich auf diese Weise den geschichtlichen Sagenstoff nach Inhalt und Form möglichst rein und volksthümlich herstellen und wiedergeben, so glaubte ich auch aus demselben ausscheiden und entfernen zu müßen, was mit Verkennung des echten Sagengehalts ganz ohne Fug und Recht in denselben eingeführt worden war. Bechstein hat in beiden Sammlungen allerlei Erzählungen auf

dem Gebiet der Sage unterzubringen gesucht, die ihm für immer fern bleiben müßen.

Den Volks- und Ortssagen bin ich auf demselben Wege nachgegangen und habe sie gleichfalls stets nach den ältesten Aufzeichnungen mitgetheilt. Glücklicher Weise gehört ein guter Theil derselben noch jener Zeit an, in welcher die Sage überall unter dem Volke lebendig war, treu dem Volksmunde nacherzählt wurde und man nicht daran dachte, aus Büchern und Schriften Sagen fremder Gegend in die Heimath zu verpflanzen, um einem hübschen Plätzchen in der Umgegend, einem Berge oder Walde, der seltsamen Bildung eines Felsen oder sonst einer Lokalmerkwürdigkeit eine Sage anzudichten und eine historische Bedeutung, einen romantischen Glanz und Schimmer zu verleihen. Diese Untreue und moderne Industrie, der ich auf meinen Wanderungen und Nachforschungen an mehr als einer Stelle begegnet bin, ist Paullini, Prätorius und andern Sagensammlern der frühern Zeit durchaus fern und unbekannt; darum habe ich ihre Angaben und Mittheilungen stets zur Grundlage der meinigen gemacht und selbst den mündlichen Mittheilungen der Gegenwart vorgezogen.

Doch nicht für alle hier gesammelten Sagen waren ältere Niederschriften vorhanden; viele Sagen haben auch in Thüringen ihr Dasein und Leben bis in die neueste Zeit herab nur unter dem Volke gefristet und sind in verschiedenen, der Heimathskunde und Lokalgeschichte gewidmeten Werken und Zeitschriften aus dieser und jener Gegend mitgetheilt worden. Diesen Quellen glaubte ich ebenfalls vertrauen zu dürfen. Auch einige neuere Sammlungen sind benutzt worden, namentlich Börner's Volkssagen aus dem Orlagau, deren Echtheit mir verbürgt, deren Form aber hin und wieder von einer unnöthigen Stilverzierung zu entkleiden war.

Noch habe ich ein altes Manuscript benutzt, welches aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt und Sagen aus der Gegend von Stadt-Ilm und Saalfeld breit und weitläufig ausspinnt. Den ungenießbaren Erzählungen mag wohl ein guter, volksthümlicher Kern zu Grunde liegen; ich habe ihn einigemal aus seiner dichten Umhüllung herauszufinden versucht. Es ist dieselbe Nieder-

schrift, welche auch L. Bechstein gehabt und seinen in der Thuringia 1841 mitgetheilten Sagen aus der Umgegend von Rudolstadt und Blankenburg zu Grunde gelegt hat.

Einzelne Sagen sind nach mündlichen Mittheilungen, die ich selbst erhalten hatte, niedergeschrieben; andere, gleichfalls den Erzählungen des Volks nachgeschrieben, verdanke ich der Theilnahme und Beihilfe lieber Freunde. So hat Herr Archivsecretär Karl Aue in Weimar eine schon vor Jahren angelegte Sammlung von Sagen mir für meine Zwecke überlassen, mich auch sonst mit guten Nachweisungen unterstützt.

Für diese freundliche Unterstützung sei ihm und allen andern, die meine Arbeit durch Rath und That gefördert haben, namentlich Herrn Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar und Herrn Karl Hermann, Mitglied der thüringischen Eisenbahn-Direction in Erfurt, welcher Hogels handschriftliche Chronik und andere Schriften aus seinem reichen Bücherschatze mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, hier öffentlich herzlicher Dank ausgesprochen.

In dieser Weise war ich bemüht, dem thüringischen Sagenschatz theils durch sorgfältige Revision der schon vorhandenen und bekannten, theils durch Ansammlung vergeßener und unbekannter Sagen die nothwendige Ursprünglichkeit des Inhalts und der Form, dazu auch eine gewisse Vollständigkeit zu geben und so diese Sammlung vielleicht auch andern höhern Zwecken dienlich und brauchbar zu machen.

Ich gedenke den einzelnen Sagen auch erklärende Anmerkungen folgen zu laßen, welche Ursprung, Bedeutung und Zusammenhang derselben mit andern Sagen, volksthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen erläutern sollen. Sie stehen aber wohl zweckmäßiger am Ende der ganzen Sammlung, da erst dort eine Menge von Beziehungen klar und deutlich hervortreten können und das Verständniß wesentlich erleichtern.

Wohl weiß ich, daß diese Sammlung thüringischer Sagen keineswegs die nöthige Vollständigkeit und Abrundung erhalten hat, indem selbst auf dem durchzogenen Gebiete hier und da noch manche hübsche, bedeutsame Sage in stiller Verborgenheit ihr ungekanntes Dasein fristen mag, überdieß auch nur ein Theil des Thüringerlandes darin Berücksichtigung gefunden hat, andere Gegenden

noch ganz unvertreten sind. Dennoch habe ich mit der Herausgabe dieses ersten Theils nicht länger zögern wollen, hoffend und wünschend, daß dessen Veröffentlichung dem Unternehmen freundliche Unterstützung, Beihilfe und Ergänzung zuwenden möge. Denn selbst die Aehrenlese, welche auf dem betretenen Felde allein noch übrig ist, vollständig zu vollbringen, dürfte dem Einzelnen bei allem Fleiße, bei aller Liebe und Ausdauer kaum möglich sein, dagegen kann bei liebevoller Theilnahme Anderer an diesem Sammelwerke auch die entlegene, verborgene und schon in den Boden getretene Aehre leicht aufgefunden und heimgebracht werden.

Deshalb richte ich schließlich an alle diejenigen, welche im Stande sind, mich bei der beabsichtigten Fortsetzung dieser Sammlung thüringischer Volksüberlieferungen zu unterstützen, die angelegentliche und vertrauensvolle Bitte, mir alles, was meinem Zwecke förderlich sein kann, freundlichst mittheilen zu wollen. Ich werde jeden Beitrag von Sagen, Gebräuchen und Aberglauben aus Thüringen, mag er den Sammlern selbst unbedeutend, ja verächtlich erscheinen, sowie jeden Nachweis derselben in ältern und neuern Schriften mit dem herzlichsten Danke annehmen und gewißenhaft benutzen. „Das Geschäft des Sammelns“, sagt J. Grimm in der Vorrede zum ersten Bande seiner deutschen Sagen, „sobald es einer ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe und das Finden reicht noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wenn sie in Moos und Gebüsch ein brütendens Vöglein auf seinem Nest überraschet; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frischgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können.“ Für jede Mittheilung in diesem Sinn werde ich dankbar sein.

Eisenach, am 1. Februar 1866.

Dr. **August Witzschel.**

Inhalt.

Geschichtliche Sagen.

Seite

Orts- und Volkssagen.

Geschichtliche Sagen.

1.

Der Krieg um den Salzfluß.

Tacit. annall. XIII, 57.

Zwischen den Hermunduren und Chatten brach ein heftiger Krieg aus über den Besitz eines salzreichen Flußes, der zwischen beiden Völkern dahinströmte. Denn die Germanen hatten den Glauben, daß eine solche Gegend dem Himmel nahe liege und die Gebete der Menschen von den Göttern nirgend beßer gehört würden. Durch die Gnade der Götter komme in diesem Fluße und in diesen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei anderen Völkern, daß durch Austreten des Meeres das Salzwaßer trockne, sondern daß es auf eine Schicht brennender Baumstämme gegoßen werde. So gehe aus der Vermischung zweier entgegengesetzter Urstoffe, des Waßers und Feuers, das Salz hervor.

Den Hermunduren schlug der Krieg günstig aus, den Chatten aber war er verderblich, und die Sieger opferten nach einem Gelübde alle gefangenen Männer und erbeuteten Pferde dem Kriegsgotte und dem Wuotan.

2.

Die Sachsen und die Thüringer.

Sachsenspiegel III, 41 und dazu die Glosse.

Ehe die Sachsen her in das Land kamen und die Thüringer vertrieben, waren sie in Alexanders Heer gewesen, der auch mit ihrer Hilfe ganz Asien bezwang. Nach Alexanders Tode mochten sie sich nicht niederlaßen in dem Lande, um des Landes Haß willen und schifften von dannen mit dreihundert Kielen, die verdurben alle bis auf vier und funfzig. Davon kamen achtzehn gen Preußen und besaßen das Land, zwölfe

besaßen Rugien und vier und zwanzig kamen hierher zu Lande. Und da ihrer so viel nicht waren, daß sie den Acker bauen mochten, und da sie die thüringischen Herren schlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern ungeschlagen sitzen und bestätigten ihnen den Acker zu solchem Rechte, als noch die Laßen haben. Und davon kommen die Laßen, und von den Laßen, die sich verwirkten an ihrem Rechte, sind gekommen die Tagwerken.

Unter den Thüringern sind aber nicht die, welche aus der Landgrafschaft von Thüringen bürtig sind, gemeint, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, die waren Wenden. Die heißen die Sachsen fortan Notdöringe, das ist so viel gesprochen als nottörichte oder thörichte. Denn sie waren streittoll und thöricht.

3.

Kampf der Thüringer mit den Sachsen.

Widukind annall. I, 3—7.
Ekkehard chron. univ. p. 176.

Als die Thüringer noch in dem Lande Hadeln wohnten, kamen dahin auch die Sachsen auf ihren Schiffen, wollten dort landen und wohnen. Den Thüringern war aber ihre Ankunft zuwider und sie erhoben die Waffen gegen die Sachsen, um sie zur Rückkehr zu zwingen, aber jene leisteten Widerstand und behaupteten den Hafen. Als man nun lange gegen einander gekämpft hatte und auf beiden Seiten viele gefallen waren, kam man überein Frieden zu machen und einen Vertrag zu schließen. Den Sachsen sollte gestattet sein Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen, des Landes aber sollten sie sich enthalten, auch nicht rauben und plündern. Diesen Vertrag wollten die Sachsen halten und der Friede bestand unverletzt viele Tage. Als den Sachsen aber das Geld ausging und sie nichts mehr kaufen und verkaufen konnten, erschien ihnen der Friede nutzlos und drückend und sie hätten sich desselben gern wieder entledigt.

Da geschah es, daß ein Sachse mit vielem Golde beladen und mit güldenen Ketten und Spangen geschmückt ans Land ging. Ihm begegnete ein Thüringer und frug: „wozu eine solche Menge Goldes um deinen abgezehrten Leib?“ „Ich suche einen Käufer,“ sprach jener; „nur in

dieser Absicht trage ich dieses Gold mit mir. Denn wie kann ich mich am Golde erfreuen, da ich vor Hunger verschmachte?“ Der Thüringer frug nach dem Preise. „Der Preis kümmert mich nicht,“ antwortete der Sachse, „ich mache keine Schwierigkeit und nehme gern, was du mir geben wirst.“ Darüber lachte der Thüringer und höhnend sprach er: „nun so will ich dir dein Kleid mit Erde füllen;“ es lag nämlich an jener Stelle ein großer Erdhaufen aufgeschüttet. Der Sachse öffnete alsbald sein Gewand, empfing für sein Gold die Erde und beide gingen froh des Handels zu den Ihrigen zurück. Die Thüringer lobten ihren Landsmann und priesen ihn glücklich, daß er den Sachsen so fein angeführt und so leicht einen so großen Reichthum erworben habe.

Als nun der Sachse seines Goldes ledig aber schwer mit Erde beladen zu den Schiffen kam, fragten ihn verwundert seine Genoßen, was er treibe, und als sie die Erde sahen und von dem Handel hörten, verlachten ihn seine Freunde, andere aber schüttelten den Kopf, alle aber waren bei sich einig, daß er unverständig gehandelt habe und nicht wohl bei Sinnen sei. Er aber hieß sie schweigen und sprach: „folget mir und ihr werdet bald sehen, wie nützlich euch meine Thorheit ist.“ Als sie ihm nun nachfolgten, wiewohl zweifelhaft und ungläubig, nahm er die Erde und streute sie so dünn als möglich über die benachbarten Felder und gewann einen großen Raum zu einem Lagerplatz, den die Sachsen auch sogleich in Besitz nehmen und befestigen.

Als die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, schickten sie Gesandte und klagten über Friedensbruch, die Sachsen aber entgegneten: „den Vertrag haben wir jederzeit unverbrüchlich gehalten, das Land aber, das wir mit unserm Gold erworben haben, gedenken wir in Frieden zu behalten oder mit den Waffen zu vertheidigen.“ Nun verwünschten die Einwohner das sächsische Gold und den sie kürzlich gelobt und gepriesen hatten, hielten sie für ihres Unheils Urheber. Zornentbrannt und in blinder Wuth stürmten sie ohne Ordnung und Plan gegen das Lager der Sachsen, aber diese empfingen sie wohl vorbereitet mit den Waffen, kämpften tapfer und behaupteten durch das Glück und Recht des Krieges das umliegende Land. Als man auf beiden Seiten lange und heftig gestritten hatte, unterlagen die Thüringer und waren genöthigt, wegen des Friedens Gesandte zu den Sachsen zu schicken. Es wurde verabredet, daß beide Völker an einem bestimmten Orte zusammenkommen sollten, jedoch ohne Wehr und Waffen, um sich wegen des Friedens zu besprechen.

Die Sachsen gebrauchten damals lange Meßer, wie sie auch die Angeln zu führen pflegen. Mit dieser Waffe unter ihren Röcken verborgen zogen sie aus dem Lager und trafen mit den Thüringern zusammen. Sie sahen, daß ihre Feinde unbewaffnet und alle Häuptlinge derselben zugegen waren; sogleich fielen sie über die arglosen und unbewehrten Thüringer her und stießen alle nieder, daß nicht einer davon kam.

So bemächtigten sich die Sachsen der Gegend und erhielten einen Namen und waren der Schrecken für alle umwohnenden Völker.

Andere erzählen auch, daß die Sachsen von der That ihren Volksnamen erhalten haben. Denn ein langes Meßer hieß bei ihnen Sahs und von dieser That und Bewaffnung, sagt man, sind sie nachher Sachsen genannt worden.

4.

Attila in Thüringen.

Sagittarius nach einer handschr. Chronik bei Falkenstein Thür. Chron. I, 227 f.
Cyriacus Spangenberg Quernfurtische Chronik 1590. S. 37.
Ders. Mansfeldische Chronik Bl. 52.

Wie Attila nun mit seinem Kriegsvolke in Thüringen angekommen war und sich zu Eisenach zu König Günthern, der daselbst Hof hielt, verfügt hatte, nahm er, um ihn zum Freund und Bundesgenoßen zu haben, seine Tochter Chrimhilde zur Ehe, hielt daselbst mit ihr Beilager und schrieb einen fürstlichen Landtag aus samt einer Zusammenkunft aller benachbarten Fürsten durch ganz Deutschland, hielt da einen sonderlichen Triumpf, Rennen, Turniren und allerlei Ritterspiel. Da nun alle deutschen Fürsten und Herrn, so seine Gunst zu haben begehrten, gen Eisenach kamen oder ihre Gesandten dahin schickten, geschah eine gute Aufrichtung, sie bekamen Geschenke, wurden frei gehalten und er ließ sie in gutem Frieden wieder von sich reisen. Darnach rüstet er sich aufs beste, das römische Kaiserthum zu überziehen. Er ist in Thüringen eine Weile stille gelegen und die alten Thüringer wißen noch von ihm zu sagen, wie mild und kostfrei er gewesen, wie er die alten Münz- und Decemspfennige gemünzet, so man bisweilen noch heutiges Tages in Aeckern und Weingärten ausgräbt. Bei Tundorf hart an der Enzeroder Flur hat er am See gelegen und allda geweidwerket und gefischt, wie noch ein Ort daselbst der Königsstuhl heißet.

5.

Attila's Schwert.

Lambert. Schafnab. ad ann. 1071.
Grimm Mythol. 186.

Ein Hirt weidete seine Heerde und bemerkte von ohngefähr, daß ein Ochse am Beine blutete. Er ging hin und sah etwas aus der Erde hervorragen, grub es vollends aus und fand ein großes Schwert, welches er dem Attila verehrte, denn männiglich meinte, der Kriegsgott Mars müsse es ehemals an der Seite gehabt haben.

Dieses Schwert des Attila soll hernach Ludolf oder Lupold von Merseburg bekommen und getragen haben. Wie er aber einst vom Pferde und in dieses Eisen fiel, mußte er bald nachher seinen Geist aufgeben. Kaiser Heinrich IV. ließ diesen seinen lieben Getreuen zu Hersfeld mitten in der Klosterkirche prächtig beisetzen und schenkte zur Ruhe seiner Seele den Brüdern dreißig Hufen Landes zu Mertenfeld. Das Schwert soll er also bekommen haben. Des Königs Salomon in Ungarn Mutter hatte es Herzog Otto von Baiern verehrt, weil Kaiser Heinrich durch seine Vermittelung ihren Sohn wieder ins Reich gesetzt hatte. Herzog Otto schenkte es aber hernach Markgraf Dedi dem jüngern aus sonderbarer Liebe. Von dem bekam es Kaiser Heinrich, der schenkte es dem genannten Ludolf.

6.

Childerich und Basina.

Gregor. Turon. histor. Franc. II, 12.
Gesta Francor. epitom. c. 7.

Als Childerich, Merowigs Sohn, König der Franken war, ergab er sich einem schwelgerischen und unzüchtigen Leben und fing an die Töchter der Edeln zu misbrauchen. Darob ergrimmten die Franken gegen ihn und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er erfuhr, daß sie ihn tödten wollten, wurde er landflüchtig und ging nach Thüringen. Daheim ließ er aber einen vertrauten Freund, der sollte versuchen mit Schmeichelworten ihm die aufgebrachten Gemüther wieder zu versöhnen und seinen übeln Ruf zu mindern. Auch theilten sie ein Goldstück; die eine Hälfte nahm Childerich mit sich, die andere aber behielt sein vertrauter Freund.

„Wenn ich dir diese Hälfte schicke," sprach er, „und sie mit deiner Hälfte verbunden ein Goldstück ausmacht, dann kehre ohne Furcht zurück in deine Heimath." In Thüringen hielt sich Childerich beim König Bisinus und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber wählten zu ihrem Könige den Aegidius, einen Römer. Und als dieser im achten Jahre über sie herrschte, da schickte jener vertraute Dienstmann, nachdem er die Franken heimlich für Childerich gewonnen hatte, Boten zu ihm und gab denselben die Hälfte des Goldstückes mit, das er behalten hatte. Da Childerich den Beweis vor Augen hatte, daß die Franken wieder nach ihm verlangten und ihn zur Rückkehr aufforderten, kehrte er von Thüringen heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt.

Wie er nun wieder in Ruhe sein Reich beherrschte, verließ Basina ihren Gemahl, den König in Thüringen, und ging zu Childerich. Und als dieser besorgt sie fragte, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme, gab sie zur Antwort: „ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du sehr tapfer bist, deshalb bin ich gekommen und will bei dir wohnen. Denn wiße, hätte ich jenseit des Meeres einen Mann gekannt, der tüchtiger wäre als du, ich würde gewiß darnach getrachtet haben, bei ihm zu wohnen." Ueber diese Rede freute sich der König und nahm sie zur Ehe. Sie gebar ihm einen Sohn und nannte ihn Chlodoweg. Der wurde gewaltig und ein tapferer Streiter.

7.

Herminefred findet den Tisch nur halb gedeckt.

Gregor. Turon. histor. Franc. III, 4.

Ueber die Thüringer herrschten drei Brüder: Baderich, Herminefred und Berthar. Herminefred bezwang seinen Bruder Berthar und tödtete ihn. Es hatte aber Herminefred eine Nichte Theoderichs, des Königs der Franken, Amalberga, zur Gemahlin, eine grausame und herrschsüchtige Frau. Diese erregte unter den beiden Brüdern einen neuen Krieg. Denn als Herminefred eines Tages zum Mahle kam, fand er den Tisch nur halb gedeckt und da er frug, was das zu bedeuten hätte, erhielt er zur Antwort: „wer nur das halbe Reich sein nennt, darf auch den Tisch nur halb gedeckt haben." Durch solche und andere Reden aufgereizt erhob sich Herminefred auch gegen den zweiten Bruder Baderich und ließ durch

Boten den König Theoderich zur Theilnahme an diesem Kampfe und zum Bündniß mit ihm einladen. „Wenn du ihn tödtest,“ so ließ er ihm sagen, „wollen wir sein Reich unter uns theilen.“ Theoderich war über diese Meldung sehr erfreut und kam mit seinem Heere zu Herminefred und zog mit ihm in den Kampf. Baderich und sein Heer unterlagen, er selbst verlor das Leben. Nach diesem Siege zog Theoderich wieder in sein Reich, Herminefred aber vergaß sein Versprechen und dachte nicht daran dasselbe zu erfüllen.

8.

Der König der Franken überzieht die Thüringer mit Krieg.

Gregor. Turon. histor. Franc. III, 7.
Gesta Franc. epitom. c. 22.

Herminefred's Treubruch vergaß aber der König der Franken nicht. Er verband sich mit seinem Bruder Clotar und zog gegen Herminefred, ihn wegen seiner Untreue zu strafen. Als er das Heer seiner Franken versammelt hatte, redete er also zu ihnen: „Gedenket mit Ingrimm der Schmach, die mir angethan worden ist, und an den Mord eurer Väter. Erinnert euch daran, wie einst über unsere Väter die Thüringer mit Gewalt hereinbrachen und ihnen großes Leid zufügten, obgleich diese Geiseln stellten und Frieden schließen wollten. Aber die Thüringer tödteten die Geiseln, überfielen eure Väter, nahmen ihnen alle Habe weg, hingen die Knaben an die Bäume auf und ließen die Mädchen eines grausamen Todes sterben. Denn sie banden ihre Arme auf den Nacken der Pferde, trieben diese mit Peitschen auseinander, so daß die Mädchen jämmerlich zerrißen wurden. Andere legten sie auf die Wagengleise der Landstraßen, befestigten sie mit Pfählen am Boden und ließen schwere Lastwagen darüber gehen, die ihnen die Beine zerbrachen und zuletzt warfen sie ihre Leiber den Hunden und Vögeln zur Speise vor. Und nun hält mir Herminefred nicht sein Versprechen und will es in keiner Weise erfüllen. Seht unsere Sache ist gerecht; laßt uns unter Gottes Beistand gegen sie ziehen.“

Als die Franken diese Worte hörten, wurden sie erbittert und voll Ingrimm über diesen Schimpf und zogen einmüthig gegen die Thüringer ins Feld. Diese stellten ihnen aber eine Falle. Auf dem Felde, wo der Kampf entschieden werden sollte, gruben sie Löcher und bedeckten sie wieder

mit Rasen, daß der Boden als eine gleiche Fläche erschien. In diese Gruben stürzten viele fränkische Reiter und das Heer konnte nicht von der Stelle. Als aber die Franken hinter diese List gekommen waren, wurden sie achtsamer und brachten den Thüringern eine große Niederlage bei, daß sie bis zur Unstrut flohen. Herminefred hatte aber schon vorher die Flucht ergriffen. An der Unstrut wurden noch viele Thüringer getödtet und das Flußbett mit Leichen so angefüllt, daß die Franken darüber wie über eine Brücke an das andere Ufer zogen.

Nach diesem Siege nahmen die Franken das Land sofort in Besitz und brachten es unter ihre Botmäßigkeit.

9.

Herminefred's Tod.

Gregor. Turon. histor. Francor. III, 8.
Gesta Franc. epitom. c. 22.
Aimoin. gesta Franc. II, 9.

Als Theoderich nach der Niederlage der Thüringer wieder in sein Land zurückgekehrt war, ließ er Herminefred zu sich kommen und gab ihm sein Wort zum Pfande, daß ihm nichts Böses zugefügt werden sollte, dazu auch viele Ehrengeschenke. Als sie aber eines Tages zusammen auf der Mauer der Stadt Zülpich standen und mit einander sprachen, erhielt Herminefred von einem Unbekannten plötzlich einen Stoß, daß er von der Mauer herabstürzte und sogleich seinen Geist aufgab. Man weiß nicht, wer ihn von dort herabgestürzt hat, doch sagt man allgemein, daß Theoderichs Hinterlist dabei im Spiele gewesen sei.

Diese Unthat hat die Franken und ihre Treue bei anderen Völkern in einen üblen Ruf gebracht. Das Königreich Thüringen ist nun an die fränkische Herrschaft gekommen.

10.

Andere Sagen von den Kämpfen der Thüringer mit den Franken, von Iring und Irminfried's Tod.

Widukind annall. I, 9 sqq.
Ekkehard chron. univ. p. 176—178.

Der König der Franken war gestorben und hatte außer seiner Tochter Amalberga, die mit Irminfried, dem Könige der Thüringer vermählt

war, einen rechtmäßigen Erben nicht hinterlaßen. Das Volk der Franken aber erwählte aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den gestorbenen König, der gütig und mild gewesen war, seinen unehelichen Sohn Theadrich oder Dietrich, den Halbbruder der Amalberga, zum König, der nach den Gesetzen kein Recht auf den Thron hatte. Die Franken wollten aber gern bei dem Stamme ihres vorigen Königs verbleiben. Dietrich schickte sogleich eine Gesandtschaft an Irminfried, um Frieden und Eintracht zu sichern. Der Gesandte sprach zu Irminfried: „Mein Herr und König hat mich zu dir gesandt und wünscht dir Gesundheit und lange Herrschaft über dein weites und großes Reich. Er will nicht dein Herr sondern dein Freund, nicht dein Gebieter sondern dein Verwandter sein und das Recht und die Treue der Verwandtschaft bis an sein Ende unverbrüchlich bewahren, nur bittet er dich, die Freundschaft mit dem Volke der Franken nicht aufzuheben und in ihre Eintracht nicht Zwietracht zu bringen, weil sie sich einen König nach ihrer Wahl erkoren haben."

Irminfried erwiederte gnädig und freundlich, er sei mit dem Beschluße der Franken einverstanden, auch er wolle nicht die Zwietracht, sondern den Frieden; über die Sache der Thronfolge aber müsse er den Rath seiner Freunde hören und darum die Antwort noch verschieben. Die Gesandten blieben noch eine Zeit lang am Hofe des Königs und wurden gar ehrenvoll gehalten.

Die Königin Amalberga aber meinte, daß ihr das Frankenreich mit Recht gehöre und zugestorben sei, denn sie sei eine Tochter des Königs und der Königin, Dietrich hingegen ein geborner Knecht, da er eine Sclavin zur Mutter gehabt habe. Nun lebte auch am Hofe des Königs ein kühner und tapferer Mann, Iring genannt, kräftigen Geistes, scharfsinnig, klug und geschickt in allem Rathgeben und deshalb stand er auch in großem Ansehn beim Könige und hatte sein Vertrauen. Diesen rief die Königin zu sich und bat ihn, dem Könige einzureden, daß es sich für ihn nicht gezieme einem Sclaven die Hand zu reichen und ihm zu huldigen.

In der Berathung, welche der König zusammenrief, brachte ihn Iring um der Königin willen von dem Frieden mit Dietrich ab, wozu die anderen Räthe sehr gerathen hatten. Irminfried's Sache sei gerechter, sein Reich weit und groß, und in der Zahl der Krieger, in den Waffen und anderem Kriegsbedarf sei zwischen ihm und Dietrich eben kein Unterschied.

Seine Worte gefielen dem Könige und er erwiederte den Gesandten, er wolle zwar Dietrich seine Freundschaft und Vetterschaft nicht verweigern, doch müsse er sich wundern, wie Dietrich eher ein Reich als die Freiheit zu gewinnen trachte, da er ein geborner Sclave königliches Recht und Eigenthum billigerweise nicht verlangen könne. Bekümmert und tief bewegt sprach der Gesandte: „lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir zu Füßen legen, als solche Worte hören, denn ich weiß, daß sie mit vielem Blute der Franken und Thüringer gesühnt werden müssen."

Als Dietrich diese Worte vernahm, verbarg er seinen übergroßen Zorn hinter einer heitern Miene. „Es thut noth," sprach er, „daß wir eiligst unsern Dienst bei Irminfried antreten, damit wir der Freiheit beraubt wenigstens das nackte Leben erhalten." Er sammelte aber alsbald ein gewaltiges Heer und zog mit demselben an die Grenzmarke der Thüringer, wo ihn sein Schwager bei Runibergun bereits erwartete. Zwei Tage währte der heiße Kampf ohne Entscheidung, am dritten wurde Irminfried besiegt und floh mit seinem Heere in seine Burg Scithingi, welche an dem Fluße Unstrode gelegen war.

Nach der Flucht der Thüringer rief Dietrich seine Feldherrn und Hauptleute und fragte sie um ihre Meinung, ob er Irminfried weiter verfolgen oder ins Vaterland zurückkehren sollte. Unter diesen war Einer, Namens Waldrich, der sprach: „ich bin der Meinung, daß wir heimkehren, die Todten begraben, die Verwundeten pflegen und ein größeres Heer zusammenziehen, da wir nach so großem Verluste nicht mehr stark genug sind, den gegenwärtigen Krieg zu beendigen. Denn wenn die umwohnenden Völkerschaften sich mit Irminfried verbinden und ihm beistehn, mit welcher Macht willst du dann siegen?" Es hatte aber Dietrich noch einen andern gewandten Diener, dessen Rath er schon oft als tüchtig und nützlich erfunden hatte. Auch diesen fragte der König um seine Meinung. „Ich halte dafür," sprach er, „daß in ehrenvollen Dingen Beharrlichkeit sich ziemt, welche auch unsere Vorfahren so hoch hielten, daß sie begonnene Unternehmungen selten oder nie aufgaben. Unsere Mühen sind aber den ihrigen nicht zu vergleichen, denn sie haben mit geringer Mannschaft die ungeheuern Heere anderer Völker überwunden. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt; wollen wir durch unsern Abzug den Besiegten Gelegenheit geben sich zu kräftigen und zu siegen? Es ziemt den Siegern nicht den Besiegten den Kampfplatz zu überlassen. Und sind wir zahlreich

genug, um jeder Burg eine Besatzung zu geben? Auch diese würden wir alle verlieren, wenn wir abziehen und zurückkehren."

Diese Rede gefiel dem Könige und allen, die nach Siegesruhm begierig waren. Man blieb im Lager und eine Botschaft ging sogleich zu den Sachsen mit dem Erbieten, wenn sie dem Könige Dietrich Hilfe brächten wider Irminfried und die Thüringer, ihre alten Feinde, sie besiegten und die Burg nähmen, wolle er ihnen dann Land und Reich als ein ewiges Besitzthum überlassen. Die Sachsen säumten nicht und schickten sogleich neun Heerführer mit je tausend Mann. Diese Führer traten in das Lager der Franken jeder mit hundert Mann, während die übrigen draußen vor dem Lager blieben, entboten dem König Dietrich Gruß und Frieden und sprachen also: „Das Volk der Sachsen, dir ergeben und deinem Befehle gehorsam, hat uns zu dir gesendet und wir sind bereit auszuführen, was dein Wille von uns fordert, entweder deine Feinde zu besiegen oder für dich zu sterben, denn die Sachsen haben keinen andern Wunsch als den Sieg zu gewinnen oder das Leben zu laßen. Wir können unsern Freunden keinen größern Dienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten und daß du dieses erfahren mögest, ist unser Wunsch."

Während die Führer so sprachen, bewunderten die Franken diese an Geist und Leib gleich ausgezeichneten Männer, ihre neue Tracht, ihre Bewaffnung, das die Schultern umwallende Hauptthaar, besonders aber die Festigkeit ihres Muthes. Sie waren bekleidet mit langen Kriegsröcken, bewehrt mit langen Lanzen, standen gestützt auf kleine Schilde und trugen an der Seite lange Meßer. Einige der Franken aber meinten, solche Freunde seien ihnen wenig nützlich, es sei ein unbändiges Volk und wenn sie das Land erst inne hätten, würden sie das Reich der Franken bald vernichten. Der König Dietrich dachte aber nur an den augenblicklichen Nutzen, deshalb nahm er die Männer als Bundesgenoßen auf und gebot ihnen sich zum Sturme gegen die Stadt vorzubereiten.

Die Sachsen steckten nun ein Lager ab südlich von der Stadt auf Wiesen, die an den Fluß stießen und am folgenden Tage griffen sie mit dem ersten Morgenstrahle zu den Waffen, stürmten die Vorstadt und steckten sie in Brand. Dann stellten sie dem östlichen Thor gegenüber eine Schlachtreihe auf. Die Thüringer machten einen verzweifelten Ausfall, stürmten in blinder Wuth auf ihre Gegner los und eine grimmige Schlacht begann. Auf beiden Seiten wurden viele zu Boden gestreckt,

denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, für ihre Weiber und Kinder und für das eigene Leben, die Sachsen aber für ihren Ruhm und den Erwerb des Landes. Erst die einbrechende Nacht trennte den Kampf.

In dieser Noth wurde Iring von Irminfried mit einer unterwürfigen Botschaft und allen Schätzen an Dietrich gesendet, Frieden zu erbitten und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat vor den König der Franken und richtete unter Thränen seinen Auftrag aus. Als er gesprochen hatte, traten Dietrich's Räthe, die zuvor mit Gold bestochen waren, mahnend herzu und riethen das Gesuch nicht abzuweisen; der König möge auch ihrer Verwandtschaften nicht ganz vergeßen, und es sei nützlicher denjenigen als Bundesgenoßen anzunehmen, der geschwächt und besiegt sei, als jenes unbezähmbare und jeder Anstrengung gewachsene Volk der Sachsen, welches dem Frankenreiche nur gefährlich werden könne. Darum sei es rathsam, die Thüringer wieder anzunehmen und jene mit vereinten Kräften zu vertreiben. Durch diese Rede ließ sich Dietrich obwohl mit Widerstreben bestimmen seinen Schwager am folgenden Tage wieder zu Gnaden anzunehmen und den Bund mit den Sachsen zu brechen. Als Iring diese Zusage erhalten hatte, fiel er dem Könige zu Füßen, lobte seine königliche Milde und schickte an seinen Herrn sogleich eine Botschaft, um ihn und die Thüringer zu erfreuen und zu beruhigen. Er selbst aber blieb im Lager der Franken, damit nicht die Nacht die Gesinnungen ändern möchte.

Da durch diese Meldung die belagerte Stadt ruhig und des Friedens sicher geworden war, ging ein Thüringer mit seinem Falken vor das Thor, um am Ufer der Unstrut zu beizen. Der Vogel flog an das jenseitige Ufer und wurde von einem Sachsen gefangen. Der Thüringer forderte den Falken zurück, der Sachse aber verweigerte beharrlich dessen Rückgabe. „Laß ihn zurückfliegen," sprach endlich der Thüringer, „und ich will dir ein Geheimniß offenbaren, das dir und deinen Leuten von großem Nutzen sein wird." „Sprich," entgegnete der Sachse, „und du sollst deinen Vogel erhalten." „Die Könige," fuhr jener fort, „haben mit einander Frieden gemacht und verabredet, daß ihr morgen im Lager gefangen oder, wenn ihr Widerstand leistet, niedergehauen werden sollt." „Sagst du das im Ernste oder im Scherze?" frug der Sachse. „Die zweite Stunde," erhielt er zur Antwort, „wird dir morgen kundthun, daß es euch gilt Ernst zu zeigen. Deshalb sorgt für euch und sucht die

Flucht." Der Sachse ließ sogleich den Falken los und brachte seinen Genoßen diese Nachricht.

Die Sachsen darüber ganz aufgebracht und tief erschüttert wußten Anfangs nicht, was sie in dieser Sache thun sollten. Es war aber im Lager der Sachsen ein Krieger, zwar hochbetagt, doch ungeschwächt an Körperkraft. Er wurde aber gewöhnlich Vater der Väter genannt. Dieser ergriff der Sachsen heiliges Feldzeichen, das Bild eines Löwen und Drachen mit einem darüber fliegenden Adler und sprach in stattlicher Haltung und festen Sinnes also: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt, bin unter ihnen alt und grau geworden, habe sie aber niemals fliehen sehen. Wie kann ich nun jetzt thun, was ich nicht gelernt habe? Ich verstehe zu kämpfen aber nicht zu fliehen, will es auch nicht lernen. Gestattet mir das Schicksal nicht länger zu leben, so will ich mit meinen Freunden fallen. Beispiele väterlicher Tapferkeit sind mir die hingestreckten Leichname unserer Freunde, welche lieber sterben als besiegt werden, lieber die ungebeugte Seele aushauchen, als dem Feinde das Feld räumen wollten. Doch wozu viele Worte über die Verachtung des Todes? Haben wir es doch nur mit Sorglosen zu thun und ziehen nicht zum Kampfe, sondern nur zum Morden aus. Denn wegen des verheißenen Friedens und unseres schweren Verlustes ahnen sie kein Unheil, auch bleiben sie vom heutigen Kampfe ermüdet ohne Wachen. Darum laßt uns heute in der Nacht über die sichere Stadt herfallen und sie überwältigen. Folgt mir als euerm Führer und ich gebe euch mein Haupt zum Pfande, daß geschehen wird, was ich behauptet habe."

Ermuthigt durch diese Worte verwendeten die Sachsen den übrigen Tag darauf sich zu stärken und zu erfrischen und mitten in der Nacht griffen sie zu den Waffen, stürmten die Mauern und drangen mit gewaltigem Geschrei in die unbewachte Stadt. Die Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, andere irrten wie Trunkene in den Straßen und Festungswerken umher, andere fielen den Sachsen in die Hände, indem sie dieselben verkannten und für die Ihrigen hielten. Die Sachsen aber tödteten alle erwachsenen Männer, die jüngern sparten sie zur Beute und Knechtschaft auf. Es war eine Nacht voll Geschrei, Mord und Plünderung und kein Ort ruhig in der ganzen Stadt, bis die Morgenröthe den blutlosen Sieg der Sachsen beleuchtete. Durch Irminfried's Tod oder Gefangenschaft wäre der Sieg vollendet gewesen,

aber man fand, daß er mit Frau und Kindern durch die Flucht sich gerettet hatte.

Früh Morgens stellten die Sachsen am östlichen Thore einen Adler auf, errichteten einen Siegesaltar und verehrten ihre Götter nach der Väter Weise. Drei Tage feierten sie dieses Siegesfest, vertheilten die Waffenbeute, erwiesen den Gefallenen die kriegerischen Ehren und priesen ihren Führer über alle Maßen. Darauf kehrten sie in das Lager der Franken zu Dietrich zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen, um ihrer Tapferkeit willen höchlich belobt, Freunde und Bundesgenoßen der Franken genannt und mit dem ganzen Lande der Thüringer begabt. Sie bewohnten zunächst die Stadt, welche sie mit Feuer verschont hatten.

Als aber Dietrich Irminfried's Flucht vernommen hatte, ersann er eine List ihn zu tödten. Er ließ ihn zu sich rufen und ging zu Iring, der noch als Gast im Lager der Franken verweilte, und suchte ihn durch trügerische Verheißungen zu bereden, daß er seinen Herrn und König so ums Leben brächte, daß Niemand merken könnte, Dietrich habe dabei seine Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich Anfangs lange, endlich gab er nach und versprach den Auftrag auszuführen. Irminfried kam ins Lager der Franken und warf sich dem Könige zu Füßen, Iring aber, der als Dietrichs Waffenträger mit entblößtem Schwerte danebenstand, tödtete seinen Herrn, den König Irminfried, als er knieend am Boden lag. Sobald dieses geschehen war, rief ihm der König Dietrich zu: „da du durch solche Greuelthat ein Abscheu aller Menschen geworden bist, so weiche von uns, der Weg steht dir offen, wir wollen an deiner Frevelthat weder Theil noch Schuld haben.“ „Mit Recht bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden,“ entgegnete Iring, „weil ich deinen Ränken gedient habe; bevor ich jedoch von dannen gehe, will ich mein Verbrechen damit sühnen, daß ich meinen Herrn räche.“ Und mit demselben Schwerte, das er noch in seiner Hand hielt, stieß er den König Dietrich nieder, nahm den Leichnam seines Herrn und legte ihn über die Leiche des Königs der Franken, damit der im Leben Besiegte wenigstens im Tode die Oberhand hätte, bahnte sich den Weg mit dem Schwerte und ging von dannen.

Diese That hat aber solche Berühmtheit erhalten, daß die Milchstraße am Himmel noch heutiges Tages mit Irings Namen bezeichnet und Iringsweg oder Iringsstraße genannt wird.

11.

Die Burg Kyffhausen und die Grafen von Beichlingen.

Joh. Rothe dür. Chronik herausgegeb. von R. v. Liliencron. Jen. 1859. S. 54.
Bange thür. Chronik. Mühlhausen 1599. Bl. 11 b.

Als Julius Cäsar von Rom nach Deutschland gekommen war, um die Länder unter der Römer Herrschaft zu bringen, zog er auch nach Thüringen, bezwang den König dieses Landes und setzte ihn ab. Und das that er auch in den andern Ländern umher und damit diese Länder fortan in der Römer Gewalt blieben, baute er in jedem Lande ein Schloß und bemannte dasselbe. In Thüringen baute er eine Burg und nannte sie Confusio (das bedeutet eine Verstörung), die wir jetzt Kyffhausen nennen, und meinte, damit sollte das Königreich in Thüringen zerstört sein.

Auch setzte er die Grafen von Bichlingen zu Amtleuten und Voigten auf Kyffhausen ein und Etliche meinen, daß um diese Zeit auch die Grafschaft zu Bichlingen ihren Anfang gehabt habe und Bichlingen gebauet worden sei. Diese Grafen fingen lange Zeit hernach einen Hirsch mit einem goldnen oder silbernen Halsbande, darauf stund geschrieben:

Niemand soll mein Schade sein,
Denn Julius, der gab mich frei.

12.

Das Schloß Mühlberg.

Binhard newe vollkommene thüring. Chronika. Leipzig 1613. I, 10.

Im Jahre 319 ist das Schloß Mühlberg von einem Ritter erbaut worden, der vom Geblüt eines Königs der Thüringer, Hogerle oder Hoierlin, war. Nachdem dieser Ritter mit den Schwaben und Thüringern eine reiche Beute in Frankreich bekommen hatte, sind sie in Austheilung der Beute uneins worden, so daß es schier wiederum zu einem Streite und Lärmen unter ihnen gekommen wäre, wenn solches genannter König nicht verhütet hätte.

Nach solchem Handel zog dieser Ritter über den Thüringer Wald und bauete das Schloß, weil damals sicher und gut war auf Bergen zu wohnen. Er hieß das Schloß Mühlberg von einer Mühle, die samt

andern kleinen Hütten unten am Berge stund. Als aber die Einwohner, welche in den Wäldern herum und anderswo in der Gegend zerstreut wohnten, nachmals sahen, daß der Ort wegen des Schloßes eine gute Gelegenheit hätte, verließen sie ihre Wohnungen und baueten unter das Schloß gegen Abend zu, so daß sie nach etlicher Zeit einen freien Flecken machten. Auch baueten sie hinter das Schloß gegen Morgen ein Compostell oder Brustwehr, das man die Neuburg nannte, dieweil in einem Ring auf ein paar Meilen solcher Befestigungen noch acht waren und sie täglich zu streiten und zu kämpfen hatten.

13.

Von andern thüringischen Burgen.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 124 f.
Ursinus chron. thur. bei Menken Scriptores rer. Germ. III, 1240 ff.
Rivander düring. Chronica. 1596. S. 27 ff.

Schwarzburg hat sich erhoben, als die Thüringer von der See aus der Sachsen Lande von den Sachsen vertrieben wurden. Von da kamen sie an den schwarzen Wald und darum nannten dieselben Herrn das Schloß, das sie baueten, Schwarzburg. Etliche sprechen, daß ein Köhler geseßen hätte an dem Berge, wo man die Burg aufschlug, und deshalb sei sie Schwarzburg genannt worden; Andere dagegen erzählen, daß ihre Eltern Köhler gewesen und so die Burg ihren Namen erhalten habe. Doch das ist nicht zu glauben, weil alle die Grafen und Herren, welche Löwen mit verkehrten Hälsen in ihren Wappen führen, aus dem Lande der Sachsen vertrieben worden sind. So auch die von Käfernberg, die ihren Namen von den Käfern, die noch gerne dort sind, genommen und ihr Schloß Käfernberg genannt haben. Auch die von Gleichen, welche zuerst die Gleichen bei Göttingen baueten, weil die zwei Schlößer bei einander lagen auf einem Berge gleich hoch. Und als sie in das Thüringer Land kamen, da nannten sie ihr Schloß auch Gleichen um ihres Namens willen, den sie bereits hatten von ihren ersten Schlößern.

Die Herrn von Frankenstein nannten ihr Schloß nach dem Lande, das noch Franken heißet. Denn in der Zeit, da sie es baueten, hatten dasselbe Land die Könige von Frankreich inne, dazu auch Thüringen, Hessen und Wetterau, auch Welschland und die Niederlande. Später baueten die Verwandten desselben Herrn von Frankenstein ein Schloß

bei Eisenach gelegen und nannten es den Mittelstein, weil der Berg mitten zwischen fünf Landen gelegen ist: zwischen Thüringen, Franken, Buchen, Hessen und Sachsen oder dem Eichsfelde, welche alle bei einer Meile oder bei einer halben daranstoßen. Da war weder Eisenach noch die Wartburg.

Die Grafen von Brandenberg baueten Brandenberg. Als sie mit den Thüringern vertrieben wurden und an den Ort ihrer Niederlassung kamen, hatten die Schäfer der Weide wegen den Wald daselbst verbrannt. Da ihnen nun die Gelegenheit gefiel, baueten sie und nannten es Brandenberg.

Die von Treffurt kamen bei Nieder-Kreuzburg an die Werra und hießen zuerst die Nortmannen. Sie baueten in einem Loch, da der Stein überhänget, eine Wohnung und davor eine Wehre, gleich wie ein Thürmlein, und nannten es den Nortmannstein. Darunter lag ein schöner fließender Born, den nannten sie den Nortmannsborn. Aber nachher wurden sie mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt baueten, und nannten sie Treffurt, darum daß drei Furt daselbst durch die Werra gingen.

14.

Wie Bonifazius die Thüringer zum christlichen Glauben bekehrt.

Legenda Bonifacii bei Menken Scriptores rer. Germ. I, 842 ff. 852 ff.
Binhard thür. Chron. 1613. I, 33 ff.

Im Jahre 724 ist die große Schlacht zwischen den Thüringern und Ungarn, davon die Unstrut in Blut gefärbet war, auf dem Rieth vor Nägelstädt gehalten worden und es haben die Thüringer das Feld behalten und den Sieg gewonnen. Davon wird der Ort noch heutigen Tags auf der Fahr genannt. Mit dieser Schlacht hat es folgende Ursache und Bewandniß gehabt.

Als Bonifazius vernahm, daß das Land zu Thüringen noch in der Heidenschaft steckte, nahm er sich vor dasselbige zum christlichen Glauben zu bekehren und fragte einen alten Ritter daselbst, was es um das Land zu Thüringen für eine Gelegenheit hätte. Der Ritter antwortete ihm also.

„Das Land zu Thüringen ist zwölf Meilen Weges lang und breit und ist beschloßen mit zwei mächtigen Wäldern, nämlich dem Thüringer

und Harz=Walde, auch mit zwei schönen fischreichen Waßern, als der Werra und Saala, und käme es zu dem christlichen Glauben, so würde es das beste Land zu der Nahrung, als man wohl in solcher Größe in der ganzen Welt finden möchte."

Als nun Bonifazius solches hörte, versammelte er eine große Menge Volks und zog mit Heereskraft nach Thüringen. Als aber die Thüringer solches vernahmen, erschraken sie sehr und verzagten an ihrem Leben, flohen deshalb alle zugleich, Mann und Weib, auf einen Bruch bei der Unstrut, das heißet die Trettenburg, und beschloßen allda todt oder lebendig zu bleiben. Denn damals waren nicht viel mächtige und feste Städte im Lande, daß sie sich darin hätten schützen können.

Der Bischof aber zog bescheidentlich zu ihnen in das Land und begehrte, daß die Thüringer zu ihm kämen. Darauf schickten sie die Vornehmsten, so sie im Lande hatten, zu ihm, was er von ihnen begehrte anzuhören. Er sprach: „lieben Leute, ihr sollet nunmehr das Heidenthum verlassen und den christlichen Glauben annehmen, das ist, an Christum glauben und euch taufen laßen. Thut ihr's, nun wohlan, so kommt es euch zu Nutz und Frommen und soll euch nimmermehr gereuen, wo aber nicht, so will ich ein ander Liedlein mit euch singen." Darauf antworten die Thüringer: „was für Nutz und Frommen kann uns daraus entstehen?" Der Bischof sagte ihnen: „Gottes Sohn ist auf dieser Welt und Erde um des menschlichen Geschlechts willen geboren, hat menschliche Natur angenommen und mit sich bracht Gerechtigkeit und Friede. Das ist gleich gewogen den Armen und den Reichen, darum sollt ihr gerne an ihn glauben, und wenn solches geschieht und ihr euch taufen laßet, so sollet ihr von aller unrechten Gewalt an Leib und Gut hier auf Erden und hernach an der Seele von Sünde, Tod, Hölle und Teufels Gewalt entlediget werden."

Als die Thüringer solches hörten, antworteten sie: „lieber Herr, sintemal der geborne Gott solches vermag, so richtet er es auch dahin, daß wir des Zehnten, den wir dem Könige in Ungarn geben müßen, ledig werden. Denn wir müßen verzehnten unsern Leib und Gut, unser Weib und Kind und alles, was wir haben. Werden wir nun solches Zehnten los gemacht und eine glaubwürdige Versicherung darüber empfahen, so wollen wir getreulich glauben, uns taufen laßen und gerne folgen. Geschieht solches aber nicht, so wollen wir den Christenglauben nimmermehr annehmen, sondern bei unserm Glauben todt und lebendig

bleiben. Bitten deswegen, der Herr wolle uns eine Antwort geben, zu oder ab, darnach wir uns zu richten haben."

Der Bischof ging ab und zu seinen Räthen und sprach: „ich bedürfte wohl gutes Raths wegen der Thüringer Härtigkeit. Soll ich sie des Zehnten entledigen, so ist der König in Ungarn so mächtig, daß solches nicht wohl geschehen kann; soll ich sie aber erschlagen und ihr Blut auf mich nehmen, das fällt mir schwer; soll ich sie in ihrem Glauben und Blindheit sitzen laßen, so möchten sich andere Leute daran ärgern. Bitte deshalb euch lieben Räthe um einen guten Rath, wie ich mit Glimpf von diesen verstockten Leuten scheide, daß Niemand sagen dürfte, die Thüringer wären mit Gewalt vor dem Bonifazius geblieben."

Die Räthe antworteten ihm: „Herr, eure Meinung und Absicht dünket uns fürs Beste, daß ihr den Thüringern ein Bedenken gebet, darinnen sie sich wohl besinnen mögen und solches euch auf eine benannte Zeit wieder zu verstehen geben. Indessen könnet ihr des Kaisers oder des Pabsts Hilfe erlangen." Der Bischof willigt ein und war mit solchem Rath zufrieden.

Als aber der Bischof dieselbige Nacht in seiner Ruhe lag, kam eine Stimme von Gott und sprach: „Bonifazius, du zweifelst, wie die Thüringer an mich glauben sollen? Hast du nicht gelesen, daß ich bin auf diese Welt und Erde gekommen und habe menschliche Natur angenommen um des Menschen willen und bin der Armen Förderer sowohl als der Reichen und habe mit mir gebracht Friede und Gerechtigkeit? Darum will ich nicht, daß ein Mensch Zins oder Zehnten geben soll einem andern Menschen von seinem selbst eigenen Leibe. Ich will sein auch selber nicht und will die, so an mich glauben, beschützen und gegen alle unrechte Gewalt vertheidigen. Darum zeige den Thüringern meine Gnade, Treue und Barmherzigkeit an und sage ihnen daneben, daß der König in Ungarn ihnen den Zehnten nimmermehr abgewinnen soll. Und das soll die Urkunde sein: du sollst nicht von ihnen kommen, sondern bei ihnen im Lande bleiben."

Der Bischof ward über diese Stimme erfreuet und verkündete sie den Thüringern. „Damit ihr aber versichert und dessen gewiß sein möget," sprach er weiter, „daß euch der König in Ungarn den Zehnten nimmermehr angewinnen soll, so will ich selbst bei euch so lange im Lande bleiben, bis ihr solches selbst sehen werdet." Darüber wurden denn die Thüringer herzlich froh.

Es hatte aber damals Bonifazius sein Lager in einem Bruch bei der Unstrut, da nun ein deutsches Kloster liegt und heißet Nägelstädt.

Als aber die Ungarn vernahmen, daß ihnen die Thüringer den Zehnten zu geben verweigerten, auch erfuhren, daß solches auf Befehl des Bonifazius geschehe, zogen sie mit großer Heereskraft nach Thüringen und trafen des Bonifazius Heer an auf dem Bruch und eilten so stark auf sie, daß sie die Vordern in die Unstrut trieben. Bonifazius aber rief den lieben Gott um Hilfe und Beistand an, so daß sie die Ungarn erlegten und die Unstrut in Blut verfärbet ward. Denn die Ungarn konnten weder zurückweichen noch vordringen und wurden also alle erschlagen.

So gewann Bonifazius den Streit auf dem Rieth zu Neilstädt, daher die Wahlstadt noch auf den heutigen Tag auf der Fahrt heißet. Von des Bischofs Hauptleuten blieben auch zwei todt, die wurden überseits des Rieths begraben und stehen daselbst noch zwei steinerne Kreuze am Wege, wenn man von Tonna nach Salza geht.

Da die Thüringer das sahen, nahmen sie den Glauben an und ließen sich taufen.

15.

Die Johanniskirche bei Altenberge.

J. B. Heller's Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen 1731. S. 59. 466. Falkenstein thür. Chronik. II, 273.

Als man zählte nach Christi Geburt 724 Jahre, kam der heilige Bonifazius zum erstenmal nach Thüringen und wohnte in dem Walde auf dem alten Berge bei Georgenthal. Dort bauete er ein Kirchlein in St. Johannis des Täufers Ehre und daneben ein Haus. Ehe aber noch die Kirche fertig war, wollte der fromme Mann einmal auf dem Berge unter freiem Himmel predigen. Dabei thaten ihm die Krähen, Raben und Dohlen, welche auf dem Berge umherflogen, durch ihr Schreien so viel Ungemach, daß seine Worte vom Volke nicht gehört werden konnten und er deshalb Gott bat, er möchte die Vögel zerstreuen und von der Stelle weichen lassen. Zur Stunde zogen sie von dannen und sind nie wieder auf diesem Berge gesehen worden.

Die St. Johanniskirche lag anmuthig über dem Dorfe Altenberge und war die erste und edelste Pfarrkirche im ganzen Thüringer Lande. Im Winter aber war der Weg zur beschwerlich dahin, nament-

lich bei Glatteis und wenn Kinder zur Taufe oder Leichen zur Beerdigung hinauf zu tragen waren. Deshalb wollten die Altenberger die Kirche einmal abbrechen und unten im Dorfe aufrichten. Aber sie waren nicht im Stande das Vorhaben auszuführen. Denn was sie an dem einen Tage abgetragen und ins Thal geschafft hatten, das fanden sie am andern Morgen stets wieder in gehöriger Ordnung oben an seiner Stelle, so daß sie endlich ihre Arbeit aufgaben und die Kirche auf dem Berge stehen ließen.

16.

Bonifazius erbaut zu Ordruf die St. Michaelskirche.

Othloni vit. Bonifacii lib. I. c. 29.
Heller's Merkwürdigkeiten der Landgrafschaft Thüringen. S. 461.

Als Bonifazius das Thüringer Land durchzog, lehrte und taufte, ist er auch an den Fluß Ora oder Oraha gekommen, woran jetzt die Stadt Ordruf liegt, und übernachtete daselbst unter einem Zelte. Da sah er plötzlich eine überirdische Helle, der Himmel that sich auf, ein wunderbarer Lichtstrom floß herab und erleuchtete alles ringsum. In diesem Glanze erschien der Erzengel Michael dem heiligen Bonifazius und stärkte ihn in dem Herrn. Als es Tag geworden war, hat Bonifazius Gott gedanket und eine Messe gehalten. Darauf befahl er seinem Diener das Eßen zuzurichten. Aber dieser mußte bekennen, daß nichts vorhanden sei eine Mahlzeit zu bereiten. „Meinest du," erwiederte der fromme Mann, „daß Gott, der vierzig Jahre ein großes Volk in der Wüste mit Himmelsbrod gespeist hat, nicht auch mir, seinem unwürdigen Diener, für einen Tag Nahrung und Speise geben könne?" Und er gebot nochmals dem Diener den Tisch für ihn zu decken. Dieser that wie ihm geheißen war, und sogleich kam ein Vogel in der Luft herbei und führte einen großen Fisch mit sich im Schnabel, den er auf den Tisch niederfallen ließ. Als solches Bonifazius sah, dankete er Gott, ließ den Fisch zubereiten und sättigte sich mit seinem Diener. Die Reste der Mahlzeit ließ er in die Ora werfen.

Bonifazius erkundigte sich darauf, wem die Stelle und das Land gehöre, wo ihm der Erzengel Michael im himmlischen Glanze erschienen und die wunderbare Speisung zu Theil geworden war. Und als er erfahren hatte, daß Herrn Hugo dem ältern das Land zustehe, ging er hin

zu diesem und erzählte, was ihm allda begegnet war; zugleich bat er ihn, daß er den Platz ihm schenken möchte, um darauf eine Kirche zu erbauen. Diese Bitte wurde gewährt und so entstand dort eine Kirche, welche Bonifazius dem Erzengel Michael weihete.

17.

Der Bonifaziusfelsen bei Altenstein.

Sagittarius antiquitates regni thur. p. 375.
Menken Scriptores rer. German. III, 443.

Man erzählt auch, der heilige Bonifazius habe sich in dem Walde bei dem Altenstein zwischen Eisenach und Salzungen, nicht so gar weit vom Werrafluß einen Ort ausersehen und daselbst eine kleine Kapelle nebst einem Hüttchen für den Priester erbaut. Nachdem er in dem Kirchlein zum Altenstein einen Priester und seinen Mitgesellen gelaßen, sei er nach Geismar in Hessen gereist.

Noch heute heißt ein Felsen beim Schloße Altenstein der Bonifaziusfelsen.

18.

Bonifazius zerstört auf der Wagweide bei Erfurt einen heidnischen Abgott.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 28.

Zu selbiger Zeit kam Bonifazius auch gen Erfurt, da auch noch manch ungläubiges Volk und Heiden waren, die der Stadt gegenüber auf der Wagweide oder Wagede ihrem Gott sollen gedienet haben. Als nun Bonifazius auf dem Petersberge sich aufhielt und anhub Christum zu predigen, ermahnte er die Heiden, daß sie ihm hinauf in den Wald folgen sollten, droben unter den Eichen den Abgott umzuhauen. Die Heiden folgten ihm, als sie aber an den Ort kamen, da jetzt das Löberthor ist, soll sich, wie die alte Sage geht, vom Walde her gegen die Stadt ein gewaltiger Sturmwind erhoben haben, daß die Leute erschrocken sich Gedanken machten, es wäre solcher Wind des Abgotts Zorn, der sie ihres Vornehmens wegen strafen wolle, und stunden stille. Aber Bonifazius redete ihnen zu mit ihm nur fort zu gehen und den Teufel, der

sie bis jetzt verführet hätte, mit seinem Götzen nicht zu achten. Sie thaten solches und sahen darauf ihres alten Abgotts Fall und zerhauene Stücke.

19.

Die Ulmen im Pfarrgarten zu Vargula.

Thür. Volkssage. Mündlich.

Bonifazius ging eines Tages in die neue Kirche zu Vargula, um sie einzuweihen, und steckte seinen dürren Stab außerhalb der Kirche in die Erde. Während er am Altare die Messe las, fing außen der Stab an zu grünen und einige junge, frische Schößlinge zu treiben. Als Bonifazius nachher aus der Kirche wieder heraustrat und dieses Wunder erblickte, rief er dem versammelten Volke zu: „sehet diesen offenbaren Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit meiner Lehre! Solches Wunder kann nur Gott wirken."

Derselbe Stab aber ist zu einem Baum emporgewachsen und von ihm stammen alle Ulmen, welche in der Hecke des Pfarrgartens nach der Bonifaziuskirche zu stehen. Nur ungern wird noch heute im Pfarrgarten ein Ulmenbaum gefällt.

20.

Bonifazius haut bei Mühlhausen eine Donnereiche um.

Thuringia. Zeitschrift zur Kunde des Vaterlands. Arnstadt 1842. S. 572.

Anno 724 ist Bonifazius in die Gegend von Mühlhausen gekommen, hat die Donnereiche beim Dorfe Eichen, so fast groß und geheiligt gewesen, umhauen und einen Kasten daraus fertigen laßen, der noch in der Kirche von Eigenröden aufbewahrt wird.

21.

Bonifazius erbaut ein Kloster bei Kreuzburg an der Werra.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagma p. 292 ff.

Der heil. Bonifazius lustwandelte einmal mit seinen Schülern am Ufer der Werra, wo jetzt die Stadt Kreuzburg liegt, da gefiel ihm diese

Gegend ganz besonders; die Berge und Thäler umher, die Aecker, Felder und Weiden, der große Strom und die kleinen Wiesenbäche erschienen ihm anmuthig und fruchtbar. Er fiel nieder zur Erde und auf sein Gesicht, that Gott und dem heiligen Petrus das Gelübde zu ihrem Ruhme und in ihre Ehre mit allem Fleiße und Eifer ein Mönchskloster Benedictiner Ordens auf dem Berge, der nachher Kreuzberg genannt wurde, zu errichten und sollte dasselbe Petersberg heißen.

Die ersten Mönche wurden vom Petersberge zu Erfurt geholt, auch soll den Prälaten dieses Klosters die neue Pflanzung zum Schutz und zur Aufsicht besonders übergeben worden sein. Andere dagegen meinen, die ersten Klosterbrüder seien aus der Bruderschaft zu Fritzlar gekommen.

Der Name Petersberg an der Werra verblieb dem Kloster so lange, bis die Kreuzfahrten aller Orten feierlich eingeführt wurden und das Volk aus besonderer Andacht weit und breit am Montage in der Kreuzwoche zu diesem Berge mit ihren Kreuzen schaarenweise herbeikamen. Oben auf der breiten Fläche des Berges stand ein kleines, enges Kirchlein, die Kreuzkirche. Während darin zur bestimmten Zeit Messe gehalten wurde, lag das ganze Volk jedes Alters und Geschlechts auf der weiten und breiten Bergfläche auf den Knien und hielt seine Andacht; darauf gingen sie paarweise mit entblößten Häuptern durch die Aecker und Felder, über die Höhen und die Thäler entlang und lobten Gott mit Gesang, Gebet und lautem Jubel.

So verlor sich der alte Name und das Kloster wurde nachher insgemein Kreuzberg genannt.

22.
Das Hufeisen an der Kirche zu Heilsberg.

Paullini zeitkürzende u. erbaul. Lust. II, 496.

An die Kirchthür zu Heilsberg in Thüringen ist ein großes Hufeisen angenagelt und es geht die Sage unter den Leuten, daß es vom Pferde des Bonifazius herstamme. Denn als dieser Apostel mit seinen Gefährten unter andern Oertern des Thüringer Landes auch hierher kam, um zu reformiren und die damaligen Heiden zum Christenthum zu bekehren, mag er den Berg von Haufeld herab ins Thal unter den sogenannten Viehberg auf einen grünen Rasenplatz gekommen sein und um ein wenig auszuruhen sein Pferd allda auf der Weide haben gehen laßen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fuße

auf der Erde gescharrt haben und zwar so lange, bis endlich allda ein Quellbrunnen entsprungen, von dessen Wasser des Pferdes böser Fuß alsbald heil wurde. Und weil durch dieses Quellwasser, das noch heutiges Tages quillt und fließt, auch die Menschen von Krankheiten geheilt wurden, so gab man nachher nicht blos dem Brunnen den Namen Heilborn, sondern nannte auch das Dorf selbst Heilsberg und nagelte das Hufeisen, welches von des Pferdes Fuß abgefallen war, zum ewigen Gedächtniß an die Kirchthür. Noch bei Menschen Gedenken sind alle heilsbergische Bauern des heiligen Bonifazius halber in Erfurt zollfrei gewesen.

Ein anderer Chronist erzählt, die Heilsberger erwiesen durch das Hufeisen das Recht einen eigenen Hufschmied zu haben, welches ihnen eine Gräfin von Schwarzburg gegeben habe.

23.

Von einer Hungersnoth in Thüringen.

Annales fuldenses ad ann. 850.

Um das Jahr 850 war eine große Theuerung in ganz Deutschland. In dieser betrübten Zeit wollte ein Mann mit seiner Frau und seinem kleinen Sohne aus dem Fuldischen und zwar aus dem Grabfeld nach Thüringen wandern und sehen, ob er sich dort des Hungers erwehren könnte. Als sie nun in einen Wald kamen, sprach der Mann also zu seiner Frau: „ist es nicht beßer, daß wir diesen unsern Sohn schlachten, als daß wir alle Hungers sterben?" Die Mutter wollte zwar solches nicht zugeben und ihm die grausame That ausreden, als aber der Hunger gar zu sehr drückte, riß er das Kind aus den Mutterarmen und wollte es schlachten; damit aber die Mutter den Jammer nicht ansehen, noch des Kindes Geschrei hören möchte, ging er ein wenig abseits. Indem er aber das Schwert zieht, wird er zweier Wölfe gewahr, die eine Hindin zerreißen; alsbald läuft er hinzu, verscheucht die Wölfe und bringt das Wildpret der Mutter. Wie diese von fern das blutige Fleisch, aber ihr Söhnlein nicht so bald gewahr wurde, erschrak sie dermaßen, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Er aber ging zu ihr, richtete sie auf, tröstete sie und erzählte, wie Gott das Kind so wunderbar vom Tode errettet und ihnen Fleisch zu eßen bescheert habe. Diese Begebenheit haben sie nachher vielen Leuten in Thüringen erzählt.

24.

Herzog Burkhard fällt in einer Schlacht gegen die Ungarn bei Eisenach.

Bange thür. Chronik. Mühlhausen 1599. Bl. 32.
Joh. Rothe düring. Chronik S. 174.

Im Jahre 919 zogen die Ungarn nach Thüringen und verwüsteten die Länder. Der Herzog Burkhard rief die Herzöge von Sachsen, Oesterreich, Baiern, Schwaben und Franken um Hilfe und Beistand an. Die kamen mit aller Macht und als die Ungarn in Hessen und Buchen ziehen wollten, kam Herzog Burkhard mit seinem Anhang gegen sie mit acht Pannern, nahe bei der Stadt Eisenach, und stritt mit ihnen. Da ward ihrer eine große Anzahl erschlagen und es blieb damals der Herzog Burkhard von Thüringen mit dem Herzog von Oesterreich und viele Grafen und Edelleute. Auch der Deutschen starben viele Tausende. Dennoch aber verloren die Ungarn den Streit, daß ihrer kaum der vierte Theil davon kam. Und weil der Herzog von Thüringen keine Leibeserben hinterließ, fielen seine Lande dem Reiche und dem Kaiser heim.

25.

Ludwig mit dem Barte.

Annales Rheinhardsbrunnenses p. 1 sqq.

Am Hofe des Kaisers Konrad lebten zwei Brüder, welche aus dem Geschlechte der fränkischen Könige Karl und Ludwig waren und nahe Verwandte der Kaiserin Gisela. Der eine hieß Graf Hugo, war reich und begütert und wollte keinem Herrn als Dienstmann angehören außer den Bischöfen von Fulda und Mainz. Sein Bruder wurde genannt Ludwig mit dem Barte.

Als der Graf Hugo gestorben war, erbte sein Sohn Widmann das väterliche Besitzthum, weil er aber etwas schwachsinnig war, so wurden ihm die Lehen, die sein Vater vom bischöflichen Stuhle in Mainz inne gehabt hatte, entzogen und einem andern gegeben. Als dieses Widmann vernahm, ging er mit einigen Begleitern nach Mainz und drang, sei es im Wahnsinn oder aus übergroßem Zorn, weil seine Lehen auf einen andern übertragen waren, in das Gemach des Bischofs, der eben mit den andern geistlichen Herren einen Rath hielt, und erstach sofort den=

jenigen, welcher seine Lehen erhalten und inne hatte. Obwohl er schnell nach der Thüre eilte und zu entkommen suchte, ward er doch ergriffen und für seine Frevelthat mit dem Tode bestraft.

Sein Gut und Erbe fiel nun dem Grafen Ludwig mit dem Barte zu. Dieser war am kaiserlichen Hofe groß, gewaltig und angesehen, denn er zeigte in allen Geschäften besondere Geschicklichkeit, gute Einsicht und Treue. Darum sandte ihn auch der Kaiser mit Empfehlungsbriefen an den Erzbischof Bardo nach Mainz, daß dieser ihn mit Land und Leuten belehnen möchte. Da aber der Bischof in seinem Gebiet am Rheine eben keine Lehen zu vergeben hatte, machte er ihn zu einem Vitzthum in Thüringen und ertheilte ihm dort noch andere Lehen und Einkünfte.

So kam Ludwig mit dem Barte in das Thüringer Land mit zwölf Rittern und nahm seinen Wohnsitz in der Nähe des Waldes, welcher die Loibe genannt wird, zwischen dem Katerberg, Aldenberg und Kornberg. Von den Grafen Busso von Gleichen und Günther von Käfernberg und andern freien und ehrbaren Leuten erwarb er durch Kauf noch viel Gut dazu, das Dorf Aldenberge und noch anderes bebautes und unbebautes Land, das in der Nähe gelegen war, ließ den Wald roden, das Land ebenen und baute darauf Dörfer, Friedrichrode, Reinhersborn, Tünsterberg, Engelsbach, Espenfeld und andere mit anderen Namen. Für sich selbst aber baute er ein Haus auf einem Hügel bei Aldenberge und begann sein Besitzthum in jener Gegend zu mehren und zu beßern, daß er bei allen benachbarten Grafen und Herren in hoher Ehre und großem Ansehn stand.

Auch erbaute er mit des Kaisers Erlaubniß auf einem Berge neben der genannten Loibe eine feste Burg, genannt die Schauenburg, und durch kaiserliche Schenkung erhielt er dazu noch einen großen Theil desselben Waldes zu seinem Eigenthum.

26.

Wie Graf Ludwig mit dem Barte seinen ersten Sohn taufen ließ.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 257 f.

Es geschah nach Christus Geburt 1040 Jahr, daß der Graf Ludwig von Thüringen, den man auch nannte Herrn Ludwig mit dem Barte,

Frau Cäcilie von Sangerhausen, eine Herzogin von Braunschweig, eine stolze, schöne Frau von 30 Jahren und von Tugenden und guten Sitten, zu Ehe nahm und führte sie auf sein Schloß Schauenburg mit großer Herrschaft und mit großem Gute. In dem andern Jahre darnach bauete er die Pfarrkirche zu dem Aldenberge, die der heilige Bonifazius, da er das Thüringer Land bekehrte, zuerst gestiftet und geweihet hatte, und machte sie weiter und größer. Und als ihm von Frau Cäcilie sein erster Sohn geboren wurde im Jahre 1042, da schrieb der Graf Ludwig einen Brief an seinen Lehnsherrn, den Erzbischof Bardo zu Mainz, und bat ihn mit großem Fleiße, zu ihm auf seine neue Burg zu kommen, er wollte das allezeit um ihn verdienen. Der Bischof kam und weihete ihm die St. Johanniskirche zu dem Aldenberge, die er größer gemacht hatte, und taufte ihm alsbald seinen Sohn Ludwig in Gegenwart des Herzogs von Braunschweig, der Grafen Günther von Schwarzburg, Heinrich von Mühlberg, Günther von Käfernburg, Busso von Gleichen und vieler andern Herren aus Thüringen, Hessen und Franken und es wurde da Hauswärme, Heimfahrt, Kirmesse und Kindtaufe mit einander in großer Pracht und Herrlichkeit gehalten.

27.

Das Jagen im fremden Walde.

Annales Reinhardsbrunn. p. 9.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 261.
Bange thür. Chron. Bl. 43.

Ritterliche Abentheuer suchte der junge Graf Ludwig II. von Thüringen, wo er konnte. Nun wohnte zu seiner Zeit ein Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachsen, in dem Osterlande bei Thüringen auf seiner Burg Scheiplitz, der hatte ein gar schönes, säuberliches Weib, Tochter des Markgrafen von Stade, genannt Adelheid. Dieser machte der Graf Ludwig den Hof, gewann sie sehr lieb und litt große Noth um dieser Liebe willen. Auch die Frau ward da von seiner Liebe also betrogen, daß sie ihn heimlich zu sich beschied und freundliche Gespräche mit ihm pflog. Dabei rieth sie ihm, daß er ihren Herrn, den Pfalzgrafen, tödten und sie zu Ehe nehmen sollte, und sie rathschlagte also mit ihm, daß er auf einen Tag, den sie ihm benannte, jagen sollte bei dem Schloße Scheiplitz, sie wollte dann ihren Mann dazu anhalten, ihm das zu wehren.

Der Graf nahm den Vorschlag an, ließ sich den Teufel und der Frauen Schöne blenden und kam auf den bestimmten Tag, ließ in dem Walde seine Hörner erschallen und ermunterte durch Zuruf die Hunde. Inzwischen saß der Pfalzgraf in einem Bade, wie das so bestimmt und verabredet war. Alsbald lief Frau Adelheid stürmisch über ihren Mann und sprach höhnisch zu ihm: „dieweil du hier sitzest und pflegst deines Leibes Gemüthlichkeit, verlierst du dein Recht und deiner Herrschaft Freiheit und läßt dir jagen bis vor die Nase."

Bei diesen Worten fuhr der Pfalzgraf aus dem Bade, warf einen Mantel über sein Badehemd, fiel auf einen Hengst und jagte dem Grafen Ludwig nach mit Geschrei und strafte ihn mit Worten, dieser aber wandte sich gegen ihn und stach ihn nieder mit seinem Jagdspieß.

Als so der Pfalzgraf Friedrich erstochen war, wurde große Klage erhoben von seinen Freunden und von seinem Weibe, wiewohl ihr das nicht sehr leid war, und man begrub ihn zu Goseck in dem Münster, das an der Saale liegt neben der Neuenburg und von demselben Pfalzgrafen gestiftet war; an die Stätte aber, wo er ermordet wurde, hat man zum ewigen Gedächtniß ein steinernes Kreuz gesetzt, daran auf der einen Seite ein Jagdspieß, auf der andern aber diese Worte eingehauen stehen:

Anno Domini MLXV.
Hic expiravit Palatinus Fridericus
Hasta prostravit comes illum dum Ludovicus.

Als aber das Jahr zu Ende ging, da gelobte dieselbe Wittwe Frau Adelheid dem Grafen Ludwig von Thüringen, der ihren Herrn erstochen hatte, die Ehe und er führte sie mit sich heim auf die Schauenburg und hielt da mit großer Pracht die Hochzeit.

28.

Die Frau zur Weißenburg.

Uhland Volkslieder Nr. 123. S. 287.
A. Brotuff Chronica der Stadt Mersburg. Lpzg. 1557. Bl. 71 b.

Was woln wir aber singen,
was woln wir heben an?
ein lied von der frawen zur Weißenburg
wie sie iren herrn verriet.

Sie ließ ein brievelein schreiben
gar fern ins Türinger land
zu Ludewig, irem bulen,
daß er käm zuhand.

Er sprach zu seinem knechte:
‚satel du mir mein pferd!
wir woln kein der Weißenburg reiten,
es ist nu reitens zeit.' —

‚Gott grüß euch, Adelheid schone!
wünsch euch ein guten tag;
wo ist ewr edler herre
mit dem ich kempfen mag?'

Die fraw leukent iren herren
im schein falsches gemüts:
‚er reit nechten ganz spate
mit hunden auf die jagt.'

Do Ludewig under die linde kam,
ja under die lind so grün,
do kam der herr von der Weißenburg
mit seinen winden so kün.

‚Wilkommen, herr von der Weißenburg,
gott geb euch guten mut!
ir solt nicht lenger leben
denn heut disen halben tag.'

‚Sol ich nicht lenger leben
denn disen halben tag,
so klag ichs Christ von himel
der all ding wenden mag.'

Sie kamen hart zusammen
mit worten, zorn so groß,
daß einer zu dem andern
sein armbrost abeschoß.

Er sprach zu seinem knechte:
'nu spann dein armbrost ein
und scheuß den herrn von der Weißenburg
zur linken seiten ein!'

'Worumb sol ich in schießen
und morden auf dem plan?
hat er mir doch sein lebenlang
noch nie kein leid getan.'

Do nam Ludwig sein jegerspieß
selber in seine hand,
durchrant den pfalzgraf Friederich
under der linden zuhand.

Er sprach zu seinem knechte:
'reit mit zur Weißenburg!
da seint wir wol gehalden
nach unserm herz und mut.'

Do er nu kegen der Weißenburg kam,
wol under das hohe haus,
da sach die falsche frawe
mit freuden zum fenster auß.

'Gott grüß euch, edle frawe,
bescher euch glück und heil!
ewr will der ist ergangen,
tot habt ir ewrn gemal.'

'Ist mein will ergangen,
mein edler herre tot,
so wil ichs nicht eher glauben
ich seh denn sein blut so roth.'

Er zog auß seiner scheiden
ein schwert von blut so rot:
'sih da, du edle frawe,
ein zeichen deins herren tod!'

Sie rauf ir weiße hende,
rauft auß ir gelweiß har:
'hilf, reicher Christ von himel,
was hab ich nu getan!'

Sie zog von irem finger
ein ringlein von gold so rot:
'nim hin, du Ludewig bule,
meiner darbei gedenk!'

'Was sol mir doch das fingerlein,
das unrecht gewonnen gold?
wenn ich daran gedenke
mein herz wirt nimmer fro.'

Des erschrack die fraw von der Weißenburg,
faßt ein traurigen mut:
'verlaß mich, holder fürste, nicht!
mein edler herr ist tot.'

29.

Ludwig der Springer.

Annales Reinhardsbrunnenes ed. Wegele. Jen. 1854. p. 12 sq.

Die Freunde und Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen konnten dessen Tod nicht vergeßen und sie klagten den Grafen Ludwig zu Thüringen vor dem Kaiser an wegen der Frevelthat, die er um des schönen Weibes willen an dem Pfalzgrafen begangen hatte. Auf Befehl des Kaisers wurde der Graf Ludwig gefangen genommen und auf das Schloß Giebichenstein gebracht und zwei Jahre in einem Gefängniße fest gehalten, doch ohne Feßel. Der Kaiser hatte ihm den Tod zuerkannt. Kurz vor dem Tage, an welchem die Todesstrafe ihn treffen sollte, spielte er mit einigen Männern im Brett und als er von denselben vernahm, daß er nicht wohl mit dem Leben davon kommen möchte, stand er alsbald vom Spiele auf, ging zur Seite und that ein Gelübde zu St. Ulrich, ihm eine Kirche zu erbauen, wenn ihm durch seinen Schutz aus der Noth und vom Tode geholfen würde.

Darauf verstellte er sich, klagte über großen Frost und that deswegen viele und weite Kleider an und ging sanft und gemach in seinem Gefängniß auf und ab, während die Männer, die bei ihm waren, im Brett spielten und seiner nicht sonderlich achteten. Unterdessen sah er durch das Fenster und gewahrte unten über der Saale, welche am Fuße des Berges hart vorbeifließt, einen seiner Diener, der mit seinem weißen Hengste, welcher der Schwan hieß, dem Ufer des Flußes zuritt, und erkannte, daß dieses durch Gottes und des heil. Ulrichs Eingabe und Fügung so geschehe. Sogleich stürzte er sich mit seinen Kleidern, die vom Winde mit ausgebreitet wurden, hinab in das Wasser und als er dasselbe oben berührt hatte, erfaßte ihn der Diener, setzte ihn auf das Pferd und befreite ihn von der Gefahr des Todes.

Als der Graf Ludwig heim in seine Stadt Sangerhausen kam, dankte er Gott für seine Rettung und erbaute eine schöne Kirche in St. Ulrichs Ehre und ließ an ihren Eingang diese Worte in Stein hauen:

Suscipe sancte domum quam vinctus compede vovi.

Von diesem Sprunge aber heißt er Ludwig der Springer.

30.

Ein Wunder zeigt dem Grafen Ludwig die Stelle, wo er dem heil. Ulrich die Kirche erbauen soll.

Volkssage.
Thuringia. Ztschr. zur Kunde des Vaterlandes. Arnstadt. 1842. S. 779.

Als Ludwig der Springer sein Gelübde, das er dem heil. Ulrich gethan, lösen und demselben eine Kirche erbauen wollte, suchte er lange vergebens nach einem passenden Orte für diesen Kirchenbau. An einem schönen, heitern Frühlingsmorgen öffnete der Graf Ludwig, der sich damals in Sangerhausen aufhielt, das Fenster seines Zimmers und wollte die reine, frische Morgenluft einathmen. Vor ihm lag die Propstei mit ihrem weiten Hofe. Die Dächer der Häuser, die Bäume und die nicht fernen Vorberge des Harzes strahlten seinen Augen blendend weiß entgegen von dem Reife, der in der Nacht gefallen war, und alles flirrte und flimmerte um ihn her im Glanze der aufgehenden Sonne. Auch der Probsteihof war von dem Reife bedeckt, bis auf eine Stelle, die in Kreuzes Form ganz unbedeckt geblieben war. Der Graf Ludwig sah

3 *

staunend dieses Wunderzeichen und erkannte daran, daß er gerade an dieser Stelle dem heil. Ulrich die Kirche erbauen sollte.

31.

Wie Graf Ludwig die Wartburg erbaut hat.

Annales Reinhardsbrunn. p. 8.

Als der Graf Ludwig eines Tages jagte und viele Berge und Wälder durchschweifte, kam er auch an den Berg, welcher Wartberg genannt wird. Dieser gefiel ihm über die Maßen wohl, da er zur Erbauung einer Burg paßend und gut gelegen schien. Er ließ also, da der genannte Berg nicht zu seinem Gebiete gehörte, Erde von seinem Grund und Boden auf den Gipfel desselben tragen. Dann gewann er noch zwölf Ritter und steckte zwölf blose Schwerter bis an das Heft in die Erde auf der Spitze des Berges und schwur mit den genannten Rittern, daß diese Erde zu seinem Eigenthum gehöre und so erbaute er, wie man sieht, die feste, unüberwindliche Burg.

32.

Dieselbe Sage aus späterer Zeit.

Binhard newe vollkommene thür. Chronika I, 86 f.

Wie Graf Ludwig von Thüringen die Wartburg bei Eisenach erbaut habe, erzählt eine alte geschriebene Chronik auch auf folgende Weise. Der Graf jagte einmal am Inselberge und traf da ein Stück Wild an, dem ritt er nach bis an die Hörsel bei Eisenach und von da bis auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt, zu warten, wo das Wild aus dem Walde liefe. Da gefiel ihm die Gelegenheit des Berges also wohl, daß er eine Lust darauf zu bauen bekam, trachtete deshalb auf Mittel und Wege, wie er's füglich anfinge und den Berg, welcher denen von Mittelstein und Frankenstein zuständig war, an sich brächte. Bald schickte er des Nachts aus und ließ heimlich Erde in Körben von seinem Lande auf den Berg tragen, darnach auch einen Bergfrid machen und schlug ihn mit Gewalt auf. Da ward er von denen von Mittelstein und Frankenstein bei dem Reich verklagt, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt frevent-

lich unterstünde. Als er nun darum zur Rede gesetzt ward, gab er zur Antwort, er hätte die Burg auf das Seine gebaut und wolle das mit Urtel und Recht seines Verhoffens wohl erhalten. Da wurde zu Recht erkannt, wenn er mit zwölf redlichen Männern aus der Ritterschaft beweisen könnte oder selbst einen leiblichen Eid schwören wollte, daß das Land, darauf er gebaut und da jetzo Wartburg liegt, sein wäre, sollte ers behalten. Darauf hat er bald zwölf Ritter, welche ihm zuvor die Erde auf den Berg zu tragen Rath und That gegeben und behilflich gewesen, erkoren und trat mit denselben auf den Berg und sie steckten ihre Schwerter in die Erde, die er hatte darauf tragen laßen, und schwuren, daß ihr Herr, der Graf Ludwig, da auf dem Seinen stünde und vor Alters der Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg und fing also an das Schloß und die Burg zu bauen.

Er ließ nun Steine vom Seeberg bei Gotha führen und bauete das Mushaus und andere Kemnaten und Thürme darauf, ließ auch ans Reich gelangen, daß ers möchte mit Kupfer übergüldet decken. Das Reich aber wollte solches nicht nachgeben, da wurde es mit Blei gedeckt. Nach der Zeit aber ist das abgebrannt und nunmehr mit Ziegeln bedeckt.

In der Zeit aber, als die Wartburg gebaut wurde, war Hunger und Sterben überall und die armen Leute haben an der Burg um das liebe Brod gearbeitet und Gott gedanket, daß sie dasselbe noch haben konnten.

33.

Von der Erbauung der Stadt Eisenach.

Ursinus thür. Chron. b. Menken Scriptores rer. German. III, 1257.

Als Ludwig der Springer die Wartburg köstlich erbaut hatte und die theuern Jahre ein Ende nahmen, begriff er auch den Wall und den Ring mit den Graben und Mauern, da jetzt die Stadt Eisenach liegt. Jede Dorfschaft im Lande zu Thüringen mußte da ein Stück der Mauern machen lassen, dazu arbeiten und Fuhren thun, wie man es noch jetzt merket an der Bauart der Mauern.

Vorher aber war die Stadt Eisenach gelegen auf St. Petersberg zwischen der Hörsel und Nesse, und zwei Kirchen an St. Petersberg, die beide zerbrochen sind, und ein Kloster, das nun in der Stadt liegt zu

St. Nicolaus. Die andere Kirche lag an dem Berge, wo man nach Fischbach geht, der noch der Katharinenberg heißt. Da wo das Kloster St. Nicolaus liegt, saßen ehrbare Leute und hatten einen schönen steinernen Hof, der war zu der Zeit vor der alten Stadt Eisenach, und wo unserer lieben Frauen Kirche und der Thurm ist, da saßen deutsche Herren und hatten ein Dörfchen unter sich. Wo St. Georgen Kirche erbaut ist, das war geheißen Krümmelbach. Da saßen ehrbare Leute in einem steinernen Hofe, die hießen die Hellgrafen und hatten ein Vorwerk, wo jetzt der neue Spittel liegt. Da ward die Stadtmauer geführt zu den dreien und so liegen sie noch alle drei ohne Unterschied innerhalb der Stadtmauer. Die Hefstätten, darauf man die Klöster der Prediger und Barfüßer erbaute, waren ehrbaren Leuten, von denen sie nachher den Klöstern gegeben wurden. Diese Stadt ward zu bauen angefangen nach Gottes Geburt 1073 Jahr.

Die Dörfer, die den Herrn von Mittelstein gehörten, als Obern-Stedtfeld, das Theil hinter St. Katharinen und Ammeren, das in dem Ammeren Felde liegt, und Montzried wurden alle wüste, denn die Leute zogen in die neue Stadt Eisenach und bearbeiteten von da ihre Aecker, so daß sie verarmten, ihr Recht verkaufen mußten und sehr herunter kamen. Um Wartbergs willen ward die Stadt an den Wald gebaut. Die alte Stadt hieß auch Eisenach, denn man machte da Eisen, wie man jetzt in der Ruhla thut.

34.

Das Kloster Reinhardsbrunn.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 14 sqq.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 270—273.

Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der alle Menschen will selig haben und Niemanden gern laßen verderben, rührte das Herz der Frau Adelheid und durch diese wiederum das Herz ihres Herrn und Ehegemahls, daß sie gedachten an ihrer Seelen Seligkeit und ihr Leben zu beßern begehrten.

Am stillen Freitage bat Frau Adelheid den Grafen Ludwig, daß er mit ihr eßen möchte. Als nun beide mit einander zu Tische saßen, ließ sie viele Gerichte auftragen von allerlei Fleisch, zahmen und wilden, gesotten und gebraten. Da das der Graf sah, erschrack er und fragte, was das zu bedeuten habe, da ja solche Speisen zu genießen unziemlich

sei an dem Tage, an welchem unser Schöpfer und Erlöser für das Heil des Menschengeschlechts gelitten hätte am Holze des Kreuzes. „Ist es uns nun unziemlich," sprach Frau Adelheid, „diese Speisen zu genießen, wie vielmehr ist es thöricht und unziemlich, daß wir in den Feßeln des ewigen Todes gehen und Gottes große Barmherzigkeit nicht sehen und unsere Sünden, die gewachsen sind bis in den Himmel, in Reue und Leid nicht tilgen?"

Der Graf Ludwig schlug bei diesen Worten das Haupt nieder, ging in sich und begann sehr zu weinen. Er gelobte Gott sein Leben zu beßern und gedachte seine Sünden mit Almosen und frommen Werken zu büßen. Und als er seines Hauses Angelegenheiten wohl geordnet, seine Söhne und Töchter verheirathet hatte, ließ er seinen besondern guten Freund, den frommen und gerechten Herand, der ein Mönch in Hylsenburg, nachher ein Bischof in Halberstadt war, zu sich kommen und den Abt Gyselbert, bekannte diesen aufrichtig seinen Willen und seine Gedanken, begehrte ihren Rath und versprach in allen Dingen treuen Gehorsam. Diese Männer, welche die Reue seines Herzens wohl erkannten, gaben den guten und verständigen Rath, daß er ein Kloster in unserer lieben Frauen und St. Johannes des Evangelisten Ehre bauen und sich selbst der Welt begeben und ein Mönch in dem Kloster werden möchte.

Diesem Rathe willfahrte der Graf Ludwig und suchte von dieser Zeit an eine bequeme Stätte, ein Kloster dahin zu bauen.

Nun wohnte nahe bei dem Schloße Schauenburg in dem Walde ein Töpfer, der hieß Reinher, bei einem großen tiefen Borne, der stark ausfloß. Dieser sah alle Nächte zwei schöne Kerzen nicht fern von seinem Hause brennen. Das verwunderte ihn sehr und wenn er dann zu den Kerzen kam, so fand er nichts an der Stelle. Dieses Wunder zeigte er auch den anderen Leuten, die in dem Walde wohnten, und bald erfuhr es auch der Graf Ludwig; der ritt hin zu dem Töpfer Reinher und fragte ihn selbst darum. Als er von diesem die Wahrheit gehört und das Wunder selbst geschaut hatte, gedachte er an sein Gelübde, und daß Gott durch Offenbarung der Lichter die Stelle selbst erwählt hätte und ein Kloster dahin haben wollte.

Alsbald ließ er die Stätte räumen, die Bäume abhauen, hörte den Rath seines guten Freundes, des Bischofs Herand von Halberstadt, den er zu sich berief, und bauete an die Stätte ein Kloster, das er Reinhersborn nannte nach dem Borne, der dort floß, und dem Töpfer, der dabei

wohnte. Da wo das eine Licht gebrannt hatte, lag das Kloster mit dem Münster, und wo das andere, eine Kapelle der heiligen Jungfrau.

35.

Der eiserne Landgraf.

Historia de Landgraviis Thur. ap. Eccard. p. 378.
Rothe düring. Chron. S. 290.
Nicolai de Siegen chron. ecclesiast. ed. Wegele. p. 329.
Lange thür. Chron. Bl. 60 b.

Landgraf Ludwig, der eiserne genannt, war in seiner Jugend ein milder und gütiger Herr, demüthig und nachsichtig gegen Jedermann. Wegen dieser Milde wurden seine Junker und Edelleute hochmüthig und stolz, vergaßen seine Güte und Nachsicht, schmäheten ihn, nannten ihn einen Thoren, der zur Regierung nicht tauge, und achteten seine Gebote nicht hoch. Auch beschwerten sie seine Unterthanen an allen Enden, schatzten und drückten sie sehr und thaten ihnen großen Verdruß.

Es trug sich aber einmal zu, daß der Landgraf zur Jagd ausritt auf den Wald und ein Wild antraf, dem folgte er eifrig nach, verirrte sich und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers, richtete sich darnach und kam in die Ruhl zu einem Waldschmiede. Der Landgraf war mit schlechten Kleidern angethan und hatte ein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger," war die Antwort. Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! Wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!"

Der Landgraf schwieg. „Ich will dich herbergen," sprach zuletzt der Schmied, „dort in dem Schuppen findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen."

Der Schmied arbeitete die ganze Nacht hindurch. Wenn er mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, so schalt er seinen Herrn den Landgrafen und hieß ihn hart werden wie das Eisen und sprach: „nun werde hart du böser, unseliger Herr! Was sollst du den armen Leuten leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe die Leute plagen und mähren dir im Munde?" Und er erzählte die ganze lange Nacht, was die Beamten des Landgrafen für Untugend mit den armen Unterthanen übten. Wenn dann die Unterthanen klagten, so wäre Niemand da, der

ihnen Hilfe thäte, denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spotte seiner hinterwärts, hießen ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwerth.

Also hieß der Schmied den Herrn mit Fluchen und Schelten hart werden wie das Eisen und trieb solches die ganze Nacht an.

Der Landgraf konnte nicht schlafen, hörte alles gar wohl, nahm es zu Herzen und ward von Stund an scharf und ernsthaft in seinem Gemüth. Auch fing er an die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

Das wollten nun etliche Ritter und Beamten nicht leiden, sondern verbanden sich unter einander und gedachten sich gegen ihren Herrn zu wehren. Als daher der Landgraf einen seiner Ritter, der sich wider ihn verbrochen hatte, überzog und strafen wollte, versammelten sich die andern und wollten solches nicht leiden. Da kam es zu einem Streit mit ihnen bei der Naumburg an der Saale und der Landgraf bezwang und fing sie und führte sie mit sich auf seine Burg. Da strafte er sie zuerst nach Nothdurft und Gebühr mit harten Worten, daß sie den Eid, welchen sie geschworen und gelobet, so schlecht und böslich gehalten hätten, und unter andern sprach er zu ihnen: „nun wollte ich zwar eure Untreue wohl belohnen, wenn ich's aber thäte, spräche man vielleicht, ich tödtete meine eigenen Diener; sollte ich euch aber schatzen, so spräche man auch übel von mir, und ließe ich euch los und ungestraft von mir kommen, so achtet ihr meines Zornes ferner nicht."

Und der Landgraf führte sie zu Felde, fand dort auf einem Acker einen Pflug, spannte in denselben die ungehorsamen Edelleute je vier in ihren Hemden und ackerte mit ihnen eine Furche, während die Diener den Pflug hielten und er selber mit einer Geisel auf die vorgespannten Edelleute hieb und sie antrieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. So pflügte er den ganzen Acker mit je vieren eine Furche.

Darnach ließ er den Acker mit großen Steinen bezeichnen zu einem ewigen Gedächtniß und freiete ihn, so daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst sollte frei sein. Wer die Freiheit brechen würde, der sollte den Hals verloren haben, und den Acker nannte er den Edelacker. Die gedemüthigten Ritter führte er wieder mit sich auf die Naumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten.

Der Landgraf wurde nun im ganzen Lande sehr gefürchtet und wo

die, welche am Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, seufzten sie und schämten sich sehr.

Diese Geschichte erscholl an allen Enden im deutschen Lande. Etliche schalten den Herrn und wurden ihm gram; Manche tadelten die Untreue der Beamten, Andere meinten sie wollten sich eher tödten laßen, als in den Pflug spannen; Einige demüthigten sich auch gegen ihren Herrn, denen that er Gutes und hatte sie lieb, Andere dagegen wollten ihren Schimpf gar nicht vergeßen, sondern stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Wenn er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie henken, enthaupten, ertränken und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viele heimliche Neider und Feinde unter ihren Kindern und Freunden und ging deshalb mit seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

Von einem strengen, unbiegsamen Manne pflegte man seitdem noch lange im Sprichwort zu sagen: „Der ist hart geworden zu Ruhla in der Landgrafenschmiede."

36.

Ludwig baut eine Mauer um die Neuenburg.

Annall. Reinh. p. 36.
Joh. Rothe düring. Chron. S. 294.

Als der Kaiser Friedrich Rothbart von einem Kriegszuge aus Polen heimkehrte, herbergte er mit seinem Schwager Landgraf Ludwig dem eisernen auf der Neuenburg an der Unstrut. Daselbst blieb er etliche Tage seinem Schwager und seiner Schwester zu Liebe und sie waren mit einander fröhlich. Nun behagte ihm das Schloß an seinem herrlichen Gebäude und seiner Gelegenheit gar wohl und er sprach: „das ist ein rechtes Fürstenschloß und ich sehe nicht, daß ihm etwas gebreche, denn daß es keine Mauer um sich hat." Das hörte der Landgraf und sprach: „Herr, es sollen nimmer zwei Nächte vergehen, ich will eine so gute und köstliche Mauer um diese Burg laßen machen, daß in Thüringen ihres gleichen nirgends gefunden wird." Dieser Rede verwunderte sich der Kaiser.

Am andern Tage sandte der Landgraf nach allen seinen Grafen und Mannen, die er um sich erlangen mochte, daß sie in der Nacht zu ihm kämen wohl gewappnet und aufs beste geschmückt. Und er stellte sie um die Burg, daß einer an dem andern stund, mit ihren gekrönten Helmen

und ihre Knechte davor mit ihren Schilden. Des Morgens, als der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg und ließ ihn die Mauer beschauen. Da bekannte der Kaiser, daß er nicht köstlicher noch fester eine Mauer gesehen habe.

37.

Ursprung der Stadt Weißensee.

Annales Reinh. p. 35 sq.
Joh Rothe dür. Chron. S. 293.

Der Landgraf Ludwig der eiserne war mit dem Kaiser zu Regensburg. Unterdessen begann die Landgräfin Jutte bei dem weißen See in Thüringen einen Baumgarten und eine Burg zu bauen, damit sie eine Herberge dort hätte zwischen der Neuenburg und Wartburg. Diesem Unternehmen widersprach der Graf von Beichlingen, zu dessen Herrschaft der Platz gehörte, aber sie wollte es nicht laßen. Da schickte der Graf eine Botschaft an den Kaiser und klagte über dessen Schwester, die ihm das Seine nehme und verbauete. Der Kaiser redete darüber mit dem Landgrafen Ludwig und dieser sprach, es wäre ihm leid, und schrieb einen ernsten Brief an Frau Jutten, daß sie von dem Baue ablaßen sollte. Des andern Tags aber schickte er eine heimliche Botschaft und ließ ihr sagen, daß sie nicht aufhören sondern fortbauen sollte und so wurde zuletzt der Bau vollendet.

38.

Der eiserne Landgraf und sein Arzt.

Caesarius heisterb. dial. miracul. I, 27.
Nicolai de Siegen chron. ecclesiast. ed. Wegele. p. 331.

Der eiserne Landgraf wurde bei seinem Leben von Jedermann gefürchtet, er selbst aber hatte vor Niemand Furcht. Auch war er um das Heil seiner Seele wenig bekümmert, drückte und schatzte seine Untergebenen hart und brachte viele Besitzungen der Kirchen und Klöster an sich. Wenn ihn nun fromme und ehrbare Männer deshalb tadelten und ihn in der Beichte an die künftige Vergeltung erinnerten, ihm die Strafe der Gottlosen und die himmlische Seligkeit der Auserwählten vor Augen stellten, antwortete er: „bin ich zur Seligkeit bestimmt, so werden keine

Sünden mir das Himmelreich entreißen können; bin ich aber verurtheilt, so werden auch gute Werke mir den Himmel nicht bringen." Und weil er gelehrt war, verhärtete und verstockte er noch mehr und mehrte seine Verderbniß damit, daß er gegen die, welche ihm Vorwürfe machten, das Wort des Psalmisten im Munde führte: „er gab den Himmel dem Herrn des Himmels, die Erde aber den Söhnen der Menschen." Sprachen nun gottesfürchtige Männer: „Herr, schonet eurer Seele, höret auf zu sündigen, damit nicht Gottes Gerechtigkeit durch eure Sünden gereizt den Sünder in seinen Sünden tödte und zuletzt in die Tiefen der Hölle werfe," so entgegnete er: „ist mein Todestag gekommen, so werde ich sterben; ich werde ihn weder durch frommes Leben hinausschieben können, noch durch Sündigen zuvorkommen."

Gott wollte ihn aber nach seiner Barmherzigkeit von so großem Wahn bekehren und zur Erkenntniß führen, darum schlug er ihn mit einer gefährlichen Krankheit, wenn auch nicht ihm selber, so doch Andern zur guten Lehre. Man rief seinen Arzt, einen rechtschaffenen und auserwählten Mann, der nicht allein in der Kenntniß der Natur, sondern auch in der Theologie mehr als gewöhnlich erfahren war. Zu diesem sprach der Fürst: „ich bin sehr schwach, wie du siehest, darum wende deine Kunst an, daß ich genesen mag." Der Arzt antwortete: „Herr, wenn der Tag eures Todes kommt, so wird meine Kunst euch nicht dem Tode entreißen können; wenn ihr aber an dieser Krankheit nicht sterben sollt, so wird meine Arznei überflüßig sein." Erstaunt über diese Worte sprach der Landgraf: „wie magst du so reden? Wenn mir die Sorgfalt deiner Behandlung nicht zu Theil wird und nicht angewendet die vorgeschriebene Lebensweise, so werde ich von mir selbst und von Andern aus Unkenntniß vernachläßigt werden und vor der Zeit sterben können." Als der Arzt dieses gehört hatte, wurde er heiter und froh und antwortete also: „Herr, wenn ihr meint, daß durch die Kraft der Arzneimittel euer Leben verlängert werden könne, warum wollt ihr nicht glauben an die Buße und an die Werke der Gerechtigkeit, welche Heilmittel der Seele sind? Ohne diese stirbt die Seele, und man gelangt nicht zur Gesundheit des künftigen Lebens."

Der Landgraf überdachte den Werth und Ernst dieser Worte und weil jener gut und verständig geredet hatte, sprach er zum Arzte: „fortan sollst du der Arzt meiner Seele sein, da mich Gott durch deine Zunge von einem großen Wahn und Irrthum befreit hat."

39.

Ludwig der Eiserne versucht seine Ritter und Vasallen.

Caesarius heisterb. dial. I, 27.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 332.

Man erzählt, der eiserne Landgraf habe lange vor dem Tode von seinen Rittern und Vasallen das Versprechen genommen und durch ihre Eide bekräftigen laßen, daß sie ihn nach seinem Tode auf ihren eigenen Schultern zu Grabe tragen wollten.

Eines Tages stellte sich der Landgraf krank und that, als ob er sterben wollte, beichtete und empfing die heiligen Sakramente. Nachher legten die Vasallen den Landgrafen, den sie für todt hielten, auf einen Wagen und sprachen unter einander: „es genügt, daß wir ihn mit einiger Ehre begraben, denn da er nun gestorben ist, was kann er uns noch thun?“ Und so folgten sie dem Leichenwagen zu Pferde. Als aber der Wagen allerlei Bewegung und Geräusch machte, brach der Landgraf mit gewaltigem Geschrei den Sarg auf und rief: „o ihr schändlichen Lügner und Betrüger, was habt ihr thun wollen?“

So jagte der Landgraf seinen Rittern und Grafen, die er schon früher gedemüthigt und sich unterworfen hatte, einen nicht geringen Schrecken ein.

40.

Ludwigs Leichnam wird von seinen Rittern zu Grabe getragen.

Bange thür. Chron. Bl. 64 f.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 295 f.
Historia de Landgrav. ap. Eccard. p. 380, 12—34. ap. Pistor. c. 21.

Eine andere Sage berichtet folgendes:

Als dem eisernen Landgrafen die Zeit seines Todes nahete und er krank auf der Neuenburg zu Bette lag, entbot er zu sich seine Ritterschaft, die ihm widerspänstig gewesen, und sprach zu ihnen: „ich weiß, daß ich sterben muß und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum gebiete ich euch, so lieb euch euer Leben ist, daß ihr mich, wenn ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet und mich auf euern Schultern von hinnen bis gen Reinhardsbrunn traget.“ Solches mußten sie ihm

geloben bei ihrem Eide und ihrer Treue, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel.

Und sie leisteten, was sie gelobt und versprochen hatten. Denn als der Landgraf gestorben war, trugen sie ihn weiter als zehn Meilen Wegs auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn, denn sie waren in Angst und Furcht, daß er noch lebend wäre und sie nur versuchen wollte oder daß seine Söhne es an ihnen rächen würden, wenn sie ihr Gelübde nicht hielten. Das Begräbniß aber wurde von dem Erzbischof Wichmann in Magdeburg herrlich und schön vollzogen in Gegenwart vieler Fürsten und Herrn und unzähligen Volkes, das herbeigekommen war, Pfaffen und Laien. Der Landgraf wurde begraben beim Altare des heil. Kreuzes in der Kirche zu Reinhardsbrunn.

41.

Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterb. dial. mir. XII, 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, sprach er zu seinen Freunden: „wenn ich todt sein werde, dann ziehet mir eine Cisterzienser Mönchskutte an, nehmt euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut." Wie er gewollt, so geschah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte liegen sah, spottete er sein und sprach zu den andern Rittern: „wahrlich er gleicht meinem Herrn in keiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht seines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden ist, folgt er seinen Regeln so genau. Seht nur, wie er ein so tiefes Schweigen beobachtet; er spricht ja nicht ein einziges Wort."

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlassen hatte, wurde sie dem Fürsten der Teufel übergeben. Der saß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit diesen Worten: „willkommen sei unser vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern und unsere Keller, dann bringet ihn wieder hierher." Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneknirschen; und als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenfürst ihn also an: „nun trinke Freund aus meinem Becher!" Der Landgraf sträubte sich, aber

das half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich schlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Nase. Darnach sprach der Fürst der Teufel: „auch mußt du dir meinen Pütz einmal beschauen, dessen Tiefe bodenlos ist.“ Da stürzte man ihn in den Brunnen und schloß den Deckel wieder darauf. Später hat ihn ein Geistlicher in diesem Pütz gesehen.

42.

Eine andere Sage von Ludwigs Seelenpein.

Caesar. heisterb. dial. mir. I. 34.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 333.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 296.
Histor. Landgr. ap. Eccard. p. 380.
Bange thür. Chron. Bl. 65.

Dem Landgrafen Ludwig dem eisernen folgte in der Herrschaft sein ältester Sohn, den man den milden Ludwig nannte. Dieser hätte gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele bestellt wäre, ob gut oder übel. Das hörte ein Ritter an seinem Hofe, der war arm und hatte einen Bruder, welcher ein Pfaffe und Schwarzkünstler war. Diesen bat der Ritter, daß er doch von dem Teufel erfahren wollte, wie es um des eisernen Landgrafen Seele stehe. Jener sprach: „ich will es gerne thun, auf daß dich der junge Fürst desto beßer halte.“

Darauf lud er den bösen Geist und sprach zu ihm: „ich beschwöre dich, daß du mir sagest, wo des Landgrafen, den man den eisernen nannte, Seele hinkommen ist.“ Der Teufel antwortete: „willst du mit mir fahren, so will ich dir zeigen, wo er ist.“ „Ich möchte ihn gern sehen,“ erwiederte der Pfaff, „wenns ohne Schaden geschehen könnte.“ „Ich schwöre dir,“ sprach der Teufel, „bei dem höchsten und lebendigen Gott und seinem schrecklichen Gerichte, wenn du mir glaubst und vertrauest, daß ich dich gesund hin und wieder heim bringen will.“ Als er das gesagt hatte, saß der Pfaff auf des Teufels Hals, der ihn in kurzer Zeit an die Pforten der Hölle brachte, wo er gar grausame Pein auf mancherlei Weise sah und hörte. Davon erschrack er sehr, zitterte und bebte.

Da rief ein anderer Teufel und sprach zu dem ersten: „wer ist der, den du auf dem Halse hast? Bring ihn her!“ „Es ist unser Freund,“

antwortete jener, „dem habe ich geschworen, daß ich ihn nicht verletzen wolle, sondern daß ich ihm des eisernen Landgrafen Seele zeige."

Darauf hub der andere Teufel von einer Grube einen glühenden Deckel, darauf er saß, steckte eine eherne Posaune in die Grube und blies so sehr und schrecklich hinein, daß dem Pfaffen deuchte, die ganze Welt erbebe und erschalle davon. Und nach einer Stunde fuhr eine große Flamme aus der Grube hervor mit Rauch, Funken und Schwefelgestank und darin des Landgrafen Seele und gab sich dem Pfaffen zu erkennen und sprach: „hier bin ich armer Landgraf, dein gewesener Herr, und wollte Gott, daß ich es nie gewesen wäre. Ich muß hier stetig große und schwere Pein leiden."

Der Pfaff sprach: „Herr, ich bin zu euch von euerm Sohne gesandt, daß ich erfahren sollte, wie es um euch gethan sei, ob er euch mit etwas helfen möchte." Der Landgraf antwortet: „wie es mir gehet, das hast du gesehen, doch sollst du wissen, wenn meine Kinder den Gotteshäusern, Stiftern und Klöstern ihr Erbe und ihre Güter wiedergeben, die ich zu meiner Herrschaft mit Unrecht gebracht habe, so wäre dies meiner Seele eine große Hilfe." „Herr, sie glauben mir diese Rede nicht," entgegnete der Pfaff. Da sagte ihm der Landgraf ein Wahrzeichen, das Niemand wußte als seine Kinder.

Alsdann wurde der Landgraf wieder in die Grube gethan, und der Teufel führte den Pfaffen heim. Und obwohl er am Leben blieb, verlor er doch seine natürliche Farbe, denn er war alle Zeit gelb und bleich, daß man ihn kaum erkannte. Die Worte des Landgrafen und das Wahrzeichen erzählte er seinen Kindern, aber es war wenig nütze, denn sie wollten die Güter nicht zurückgeben.

Der Pfaff aber begab sein Lehen und seine Güter und wurde ein grauer Mönch zu Volkolderode.

43.

Das St. Georgenbanner.

Annall. Reinhardsbr. p. 50 sq.
Histor. de Landgrav. Thuring. ap. Pistor. I, 1318.
Bange thür. Chron. Bl. 69.

Ludwig, der dritte Landgraf von Thüringen und Hessen, unternahm mit seinem Oheim, dem Kaiser Friedrich, genannt der Rothbart, eine

Kreuzfahrt in das heilige Land und verrichtete dort viele tapfere Thaten als ein rechter Christenheld unter dem Beistande Gottes und des heiligen Georg, den er als seinen besondern Schutzpatron hoch verehrte und zu dessen Ehre er auch daheim auf dem Markte zu Eisenach eine Kirche erbauen ließ. Dieser ritterliche Heilige half ihm bald allein, bald auch mit seiner himmlischen Heerschaar im Streite gegen die Heiden siegen und eignete ihm das seinem Schilde gleiche Kreuzbanner als ein rechtes Siegeszeichen und Siegespfand. Denn als sich das Christenheer einmal in großer Noth und Gefahr befand, rief der fromme Landgraf Gott um seine Hilfe und seinen Beistand an und alsbald gewahrt er in der Ferne einen stattlichen Ritter auf einem weißen Rosse nahen, dessen Rüstung und Fahne mit einem rothen Kreuze gezeichnet war. Der Ritter steckt seine Fahne in die Erde und spricht zu dem Landgrafen: „mit diesem Banner wirst du siegen," und verschwand. Der Landgraf aber und alle Andern erkannten in ihm den heiligen Georg. Und als nun viele Kreuzritter die Fahne mit ihren Händen erfaßten und aus der Erde ziehen wollten, vermochte es keiner von ihnen, nur der Landgraf zog sie mit großer Behendigkeit heraus.

Mit diesem Banner, welches Siegehart, das ist Siegesfahne, genannt wurde, schlug der Landgraf die Feinde alsbald in die Flucht und trieb sie bis zum Zelte Saladins in ihr Lager zurück. Unter diesem Banner führte Ludwig der Fromme vor dem Kaiser den Vorstreit und siegte noch oft gegen die Ungläubigen. Und als er dann in dem gelobten Lande erkrankt und auf seiner Heimfahrt, die er angetreten hatte, auf der Insel Cypern gestorben war, wurde das Banner von den Seinen auf die Wartburg gebracht, nach langer Zeit aber kam es auf das Schloß Tharandt in Meißen. Später verbrannte das Schloß, da haben viele Leute diese Georgenfahne zu dem Fenster hinaus in die Luft fliegen gesehen, Niemand aber wußte zu sagen, wo sie hingekommen ist.

44.

Von den sechs Meistern im Gesange am Hofe des Landgrafen Hermann.

Das Leben des heil. Ludwig, herausgegeb. von H. Rückert. S. 9 ff. Annales Reinhardsbrunn. p. 109 sqq.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1207 Jahr, hatte der Landgraf Hermann unter seinem Hofgesinde auf der Wartburg sechs ehrsame,

wohlgeborne Männer, hohe Meister im Gesange und in der Dichtkunst, die gegenseitig wider einander dichteten auf höfische Weise. Der eine war genannt Heinrich der tugendsame Schreiber, der andere Walther von der Vogelweide, der dritte Reinhart von Zwetzen, der vierte Wolfram von Eschenbach, der fünfte hieß Bitterolf, der sechste und der geschickteste hieß Heinrich Afterding. Dieser stritt allein wider die andern alle und pries und erhob in seinem Lobe den Herzog von Oesterreich über den edeln Landgrafen Hermann in solcher Weise, daß er in seinem Gedichte den genannten Herzog der klaren Sonne verglich. Dagegen lobten die andern fünfe den hochgebornen, erlauchten Fürsten, Landgrafen Hermann, und verglichen ihn dem lichten Tage und kamen darüber so ernstlich an einander, daß sie sich williglich verpflichteten, wer da verliere, den sollte man hängen. Da kam auch herbei der Fememeister und hielt Stränge bereit in seinen Händen.

Nun war Haß und Erbitterung so groß unter ihnen, daß die fünfe in falscher Listigkeit auferlegten, daß sie um die Meisterschaft zu gewinnen und zu verlieren mit Würfeln spielen wollten. Dabei gewannen die fünfe mit falschen Würfeln Heinrich Afterdingen die Meisterschaft ab in Gegenwart des Femers. Da nun Afterding sah, wie es ausging, floh er unter den Mantel der edeln Landgräfin, Frau Sophien, um des Schutzes willen, den er da fand, und legte Berufung ein an den Meister Clingesor. Dem stimmten auch die andern bei, daß die Partei, zu welcher er stünde, den Sieg habe, über die andern aber sollte man richten mit dem Strange. Und zu dieser Berufung ward ihm ein Jahr Frist gegeben.

Heinrich Afterding zog nun nach Oesterreich und ward da von dem edeln Herzog, dessen Lob er gepriesen hatte, herrlich empfangen und reich begabt. Insbesondere gab er ihm gute behilfliche Briefe an den Meister Clingesor, der zu der Zeit in Ungarn wohnte zu Siebenbürgen. Dieser Meister war edel und wohlgeboren und sehr reich, denn er hatte dreitausend Mark jährlich als Zins; auch war er ein gewandter Philosophus und gelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohl erfahren in der Astronomie und schwarzen Kunst. Zu dem kam Afterding mit des Herzogs Briefen und unterrichtete ihn in der Sache, warum er zu ihm gekommen wäre. Darüber gab ihm Meister Clingesor guten Trost, aber er verzog ihm die Zeit, daß er nicht mit ihm ging zur Wartburg bis auf den Abend vor dem bestimmten Tage, an welchem Meister Clingesor das Urtheil sprechen sollte. Darüber war Heinrich Afterding nicht wenig be=

sorgt. In dieser Nacht kamen sie beide mit Hilfe der schwarzen Kunst von Ungarn nach Eisenach in eines Bürgers Hof, der Hellegreve hieß.

So kam Clingesor in das Thüringer Land dort nach der Fürsten Wunsch und Willen den Streit der Dichter zu entscheiden.

Ehe aber Meister Clingesor auf die Wartburg zum Landgrafen Hermann ging, saß er eines Abends vor seiner Herberge und hatte fleißig Acht auf die Gestirne des Himmels. Da fragten ihn die Leute, welche zugegen waren, ob er nicht etwas Seltsames und Sonderliches merkte an den Gestirnen des Himmels. Er antwortete: „ihr sollet wissen für wahr, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren wird in dieser Nacht, die wird genannt Elisabeth und wird eines heiligen Lebens sein. Sie soll auch diesem jungen Fürsten, Landgrafen Hermanns Sohne, zur Ehe gegeben werden und von ihrem löblichen, heiligen Leben soll die ganze Erde, sonderlich aber dieses Land erfreuet und getröstet werden."

Bald darauf ging Meister Clingesor auf die Wartburg und begann dort in dem Rittersaale eifrig mit Wolfram von Eschenbach zu ringen um die Meisterschaft im Dichten und Singen. Er vermochte ihn aber nicht zu überwinden, sondern versprach einen andern statt seiner zu stellen, der ihm in Weisheit und Geschicklichkeit wohl begegnen sollte, und beschwor den Teufel, daß er in menschlicher Gestalt erschien und an das Thor klopfte. Der Landgraf befahl ihn einzulassen und gab ihm die Erlaubniß mit Wolfram zu disputiren. Die erste Rede war auch sein. Er hub nun an mit List und Geschicklichkeit zu reden von allen den Geschichten, die sich zugetragen hatten vom Anbeginn der Welt bis zur Zeit des neuen Bundes. Dagegen begann Wolfram von Eschenbach lieblich zu reden von der Süßigkeit des göttlichen Wortes, wie es um unserer Seligkeit willen Fleisch geworden und sonderlich kam er auf das Amt der heiligen Messe, und begann über die Maßen schön und geistlich auszulegen alle Stücke derselben und ihre Feierlichkeit an Messgewand, Geläute, Gesang und Vorlesung bis daß er kam an die hohen und kräftigen Worte, die Christus, des ewigen Vaters Weisheit, selbst gesprochen hat, mit denen auch das Brod und der Wein wahrhaftig in Fleisch und Blut verwandelt werden, und daß Christus, wie er einmal sich geopfert hat seinem himmlischen Vater als ein unbeflecktes Opfer an dem Galgen des Kreuzes für der ganzen Welt Sünde, ebenso in der heiligen Messe täglich für

einen jeden sündigen Menschen besonders geopfert wird als ein Zeichen seiner unaussprechlichen Liebe, die er zu uns hat.

Diese liebliche Rede und hohe Materie mochte der Teufel seiner Bosheit wegen nicht hören, sondern verschwand. Da das Meister Clingesor sah und alle seine List ihm nicht half, ging er mit großer Schande von dannen. Also ward er von Wolfram von Eschenbach weislich überwunden.

Noch ließ Meister Clingesor nicht ab, sondern ging anderweit den Teufel an, daß er erfahren möchte an Wolfram, ob er gelehrt wäre oder nicht. Deshalb kam der Teufel des Nachts einmal zu Wolfram, als er entschlummert war, in das Haus seines Wirths zu Eisenach, der Gottschalk genannt war, und legte ihm gar listige Fragen vor von der Natur der himmlischen Sphären und der Sterne und sieben Planeten, aber Wolfram gab ihm keine Antwort. Da schrie der Teufel mit einem großen Lachen: „er ist ein Laie, er ist ein Laie!" und schrieb es auch an die Mauer des Gemaches.

Der Landgraf Hermann bat den Meister Clingesor angelegentlich, daß er bei ihm bliebe, und wollte ihm reiche und große Gaben geben, aber er schämte sich sehr, daß er von einem ungelehrten Manne also überwunden worden war und wollte nicht bleiben. Darum zog er wieder heim nach Siebenbürgen.

45.

Landgraf Hermann erbaut das Katharinenkloster in Eisenach.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 338 f.
Histor. Landgrav. ap. Eccard p. 409, 64.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth bei Menken. II. §. 10.
Paullini annall. Isen. p. 34.

Kurze Zeit vor seinem Tode träumte dem Landgrafen Hermann, daß an der Femerstadt vor Eisenach, wo das Gericht stand, alle die verfemten Todten zu Jungfrauen wurden und daß unsere liebe Frau und die heilige Katharina, die er besonders lieb hatte und verehrte, zu ihm kämen und sprächen: „hier sollst du uns ein Haus bauen, daß wir diese Jungfrauen darin behalten, so wollen wir dich auch in Kürze zu uns nehmen." Von diesem Traume kam ihm in den Sinn, daß er das Gericht von der Wegscheide vor der Stadt Eisenach wegnahm, an eine andere Stätte vor St. Niclasthor legte und an seine Stelle ein Jungfrauen-

kloster und eine Kirche in Ehre der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina erbauete.

Als die Herzogin Imagina von Brabant, eine junge Wittwe, erfuhr, daß dieses also dem Landgrafen Hermann von Gott, unserer lieben Frau und der heiligen Katharina geoffenbaret war, entsagte sie der Welt, gab all' ihr Gut der Kirche, kam nach Eisenach, half das Kloster bauen und vollenden und wurde darin die erste Aebtissin. Die war aber eine Wittwe und nicht eine Jungfrau, wurde deshalb nicht gekrönet, wie man sonst den Klosterjungfrauen zu thun pflegt, und so blieben auch die andern mit ihr ungekrönet.

Andere erzählen, der Landgraf habe ein Gelübde gethan gehabt St. Katharinen Grab auf dem Berge Sinai zu besuchen; weil er es aber nicht bewerkstelligen konnte, habe er diesen Klosterbau ausgerichtet.

46.

Gespräch eines Priesters mit einem Heiligen über den Landgrafen Hermann.

Caesarius heisterb. dial. miracul. XII, 3.

Als nach dem Tode des Landgrafen Hermann ein Priester, der von ihm viel Gutes empfangen hatte, Tag und Nacht unter Thränen und Seufzen zu Gott für das Heil seiner Seele Gebete sprach, stand einer der Heiligen ihm zur Seite und sprach: „wie sorgest du dich so sehr um diesen Mann, der doch verdammt ist? Nichts nützt ihm dein Gebet, ja es schadet noch mehr, darum weil seine Seele in die Tiefe der Hölle geworfen ist.“ Der Priester antwortete: „Herr, er hat mir viel Gutes gethan und ich bin ihm sehr verpflichtet;“ dagegen der Heilige: „höre auf für ihn zu beten, da er schon ein ganzes Jahr, ehe er begraben wurde, todt war, denn seinen Körper belebte anstatt der Seele ein böser Geist.“

47.

Der Landgraf Hermann im Fegefeuer.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 164 sqq.

Nach dem Tode des Landgrafen Hermann hätte sein Sohn, der fromme Landgraf Ludwig, gern erfahren, ob die Seele seines Vaters,

dem er bei seinem Leben vor allen andern Kindern besonders lieb gewesen war, den Tag des ewigen Gerichts getrost und mit Zuversicht erwarte oder denselben zu fürchten habe. Zuerst hatte er darüber mit einigen seiner vertrauten Freunde eine geheime Unterredung, konnte aber durch ihren Rath nicht getröstet werden. Weil ihn aber diese Sache fort und fort ängstigte und quälte, versammelte er nach einiger Zeit nochmals alle seine Getreuen und begehrte ihre Meinung zu hören. Da wurde ihm von einem seiner Ritter der Rath gegeben, daß er einen Schüler, welcher in der schwarzen Kunst wohl erfahren sei, sollte holen lassen und von ihm dieses erfragen. Als man nun einen solchen gefunden und ihm die Sache vorgelegt hatte, sprach dieser, er wolle nicht, daß der Landgraf selber, weil er zu furchtsam sei, seiner Beschwörung beiwohne, sondern ein ihm getreuer Diener, der die Wahrheit mit seinen Augen sehen und bezeugen könne. Obwohl der Landgraf den Ausgang der Sache lieber in eigener Person erfahren hätte, so billigte er doch zuletzt die Meinung des Zauberschülers und gab ihm einen seiner getreuen Diener bei. Der Zauberer ermahnte nun diesen Diener zum öftern sich nicht zu fürchten, schloß ihn in einen Kreiß ein und hielt ihn bei steter Gefahr seines Leibes und seiner Seele an, den Kreiß nicht zu überschreiten noch aus demselben herauszutreten. Darauf fing er seine Beschwörung an und zugleich fragte er den, welcher im Kreiße saß, ob er etwas bemerke. Zunächst sah dieser nichts, dann aber nahm er ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Regen wahr, bei dessen schrecklichem Toben er alsbald meinte sterben zu müßen. Durch göttlichen Trost wurde er wieder gestärkt und beruhigt, dann überkam ihn aber von neuem große Angst und Furcht, und nachdem er durch tausendfachen Zauber mit vielen Schrecknißen gequält war, sah er seinen Herrn und Fürsten, den Landgrafen Hermann, auf einem stattlichen Roß mit vielen Begleitern an sich heranreiten. Der Landgraf redete den Diener freundlich an und fragte mit Fleiß, was er hier zu thun habe. Dieser gab zur Antwort, daß er auf Befehl seines Herrn des Landgrafen Ludwig hierher gekommen, Nachforschung zu halten, ob er in der Zahl der Verdammten oder der Gerechten sei; darauf hub der Landgraf den Mantel, womit er, wie es schien, bedeckt war, in die Höhe und ließ den Diener die unabläßige Qual der höllischen Gluth schauen, wovon er an seinem Leibe brannte, und offenbarte ihm, daß er diese Pein auf Erden durch sein ungerechtes Thun verdient habe, besonders dadurch, daß er den Aufbau und die Vollendung der Klosterthürme zu Reinhards-

brunn aufgehalten habe, da er die Steine und Vorräthe für den genannten Bau zur Errichtung des Thores in der Stadt Gotha, welches nach Sundhausen zu gelegen ist, habe bringen laßen. Auch zeichnete er noch mit einem kleinen Funken von dem Feuer seines Leibes den Fuß des Dieners, damit dieses Merkmal ein sichtbares Zeugniß wäre, daß der Diener den Landgrafen wirklich gesehen habe. Um aber seinen Sohn, der noch die Zeit der Gnade nützen könne, vor dem schrecklichen Abgrund des Todes und der Hölle zu bewahren, dadurch nämlich, daß er die Aufträge und Gebote seines Vaters erfülle und die Klöster und Gottesdiener und vor allen die frommen Mönche in Reinhardsbrunn durch Begabung, Förderung, Schutz und jeglichen andern Vortheil erhöhe und erhebe, so bat er den Diener solches durch seine öftern Mahnungen und Erzählungen zu bewirken.

48.

Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg.

Annales Reinh. p. 121.
Leben des heil. Ludwig S. 13 ff.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I, 351—363.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1211 Jahre und das edle, hochgeborne Mägdlein Elisabeth vier Jahre alt war, da sandte der Landgraf Hermann eine edle und würdige Botschaft aus in das Land nach Ungarn, zu bringen des Königs Tochter Elisabeth in das Thüringer Land, seinem Sohne zum künftigen Ehegemahl. Bei dieser Botschaft waren Graf Meinhart von Mühlberg und der ehrbare Herr Walther von Bargila und Frau Bertha, die Wittwe des Ritters Egilolf von Bendeleben. Die zogen dahin mit großem Gefolge und in herrlicher Ausrüstung, wie es solcher werthen Botschaft und so vornehmen Leuten wohl ziemet. Unterwegs ward ihnen überall große Höflichkeit und Ehre erwiesen von Fürsten und Herrn, Edlen und Prälaten, durch deren Land sie zogen, auf der Hinfahrt und auf der Rückfahrt. So kamen sie nach Presburg, wo sie in dem königlichen Schloße empfangen wurden.

Der edle König von Ungarn, Andreas, der heiligen Elisabeth Vater, war ein gütiger, friedsamer Herr. Seine Wirthin, die Königin, war tugendsam und bei weiblicher Zucht hatte sie gar einen männlichen, freudigen Muth, daß sie ausrichtete und regierte alle Geschäfte des König-

reichs. Darum war sie besorgt, wie sie ihre Tochter reich und königlich hersenden möchte in das Land zu Thüringen. Als sie nun alle Dinge geschickt und besorgt hatte zu der Heimfahrt und die Boten auch reichlich mit Silber, mit Gold und köstlichen Kleinoden begabt hatte, da übergab sie ihnen ihre Tochter, die liebe heilige Elisabeth, in einer silbernen Wiege mit köstlichen, seidenen Tüchern. Auch sandte sie zugleich mit unzählig viel goldene und silberne Trinkgefäße, werthvolle Heftel, Kränze und Kronen, viel Schmuck an Ringen und Spangen, mit Edelsteinen reich besetzt, viel Paare Buntwerk und Gewänder von schwerer und leichter Seide und goldgesticktem Tuche, und reiches Bettgewand von Purpur und Seiden mit anderem edlen und theuern Hausrathe, den Niemand zählen mag. Dazu noch besonders tausend Mark an feinem Silber und eine silberne Badewanne, darin das Mägdlein baden sollte.

Solch großer und reicher Schatz und so feine Kleinode, als die Königin ihrer Tochter mitgab, sind im Thüringer Lande nicht mehr gesehen worden. Und die Königin rühmte es laut und mit stolzer Freude, daß ihr Kind Elisabeth dem edlen jungen Fürsten von Thüringen, dem Landgrafen Ludwig, zum Ehegemahl werden sollte. „Saget eurem Herrn," sprach sie beim Abschied zu den Boten, „daß er sich wohl gehabe und guten Muthes sei und diese kleinen Gaben nicht verschmähen möge; läßet Gott mich leben, so will ich dieselben noch um vieles reichlich beßern. Das sage ich euch in Wahrheit."

So schieden sie von dannen und kamen mit der Königstochter nach Thüringen. Sie waren viel willkommen und wurden wohl empfangen. Da ward das kleine Jungfräulein dem jungen Fürsten in Kindes Weise zugelegt, eine Bedeutung der zukünftigen Hochzeit, wenn dazu die Zeit gekommen wäre. Und Elisabeth ward in ihrer Jugend mit großem Fleiße erzogen, wie das wohl billig war.

49.

Elisabeth als Kind.

Gerstenberger thür. hess. Chronik in Schminke's Monim. Hass. I, 290. II, 297.

Schon in ihren ersten Kindtagen gab die auserwählte Elisabeth Zeichen der zukünftigen Heiligkeit. Denn wenn sie in die Kirche kam, so

kniete sie nieder mit gefalteten Händen und aufgerichteten Augen, zum Himmel aber stund ihr Gedanke und sie küßte den Boden vor den Altären. Auch im Spiele mit ihren Jungfrauen und andern Mädchen lief sie mit Sprüngen hin zur Kapelle und wenn sie nicht hinein kommen konnte, küßte sie die Wände und Thüren daran und erwieß ihnen Ehre. Gewann sie etwas in dem Kinderspiele, so gab sie einen Theil davon den armen Kindern, um dieselben anzureizen das Pater noster und Ave Maria zu lernen. Wenn das Spiel am besten war, sprach sie: „ich will nun aufhören durch Gottes Willen," und ward sie zu dem Tanz gezogen, so ging sie einen Tanz herum, die andern ließ sie. „Ein Umgang," sagte sie, „ist genug für die Welt, darum will ich die andern um Gottes Willen laßen." Auch erkannte sie, daß Gott nicht durch die Schönheit der Kleider, sondern durch ein demüthiges Herz geehrt werde. Darum zog sie des Sonntags oder an andern heiligen Feiertagen etwas ab von dem Schmuck oder Zierrath ihrer Kleider und trug des Vormittags keine Handschuhe oder Aermel.

50.

Elisabeth erwählt sich einen Apostel als ihren Heiligen und besondern Beschützer.

Dietrich von Apolda in Canisii lectt. antiq. ed. Basnage. IV, 120.
Gerstenberger thür. hess. Chron. b. Schminke Mon. Hass. II, 296

Als die heilige Elisabeth noch ein Kind war und erst neun Jahre alt, sah sie, daß andere fromme Kinder jedes einen Apostel als einen besondern Beschützer sich durch das Loos erwählten. Da begehrte sie auch einen zu haben und sonderlich wünschte sie, daß ihr Gott den heiligen Apostel und Evangelisten Johannes bescheeren möchte, der ein Hüter und Bewahrer der Keuschheit ist, und bat Gott mit Andacht darum. Dann ging sie mit den andern Kindern, die auch einen Apostel kießen wollten, und als Elisabeth das Loos zog, so fiel dasselbe durch Gottes Schickung auf St. Johannes. Das geschah zum ersten, zum andern und zum dritten Male. Diesen Apostel empfing sie mit großer Andacht und hielt ihn in so hoher Ehre, daß sie eine jede Bitte, die in St. Johannes Namen und Ehre zu ihr gethan wurde, nach ihrem Vermögen erfüllte und gewährte.

51.

Von der treuen und innigen Liebe des jungen Landgrafen Ludwig zu seiner Braut Elisabeth.

Leben des heil. Ludwig S. 25 f.
Joh. Rothe düring. Chron. S. 341 f.

Der junge Landgraf Ludwig hatte seine ihm schon im Kindesalter verlobte Braut innig lieb und war ihr von ganzer Seele zugethan, denn Gott selbst hatte ihn mit dieser Liebe erfüllt und sein ganzes Herz der fremden Königstochter zugeneigt. Wenn er sie allein fand, pflegte er recht gütlich mit ihr zu reden und tröstete sie freundlich und liebevoll mit süßen Worten. Auch hatte er die Gewohnheit, daß wenn er über Land gewesen war und wieder heimkam, er sie freundlich an seinen Arm nahm und irgend ein Kleinod, das er mitgebracht hatte, als Geschenk ihr darreichte.

Mancherlei Rede ging zwar unter den Hofleuten und viele unter ihnen zweifelten, ob der Landgraf sie bei sich behalten und zur Ehe nehmen oder sie wieder heimsenden wollte nach Ungarn. Dagegen waren auch bidere Herrn und Grafen, Ritter und Knechte, denen es herzlich leid gewesen wäre, wenn man sie wieder heimgesandt hätte, besonders der Ritter Herr Walter von Vargila, welcher vom Landgrafen Hermann nach Ungarn gesandt worden war und die heilige Elisabeth in das Land geführt hatte.

Dieser ritt einmal auf dem Felde zu dem edlen Landgrafen heran und sprach heimlich also zu ihm: „gnädiger Herr, ich möchte euch etwas fragen, wollt ihr mir wohl auf meine Frage Bericht geben?" „Frage nur getrost," antwortete ihm der milde Fürst, „was sich ziemet, will ich dir gern sagen." Da sprach Herr Walter, der gestrenge Ritter: „lieber Herr, wollt ihr des Königs Tochter von Ungarn zur Ehe behalten oder wollt ihr sie wieder heim senden?" Da zeigte der tugendsame Fürst auf den Inselsberg und sprach: „siehst du den großen Berg vor uns liegen? Wäre der von rothem Golde und wäre er mein, so wollte ich dessen doch lieber entsagen als meiner lieben Braut Elisabeth. Man sage was man wolle, ich sage dir, daß sie mir lieb ist und ich auf dieser Erde nichts lieberes habe."

Darauf antwortete der Ritter: „Herr, darf ich ihr diese Botschaft bringen?" „Ja, sprach der Fürst, das sollst du thun und bringe ihr auch

dazu das Wahrzeichen, das ich dir gebe." Und er zog aus seinem Beutel einen zwiefachen Spiegel, der wohl gefaßt war und auf der einen Seite ein schlichtes, einfaches Glas, auf der andern aber ein Gemälde hatte, die Marter und das Leiden unseres Herrn und Heilandes. Diesen sandte er ihr in rechter treuer Liebe.

Als Elisabeth den Spiegel in ihre Hand nahm, lachte sie freundlich und dankte dem trefflichen Ritter.

52.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Annall. Reinh. p. 149.
Leben des heil. Ludwig S. 19.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth bei Graff Diutiska I, 378.

Derselbe Landgraf hatte auf der Wartburg einen Löwen. Dieser war dem Zwinger, darin er sich befand, eines Morgens entkommen und erhub ein gewaltiges Brüllen auf dem Burghofe, daß Niemand sich ihm zu nähern wagte. Als das der Landgraf hörte, stand er eilig von seinem Lager auf, warf ein leichtes Kleid über und trat in seinen Bundschuhen kühn und unerschrocken dem Löwen entgegen, hob seine Hand drohend auf und rief unerschrockenen Muthes mit lauter Stimme ihn an. Alsbald legte sich der grimmige Löwe vor ihm nieder wie ein zahmes Hündlein und wedelte mit seinem Schweif.

Nicht ohne Mühe und Noth, besonders mit Hilfe brennender Wische, wurde der Löwe wieder in seinen Käfig zurückgebracht. Der Wärter aber erhielt eine schwere Strafe.

53.

Landgraf Ludwig und der Krämer.

Thür. Chronik in Lepsius kl. Schriften III, 266.
Schlorf thür. Chronik. Mspt. S. 80.

Es war zur Zeit des edlen Landgrafen ein Krämer, der hatte gar einen armen Kram: als Pfeifen, Löffel und Spangen. Da fragt ihn der milde Fürst, als er auf den Jahrmarkt nach Eisenach kam und die

großen, reichen Krämer beschauet hatte, wie er sich von diesem armen Kram ernähren könnte. Der Krämer antwortete: „Herr, wenn ich mit Frieden aus einem Lande in das andere ziehen möchte, so wäre mir mein Kram groß genug und ich wollte mich wohl ernähren, auch sollte derselbe über ein Jahr beßer sein.“ Da ward der Fürst mit Barmherzigkeit beweget und sprach: „guter Freund, wie achtest du deinen Kram?“ „O Herr,“ antwortet jener, „ich gebe ihn euch um zehn Schillinge.“ „Gieb ihm die zehn Schillinge,“ sagte der Fürst zu seinem Diener, und zu dem Krämer sprach er: „du sollst in meinem Gebiet wandern, wo du willst, darüber soll man dir einen Brief geben und ich will dich schadlos halten dafür, dagegen sollst du mir Treue geloben und halben Gewinst geben.“ Der arme Krämer ward froh und gelobte ihm treu zu sein und nahm von dem Diener den Brief und das Geld. Alle Jahrmärkte kam er nach Eisenach und brachte alle Zeit seinem Herrn fremde Kleinode und zeigte ihm seinen Kram, der Fürst aber vergalt ihm die Kleinode mit Gelde. In kurzen Zeiten wuchs der Kram so groß, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, kaufte daher einen Esel und trieb seinen Kram von einer Stadt zur andern.

Auf eine Zeit trieb er seinen Esel durch das Land zu Franken und legte allenthalben in den Städten seinen Kram aus. Als das etliche vornehme Leute in Franken sahen, wurden sie der Sachen eins und hielten auf den Krämer, nahmen ihm seinen Esel mit den Waaren und trieben ihn auf ein Schloß bei Würzburg. Der Krämer zeigte seinen Brief vor, aber sie rißen ihn entzwei und kehrten sich nicht daran. Da ging der Krämer zu seinem Herrn den Landgrafen und klagte ihm, wie er seinen köstlichen Kram verloren hätte. Des lachte der Fürst und sprach: „lieber Geselle, hab' keinen Unmuth, du sollst jetzt hier bleiben und nicht weiter ziehen, bis wir wieder einen Kram angerichtet haben.“

Darauf zog der Fürst mit großer Gewalt nach Franken und brannte und verheerte das Land bis nach Würzburg. Da ließ ihn der Bischof fragen, warum er ihm so großen Schaden thue. Der Landgraf antwortete: „ich suche meinen Esel.“ Als der Bischof solches vernahm, kam er selber zu dem Landgrafen und fragte ihn um den Esel. „Eure Mannen,“ sprach der Landgraf, „haben meinem Diener das Seinige genommen und ihn seines Esels und Krames beraubet.“ Von Stund an ward ihm der Esel und Kram wiedergebracht und der Landgraf zog wieder heim nach Thüringen.

54.

Elisabeth's Mantel.

Dietrich von Apolda II, 9.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 348.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I. 379—383.
Gerstenberger's Chron. in Schminke's Mon. Hass. 329 f.

Der Landgraf Ludwig hatte auf der Wartburg ein besonderes Fest veranstaltet und zu demselben viele Gäste, Grafen, Ritter und andere vornehme Leute mit ihren Frauen und Töchtern geladen. Als nun die Zeit kam, daß man zu Tische sitzen wollte, war die heil. Elisabeth noch nicht da. Sie war zu erscheinen verhindert worden, und das war so geschehen. Als sie zu dem Saale ging, worin die Gäste versammelt waren, trat ein armer, gebrechlicher Mann an sie heran und bat um ein Almosen. Sie sprach: „es gebricht mir jetzt an Zeit, auch habe ich nicht bei mir, was ich geben könnte." Da bat aber der Arme noch viel mehr und rief, als sie von ihm gehen wollte, ihr gar flehentlich zu, daß sie Mitleid haben und seiner sich erbarmen möchte. Sie gab ihm den kostbaren, seidenen Mantel, den sie trug, und der arme Mann nahm ihn und ging davon. Viele Diener hatten aber gesehen, daß die heil. Elisabeth dem Armen ihren Mantel gegeben und daß dieser ihn hinweg getragen hatte.

Da nun der Landgraf und alle Gäste auf die heil. Elisabeth warteten, trat der Küchenmeister zu seinem Herrn und sprach in Gegenwart der ganzen Ritterschaft: „nun erkenne mein gnädiger Herr, ob es sich wohl gebührt, daß unsere gnädige Frau Elisabeth zu dieser Zeit so lange ausbleibt und euch das Mahl verzieht und diesen edeln Frauen die Fröhlichkeit. Jetzt hat sie nun einen Armen gekleidet und ihm ihren kostbaren Mantel gegeben." Da ging der tugendsame Fürst selber nach ihr und fand sie in ihrer Kammer und sprach: „liebe Schwester, wollet ihr nicht mit uns zu Tische gehen?" Sie antwortete: „ich bin bereit dazu." Nun fragte der Landgraf nach ihrem Mantel. „Er ist auf dem Ricke," gab sie zur Antwort. Da ging eine von ihren Dienerinnen hin und fand den Mantel auf dem Ricke. Sie that ihn um und ging mit dem Landgrafen zu Tische. Dieses Wunder hatte der allmächtige Gott selbst bewirkt.

Dieser Mantel, sagt der Chronist Rothe, ist nun ein Messgewand in der Zelle der heil. Elisabeth unter der Wartburg.

55.

Von Elisabeth's tiefer Demuth und inniger Andacht.

Annales Reinh. p. 152 sq.
Gereimte Lebenbeschr. der heil. Elisabeth b. Menken II, 2056. bei Graff I, 384.
Leben des heil. Ludwig S. 23.
Gerstenberger thür. hess. Chronik in Schminke's Mon. Hass. II, 331.

Am Tage von Mariä Himmelfahrt war die Landgräfin Sophia mit ihrer Tochter Agnes und mit Elisabeth nach Eisenach zur Kirche gegangen. Die beiden Fräulein waren köstlich geschmückt und trugen Kronen von Gold und mit köstlichen, edeln Steinen besetzt auf ihrem Haupte. Als sie nun in die Kirche kamen, gingen sie in einen Stuhl gegenüber dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Voll Andacht und Inbrunst that Elisabeth ihre Krone von dem Haupte und legte sie neben sich auf die Bank und knieete nieder zum Gebete. Darüber erzürnte sich die Frau Landgräfin sehr und begann sie mit bittern Worten zu schelten. Es sei unziemlich, sagte sie, daß sie ihre Krone ablege und sich gebehrde wie die gemeinen Leute und sie alle zu Gespött mache vor den Leuten mit ihrem Niederfallen. Elisabeth aber antwortete ruhig und mit Demuth, daß sie vor ihrem Herrn und Erlöser, der einst auf Erden für sie die Dornenkrone getragen, keine irdische Krone tragen wolle von Gold, Perlen und Edelsteinen, und fiel nochmals auf ihre Kniee zum inbrünstigen Gebete und vergoß viele Thränen, daß ihr Mantel davon ganz naß wurde. Da ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerin so innige Andacht sahen, fielen auch sie auf ihre Kniee, hielten ihre Mäntel vor die Augen und verrichteten mit Andacht ihr Gebet.

Man hat auch folgende Erzählung. Der Landgraf Ludwig hatte einmal zur Ader gelaßen und viele Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen zu sich auf die Wartburg geladen, um mit ihnen heiter und fröhlich zu sein. Eines Morgens, als sie zur Messe gegangen waren und man eben den Leichnam unsers Herrn aufheben und zeigen sollte, geschah es, daß die liebe, heilige Elisabeth ihren Herrn, den Landgrafen Ludwig, öfters ansah, so daß ihr Herz in menschlicher Liebe und Freundlichkeit zu ihm geneigt und ihre innige Andacht zu Christus, unserm Herrn, dadurch etwas verhindert ward. Aber Christus mochte es nicht geschehen laßen,

daß seine auserwählte Freundin sich also von ihm kehrte, und zog sie barmherzig wieder in seine Gnade. Denn als der Priester unseres Herrn Leichnam aufhob, erschien ihr der Heiland in seiner tiefsten Erniedrigung und sie erblickte in des Priesters Händen einen gekreuzigten Menschen mit blutenden Wunden.

Ueber diese Erscheinung erschrack die heilige Elisabeth so sehr, daß sie in großer Reue dem Heiland zu Füßen fiel, ihr Gebrechen erkannte und bitterlich zu weinen anfing. Ihr Antlitz lag auf der Erde, aber ihr Herz und ihre Gedanken waren zum Himmel gewendet. In dieser Betrachtung und Innigkeit lag sie, bis man zu Tische gehen sollte und Niemand wagte zu ihr zu reden, bis daß der Landgraf selber zu ihr ging und sprach: „liebe Schwester, was ist die Ursache, daß du nicht zu Tische kommst und läßt uns so lange auf dich warten?“ Da richtete sie sich auf gegen ihn und als er sah, daß ihre Augen von bittern Thränen blutroth waren, erfaßte ihn inniges Mitleid und Betrübniß. „Liebe Schwester,“ fragte er weiter, „warum hast du so bitterlich geweint?“ und bei diesen Worten begann er selbst bitterlich zu weinen.

Da er nun erkannte, daß sie vor großem Jammer und Betrübniß nicht wohl mochte zu Tische kommen, ließ er sie in ihrer Andacht, trocknete seine Augen und ging zu seinen Gästen und erschien fröhlich und heiter, daß Niemand merken möchte, was ihm begegnet war.

An dem guten Karfreitage wollte die heilige Elisabeth nimmer gestatten, daß ihre Dienerinnen und Hoffräulein ihr einige Ehre erboten, sondern sie sprach: „heute ist der Tag der Demuth,“ und darum begab sie sich selber in große Demuth. Nach der Gewohnheit der armen Frauen nahm sie in ihren Schooß viel kleine Flachsristen, Weihrauch, kleine Wachslichter und viel kleines Geld, mischte sich unter das Volk und ging barfuß zu allen Kirchen, knieete andächtig nieder vor allen Altären und opferte auf einem jeden eine Flachsriste mit Weihrauch und einem kleinen Wachslichte, wie das damals der armen Frauen Sitte war und gab die Pfennige den Armen, die vor den Kirchen und auf den Straßen saßen. Nun ward sie aber von den Leuten beredet, daß sie nur so kleine Gaben opferte, wie andere arme Frauen, da doch eine Fürstin große Opfer geben sollte; aber sie that das zu der Zeit nur aus großer Demuth, denn sie wollte es in allen Stücken den Armen gleich thun. Und in der Kreuzwoche ging sie in einem wollenen Kleide barfuß und folgte der Prozession mit großer Andacht.

56.

Elisabeth's Aermel.

Rebhan histor. eccl. Isen. p. 53.
Justi Leben der heil. Elisabeth S. 60.

Elisabeth ging an einem Pfingstfeste von der Wartburg herab nach Eisenach in die Kirche. Sie hatte kostbare Kleider angethan und war reich geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Auf diesem Wege begegnet ihr ein Bettler und bittet sie um ein Almosen, weil sie aber eben nichts bei sich hatte, was sie ihm füglich geben konnte, nahm sie von ihrem Kleide einen werthvollen, kostbaren Aermel und gab ihn dem Bettler. Dieses hatte ein Ritter gesehen und alsbald ging er hin zu dem Bettler und kaufte ihm den Aermel ab. So oft dieser Ritter nachher eine Lanze zu brechen hatte in einem Ritterspiel, band er jedesmal jenen Aermel an seinen Helm und ging aus jedem Kampfe und Stechen als Sieger hervor.

Als die heil. Elisabeth aus der Kirche wieder zurück auf die Wartburg kam, fragte ihre Schwiegermutter, wohin der eine Aermel gekommen wäre; aber durch Gottes Fügung hatte die fromme Fürstin sogleich einen andern Aermel an ihrem Kleide.

Dasselbe wird auch von einem Handschuh der heil. Elisabeth erzählt, der nachher einem Ritter auf einem Kreuzzug gute Dienste that.

57.

Die heil. Elisabeth und der Aussätzige.

Leben des heil. Ludwig S. 35 f.
Annales Reinh. p. 177 sq.

Da der Landgraf Ludwig sah, daß seine liebe Elisabeth all ihr Denken und Sinnen Gott dem Herrn zugewendet hatte, mochte er sie darin nicht stören und hindern, sondern in rechter Liebe fördern und gab ihr volle Macht und Freiheit alles zu thun, was Gott wohlgefällig war und seinem Lobe und seiner Ehre diente. Aber seiner Mutter, der Landgräfin Sophia, war die große Demuth und Gottesfurcht ihrer Schwiegertochter gar mißfällig und sie sprach oft gegen ihren Verkehr mit den armen, kranken und geringen Leuten.

Der Landgraf verweilte einmal auf der Neuenburg mit seiner Mutter und seiner lieben Wirthin, der heiligen Elisabeth. Nun hatte dieselbe

eines Tages einen armen aussätzigen Menschen gewaschen, gebadet und in das Bette ihres Herrn gelegt. Das ward ihre Schwiegermutter gewahr und sie nahm ihren Sohn, den Landgrafen Ludwig, bei der Hand und sprach: „geht mit mir lieber Sohn und sehet, wie Elisabeth mit kranken und unsaubern Leuten euer Bett beflecket, davon ihr großen Schaden an euerm Leben nehmen könnt.“ Als nun der milde Fürst über das Bette kam, da öffnete ihm Gott der Herr die inwendigen Augen, daß er ein Kreuz und die Marter unsers Herrn in dem Bette liegen sah. Dieses göttliche Wunder betrachtete er mit großer Andacht und sprach: „Elisabeth, meine liebe Schwester, solche Gäste magst du mir oft in mein Bette legen, das ist mir wohl zu Danke.“ Und er erkannte, daß alles Gute, was man in Gottes Liebe armen kranken Leuten thut, Christus, unserm Herrn, selber gethan wird. Solche große Freude hatte er, als er das Kreuz erblickte. Seine Mutter aber überkam ein Grauen, als sie die Jammergestalt des Aussätzigen nicht mehr sah.

58.

Elisabeth's Kirchgang.

Gerstenberger thür. hess. Chronik b. Schminke Monum. Hass. I, 309.

Wenn die heilige Elisabeth eines Kindleins genesen war und dann ihren Kirchgang hielt, kleidete sie sich in ein schlichtes, wollenes Kleid, nahm ihr Kind selber in den Arm und ging unbeschuht und barfuß einen harten steinigen Weg von der Burg herab nach einer fernen Kapelle, wo sie für das Kind eine Wachskerze auf dem Altare opferte. Wenn sie dann wieder nach Hause kam, schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf diesem Gange getragen, armen Leuten.

59.

Gespräche der heil. Elisabeth mit ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig.

Annales Reinh. p. 169 sq.
Leben des heil. Ludwig S. 28.
Dietrich von Apolda II, 2.
Simon Ludwig IV. und die heil. Elisabeth. Frankf. 1854. S. 78 f.

Die edle Fürstin bat einmal ihren Herrn und Gemahl, daß er ihr und ihren Dienerinnen erlauben möchte dessen nicht an Speise noch an

Trank zu gebrauchen, was geraubet oder andern armen Leuten wider Gott abgebrochen worden sei. Der milde Fürst antwortete und sprach: „ihr habt dazu meine Erlaubniß und ich will das gerne laßen bestellen; auch wollte ich selber nimmer eines geraubten Gutes gebrauchen, aber ich fürchte Aergerniß und allerlei Gerede des Hofgesindes, doch will ich in kurzer Zeit mein Leben anders stellen, so Gott mich läßet länger leben."

Zu einer andern Zeit hatte die heil. Elisabeth mit ihrem Eheherrn folgendes trauliche Gespräch: „Herr," sagte sie, „ich dachte schon oft daran, wie wir ein Leben mit einander führen könnten, daß wir Gott wohlgefällig würden." „Nun, was für ein Leben wäre das?" fragte der Landgraf. Sie sprach: „ich wollte, wir hätten ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe. Dann könntet ihr mit euern Händen den Acker pflügen und ich könnte die Schafe melken." „Ei, liebe Schwester," antwortete der Landgraf lachend, „wenn wir ein Gut hätten, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe, dann wären wir nicht arm, sondern reich."

60.

Elisabeth speist die Armen.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 189 sq.
Leben des heil. Ludw. S. 45 f.

In vielen deutschen Ländern und auch in Thüringen war eine allgemeine Hungersnoth und währte schon bis in das dritte Jahr. Auch strafte Gott die Menschen um ihrer Sünde willen mit Krankheit und bösen Seuchen und großes Waßer ergoß sich, wie es seit vielen Jahren nicht gesehen worden war.

In dieser Zeit der Trübsal und Angst war der Landgraf Ludwig fern von seinem Lande; er verweilte in Geschäften an des Kaisers Hof in Italien. Aber die heilige Elisabeth war daheim in aller Weise bedacht die Noth und das Unglück der armen und kranken Leute zu lindern und zu mildern. Sie erbaute unter der Wartburg ein Spital und nahm acht und zwanzig arme und hilfsbedürftige Menschen darin auf, und wenn einer derselben starb, trat sogleich ein anderer an seine Stelle. Auch ließ sie unter ihrer Aufsicht an 400 Arme täglich Almosen und milde Gaben durch ihre Dienerschaft vertheilen.

Als nun der Landgraf von seiner Reise wieder heimgekehrt war, so suchten einige von seinen Amtleuten und der Dienerschaft, welche die Milde und Barmherzigkeit der edeln Fürstin ungern gesehen und mit scheelen Augen betrachtet hatten, dieselbe bei ihrem Herrn und Gemahl übel zu bereden und klagten über ihre Unwirthschaftlichkeit und große Freigebigkeit. Aber der tugendsame Fürst antwortete ihnen: „Laßet sie um Gottes Willen nur geben und armen Leuten nach ihrem Gefallen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg verbleiben. Ich weiß wohl aus der heiligen Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge besonders wohl gefällig sind und auch bei den Menschen gut bestehen: Einträchtigkeit unter Brüdern, Liebe und Treue unter den Nebenmenschen und Mann und Frau, die beide einträchtig sind.“

61.

Elisabeth's Gottvertrauen.

Rebhan histor. eccl. Isen. p. 47 sq. Mspt.

In demselben Jahre der großen Theuerung und Hungersnoth frug der Landgraf eines Tages, als er eben von der Reise wieder heimgekommen war, seine Gemahlin: „sage, liebe Schwester, wie soll deine arme und hungernde Familie — er meinte die Armen — in diesem Jahre ernährt und erhalten werden?“ Die heil. Elisabeth antwortete: „ich habe bisher Gott das Seine gegeben, das, was mein und dein ist, wird Gott uns erhalten.“ Und als der Landgraf auf den Kornboden ging, fand er dort große Haufen Getreides, welche der Verwalter, dem das Getreide übergeben war, noch nie gesehen hatte.

So wurde ihr, die den Armen gab, von Gott wieder gegeben, daß sie sowohl selbst zu leben hatte, als auch andern Leuten Gutes zu thun.

62.

Die heil. Elisabeth schöpft Fische aus einem Brunnen.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 353.

Zu einer Zeit war ein kranker Mann, den gelüstete Fische zu eßen. Da nahm die heilige Elisabeth eine Kanne und wollte sie reinigen an

dem kleinen Brunnen und dann einen Diener nach Fischen schicken für den kranken Mann. An dem Brunnen aber lief ihr die Kanne so voll von guten, kleinen Fischen, daß eine große Schüßel davon angefüllt ward.

63.

Elisabeth's Rosen.

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth b. Menken II, 2067.

Der Landgraf war in der Stadt Eisenach gewesen und ging wieder zurück nach der Wartburg. Unterwegs sah er die heilige Elisabeth mit einer ihrer liebsten Jungfrauen stehen; beide kamen von der Burg herab mit allerlei Speisen und Nahrungsmitteln fast sehr beladen, die sie in Krügen und Körben unter ihren Mänteln mit sich trugen und den Armen bringen wollten, die ihrer unten im Thale harrten. Der Landgraf hatte das alles wohl bemerkt und sprach, indem er ihnen die Mäntel zugleich zurückschlug: „laßet sehen, was ihr da traget!“ Dabei wurden aber die Speisen alsbald zu Rosen. Die heilige Elisabeth war darüber so heftig erschrocken, daß sie ihrem Gemahl auf seine Frage und Rede nichts zu sagen vermochte.

Dem Landgrafen that der Schrecken, den er seiner lieben Elisabeth verursacht hatte, gar leid und schon wollte er freundlich und mit guten Worten ihr zusprechen, als ihm auf ihrem Haupte ein Bild des gekreuzigten Heilands als ein Kopfschmuck erschien, den er vorher nie gesehen hatte. Da wollte er die heilige Elisabeth nicht länger aufhalten; er ließ sie ihren Weg gehen und den Armen und Kranken nach ihrem Gefallen Gutes thun und ging weiter nach der Wartburg.

Am Wege, nahe unter dem Kniebrechen, wie die Leute sagen, stand ein Baum, in den ein Kreuz gehauen war. Dieser wurde später umgehauen und zum Zeichen und ewigen Gedächtniß an jenes hohe Wunder an die Stelle, wo es geschehen, ein steinernes Bild gesetzt.

64.

Wie der heil. Elisabeth ihre Barmherzigkeit gegen die Armen von Gott wunderbar vergolten wird.

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I, 377–379.
Dasselbe bei Menken Scriptores rer. Germ. II.
Gerstenberger's Chronik b. Schminke Mon. Hass. II, 328.
Rebhan histor. eccl. Isen. p. 45. Mspt.

Der Vater der heil. Elisabeth, der König von Ungarn, schickte einmal eine Gesandtschaft edler und achtbarer Herrn nach Thüringen zum Landgrafen Ludwig und zu seiner Tochter. Bei dieser Gelegenheit geschah ein großes Wunder. Die fromme, gute Fürstin, welche die Armen oft kleidete, hatte damals keine kostbaren, ihres Standes würdigen Kleider anzuthun, um darin vor den fremden Herrn zu erscheinen. Darob betrübte sich ihr Gemahl, sie aber tröstete ihn und sprach: „achte das nicht groß, mein liebster Bruder, denn ich habe nie in Kleidern glänzen und Ehre darin haben wollen.“ Dann ging sie in ihr Gemach, fiel nieder auf ihre Kniee und rief Gott um seinen Beistand an. Als nun die fremden Herren vor den Fürsten kamen und man nach der heil. Elisabeth sandte, da hatte sie das schönste, hyacinthfarbige, mit kostbaren Perlen und Edelsteinen reich besetzte Kleid an, wie man ein solches noch nie auf Erden gesehen hatte. Des verwunderte sich der Landgraf und fragte sie nachher, woher sie das herrliche Kleid bekommen habe. Lächelnd sprach sie: „solche Dinge kann Gott thun, wenn es ihm gefällt.“

Zu einer andern Zeit kam auch der Kaiser zu dem Landgrafen Ludwig auf die Wartburg, um die heil. Elisabeth zu sehen, von deren Tugend und Frömmigkeit er schon oft gehört hatte. Als man sich zu Tische setzen wollte, sandte Gott durch seinen Engel der heil. Elisabeth eine goldene Krone und überaus kostbare und kunstreich gestickte Kleider, welche gleich dem Monde glänzten und leuchteten, wie solche noch Niemand gesehen hatte, so daß der Kaiser selbst und alle Herrn, die gegenwärtig waren, erstaunten und die große Pracht und Herrlichkeit der Kleider höchlich bewunderten. Der Landgraf aber sagte Gott dafür großen Dank.

So ward der heil. Elisabeth ihre Freigebigkeit gegen die Armen von Gott vergolten.

65.

Verklärung der heil. Elisabeth.

Gerstenberger thür. u. heff. Chronik in Schminke's Mon. Hass. p. 330.

Wie der allmächtige Gott seine Dienerin die heil. Elisabeth mit Kleidern geziert hat, so hat er sie auch geziert an ihrem Leibe. Als sie eines Tages mit großer Andacht und Innigkeit die Messe hörte, sah ein frommer Priester, der da gegenwärtig war und dem Gott die Augen öffnete, daß ein Schein und eine Klarheit die heil. Elisabeth in der Zeit umfing, als man das Sacrament, den Leib unsers Herrn und Heilandes, gebenedeiete, so daß ihr Antlitz verkläret war wie die Sonne und große Klarheit und Strahlen davon ausgingen. Des wunderte sich der Priester und erzählte nachher, was er gesehen hatte von der heiligen Elisabeth.

66.

Tod des Landgrafen Ludwig.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 206 sq.
Leben des heil. Ludw. S. 60.

Der Landgraf Ludwig war auf seiner Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande erkrankt an einem tödtlichen Fieber, das man den „Winter und Sommer" nannte, und starb zu Otranto am 11. September des Jahres 1227, im 28. Jahre seines Alters.

Ueber sein letztes Stündlein hat der Mönch Berthold, des Landgrafen Reisekapellan, folgendes erzählt.

Nachdem der milde Fürst erkannt hatte, daß er von seinem Lager nicht wieder aufkommen würde mit dem Leben, ließ er den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem zu sich rufen und empfing von ihm mit inniger Andacht und vollem Christenglauben das Sacrament der heiligen Oelung und darauf den Leichnam unsers Herrn in Gegenwart und unter dem Beistande des Bischofs vom heiligen Kreuze. Als nun der Tod herantrat an das Lager des frommen Landgrafen und er in seinem Gebete der Gnaden und Freuden der ewigen Seligkeit begehrte, sah er, daß das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben war, die von allen Seiten sein Bett umflogen. „Seht ihr nicht," sprach er zu denen, die zu-

gegen waren, „die große Menge dieser schneeweißen Tauben?“ Man meinte, es trüge ihn und er rede ein wenig irre, aber nach einer kurzen Pause sprach er wieder: „Ich will und muß von hinnen fliegen mit diesen schneeweißen Tauben.“ Nachdem er diese Worte geredet hatte, entschlief er alsbald sanft und ruhig und seine Seele ging zu Gott.

Diese Tauben sah auch ein Priester, einer von den Kapellanen des Landgrafen, nach dem Aufgange der Sonne zufliegen und in großer Verwunderung folgte er denselben mit seinen Augen, bis sie seinen Blicken entschwunden waren.

67.

Die heilige Elisabeth wird von der Wartburg vertrieben.

Dietrich von Apolda IV. 7.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 371 f.
Leben der heil. Elisabeth bei Graff Diutiska I. 414–421. bei Menken II.

Als der Landgraf Heinrich erfuhr, daß sein Bruder Ludwig gestorben war, nahm er Rath von den Seinen, wie er sich nun verhalten sollte. Die Rathgeber ertheilten aber einen untugendlichen Rath, der wider Gott und Recht, wider Zucht und Ehre war. Weil sein Bruder, so riethen sie, einen Sohn hinterlaßen hätte, auf den das Land gestorben wäre, so sollte er Wartburg und Eisenach nun selber einnehmen und für sich behalten, dazu auch die Schlößer im Lande, die heilige Elisabeth aber mit ihren Kindern, weil sie noch jung wären, von der Wartburg ausweisen, so behielte er die Besitzungen; auch sollte er selbst freien und Kinder gewinnen, auf die er das Land forterbte.

Diesem bösen Rathe gab der Landgraf Gehör. Deshalb wurde die heilige Elisabeth mit ihren Kindern unbarmherzig von der Wartburg gewiesen; zugleich hatte der Landgraf den Leuten in Eisenach sagen laßen, daß man ihm nicht Gefallen und Liebe thäte, wenn man Elisabeth mit ihren Kindern aufnähme und herbergte. So kam es, daß in der Stadt Eisenach Niemand sie in sein Haus nahm und sie in ein gemeines Schenkhaus ging, worin sie den Tag über mit ihren Kindern verweilte, des Nachts aber wollte der Mann sie nicht austreiben und so blieb sie fröhlich und geduldig darin. Des Morgens in der Frühe ging sie mit ihren Kindern in die Barfüßer Kirche und bat, daß man sang den Lobgesang Te deum laudamus.

So ging die liebe, heilige Elisabeth, die arme Leute oft geherberget und gespeist hatte, in Eisenach umher, bat um Herberge und hatte Mangel an Speise und Trank. Und als sie wohl in drei Herbergen gewesen und in keiner lange geblieben war, erbarmte sich ihrer ein Priester und wagte den Zorn des Landgrafen Heinrichs, nahm sie in seine Wohnung, hatte Mitleid mit ihr und that ihr Gutes, so viel er vermochte. Die heilige Frau versetzte Pfänder, um sich zu nähren, und spann und arbeitete, was sie konnte.

In dieser Zeit geschah es auch, daß die gottseelige Frau über die hohen Schrittsteine gehen wollte, die damals in einer langen Reihe wegen des tiefen Kothes gesetzt waren, und in der Mitte des Wegs ein altes Weib ihr begegnete, eine Bettlerin, der sie oft Almosen gegeben hatte. Dieses Weib stieß die unglückliche Fürstin, die ihr nicht ausweichen konnte, in den tiefen Koth, daß sie alle ihre Kleider waschen mußte. Auch dieses ertrug sie in Geduld und dankte Gott mit lächelndem Munde, daß sie um seinetwillen vor allen Leuten wäre verschmähet worden.

68.

Von einem Gesichte der heil. Elisabeth.

Libellus de dictis IV. ancillarum bei Mencken Script. rer. Germ. II.

In derselben Zeit, als die heil. Elisabeth von der Wartburg vertrieben in großer Noth und Armuth in der Stadt Eisenach lebte, war sie eines Tages in der Kirche gewesen und hatte auf den Knieen liegend lange ihre Augen auf den Altar gerichtet gehabt. In ihre ärmliche Wohnung zurückgekehrt nahm sie nur wenig Speise zu sich, weil sie sich sehr schwach fühlte, dann aber fing sie an heftig zu schwitzen und neigte sich an den Busen ihrer treuen Dienerin Eisentrud, die ihr ins Elend gefolgt war. Lange starrte sie nach dem offenen Fenster und fing endlich mit freundlicher, heiterer Miene an zu lächeln. Dann schloß sie wieder ihre Augen. Nach einer Stunde weinte sie heftig, bald aber erschien auf ihrem Antlitz wieder ein freundliches Lächeln und nach einiger Zeit sprach sie: „Herr, du willst bei mir sein und ich will bei dir sein und mich niemals von dir scheiden.“ Später bekannte sie ihrer vertrauten Dienerin auf deren inständige Bitte folgendes. „Ich sah,“ sprach sie, „den Himmel offen und meinen süßen Herrn Jesum sich mit seinem Troste in vielem

Unglücke und in vielerlei Verfolgungen, die mich umgaben, zu mir neigen. Wenn ich ihn sah, da war ich froh und glücklich; wenn er sich aber von mir abzuwenden schien, dann mußte ich weinen. Da wendete er sein mildestes Antlitz zu mir und sagte: „wenn du bei mir sein willst, so will ich bei dir sein, und ich antwortete, wie du gehört hast.“ Als nun ihre Dienerin weiter fragte, was sie vorher in der Kirche gesehen habe, antwortete sie: „was ich dort sah, ziemt sich mir nicht zu enthüllen. Das nur magst du wißen, daß ich in großer Seligkeit war und wunderbare Geheimniße Gottes schaute.“

69.

Kaiser Friedrich II. und die heil. Elisabeth.

Fortsetzungen zum Zeitbuch des Eike von Repgow, herausgegeben von Massmann Stuttgart 1857 S. 498.
Vgl. Cod. Palat. Nr. 105. Fol. 21 u. 34. bei Simon Ludwig VI. und die heil. Elisabeth S. 258.

Nach dem Tode des Landgrafen Ludwig von Thüringen wollte der Kaiser Friedrich die heil. Elisabeth zu seiner Gemahlin haben. Aber sie weigerte sich dessen und wies den Kaiser ab um Gottes willen, denn sie wollte keusch bleiben. Der Bischof von Babenberg lag ihr sehr an mit Bitten und mit Drohungen, daß sie den Kaiser nehmen sollte. Sie sprach: „geschieht es, daß man mich zwinget, daß ich den Kaiser nehmen muß, so schneide ich mir selber die Nase ab.“ Da mußte der Kaiser und die Herren davon abstehen. Nach Jahren starb die heilige Elisabeth und ward begraben zu Marburg. Und als man sie erhub, kam ein Kardinal dahin und der Bischof von Mainz und viele Prälaten, auch der Kaiser Friedrich kam mit etlichen Fürsten und vielen Herren. Als nun die heilige Frau erhoben ward, sprach der Kaiser: „weil es nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie im Tode krönen,“ nahm die Krone von seinem Haupte und wollte sie der heiligen Frau Elisabeth aufsetzen. Darob strafte ihn der Bischof von Mainz mit Worten, das machte den Kaiser zornig und er schlug den Bischof an den Hals. Das ward dem Pabst Gregorius zu wißen gethan und so erhob sich zuerst die Zweiung zwischen dem Kaiser und dem Pabste und seinen Bischöfen und sie währte bis zum Pabst Innozentius, der den Kaiser vertrieben haben wollte und in den Bann that.

70.

Wie Landgraf Konrad ein deutscher Ordensritter geworden ist.

Petri de Duisburg chronicon Prussiae p. 120.

Der Landgraf Konrad von Thüringen ist als ein Bruder in den deutschen Orden eingetreten, und das, sagt man, sei also gekommen.

Der Landgraf hatte sich zu einer Zeit, dem Geräusch und Gewühl der Welt zu entgehen, mit den Rittern Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Gruningen und einigen anderen Hofleuten in die Einsamkeit auf sein Schloß Tenneberg begeben. Da kommt zu ihm eine feile Dirne. Der Landgraf frug: „woher kommst du?“ und sie antwortet: „ich habe den ganzen Tag am Wege gesessen in der Näße und Kälte.“ Der Landgraf sprach: „du Elende, du erträgst und leidest mehr für die Strafen der Hölle als ein Anderer für die ewigen Freuden des Himmels.“ „Herr,“ spricht die Dirne, „ich weiß nicht anders mir meinen Unterhalt zu verschaffen und zu erwerben.“ „Würdest du keusch und ehrbar leben wollen, wenn du zum Leben das Nöthige hättest?“ fragt der Landgraf weiter, und jene versichert mit Schluchzen und Thränen: „ja Herr, das würde ich gewiß thun.“ Darauf bestimmte ihr der Landgraf ein sicheres Einkommen, wovon sie leben und sich erhalten sollte. Der Landgraf hatte aber bei sich alle Worte des Tadels bewahrt, den er gegen die Dirne ausgesprochen hatte, auch bedachte und überlegte er, daß ihm selbst solcher Tadel und Vorwurf nöthiger gewesen wäre, als jener, denn diese hätte aus Noth und Armuth gesündigt, er aber habe in Ueberfluß und Reichthum lebend thörichter Weise durch seine Sünden Gottes Zorn gegen sich hervorgerufen. Mit solchen Betrachtungen brachte er die ganze Nacht schlaflos hin. Als er aber am andern Morgen vernahm, daß die beiden Ritter Hartmann und Dietrich gleiche Betrachtung gehabt hätten, ging er mit denselben im Büßergewand zur Kapelle des heil. Nicolaus in Gladbach, dort Gottes Rath zu hören über diese Sache. In einer göttlichen Eingebung ward ihm dort auferlegt, daß er in den Orden des deutschen Hauses treten und seine Regel annehmen sollte. Darauf löste er nach seiner Rückkehr alsbald sein Verlöbniß mit der Tochter des Herzogs von Oesterreich wieder auf, erzählte seinen geheimen Räthen das, was geschehen war, und ermahnte sie aus Ehrfurcht und Demuth gegen Gott Brüder desselben Ordens zu werden, und alle traten zu ihm durch seine Bitten bewogen.

Als nun der Landgraf nach Marburg kam und mit den Rittern, die ihm dahin gefolgt waren, in den Orden eingekleidet werden sollte und der Priester vor dem Altar mit lauter Stimme zu singen anhub: Alleluja, veni sancte spiritus, da kam auf den Landgrafen der heilige Geist in Gestalt eines Feuers herab, allen Umstehenden sichtbar, und dadurch gelangte er zu einer großen und besondern Heiligkeit, daß er der Menschen geheime Thaten wußte und keinen unzüchtigen Mann in seiner Nähe haben wollte.

71.

Der Prior des Dominikanerklosters in Eisenach.

Legendarium des Dominikanerklosters in Eisenach,
Ztschr. für thür. Gesch. u. Alterthumsk. IV, 377 f.

Der erste Prior des Dominikanerklosters in Eisenach war der Graf Eilger von Hohenstein, ein überaus frommer und gottesfürchtiger Mann und so heiligen Lebens, daß sein Amt in dem Kloster Christus selber mehrmals für ihn versehen und verwaltet hat, als er demselben vorzustehen behindert war.

Es geschah nämlich zu einer Zeit, daß der fromme Klosterprior zu einem vornehmen Edelmanne, der auf seinem Schloße krank danieder lag, gerufen wurde. Als er dorthin gekommen war und des Kranken Beichte und sein Bekenntniß gehört hatte, wollte er sogleich in sein Kloster wieder heimkehren, aber der kranke Ritter bat mit allen seinen Freunden inständigst, daß er zu seinem Troste und zur Erleichterung in seiner Krankheit noch einige Tage bei ihm bleiben möchte. Obwohl er sich Anfangs weigerte und sein Amt im Kloster, auch die Sorge für die Brüder vorschützte, ließ er sich doch zuletzt von seiner Nächstenliebe und durch die inständigen Bitten des Kranken bewegen und blieb daselbst, ging aber sogleich in die Schloßkapelle und empfahl im andächtigen Gebete die Klosterbrüder in unseres Herrn und Heilandes Schutz und Gnade. In derselben Zeit aber meinten daheim die Brüder, daß ihr Prior in das Kloster zurückkehre und alle empfingen mit großer Freude den Herrn Jesus Christus in der Gestalt des frommen Bruders Eilger.

Nachdem nun der genannte Prior fünfzehn Tage bei dem Kranken zu seinem Troste verweilt hatte, nahm er endlich Urlaub und kehrte in sein Kloster zurück, aber Niemand kam ihm diesmal zu seiner Verwunde-

rung grüßend entgegen und empfing ihn mit üblicher Ehre. Das schmerzte den heiligen Vater in seinem Herzen, weil er fürchtete, daß sein langes Außenbleiben die Brüder gekränkt habe. Deshalb rief er am folgenden Tage jenen Klosterbruder, welcher ihn, wie er meinte, begleitet hatte, zu sich und sprach: „wie ist das, daß uns die Brüder bei unserer Heimkehr nicht gebührend empfangen haben, da wir doch fünfzehn Tage fern gewesen sind?“ Dieser erwiederte: „theurer Vater, sind wir nicht sogleich am folgenden Tage nach unserm Weggange aus dem Kloster wieder heimgekehrt? Auch haben uns damals die Brüder mit Freude und Liebe empfangen und nachher sind wir ja immer hier gewesen.“ Da schwieg der heilige Vater und überdachte bei sich das göttliche Wunder.

Weiter erzählte man, daß derselbe fromme Mann eines Tages in seine Celle gegangen und sich daselbst vor einem Christusbilde, das darin hing, im Gebet niedergeworfen und in dieser innigen Andacht und göttlichen Anschauung einen ganzen Monat verharrt sei, ohne daß seine Abwesenheit die Klosterbrüder bemerkten, da er ihnen im Chore, im Speisesaal, Schlafgemach und in der Kapitelstube gegenwärtig zu sein schien, weil unser Herr Christus in seiner Gestalt und Kleidung überall seine Stelle vertrat. Als er nach dieser Zeit aus seiner Verzückung wieder erwachte und aufstand und mit den Brüdern zur Frühmesse ging und statt der Matutine des nächsten Tages die des folgenden Monats hörte, welche einstimmig alle Brüder sungen, verwunderte er sich nicht wenig und spürte mit großer Dankbarkeit das große Wunder und Gottes sonderliche Gnade.

Diese Wunder hat der fromme Prior kurz vor seinem Tode selber erzählt und offenbart.

72.

Der Streit um das Erbe von Thüringen.

Annales Reinh. p. 228 sq.
Thür. Chronik in Senkenberg's Select. jur. et histor. III, 325—328.
Gerstenberger thür. hess. Chron. in Schminke's Mon. Hass. II, 416 ff.
Bange thür. Chron. Bl. 99 b—101.

Der Landgraf und römische König Heinrich Raspe, genannt der Pfaffenkönig, hatte auf der Wartburg das Zeitliche gesegnet und mit ihm

war auch der männliche Stamm der Landgrafen von Thüringen und Hessen erstorben. Es erhob sich nun ein langer Zwiespalt über das Erbe von Thüringen und Hessen zwischen der Herzogin Sophie von Brabant, einer Tochter der heiligen Elisabeth, und dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten. Der Markgraf sprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, dessen Schwestersohn er war, ihm erstorben wäre, und er überfiel das Land mit Heereskraft, nahm Städte und Schlößer und auch die Wartburg ein. Die Herzogin aber ließ sich bedünken, ihr Sohn hätte mehr Fug und Recht zu dem Lande von Thüringen und Hessen, als der Markgraf von Meißen, und da sie hörte, daß viel gute Leute in Hessen und Thüringen ihrem Sohn wegen seiner Großeltern mehr geneigt waren, kam sie mit demselben nach Hessen und nahm auch einige Städte und Schlößer ein.

Bei diesem Handel und Zwiespalt, der nicht so bald gütlich verglichen und beigelegt werden konnte, wurde zuletzt auch die Landschaft zwieträchtig und uneins, und die Herzogin fürchtete, daß die Städte und Mächtigen des Landes in einem Kriege zu fremden Herren halten möchten und befahl deshalb das Land Thüringen dem Markgrafen zu getreuer Hand, bis von dem künftigen römischen Könige und den andern Fürsten des Reichs erkannt würde, wem das Land gehöre und von Recht gebühre.

Weil aber schon drei Jahre vergangen und noch kein römischer König geworden war, der den Streit über das Erbe in Thüringen und Hessen richten und schlichten konnte, kam die Herzogin von Brabant abermals nach Hessen mit ihrem Sohne Heinrich, und machte ihn zu einem Landgrafen in Hessen, den man nun das Kind von Hessen nannte. Sie ließ sich aber daran nicht genügen, sondern kam auch gen Eisenach und hielt da in der Kirche der Predigermönche mit dem Markgrafen eine Sprache, daß er ihr und ihrem Sohne das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da reichte der Markgraf Frau Sophien die Hand und sprach: „gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschloßen sein.“ Doch wie er so redete, traten zu ihm seine Räthe, der Marschall Helwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn bei der Hand, zogen ihn zurück und sprachen: „Herr, was thut ihr, daß ihr das reiche Land und das feste Schloß Wartburg aus den Händen gebt? Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel lieber den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und zu dem andern auf der Wartburg setzen. Denn gut will

es sich fügen, daß ihr dieses Land in Besitz nehmt, die beiden andern aber, das Osterland und Meißen, euren beiden Söhnen Dietrich und Albert übergebt."

Dieser Rath behagte dem Markgrafen und er kehrte sich wieder zur Herzogin und sprach: „ich muß mich in diesen Dingen bedenken und den Rath der Grafen und Edeln dieses Landes hören," und schied von ihr ohne ihrem Rechte zu willfahren. Da wurde die Herzogin tief betrübt, weinte bitterlich und zog die Handschuhe von ihren Händen, zerriß sie und sprach: „Gott möge sehen und richten!" Dann warf sie die Handschuhe in die Luft und rief: „o du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Uebelthaten, ich meine dich Teufel, nimm diese Handschuhe mit deinen falschen Rathgebern." Und alsbald wurden sie hinweggeführt und nimmermehr gesehen. Die Räthe aber sollen nachher keiner eines guten Todes gestorben sein.

Andere Chroniken erzählen die Sache anders und zwar so. Die Herzogin von Brabant und der Markgraf hatten sich dahin geeiniget, daß sie ihr Recht stellen wollten an die Edelsten der Ritterschaft in Thüringen. Könnte der Markgraf zwanzig edle und fromme Ritter in Thüringen finden, die mit ihm einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören könnten und möchten, daß er mit mehr Fug und Recht Erbe des Thüringer Landes wäre und nicht der junge Herzog von Brabant, so sollte sich ihr Sohn allein zu der Herrschaft in Hessen halten und sich schreiben und bleiben ein Landgraf zu Hessen. Und das sollte der Unterschied sein zwischen den beiden Landgrafen zu Thüringen und Hessen, daß der bunte Löwe in dem Schilde des Landgrafen zu Hessen eine goldene Krone trage, weil seine Eltermutter, die heilige Elisabeth, eines Königs Tochter gewesen wäre.

Dazu wurde ein Tag bestimmt und nach Eisenach gelegt. Bis dahin sollte der Markgraf die zwanzig Ritter finden, die mit ihm schwören wollten. Frau Sophie hatte aber die feste Zuversicht, daß er zwanzig solche Herrn nicht finden möchte, die mit ihm einen so falschen und unrechten Eid thun würden. Und sie schieden von einander und die Herzogin ging wieder nach Marburg in Hessen.

Als nun der bestimmte Tag kam, zog sie abermals mit ihrem Sohne nach Eisenach und brachte eine Rippe von ihrer Mutter St. Elibeth mit; darauf sollte der Markgraf sein näheres Recht auf Thüringen beschwören. Man kam in der Katharinenkirche zusammen und ein be=

stellter Priester trug die Rippe auf den Altar. Da fragte der Markgraf, von welchem Heiligen das Heiligthum wäre, darauf er schwören sollte. Der Priester antwortete: „es ist eine Rippe der heiligen Elisabeth.“ Der Markgraf lachte und sprach zu seinen Rittern: „die Herzogin, meine Base, glaubt nicht, weil sie eine Rippe von ihrer Mutter mitgebracht hat, daß ich sie aus Thüringen vertreiben werde,“ und ging alsbald hin und legte seine Finger auf die Rippe, die in ein weißes, reines Tuch gebunden war, und schwur zu Gott und den Heiligen, daß er billiger das Land zu Thüringen ererbte, als der junge Herzog aus Brabant. Alsdann traten auch die andern zwanzig Herrn und Ritter hinzu und schwuren denselben Eid.

Da das Frau Sophie sah, schlug sie ihre Hände zusammen und zerriß vor großem Jammer ihre zwei Handschuhe, die sie an ihren Händen trug, in vier Stücke und klagte alle ihre Lebetage Gott und der Welt das große Unrecht, die Untreue und Falschheit des Markgrafen von Meißen. Auch widersprach sie den falschen Eiden und wollte daran nicht Gnüge haben, sondern behielt die Stadt Eisenach inne. Darum that der Markgraf viel Schaden in Hessen und wiederum geschah viel Schaden aus Hessen nach Thüringen und es stund übel in dem Lande dieser Fehde halber.

In derselben Zeit geschah es auch, daß die Herzogin einmal nach Eisenach kam und mit den Ihrigen in die Stadt wollte. Aber die Thore waren verschloßen und man wollte sie zuerst nicht einlaßen, denn die Stadt und die Bürger, obwohl ihr zugethan, waren in der Hand und Gewalt ihrer Widersacher. Da nahm die muthige, streitbare Frau eine Axt in die Hand und hieb damit in St. Jürgenthor, daß man die Wahrzeichen davon zweihundert Jahre in dem Eichenholze gesehen hat.

Die Chroniken erzählen auch, daß in jener Zeit ein wohlhabender Bürger in Eisenach gewesen sei, genannt von Welsbach, der habe gesagt, das Land zu Thüringen wäre billiger des Kindes von Hessen als des Markgrafen von Meißen, denn dieser Mann wußte die Rechte. Und der Markgraf ließ ihn in eine Blide oder Schleuder legen, die vor der Wartburg stand, und in drei Stunden dreimal von der Wartburg werfen. Zwei Stunden blieb er lebend und sagte gleichwohl das Land gehöre dem Kinde in Hessen. In der dritten Stunde starb er.

73.

Friedrich mit der gebißenen Wange.

Wange thür. Chron. Bl. 103 b—104.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 434 ff.

Der Landgraf Albrecht von Thüringen, welcher der Unartige genannt wird, vergaß zur Zeit, als er auf der Wartburg wohnte, aller ehelichen Liebe und Treue gegen sein Gemahl Margarethe, weil er heimliche Liebe pflog mit einer Jungfrau, genannt Kunne von Eisenberg. Nun hätte er die Landgräfin gerne mit Gift vergeben, konnte aber nicht dazu kommen, daß es füglich geschehen möchte; deshalb versprach er einem Eseltreiber, der täglich Brod, Fleisch und Holz zur Wartburg in die Küche trieb, eine große Summe Gold, daß er des Nachts über sie kommen und ihr den Hals brechen sollte, als ob es der Teufel gethan hätte, und nannte dem Eseltreiber eine Zeit, wenn er solches thun sollte.

Als nun die Zeit kam, wurde dem Eseltreiber bange und er gedachte bei sich selbst, obwohl ich arm bin, habe ich doch fromme, ehrliche Aeltern gehabt; soll ich nun ein Schalk werden und die Fürstin tödten, so möchte mich mein Herr als einen Uebelthäter strafen laßen, thue ich's aber nicht, bringt er es doch zuwege, daß ich getödtet werde, damit ich seinen Anschlag und sein Vorhaben den Leuten nicht verrathe. Laufe ich hinweg, so sendet er mir nach und zeihet mich der Dieberei und Verrätherei und ich muß doch sterben und leiblos und ehrlos werden. So wußte der arme Mann nicht, was er thun sollte und stund deshalb in großen Sorgen und Aengsten.

Endlich konnte er die That nicht länger verziehen und kam auf Anleitung der Kunne von Eisenberg des Nachts in der Fürstin Kammer und fiel auf ihr Bette und sprach: „gnädige Frau, gnadet mir das Leben.“ Sie sprach: „wer bist du?“ Er nannte seinen Namen und sie frug weiter: „was hast du gethan? Du bist vielleicht trunken und nicht bei Sinnen.“ Er antwortete: „ich habe nichts gethan, ich bitte aber, ihr wollet schweigen, denn mein Herr hat mich geheißen, ich sollte euch tödten, das will ich aber nicht thun. Nun rathet mir und euch, daß wir beide unser Leben erhalten.“ Da sprach sie: „geh' alsbald und rufe meinen Hofmeister, daß er zu mir komme.“ Dieser gab ihr nun den

Rath, daß sie von Stund an sich aufmache und von ihren Kindern scheiden sollte, damit sie beide bei Leben blieben.

Darauf ging die Landgräfin zu dem Bette ihrer Söhne und beweinte schmerzlich ihr großes Unglück, aber ihr Hofmeister und die Frauen, welche bei ihr waren, ermahnten sie, daß sie von dannen eilen möchte. Da sie nun sahe, daß es nicht anders sein konnte, will sie ihre Söhne segnen und ergreift den ältesten, Friedrich, weinte in ihrer großen Betrübniß, küßte ihn oftmals und biß ihn zuletzt in den einen Backen, daß er davon eine Narbe bekam, welche er die Zeit seines Lebens behalten hat. Deshalb wurde er auch nachher genannt Friedrich mit dem gebißenen Backen.

Da wollte sie auch den andern Sohn beißen, das wehrte ihr aber der Hofmeister und sprach: „wollt ihr die Kinder erwürgen?“ „Ich habe ihn gebißen,“ sprach sie, „daß er, wenn er groß wird, an diesen großen Jammer und an dieses Scheiden gedenke.“

Sie nahm nun ihre Kleinode und ihr Geld, ging auf das Ritterhaus und der Hofmeister ließ sie mit einer Frau, einer Magd und dem Eseltreiber an Seilen aus einem Fenster den hohen Felsen hinab. Dieselbe Nacht gingen sie mit großem Jammer und Leid noch bis auf den Kraienberg, den damals der Abt von Hersfeld inne hatte. Der Amtmann auf dem Kraienberge ließ sie dann weiter geleiten und nach Fulda führen und von da gelangte die Landgräfin unter dem Schutze des Abts nach Frankfurt, wo sie von den Bürgern gar herrlich empfangen wurde, denn sie war des Kaisers Tochter und suchte bei ihnen jetzt eine Zuflucht. Aber schon im folgenden Jahre starb sie vor großem Jammer und Herzeleid in einem Jungfrauenkloster, wohin sie sich begeben hatte, und ward in Frankfurt begraben.

74.

Das Landgrafenloch.

Joh. Rothe dür. Chron. 509.

Der Markgraf Friedrich der Freudige mit dem Biß in der Wange führte später mit seinem Vater und dem römischen Könige Krieg. In diesem Kriege erstieg er unter dem Beistande seiner Stiefmutter, die zugleich seine Schwiegermutter war, heimlich die Wartburg hinten bei der

Zisterne, nachdem er sich mit einer Anzahl Ritter einen Tag lang in einer Schlucht bei „dem gehauenen Steine" verborgen gehalten hatte. Davon heißt die Schlucht noch heute das Landgrafenloch.

75.

Friedrichs des Freudigen Tauftritt.

Joh. Rothe dür. Chron. 511 f.
Histor. Landgrav. ap. Eccard. p. 452.

In demselben Kriege wurde der Markgraf auf der Wartburg hart belagert. Auch die Stadt Eisenach war in der Gewalt seiner Gegner und hielt es mit denselben. In dieser Zeit der Noth und Bedrängniß wurde dem Markgrafen eine Tochter geboren. Als das Kind wohl acht Tage alt war, setzte sich der Markgraf mit seinem Hofgesinde, mit der Amme und dem Töchterlein selb zwölfe auf Pferde und ritten des Nachts von der Wartburg und kamen den Gulänger herab und in den Sengelbach bei St. Johannisthal in den Wald. Aber die Wächter vor der Stadt Eisenach, welche den Weg nach der Wartburg in dem Haine bewachen sollten, waren es gewahr worden und sagten es in die Stadt, daß man von der Wartburg mit zehn oder zwölf Pferden herabgeritten wäre. Die Bürger jagten dem Markgrafen nach in den Wald, er aber floh nach dem Schloße Tenneberg zu. Auf dieser Flucht fing das Kind zu schreien an. Der Markgraf rief der Amme zu, die er immer vor sich her reiten ließ, was dem Kinde wäre, sie möchte es schweigen. Die Amme sprach: „Herr, es schweigt nicht, es will trinken." Da ließ der Markgraf halten und sprach: „meine Tochter soll um dieser Jagd willen nichts entbehren, sollte es auch das Thüringer Land kosten," und stellte sich mit den Seinen zur Wehre so lange, bis das Kind sich satt getrunken hatte. Und er kam glücklich davon, obwohl sie ihm so nahe waren, daß er ihre Pferde zu allen Zeiten hörte. Als ihn die Eisenacher etwa zwei Meilen Wegs verfolgt hatten, kehrten sie wieder um, er aber kam mit seiner Tochter vor Tage unverletzt zu Tenneberg an.

Dort taufte der Abt von Reinhardsbrunn das Töchterlein und es wurde nach seiner Mutter Elisabeth genannt.

76.

Markgraf Friedrich der Freudige von einem Hirten gefangen.

Chronicon Aulae regiae in Dobneri monum. V, 390.
Wachter Geschichte Sachsens III, 159. 377.

Der Markgraf Friedrich der Freudige war von dem Könige Adolf hart bekriegt und in eine so üble Lage gebracht worden, daß er in der ganzen Markgrafschaft Meißen kein festes Schloß mehr hatte, noch auch ein eigenes Pferd, auf dem er reiten konnte, sondern unstätt und flüchtig in dem eignen Lande umher irrte und bei seinen Freunden mehrere Tage lang den nöthigen Unterhalt erbetteln mußte. In dieser tiefen Noth und bittern Armuth verließ ihn sein freudiger Muth nicht, ja zuweilen scherzte er über seine eigene Lage. Einst kam er allein zu einem Hirten, der auf den Feldern seine Heerde weidete. Zu diesem sprach er: „ich bitte dich, strecke deine Hände aus und fange mich." Der Hirt, welcher ihn nicht kannte, gab seiner Bitte nach und hielt ihn an der Schnur des Kleides wie einen Gefangenen fest. Da sprach zu ihm der Markgraf: „nun erzähle allen, daß du den Markgrafen von Meißen gefangen gehabt hast." Ueber diese Rede erstaunte der Hirt und hat nachher allen Leuten die Sache erzählt.

77.

Vom Fegefeuer Friedrich's des Freudigen.

Ursinus thür. Chron. bei Menken Scriptores rer. Germ. III, 1310.

Als derselbe Markgraf gestorben und in dem Katharinenkloster von Eisenach begraben war, in der Kapelle des heiligen Johannes, hätte sein Sohn, der Landgraf Friedrich, gerne erfahren, wie es um seines Vaters Seele gewesen wäre, und er ließ das einen Meister der schwarzen Kunst versuchen. Dieser offenbarte ihm, daß des Markgrafen Seele ihr Fegefeuer habe in dem Grunde hinter Wartburg unter dem hintersten Thurme.

78.

Der Ritter Hermann von Treffurt.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 750.
Ursinus bei Menken III, 1311.
Bange thür. Chron. Bl. 129.
Binhard thür. Chron. S. 245.

Zu Treffurt lebte im Anfange des 14. Jahrhunderts ein Ritter, genannt Hermann von Treffurt. Er war ein wüster Gesell, der gern auf Buhlschaft ausging, ehrbaren Frauen und Jungfrauen nachstellte und sie um ihre Ehre brachte, so daß kein Mann in seinem Gebiet seine Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Dabei aber ist er andächtig gewesen, fleißig in die Messe gegangen, hat auch die Gezeiten St. Mariä mit großer Andacht gesprochen. Als er nun einmal seiner Gewohnheit nach auf Buhlschaft ausgewesen war und in der Nacht allein im Finstern über den Hellerstein hinreiten wollte, fehlte er des rechten Weges und kam auf den höchsten Stein des Hellersteins. Das Pferd stutzte an dem jähen Abhang des Felsens, der Ritter aber gab ihm den Sporn, daß es den hohen Felsen mit ihm hinunter sprang und todt niederstürzte, der Sattel in Stücken ging und das Schwert an seiner Seite zerbrach. Der Ritter aber rief bei diesem Falle die Mutter Gottes an und es hat ihm gedeucht, als werde er von einer Frau umfangen, die ihn sanft und unverletzt auf die Erde gesetzt. Und darüber kam ihn eine solche Reue an, daß er sich der Welt abthat, in einem grauen Rocke und ohne Schuhe einherging, auch nimmer Fleisch oder Fische aß, keinen Wein trank, all' sein Gut und seine Lehen um Gottes willen unter seine Brüder theilte und sich nach Eisenach begab. Dort ging er Winter und Sommer barfüßig zur Kirche, heischte alle Tage sein Brod vor den Häusern und wenn er seine Nothdurft gegeßen hatte, so vergab er das übrige den Armen wieder, die mit ihm nach Brode gingen. Daselbst starb er in großer Reue und Armuth in einem heiligen Leben. Nach seinem Tode hat er auch nicht bei andern frommen Christen sein Ruhebettlein haben wollen, sondern an einem unsaubern Orte, nämlich zu unserer lieben Frauen zwischen der Kirche und Stadtmauer, da die Schulknaben ihrer Nothdurft nach hinzugehen pflegen. Und das ist auch geschehen. Die Thumherren ließen ihm zu Ehren ein Crucifix auf eine Tafel malen zu seinen Füßen an die Kirchenmauer.

79.

D. Luther auf der Wartburg.

Alte Volkssage.

Als der Doctor Luther auf der Wartburg saß und abgeschieden von aller Welt die heilige Schrift übersetzte, trat oftmals der Teufel in seine Stube und suchte ihn in aller Weise bei seiner Arbeit zu stören und zu hindern, denn diese war ihm besonders zuwider. Eines Tages nun, als der Teufel den frommen Mann abermals plagte und in Gestalt einer großen Brummfliege umschwärmte, ergriff dieser in seinem Zorn das Dintenfaß, aus dem er schrieb, und warf's beherzt nach dem Teufel.

Noch zeigt man in der Lutherstube auf der Wartburg den großen Flecken an der Wand, wohin damals die Dinte geflogen ist.

80.

Die Gräfin von Orlamünde.

Lazius de migrat. gent. lib. VII.
Philipp v. Waldenfels select. antiquitatis libri XII. p. 466.
Des Knaben Wunderhorn II, 232.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 579, S. 376.
v. Stillfried Alterthümer u. Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern. Neue Folge 1. Lief.

Otto, Graf zu Orlamünde, war gestorben und hatte eine noch junge Wittwe, eine geborne Herzogin von Meran, mit zwei Kindern hinterlaßen, einem Söhnlein von drei, und einem Töchterlein von zwei Jahren. Die Wittwe wohnte auf der Plassenburg und dachte ernstlich daran, sich wieder zu vermählen, namentlich hatte der schöne Burggraf Albrecht von Nürnberg ihr eine heiße Liebe eingeflößt, daß sie auf Mittel sann, seine Gattin zu werden. Der Burggraf, dem diese Leidenschaft wohl bekannt war, hatte eines Tages gesagt, daß nur der Augen vier einem Ehebunde im Wege ständen. In dem Glauben, der Burggraf meine ihre beiden Kinder, und hingerißen von ihrer Liebe zu dem schönen Manne faßte sie den grauenvollen Entschluß, die unschuldigen Kinder zu ermorden. Sie stach ihnen im Schlafe eine goldene Haarnadel durch den weichen Schädel.

Nach einer andern Erzählung soll die Gräfin nicht selbst die Kinder umgebracht haben, sondern einen Dienstmann, Hayder oder Hager genannt, durch reiche Gaben gewonnen haben, daß er die beiden Kinder tödten möchte. Diesen Mörder sollen die beiden Kinder, als er ihnen nahete, geschmeichelt und ängstlich gebeten haben ihnen das Leben zu lassen, der Knabe:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Und auch Plassenburg des neuen,
Es soll dich nicht gereuen.

Das Töchterlein aber soll gesagt haben:

Lieber Hager laß mich leben,
Ich will dir alle meine Docken geben.

Der Mörder aber beharrte bei seinem abscheulichen Vorhaben und vollbrachte die Unthat. Später wurde er bei einer andern Büberei ergriffen und auf die Folter gelegt. Da soll er vor seinem Tode gesagt und bekannt haben, es gereue ihn zwar sehr der Mord des jungen Herrn, der aber doch schon gewußt habe, daß er Güter verschenken könne, viel größere Reue aber empfinde er, wenn er der unschuldigen Worte des Mägdleins gedenke, die ihr Spielzeug ihm habe schenken wollen.

Die Leichen der beiden Kinder wurden von der Plassenburg in das Kloster Himmelskron gebracht, und an der Seite ihres Vaters beigesetzt, wo sie lange Zeit zum Andenken an diese Mordthat gezeigt wurden.

Als der Burggraf die böse That erfahren hatte, kehrte er der Gräfin von Orlamünde mit Abscheu den Rücken, indem er sagte: „nicht der Kinder Augen waren gemeint, sondern meiner Eltern Augen; zwischen uns wird nimmermehr ein Bund geschloßen.“ Und er vermählte sich nachher mit einer Gräfin von Henneberg. Des Burggrafen Worte hatten der Gräfin das Herz gebrochen. Von Reue und Schmerz gefoltert stürzte sie aus ihren Gemächern, eilte mit fliegenden Haaren durch die langen Gänge der Plassenburg bis zur Pforte des Schloßes und hinab in das Thal nach Himmelskron. Man sagt, sie habe auf ihren Knieen rutschend den Weg bis ins Kloster zurückgelegt; gewöhnlicher aber wird erzählt, daß sie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt, den Weg von der Plassenburg nach Himmelskron gegangen und gleich beim Eintritt in die Kirche todt niedergefallen sei. Noch gemahnt ein Steinkreuz

am Wege von Kulmbach nach Himmelskron an diesen Marterweg der Gräfin.

Nach einer andern Sage aber pilgerte sie auf den Rath der Aebtissin zu Himmelskron nach Rom, um irdischen Trost und den Weg zum ewigen Heile zu finden. Der heilige Vater habe ihr aufgegeben ein Kloster zu bauen und darin unter steten Bußübungen ihr Leben zu verbringen. Nun erzählen wieder Einige, daß sie von dieser Bußfahrt zurückgekommen auf der Stelle vor der Kirchthür zu Himmelskron gestorben sei, Andere dagegen wißen, daß sie bei Nürnberg das Kloster Himmelsthron für Cisterzienser-Nonnen (weiße Frauen) gestiftet habe und dessen erste Aebtissin geworden sei.

Vor ihrem Hinscheiden beichtete sie reumüthig ihre Sünden und gedachte mit rührenden Worten der unseligen Verblendung, in der sie einst so schwere Missethat begangen hatte. Das zweideutige Wort des geliebten Mannes, das sie zu so schwerer Sünde verführt habe, wolle sie, so Gott ihr dieses Glück vergönne, dem burggräflich nürnbergischen Hause in allen seinen Verzweigungen durch eine seegenbringende Warnung vergelten. Sie wolle für und für einem Jeden aus diesem Geschlechte, wenn es noch Zeit sei, durch göttliche Kraft einen Wink zugehen laßen, wenn sein letztes Stündlein schlagen werde, auf daß er zur rechten Zeit dem Irdischen entsagen, sein Haus bestellen und so nicht unvorbereitet vor dem ewigen Richter erscheinen könne.

81.

Neun Kinder auf einmal geboren.

Cyr. Spangenberg Quernfurtische Chronik S. 134 ff.

Herr Gebhart von Quernfurt, dessen Bruder der heilige Bruno war, der Apostel der heidnischen Preußen, war ein gar ernster und gestrenger Herr; er hatte eine edle Gemahlin aus Sachsen gebürtig, deren Namen jedoch die alten Chroniken verschweigen.

Nun trug es sich zu, daß diese Frau in Abwesenheit ihres Herrn neun Kinder auf einmal auf dem Hause Quernfurt gebar, darob sie und alle die Frauen, welche um sie waren, heftig erschracken. Denn weil ihr

Herr gar wunderlich war, besorgten sie, daß er gar schwerlich glauben würde, daß ein Weib von einem Manne so viel Kinder auf einmal haben könne, zumal da er öfters gar beschwerliche Gedanken und Reden von den Weibern, die zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, gehabt und ihn Niemand hatte überreden können, dieselben für ehrlich zu halten. Die Frauen wurden daher in ihrer Furcht und Bestürzung unter einander eins, acht dieser Kinder heimlich bei Seite zu schaffen und nur das neunte und stärkste zu behalten. Demnach wurde eine der Frauen, die bei der Geburt gewesen, beauftragt die acht Kindlein in einem Keßel hinweg zu tragen und denselben mit Steinen beschwert in dem nahen Schloßteich unter der Mühle zu versenken.

Dieser Frau, welche mit dem frühesten aus der Burg hinweg ging, begegnete der heilige Bruno, welcher damals zu Quernfurt lebte und seiner Gewohnheit nach mit dem Tage ins Feld gegangen war, sein Gebet zu thun. Er ging aber unten am Berge bei dem schönen Quellbrunnen, der nachher der Brunsbrunnen genannt worden ist, auf und ab, als er die armen Kinder in dem Keßel unter dem Mantel der Frau, die stracks ihres Weges vorüber eilte, wimmern hörte. Verwundert fragt er die Frau, was sie unter ihrem Mantel trage; „junge Wölflein," war die Antwort. Aber es will doch Herrn Bruno bedünken, als laute die Stimme nicht wie die junger Hündlein, rückt ihr deshalb den Mantel auf und befindet, daß sie acht kleine Kindlein trägt. Darüber entsetzt er sich über alle Maßen und dringt in die vor Schrecken stumme Frau ihm zu sagen, wo sie mit den Kindlein herkomme, wem sie gehören und was sie mit denselben thun wolle. Zitternd berichtet sie ihm den ganzen Handel. Darauf gebietet ihr der heilige Bruno tiefes Schweigen über diese Sache gegen Jedermann, auch der Mutter sollte sie nicht anders sagen, als ob sie ihren Befehl ausgerichtet hätte, und nimmt die Kinder alsbald und tauft sie daselbst bei dem gedachten Brunnen, dann bringt er sie als vater- und mutterlose Waisen eins oder zwei in der Mühle unter dem Schloße, die andern bei andern guten Leuten in der Nähe in Pflege und Erziehung und hielt alles geheim bis auf die Zeit, als er von Quernfurt aus wieder nach Preußen zu ziehen gedachte. Da hat er vor seinem Abschiede das Geheimniß seinem Bruder Herrn Gebhart offenbart, ihm auch berichtet, wo die Kinder bisher erhalten und noch anzutreffen wären. Zuvor hat sich aber sein Bruder mit einem Eide zum allerhöchsten ihm verpflichten müßen, die Sache nicht zu eifern, noch seiner Gemahlin in

Unwillen entgelten zu lassen, sondern vielmehr seinen unbilligen Argwohn gegen andere Weiber und Gottes großes Wunder und Gnadenwerk darin zu erkennen. Darnach ist er zu seines Bruders Gemahlin gegangen und hat dieselbe ihrer unbedachten und unmütterlichen That halber ernstlich erinnert und mit Worten gestraft, weil sie aber die Jahre her stets Reue und schmerzliche Betrübniß gehabt hatte, auch wiederum getröstet und zu rechter heilsamer Buße ermahnt; zuletzt hat er ihr auch erzählt, wie es mit den acht Kindern ergangen, wie sie von ihm getauft und erzogen und noch am Leben wären.

Da ist nun groß Leid und Freud bei einander gewesen, zumal als Herr Bruno die acht Knäblein holen ließ und alle gleich gekleidet den lieben Eltern vorstellte, welche bald an der Kinder Gestalt, Gesicht und Geberden gespürt haben, daß sie des neunten rechte Brüderlein und einer Mutter und eines Vaters Kinder gewesen sind. Was da für Freude gewesen, kann sich ein Jeder leicht denken und ist nicht nöthig viel Worte davon zu sagen.

Den Keßel, darin das Weib die Kinder von der Burg getragen hatte, zeigt man noch heutiges Tages zu Quernfurt, wo er in der Schloßkirche oben vor dem Chor in dem steinernen Bogen mit einer eisernen Kette angeschmiedet hängt, zum Andenken an diese Begebenheit.

82.

St. Bruno's stehender Esel.

Spangenberg Quernfurtische Chronik S. 127 ff.

Als nun der heilige Bruno zur Abreise fertig war, und mit seinen Brüdern noch fröhliche Ostern gehalten hatte, nahm er am Donnerstage der Osterwoche von ihnen Abschied und ritt nach gesprochenem Seegen auf einem Maulthiere mit wenig Dienern von Quernfurt nach Merseburg zu, um gen Preußen zu ziehen.

Nun begab sich's, daß ihm auf dem grünen Anger hart hinter Quernfurt sein Esel stätig wird und weder vorwärts noch rückwärts will. Darin sah sein Bruder Herr Gebhart und Andere, die ihm das Geleit gaben, ein Anzeichen und Offenbarung, daß es nicht Gottes Wille sei, daß er wiederum nach Preußen ziehen sollte, und sie überredeten ihn, daß

er mit ihnen wiederum aufs Schloß zurückkehrte. In der Nacht überlegte Herr Bruno die Sache mit großer Traurigkeit hin und wieder und erkannte darin zuletzt eine Versuchung des Satans, der ihn an seinem Beruf und christlichen Vorhaben hindern wollte. Mit solchen Gedanken trug er sich etliche Tage, konnte sich aber nicht eher darüber zufrieden geben, bis er sich ernstlich vornahm, seine Reise zu vollziehen, was ihm auch begegnen möchte.

So machte er sich nach einigen Tagen wieder auf und zog seiner Bestimmung entgegen nach Preußen, wo er das Evangelium lehrte und predigte, die Heiden taufte und zum christlichen Glauben bekehrte, zuletzt aber wurde er mit achtzehn Gefährten von den Heiden gefangen genommen, grausam gemartert, gepeinigt und getödtet. Dieses geschah im Jahre 1008 oder 1009 in Lithauen nahe an der Gränze von Rußland.

Auf der Wiese aber, darauf der Esel des heil. Bruno stätig ward, die noch heute die Eselswiese heißt, hat man eine Kapelle erbaut, zur Eselstatt genannt, wo an jedem Donnerstage in der Osterwoche sonderlicher Ablaß ertheilt wurde, weshalb bald eine große Wallfahrt dahin entstand und viel Zuströmen des Volks von allen Orten und Enden. Aus diesem Ablaß ist später ein Jahrmarkt geworden, der in der ersten Zeit nicht länger als einen Tag vom Morgen bis zu Abend währte; jetzt wird er bis auf den Sonnabend zur Vesperzeit gehalten.

So hat St. Bruno's stehender Esel das ganze Landvolk herum gehend und laufend gemacht.

83.

Der Kelch mit der Scharte im Dom zu Merseburg.

Adalberti vit. Heinrici II. imperatoris c. 21. 33. Pertz monum. VI, 810. 805.
Eike von Repgow Zeitbuch herausgegeb. von Massmann. Stuttg. 1857. S. 328—330.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 479. 476.

In den Zeiten, als Kaiser Heinrich II. starb, lebte ein frommer Einsiedel, der hörte in der Luft ein großes Rauschen von Teufeln, wie wenn ein Kriegsheer an seiner Zelle vorbeiziehe, und er beschwor sie bei Gott, ihm zu sagen, wohin sie wollten. Sie sagten: „zu Kaiser Heinrichs Tode, seine Seele zu holen." Da beschwor sie der gute Mann, daß sie ihm wieder sagten, was sie erworben hätten. Die Teufel fuhren ihren Weg, der gute Mann aber betete zu Gott für des Kaisers Seele. Die

Teufel kamen bald zu dem Einsiedel zurück und sagten: „als des Kaisers Missethat seine guten Thaten überwiegen sollte und wir seine Seele in unsere Gewalt nehmen wollten, da kam der gesegnete Laurentius und warf einen Kelch in die Wage, daß dem Kelch eine Scherbe ausbrach. Also verloren wir die Seele." Da lobte der Einsiedel Gott und that den Domherrn von Merseburg diese Märe kund. Die fanden denselben Kelch mit der Scharte, wie man ihn noch heute kann schauen. Diesen Kelch hatte einst der Kaiser Heinrich zu Merseburg dem heiligen Laurentius gegeben, und das hatte diese Ursache gehabt.

Der Kaiser hatte eine Gemahlin mit Namen Kunigunde, Tochter des Pfalzgrafen Siegfrieds bei Rhein zu Waßerburg, die führte nur um ihrer Keuschheit willen die Klage, daß sie nicht jung in ein Kloster gekommen wäre. Diese hatte der Kaiser um ihrer Tugend willen zu seiner Gemahlin erwählet und liebte sie darum viel mehr, als um ihrer Geburt willen. Und als er bei derselben allein war, offenbarte er ihr sein Gelübde der Keuschheit, so er Gott gethan hatte. Da lobte sie ihn und sagte ihm zu, daß sie mit ihm in dasselbige Gelübde treten wollte. Als nun dieses lange Zeit von ihnen gehalten wurde, haßte der Teufel ihre Tugend und stieg des Morgens früh in Gestalt eines Jünglings in ihre Kammer wenn der Kaiser nicht daheim war. Solches ward ganz offenbar und vor den Kaiser mit viel frommer Leute Zeugniß gebracht, daß er dadurch verursachet ward, sie dessen öffentlich zu beschuldigen. Da erbot sie sich ihre Unschuld mit dem glühenden Eisen zu beweisen. Der Kaiser antwortete ihr, ihm wäre ihre Tugend und Unschuld wohl bewußt, er müßte es aber von ihr nehmen um des gemeinen Volks willen. Als nun solches vor ihre Freundschaft gebracht ward, sagten sie, sie müßte sich entschuldigen oder sterben. Da wurden in Gegenwart der Fürsten, Grafen und Ritterschaft zwölf Pflugschare in einer Esse glühend gemacht und in des Kaisers Palast auf das Erdreich gelegt und man hieß die Kaiserin ihre Unschuld damit beweisen. Da sprach sie: „so wahr ich aller Männer unschuldig bin, so wahr muß mir Gott helfen, daß mich die Schare nicht verletzen noch verbrennen." Da stund ihr Bruder dabei und schlug sie an den Backen, darum daß sie den Kaiser Heinrich nicht ausgenommen hatte. Also ging sie über die Schare unverletzt zum ersten, andern und dritten Male. Da nahm sie der Kaiser Heinrich in seine Arme und bat sie weinend um Gottes willen, daß sie ihm das vergeben wollte, denn er hätte es an ihr thun müßen. Da weinten die Freunde vor Freuden. Kaiser

Heinrich sprach: „sie hat recht gesagt, sie ist meiner nicht schuldig worden und ihr Bruder hat sie unrecht geschlagen.“ Deswegen gab der Kaiser in das Stift zu Merseburg einen güldenen Kelch und eine Schaale mit edlen Gesteinen, welches er dem heil. Laurentius um der Kaiserin Unschuld willen zum Opfer gelobt hatte.

84.

König Rudolf's Hand.

Eike von Repgow Zeitbuch herausgegeb. von Massmann S. 358 f.

Im Jahre 1078 am 15. October lieferte Kaiser Heinrich IV. dem Gegenkönig Rudolf eine Schlacht an der Elster zwischen Merseburg und Leipzig. Rudolf verlor den Sieg und die rechte Hand. Todtwund ward er nach Merseburg gebracht. Hier sprach er zu den Bischöfen, die da waren, und wieß ihnen die abgeschlagene Hand: „dieß ist die Hand, damit ich meinem Herrn und König Treue schwur; sehet, wohin mich euer unseliger Rath gebracht hat, der ich mit dem Reich nun auch das Leben laßen muß.“

85.

Der Merseburger Rabe.

Lepsius kl. Schriften II, 304 f.

Vom Bischof Thilo, des Geschlechts von Trotha, wird erzählt, daß ihm ein kostbarer Ring abhanden gekommen war, und weil der Verdacht der Entwendung möglicher Weise nur auf einen seiner Diener fallen konnte, habe er denselben durch die Folter zu einem falschen Geständniß gebracht und hinrichten laßen. Nach einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Baues am Schloße, ward der Ring in einem Rabenneste gefunden. Zur warnenden Erinnerung an diesen unglücklichen Vorgang nahm der Bischof nicht nur das Bild eines Raben mit einem Ringe im Schnabel in sein Siegel und Wappen auf und gab dadurch Veranlaßung, daß dieses Bild in das Geschlechtswappen derer von Trotha überging, sondern ordnete auch durch eine Stiftung auf ewige Zeiten an, daß ein lebender Rabe im Schloßhofe zu Merseburg unterhalten wird.

Diese Stiftung besteht noch bis auf den heutigen Tag. Im Schloßhofe zu Merseburg wird ein Rabe ernährt, zu dessen Fütterung in der Rentamtsrechnung ein Gewißes an Gerste verschrieben wird. Auch ist es richtig, daß der Bischof Thilo in seinem Siegel neben dem Stiftswappen (einem schwarzen Kreuz im silbernen Felde) zugleich den Raben mit dem Ringe als sein eigenthümliches Wappen führt, das auch auf seinem Grabmale im Dom, desgleichen am Schloße, mehreren Kirchen und andern Stiftsgebäuden zu Merseburg, die er theils erbaut, theils erneuert hat, zu sehen ist.

86.

Der Knoblauchskönig.

Eike von Repgow Zeitbuch S. 360. 365.
Bange thür. Chron. Bl. 49.
Pomarius Chronica der Sachsen S. 218.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 485. 485.

Als Kaiser Heinrich IV. zu Rom in Italien war, entbot er den Fürsten der Sachsen, daß sie seinen Sohn zum römischen König wählen möchten, er wolle dann nimmermehr in ihr Land ziehen. Da sprach Herzog Otto von der Weser: „ich habe in der Welt gehört, von einer bösen Kuh kommt nie ein gut Kalb,“ und sie koren zum Gegenkönig den Herzog Hermann von Luxemburg. Dieser ward vom Bischof von Mainz geweihet und sie setzten ihn auf die Burg zu Eisleben, da der Knoblauch wächst. Die Kaiserlichen nannten ihn im Spott Knoblauchskönig oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist todt!“

87.

Graf Hoyer.

Cyr. Spangenberg Mansfelder Chronik S. 57 b.
Agricola Sprüchw. 668.

Agricola in seiner Auslegung gemeiner deutscher Sprüchwörter erzählt:

Am Hof des Königs Artus in der Gesellschaft der Tafelrunde ist einer von meinen lieben Erbherrn gewesen, ein Graf von Mansfeld, Graf Hoyer mit Namen, sonst der rothe Ritter genannt, welches ich zum ewigen Lobe der Herrschaft Mansfeld hier rühme.

Es ist auch hart vor Eisleben ein hübsches Brünnlein zwischen den Gärten, woraus die arbeitsamen Leute trinken und sich an dem Waßer ergötzen. Das Brünnlein heißt das Landvolk „König Artus Brunnen"; die enge Steige durch die Gärten auf beiden Seiten heißen sie „König Artus Gaßen."

88.

Von der Schlacht am Welpheshölze und der Bildsäule Jodute.

Grimm deutsche Sagen II. Nr. 487.
Promarius Chronik S. 243.
Cyr. Spangenberg Mansfeldische Chron. Bl. 247.

Vor dem sogenannten Welpheshölze in der Feldmark zwischen Helmsdorf und Gerbstedt, wo im Jahre 1115 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen vorfiel, liegt ein Stein, der die Eigenschaft hat, bei Gewittern ganz zu erweichen und erst nach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er ist voller Nägel geschlagen und man sieht auf ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Oberfeldherr, soll ihn vor der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „so wahr ich den Stein greife, so wahr will ich den Sieg gewinnen." Aber die Kaiserlichen wurden geschlagen und der Graf Hoyer blieb todt und wurde von Wipprecht von Groitsch erschlagen.

Zu seinen Ehren und zum Andenken an diesen Sieg ließen die Sachsen die Bildsäule eines geharnischten und 'gehelmten Mannes mit dem eisernen Streitkolben in der rechten Hand und dem sächsischen Wappen in der linken aufrichten an der Stätte, wo die Schlacht geschehen war. Diese Bildsäule nannte man Jodute und die Landleute gingen fleißig dahin zu beten und auch die Priesterschaft ehrte sie als ein heiliges Bild. Kaiser Rudolf aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ sie wegnehmen, weil man fast Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an deren Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenstock in dieser Kapelle, von dem die Priester sagten, er habe in jener Schlacht Jodute gerufen und dadurch den Sieg zu Wege gebracht.

89.

Die Burg Henneberg.

Senkenberg select. jur. et histor. III, 311.
Joh. Rothe düring. Chron. p. 125.
Bange thür. Chron. Bl. 18 f.
Bechstein Sagen des Rhöngebirges S. 293 f.

Es war ein edles Geschlecht zu Rom, Columneser genannt, zu deutsch von der Säule. Aus diesem Geschlecht war einer mit Namen Poppo, der war reich und mächtig und hatte viele Dienstmannen, gleich einem Fürsten. Dieser machte sich auf nach Deutschland und suchte eine bequeme Stätte, um darauf eine Burg zu bauen. Da kam er nach Franken und fand einen Berg, welcher ihm gefiel. Als er hinaufritt ihn zu beschauen, flog vor ihm eine Birkhenne auf; die nahm er in sein Wappen, nannte den Berg Henneberg und baute ein schön Schloß darauf, wie es noch vor Augen ist. An dem Berge war eine Köre. Da baute er seinen Dienern eine gar lustige Wohnung und nannte sie von der Köre.

Auf dieser alten Burg ist eine Blende in der Mauer zu sehen, davon alte Leute erzählt haben, daß ein Maurer beim Bau des Schloßes seinen Sohn verkauft habe, damit das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert und die Burg dadurch unüberwindlich werde. Der grausame Vater, sagt man, habe das Kind selbst eingemauert. Dasselbe aß eine Dreierssemmel und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: „o Vater, o Vater, wie wird es so finster!“ Und wie das Kind also rief, da schnitt die Stimme dem harten Mann durchs Herz wie ein Meßer, und er stürzte von der Leiter herab und brach den Hals.

90.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Büsching wöchentliche Nachrichten II, 382 nach mündlicher Sage.

In Wälschland lebte im 11. Jahrhundert ein wackerer und reicher Ritter. Er war Graf und hieß Poppo. Seine Schönheit und seine Tapferkeit erwarben ihm nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Liebe einer reichen wälschen Gräfin, welche eine heftige Leidenschaft zu ihm gefaßt hatte. Auch Poppo war dieser Gräfin nicht abhold, doch lebte noch

zu frisch und lebendig in seinem Herzen das Bild seiner jüngst verstorbenen Gemahlin, als daß es schon jetzt durch eine andere schöne Frau hätte daraus verdrängt werden können. Weil ihn aber unaufhörlich die Liebe der schönen Gräfin verfolgte und in seinem gerechten Leid und Grame ungern störte, so beschloß er Wälschland mit seinen beiden Söhnen zu verlaßen und im deutschen Lande sich irgendwo niederzulaßen und anzubauen. Er verkaufte alsbald seine Güter und durchzog nun mit seinen Reichthümern einen großen Theil des deutschen Landes. Kein Plätzchen gefiel ihm Anfangs und schien ihm zum Bau einer Burg geeignet zu sein; erst als er an die Stätte kam, darauf die Ruine Henneberg liegt, gefiel ihm die Gegend und vergnügt lächelte er über den Berg, den er gefunden hatte und mit einer stattlichen Burg bebauen wollte.

Als er so dastand und dem künftigen Bau nachdachte, flogen drei Hennen aus einem Busche vor ihm auf und sogleich nannte er den Berg „Hennenberg", davon auch die Burg ihren Namen erhalten hat.

Während der Graf Poppo seine Burg erbaute und rings herum vieles Land dazu kaufte, wurde daheim die verlassene wälsche Gräfin von Schmerz und Liebe gar sehr gequält. Zuletzt macht sie sich mit ihren Schätzen und Reichthümern auf nach Deutschland und will den Geliebten suchen. Lange zieht sie vergeblich in den deutschen Landen umher; endlich kommt sie dem Geliebten auf die Spur, schon zieht sie mit ihren Maulthieren am Ufer der Schleuße hin, just da, wo dieselbe mit der Werra zusammenfließt, als ringsum trauriger Klang von Sterbegeläut ihr dumpf zu Ohren dringt. Traurige Ahnungen steigen in ihrem Herzen auf und sie kann sich der Thränen nimmer enthalten und als sie einen vorüberziehenden Wanderer um den Grund des Trauergeläutes fragt und die Antwort erhält: „Graf Poppo von Henneberg ist todt!" da ist sie ihres Schmerzes nicht mehr mächtig, zerrauft sich die Haare, reißt in wilder Verzweiflung einen ihrer langen Zöpfe aus und wirft ihn in die Schleuße.

Als sie wieder ruhiger geworden war, beschließt sie im Lande des Geliebten zu sterben und ihre Reichthümer zum Wohle seiner hinterlaßenen Landeskinder zu verwenden. Von ihren wohlthätigen Spenden zeugen noch die Mauern und Thürme der Stadt Themar und die Brücken über die Werra bei Themar und bei Einhausen über die Werra und Hasel.

Um diese Gräfin nach ihrem Tode zu ehren, schmückte Gottwald, Poppo's zweiter Sohn und Nachfolger, sein Wappen mit einem neuen

Helmzeichen, einer gekrönten Jungfrau mit einem starken und langen Haarzopf. „Jungfer mit einem Zopfe“ heißt noch jetzt unter den Bewohnern jener Gegend der Helmschmuck des Wappens, welches sich am Gebäude des ehemaligen, von Gottwald gestifteten Prämonstratenser Mönchs- und Nonnenklosters zu Veßra an der Schleuße und an den genannten Thürmen und Brücken befindet.

91.

So viel Kinder als Tage im Jahre.

Becherer thür. Chronik. Mühlhausen 1601. S. 291 f.
Spangenberg henneberg. Chron. I, 213 f.

Der Graf Hermann von Henneberg, welchem der Abt Ludwig von Reinhardsbrunn in dem Kriege zwischen dem Markgrafen zu Meißen und der Herzogin von Brabant das neuerbaute Schloß Schauenburg zu getreuer Hand gegeben hatte, damit es nicht in andere und fremde Hände kommen und seinem Kloster zu Schaden eingenommen und befestigt werden möchte, dieser Graf hatte eine Gemahlin, Frau Margaretha von Holland, welche eines wunderbaren Todes am Charfreitage in Holland gestorben ist. Und das, sagt man, ging so zu.

Es begab sich, daß diese Gräfin im Jahre 1276 eine Reise nach Holland machte, um ihre Verwandten zu besuchen. Dort begegnete ihr eines Tages in Gräfenhaag ein armes Weib, welches Zwillinge auf ihren Armen trug und noch einige andere Kinder bei sich hatte. Sie bat die Gräfin um ein Almosen, aber diese sah stolz und hochmüthig auf die Frau herab und frug: „sind beide Kinder, die ihr auf den Armen tragt, die eurigen?“ „Gewiß,“ antwortete die arme Frau, „beide sind an einem Tage geboren.“

„Nun so gewiß es nicht möglich ist,“ entgegnete voller Zorn und Unwillen die Gräfin, „daß ein Weib so viel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre sind, eben so wenig ist es möglich, daß eine Frau zugleich zwei Kinder von einem Manne haben kann; ihr seid eine Ehebrecherin und eins dieser Kinder muß ein uneheliches sein.“

Die arme Frau, weil sie dieses Vorwurfs unschuldig und an Ehren fromm war, nahm sich diesen Schimpf sehr zu Gemüthe und mit einem Blick zum Himmel rief sie Gott an, er wolle seine gerechte Macht an

dieser Gräfin beweisen und es geschehen laßen, daß sie nach ihren eigenen Worten so viel Kinder auf einmal erhalte, als Tage im Jahre sind, damit sie erkennen möge, daß kein Ding der göttlichen Allmacht unmöglich sei und daß sie andere ehrliche Weiber, die Gott mit zwei Kindern auf einmal segnete, aus solchem bösen Verdachte laßen müße.

Und diese Verwünschung wurde erhört. Denn am Charfreitage desselben Jahres gebar die Gräfin 365 Kindlein auf einmal, so groß als kleine Krabben sind, und alle wurden noch lebend vom Bischof Otto von Utrecht, dem Bruder der Gräfin, in ein Becken gelegt, mit Weihwaßer besprengt und getauft. Die Knäblein wurden alle Johannes, die Mägdlein Elisabeth genannt. Doch alle Kinder starben alsbald nach der Taufe und die Mutter folgte ihnen nach und alle wurden zusammen in dem Bernhardinerkloster Latum eine Stunde Wegs von Haag begraben, wo man noch heutigen Tages die Geschichte auf dem Grabsteine lesen kann.

Orts- und Volkssagen.

92.

Die Henningshöhle auf dem Hellerstein.

Mündlich.
Thüringen u. der Harz V, 155.

Wenn man auf dem Hellerstein an der sogenannten Aussicht nach dem östlichen Berggipfel zugeht, gewahrt man verschiedene tiefe Schluchten und breite Felsspalten, die von oben her in den Berg hineingehen.

Von einer dieser Höhlen, die sich inmitten der senkrechten Felswand unter der Aussicht befindet, sagt man, sie sei in grauer Vorzeit die Wohnung eines gefürchteten Räubers, Namens Henning, gewesen. Dieser Räuber ließ seinem Pferde die Hufeisen jederzeit verkehrt aufschlagen, um sicher allen Nachstellungen zu entgehen. Einst hatte er ein Mädchen von Heldra geraubt und zu seinem Dienste gezwungen. Am Himmelfahrtsfeste gestattete er ihr ein Stündchen nach Hause zu gehen und ihre Eltern und Geschwister zu besuchen, nachdem sie ihm vorher geschworen hatte, daß sie wieder kommen und keinem Menschen sagen wolle, woher sie komme und wohin sie gehe. Und als sich nun die Eltern über ihre Rückkehr freueten und fragten, wo sie so lange gewesen, und als beim Abschiede die Brüder in sie drangen und forschten, wohin sie gehe, da hat sie weinend geschwiegen und ihren Eid gehalten, aber Erbsen in ihrer Schürze mitgenommen und einzeln auf ihrem Wege verstreut. Diesen Spuren und Zeichen sind die Brüder und andere mannhafte Burschen des Dorfes nachgegangen, haben die Höhle in der Felswand erstiegen, den Räuber erschlagen, die Schwester befreit und fröhlich nach Hause geführt.

93.

Die Nonnenprozession bei Kreuzburg.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagm. p. 312.

Eines Tages noch früh in der Dämmerung ging ein Priester von Krauthausen nach Kreuzburg. Es war gerade St. Ursulentag. Als er nun aus dem Felde an die Straße kam, welche nach der Stadt führt, begegnete ihm ein Zug weiß gekleideter Nonnen mit brennenden Kerzen und sungen den Hymnus de profundis. Der Priester vermochte vor Furcht und Schrecken zunächst weder zu singen noch auch davon zu gehen. Da schaute aus dem Zuge eine ältere Schwester zurück und sprach zu ihm mit freundlicher Stimme: „du bist ein Priester und schweigst? Komm herbei und singe mit uns!" Der Priester faßte Muth und that, wie ihm geheißen war. Bald naheten sie der Stelle, wo jetzt die St. Liboriuskirche steht, und ein Greis im Priestergewand trat heran, vor dem die ganze Versammlung demüthig die Knie beugte, seinen Segen zu empfangen. Als er solchen ertheilt hatte, ging er selber als Führer mit einem Stabe dem Zuge voran und sie stiegen drüben über der Werra unter lautem Singen einen Bergpfad hinan, der Priester aber machte sich inzwischen heimlich davon. Von der Höhe aber rief eine Stimme: „du magst gehen, wirst aber in dein Verderben gehen!" — Am dritten Tage darauf kam er um, von einem Blitzstrahl getroffen. Andere sagen, er sei vom Pferde gestürzt, als er nach Falken wollte, um dort eine Predigt zu halten.

94.

Die Todten besuchen ihre entwendeten Grabsteine.

Paullini zeitkürzende u. erbaul. Lust. II, 653.

Man erzählt, daß in Kreuzburg von den überflüßigen Grabsteinen, die auf dem Gottesacker gelegen, eine Mauer bei der Werra, wo es die Fluth genannt wird, sei aufgeführt worden. Da sollen des Nachts die Verstorbenen in Prozession, Männer und Weiber, jene in schwarzer, diese in weißer Trauerkleidung, nach dieser Mauer gegangen, selbige beschaut haben und dann paarweise wieder nach dem Gottesacker zurückgekehrt sein. Wenige Tage nachher entstund ein Ungewitter, das die Mauer von Grund aus in die Werra führte.

95.

Das Storchengericht bei Kreuzburg.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagma p. 305.
Nicolai de Siegen chronicon eccl. ed. Wegele p. 393 sq.
Paullini zeitkürzende Lust II, 680 f.

Im Jahre 1355 geschah es, daß eines Sonnabends gegen Abend eine große Menge Störche in die Stadt Kreuzburg kamen und alle Dächer der Häuser, Thürme, Kirchen, ja selbst die Stadtmauer besetzten und einnahmen, daß man auf den Häusern mehr Störche als Dachziegeln sah. Ueber diesen Anblick waren die Leute nicht wenig erstaunt und liefen deshalb verwundert überall zusammen. Am andern Morgen, als man gerade zur Messe läutete, flogen alle Störche nach einer großen Wiese neben der Stadt beim Hetzthal gelegen. Einige Leute aus der Stadt gingen aus Neugierde auch hinaus und wollten erfahren, was das zu bedeuten habe. Da sahen sie nun, daß die ganze Schaar der Störche in verschiedene Haufen zusammentraten, als ob sie Verhandlung und Gericht unter einander hielten; auch gehen einzelne Störche hin und wieder, von der einen Partei zu der andern, als wenn sie eine Antwort bringen oder bekommen sollten, wie es eben bei Verhandlungen Hergang ist. Als die Störche nachher wieder davon geflogen waren und den Platz geräumt hatten, fand man drei Todte daselbst zurückgelassen, welche wohl die eheliche Treue verletzt und des Ehebruchs sich schuldig gemacht hatten. Denn nach der gemeinen Sage wird unter den Störchen die Verletzung ehelicher Treue hart bestraft. Sie halten über einen solchen Gericht und tödten ihn, wenn er schuldig befunden wird.

96.

Wie Kreuzburger Bürger einmal nach Coburg zum Bier gegangen sind.

Paullini zeitkürzende Lust II, 681.

Anno 1399 gingen Curt und Hans Henning samt andern Kreuzburger Bürgern in Badekitteln und kurzen Mänteln gegen Pfingsten zum Bade. Und wie sie sich ziemlich gesäubert und wieder heim wollten, sprach Curt: „wollen wir nun zum Bier gehen?“ „Ja,“ sagen die Andern, „wenn was Gutes feil wäre.“ „Ich aber,“ versetzte Curt, „weiß

gut Bier; wollt ihr mir folgen?" „Ja, gehe wohin du willst." Da schlendern sie zum Thor hinaus und wandern nach Coburg 14 ganze Meilen, bleiben etliche Tage da und trinken sich dick und voll. Der Rath hört, daß solche seltsame Biergäste angekommen wären, schickt hin und läßt fragen von wannen? Antwort: sie wären Kreuzburger Bürger. Wie sie sich nun fast satt gezecht haben, fertigen sie einen Boten nach Kreuzburg ab Geld bei ihren Weibern zu holen, damit sie die Zeche ehrlich bezahlen könnten. Der Rath aber hielt sie zechfrei. Da kehrten sie wieder in ihrem Badehabit nach Hause.

97.

Der Brautstrudel bei Ebenau.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale. Eisenach 1841. S. 140. Mündlich.

Ein Brautpaar kehrte einst von der Trauung in Kreuzburg mit seinem Gefolge nach Buchenau zurück. Als sie zur Stelle kamen, wo am Fuße des Eschenborner Berges die Werra sich im raschen Wirbel über einer bodenlosen Tiefe kreißelt und dreht, frug die junge Frau im Scherz ihren Mann: „würdest du mir wohl nachspringen, wenn ich dort hineinstürzte?" und deutete dabei auf den unheimlichen Strudel, trat auch dem Ufer so nahe, daß die spielenden Wellen ihre Füße berührten. „Gewiß würde ich das thun," entgegnete ihr der Mann; doch wozu diese Frage? Komm, laß uns weiter gehen!" Aber sie blieb stehen und um so länger, je mehr sie sah, daß ihr Mann sich ängstigte und immer dringender bat, daß sie von der bösen, verrufenen Stelle zurücktreten möchte.

Da wogt und wallt mit einem Male der Strom hoch auf und aus dem Wirbel taucht die Nixe und zeigt drohend ihr bleiches Gesicht. Da will sich die Frau an ihrem Manne festhalten, aber plötzlich hört man einen lauten Schrei, die Nixe hatte sie schon ergriffen und taucht mit ihr unter in die schäumenden Wogen. Wohl sprang der treue Mann ihr sogleich zur Rettung nach, aber der brausende Strudel zog auch ihn in den Abgrund nieder.

Seitdem heißt jener Wirbel der Brautstrudel und wird männiglich gemieden, weil die Geister der Abgeschiedenen dort umgehen sollen.

98.

Wichtelmänner im Spatenberge bei Kreuzburg.

Paullini zeitkürzende und erbaul. Lust II, 682.

Es ist eine alte Sage von den Wichtel- oder Heinzemännerchen, die sich ehemals im Spatenberge häufig, doch unsichtbar sollen aufgehalten haben. Da werden kleine runde Steinchen gefunden, so man Wichtelsteinchen nennt, mit welchen dies Völklein soll gespielt haben. Sie wohnten auch bei den Leuten in Häusern, brachten dem Einen Glück, dem Andern Unglück; einem nahmen, dem andern gaben sie; pflegten sonderlich die Kindbetterinnen, stahlen oder vertauschten ihnen die Kinder; ritten und foppten die Pferde in den Ställen, daß sie schäumten, und flechten ihnen lange Zöpfe.

99.

Die Nonne und der Wichtelmann.

Chronicon monasterii St. Petri in Paullini Syntagm. rer. Germ. p. 303 sq.

Eine Nonne aus dem St. Peterskloster in Kreuzburg geht eines Tages mit einer andern am Spatenberge vorüber. Weil sie nun hinter sich ein leises Geräusch vernimmt, schaut sie beim Gehen zurück und erblickt ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte, doch freundlichem Blick, schneeweiß im Gesicht und auf dem Haupte; in seiner Rechten führt es ein weißes Stäbchen, auch ist es wohl gekleidet nach Art der Bauern. Das Männlein kommt näher herbei, nimmt gar freundlich sein Hütchen ab und grüßt die Jungfrau. Diese dankt ihm; darauf fragt das Männlein, wohin sie wolle, und als sie es gesagt hat, spricht es weiter: „nimm dich wohl in Acht, daß du nicht auf Irrwege kommst, dort sind — dabei zeigt es mit dem Finger nach einem Hügel — verschiedene Kreuzwege, die den, der ihrer nicht achtet oder des Wegs unkundig ist, leicht abseits und in die Irre führen können. Doch sei nur guten Muths, ich will dich bis dahin geleiten und dir dann deutlich den Weg zeigen, den du sicher gehen kannst.“ Auf diesem Wege hörte Sibylla — so hieß die Nonne — vielerlei über die Wichtelmännchen in jener Gegend, insbesondere daß sie Niemanden etwas zu Leide thun; deshalb pflog sie auch mit dem Männlein längeres Gespräch und Unterhaltung. „Hast du

nicht Lust," fragt sie unter anderm, „die Jungfrauen im Kloster zu besuchen? Wir werden dir Eier, Milch, Butter, Kuchen und anderes der Art vorsetzen." „Ich werde kommen," sprach der Kleine, „nur möget ihr mich nicht zum Besten haben oder mir sonst Unruhe und Schrecken anthun, denn solches hat noch keiner von uns je ungestraft geschehen laßen." Während dieses Gesprächs kommen sie an den Hügel, da zeigt das Männchen den rechten Weg, grüßt wieder freundlich zum Abschiede, wünscht alles Gute und kehrt zurück in den Spatenberg.

Dieses hat Sibylla nachher dem ganzen Convent erzählt.

100.

Der Wichtelmann in der Kinderstube.

Mündlich.

Ein Metzger war einmal auf den Viehhandel gegangen, während daheim seine Frau im Kindbett lag. Als er Abends auf seinem Heimwege am Spatenberge vorübergeht, den gemachten Handel bei sich überschlagend, rufts laut hinter ihm drein: „wenn du nach Hause kommst, sag Kielkehl seine Frau sei krank und werde bald sterben." Der Metzger schaut zurück, sieht aber Niemand, der ihm diese Worte hätte zurufen können. Gedankenvoll über diesen sonderbaren Zufall und Auftrag geht er weiter, kann aber gar nicht ins Klare kommen, was er von der Sache halten soll. Daheim erzählt er seiner Frau, die im Bette liegt, den Vorfall. „Weiß gar nicht, was das sein soll," hub er an, „als ich heut Abend am Spatenberge hin gehe, rufts mir ganz laut und vernehmlich zu: „wenn du nach Hause kommst, sag Kielkehl seine Frau sei krank und werde bald sterben." Habe doch Niemand beim Umschauen gesehen, von dem solcher Ruf nur kommen konnte, auch noch nie von Kielkehl was gehört." Kaum hatte der Mann diese Worte gesprochen, so kroch unter dem Bette der Frau ein kleines, winziges Männlein hervor mit einem alten, grauen Gesicht und langem Bart, stellte sich auf die Beine, sah erschrocken den Metzger an und sprach: „wie, meine Frau ist krank? Ei, da muß ich ja gleich nach Hause." Sofort war das Männlein zur Thür hinaus. Es war ein Wichtel, der sich bei der Kindbetterin eingeschlichen hatte.

101.

Der Wichteln Abzug.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale S. 127.
Mündlich.

Die Wichtel im Spatenberge hatten beschloßen ihre Wohnung zu verlaßen und sich in einer andern Gegend bei andern Leuten unterzubringen. Weshalb, wißen die Leute nicht mehr recht zu sagen.

Eines Morgens noch in aller Frühe klopften zwei kleine Männlein bei dem Fährmann Beck in Spichra ans Fenster und begehrten Ueberfahrt an das andere Ufer. Der Fährmann war dazu bereit und ging mit den Kleinen ans Ufer. Als sie nun in dem Kahne waren, wollte Beck sogleich abfahren, aber die Männlein baten noch ein wenig zu warten. Der Ferge that nach ihrem Wunsche, aber das Fahrzeug senkte sich wunderbar mit jedem Augenblick immer tiefer in den Fluß, so daß es zuletzt nur noch wenig über dem Waßer emporragte. Endlich hießen ihn die Kleinen abfahren, aber nur langsam und mit großer Anstrengung, als hätte er die schwerste Ladung eingenommen, erreichte er das andere Ufer. Da geschah es, daß sich der Kahn nach und nach eben so wieder aus dem Waßer erhob, als er sich vorher gesenkt hatte. Wie nun der Fährmann über das seltsame Ereigniß verwundert den Kopf schüttelte, sprach einer der Kleinen zu ihm, während der andere nach dem Fährgeld suchte: „willst du wißen, wen du gefahren hast, so sieh mir über die rechte Schulter.“ Der Fährmann that, wie ihm geheißen war, und da sah er zu seiner größern Verwunderung eine unabsehbare Reihe noch viel kleinerer Männlein dicht gedrängt im Maßhelder Feld dahin ziehen, während die letzten noch immer aus dem Kahne stiegen. „Du weißt jetzt, wen du übergefahren hast,“ hub wieder das Männlein an, „nun sage, welchen Lohn begehrst du für die Ueberfahrt, Geld oder einen Scheffel der besten Würze?“ Der Fährmann wählte die Würze. Sogleich waren auch die beiden Männlein verschwunden, und ein Scheffel des reinsten Salzes lag in dem Kahne, den Beck mit nach Hause nahm. Oft hat er später den Seinigen das Ereigniß erzählt und noch heute wißen die Leute in Spichra davon zu sagen.

102.

Der lahme Fleischbote von der Brandenburg und der Limpertstein in Gerstungen.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale. Eisenach 1841. S. 14.

Der Graf von der Brandenburg hatte das Recht, daß er den Fleischern zu Gerstungen die Taxe setzte und zugleich an jedem Fleischtage einige der besten Stücke für seine Küche bekam. Der Bote, welcher deshalb jedesmal von der Brandenburg geschickt wurde, hieß Limpert, war ein lahmer Krüppel, der auf einem Esel ritt, an dessen beiden Seiten zwei Körbe für das Fleisch hingen. Er traf aber immer zu spät ein, und doch durfte nach altem Rechte die Fleischbank nichts eher abgeben und verkaufen, bis er versorgt war. Dieses Unwesen war der Bürgerschaft, besonders aber der Fleischerzunft gar verdrießlich, ja endlich unerträglich geworden. Oft schon hatte man den Boten erinnert, nicht so lange auf sich warten zu laßen, aber derselbe, eben so frech und trotzig wie ungestaltet und krüppelhaft, kehrte sich an kein gutes Wort und pochte auf das Recht und die Macht seines Herrn.

Der Gildemeister der Fleischer war ein zorniger und stolzer Mann. Dieser sprach zu seinen Mitmeistern: „wir wollen den Unfug nicht länger dulden, sondern thun, was nicht sobald vergeßen werden soll.“ Als nun der lahme Bote wieder daher gezogen kam und man ihn nach Gewohnheit vom Esel gehoben hatte und er das Fleisch für seinen Herrn erwartete, gab ihm der Gildemeister den ersten Schlag, dann traten auch die übrigen Meister herzu und schlugen ihn vollends todt, hackten den Leichnam in Stücke und legten sie dem Esel in die Körbe. Darauf drehte man diesen um, gab ihm einen Streich und ließ ihn gehen.

Als nun der Graf statt des Fleisches den Boten selbst zu Schlachtstücken zerhauen in den Körben fand, schwur er der Stadt Gerstungen bittere Rache und kündete ihr Fehde an. Da schickte der Rath einen Mittelsmann, der mit klugen und sanften Worten den erzürnten Grafen besänftigen sollte. Dieser stellte vor, die Fleischerzunft sei schon lange durch die absichtliche Verspätung und das trotzige Benehmen des Boten erbittert worden und man müßte ja die ganze Zunft ausrotten, wenn

Blut um Blut gelten sollte. Er möchte daher von der Fehde abstehen und gnädig bedenken, daß so viele Häuser verwaist würden und die halbe Stadt Trauerkleider anlegen müßte. Man sei gern bereit eine ansehnliche Buße zu geben.

Da sprach der Graf bei sich selbst: „nun gut, ich will eine Sühne fordern, wie sie solche nimmer erbringen können," dem Gesandten aber sagte er: „stehet das Blut eurer Fleischhacker in so hohem Preise, so schafft mir einen Scheffel Silberlinge von eines Pfennigs Werth, drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenstöcke ohne Knoten, so hoch als ich selbst. Schaffet ihr mir binnen heute und fünf Jahren diese drei Stücke, so ist die Sache vertragen und sogleich gebe ich alle meine Rechte an eure Fleischbank auf, denn was aus den Händen der Bluthunde kommt, das ekelt mich an. Fehlt es aber zu jener Zeit auch nur an einem von den dreien, so überliefert mir die Stadt die ganze Rotte, Mann für Mann, und ich werde mit ihnen thun nach meinem Gefallen."

Mit diesem Bescheide kehrte der Abgeordnete zurück. Alle, die ihn hörten, entsetzten sich; denn wo war eine solche Menge kleiner Silberlinge zu finden? Wo gab es himmelblaue Windhunde und manneshohe Eichenstöcke ohne Knoten? Doch zuletzt faßten einige Bürger Muth und meinten Zeit gewonnen, viel gewonnen, und man könnte die Sache wenigstens versuchen.

Von Stund an ward ein Bote ausgesandt, der in allen Landen bei Juden und Krämern die Silberlinge sammelte. Dann wählte man ein Schock kräftiger Eichensprößlinge, welche eben den ersten Trieb aus der Erde gemacht hatten. Diese wurden behutsam ausgehoben und in einem Garten in ein besonders dazu bereitetes Erdreich gepflanzt; dann umgab man sie mit hohen, genau anschließenden Glasröhren, daß Seitensproßen ganz unmöglich wurden und das junge kraftvolle Reis kerzengerade empor wachsen mußte. Auch hatte man ein Gemach eingerichtet, dessen Wände, Decke und Fußboden himmelblau waren; selbst die Fenster waren mit himmelblauen Zeugen verhängt. In dieses Gemach brachte man drei schneeweiße junge Windhunde, und damit sie nichts sähen als Himmelblau, so war auch der Wärter in diese Farbe gekleidet und Waßer und Futter waren ebenfalls himmelblau. Die ersten Jungen, welche die beiden Hündinnen warfen, hatten wirklich einzelne blaue Sprenkelchen; unter den Jungen, die in den folgenden Jahren wieder von diesen fielen,

gab es schon blau gefleckte, bei der dritten Zucht war himmelblau die Hauptfarbe und unter dem vierten Geschlecht waren gegen das Ende des fünften Jahres wirklich drei Hunde aufgewachsen, welche über und über himmelblau waren.

Mit den Eichstäben ging es auf ähnliche Weise. Mehrere Stämmchen waren zwar abgestorben, einige hatten doch Seitenaugen getrieben, drei Schößlinge standen aber in Mannshöhe kerzengerade und ohne Knoten da, daß es eine Lust war sie anzuschauen.

Auch der Bote hatte die aufgestöberten Silberlinge eingeliefert und als seine Ausbeute gemeßen und das Streichbrett darüber gezogen wurde, da wäre fast ein Silberling heruntergefallen. So wurde nun der Frevel dem erzürnten Grafen abgebüßt. Um den Himmel zu versöhnen, ward der Fleischscharren in ein Pflegehaus für arme Krüppel verwandelt, von dem noch jetzt einige Grundstücke die Siechengärten heißen, und auf dem Platz, wo die blutige That begangen war, wurde ein breiter Stein ins Pflaster eingelegt, der noch heutigen Tages der Limpertstein heißt.

103.

Das weiße Fräulein auf der Brandenburg.

Heusinger Sagen S. 107 ff.
Mündlich.

Auf der Brandenburg bei Lauchröden zeigt sich schon seit vielen, vielen Jahren im Mondschein, zuweilen auch am hellen Tage ein Fräulein in einem langen weißen Gewande im innern Burghofe, oft auch mit zurückgeschlagenem Schleier im westlichen Bogenfenster der zerfallenen Kapelle. Man hat sie nie müßig gesehen; bald ist sie mit der Spindel beschäftigt, bald trocknet sie Flachsknotten auf einem weißen, saubern Tuche. Schwermüthig lächelnd bietet sie jedem, der sich ihr naht, eine Handvoll von ihren Knotten und diejenigen, welche das unscheinbare Geschenk angenommen, haben nie Ursache gehabt es zu bereuen, denn sie fanden daheim statt der Samenkörner eitel Gold in ihren Taschen. Auch soll es sich schon oft zugetragen haben, daß ein treues, tugendsames Liebespaar, dem es an einer Aussteuer fehlte und das sich mit der Bitte um eine Gabe ihr näherte, reich beschenkt von ihr entlaßen wurde.

104.

Wichtel können die Pferde nicht leiden.

Mündlich.

Im Schloße zu Gerstungen ist ein schöner Pferdestall. Darunter sollen auch Wichtelmänner wohnen. Kein Pferd ist in diesem Stalle zu halten, wenn es auch mit doppelten Ketten angebunden wird. Die eingestellten Pferde reißen alles entzwei, schäumen, wüthen und toben so lange, bis sie wieder hinausgebracht werden.

Die Wichtelmännchen waren überhaupt von jeher Schelme. Sie flechten Nachts den Bauern zum großen Aerger und Verdruß die Haare am Halse der Pferde zu unauflöslichen Zöpfen, so daß dieselben abgeschnitten werden mußten. Darum sagt noch heute die Mutter von dem verwirrten Haare ihres Kindes: „das hat ein Wichtel verwirrt."

105.

Die Kirche in Herda.

Mündlich.

Man sagt, daß die Wichtel die Kirche in Herda erbaut hätten. Die Herdaer wollten nämlich ihre Kirche in der Mitte des Dorfes erbauen, aber die am Tage von ihnen dazu angefahrenen Steine wurden von den Wichteln an das Nordende des Dorfes geschleppt und an einem schönen Morgen stand die Kirche fertig da.

106.

Das Lindigsfräulein.

Mündlich.
Heusinger Sagen aus dem Werrathale. S. 22.

Schon seit Jahrhunderten wandert alle sieben Jahre im grauen Büßergewand, mit aufgelöstem Haar, ein mächtiges Schlüßelbund am Gürtel, das Lindigsfräulein in der Gerstunger Flur, zum Schrecken aller derer, welche sie sehen oder das Raßeln ihres Schlüßelbundes hören.

Doch nur einmal alle sieben Jahre macht sie diese Wanderung, das eine Mal in der Richtung zwischen der Brandenburg und Gerstungen, in der Nähe der ehemaligen Lindigsburg, das nächste Mal aber zwischen Gerstungen und dem Wege nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale. Sie muß so lange wandern, bis sich Jemand findet, der sie auf seinem Rücken entweder zu den Kellergewölben vom Lindigsschloße oder nach dem Klosterplatze trägt. Sie wird aber wohl noch lange wandern müßen, wenn sich nicht einmal unter denen, die ihr begegnen und sie auf ihrem Rücken tragen müßen, einer findet, der durch glücklichen Zufall geleitet den rechten Weg einschlägt. Denn sie selbst darf keine Anweisung geben, welchen Weg der Träger gehen soll. Nun aber haben bisher alle in ihrem Schrecken und in der Eile statt vorwärts den Weg rückwärts nach Gerstungen genommen, um der schweren Bürde bald wieder ledig zu werden, was nur in der Nähe bewohnter Orte möglich ist. Erst dann, wenn sie an den rechten Ort getragen worden ist, darf das Lindigsfräulein reden und Rath ertheilen, wie mit ihrem Schlüßelbunde die Thüren und Behälter zu öffnen sind, in denen unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft sind.

107.

Der Wichtel wird aus dem Hause verbannt.

Mündlich.

In einem Bauerhause wohnte ein Wichtel, der den Leuten bei der Arbeit getreulich half und viele nützliche Dienste leistete. Der Kleine hatte nur die üble Gewohnheit, daß er bei den Kindern, wenn sie ihr Brod verzehrten, hungrig und verlangend stehen blieb und nicht von der Stelle wich; wenn aber ein Kind nur einen Augenblick sein Brod aus der Hand legte, so war er sogleich hinterdrein und hatte es im Nu verzehrt. Das verdroß Kinder und Eltern in gleicher Weise und man dachte ernstlich daran, wie man den schlimmen Gast aus dem Hause schaffen könnte. Da kommt einmal ein fremder Mann zu den Leuten, dem erzählen sie die Sache mit dem Wichtelmann und seine Naschhaftigkeit. „Da ist Rath zu schaffen," spricht der fremde Mann, „nehmt, wenn der Wichtel wieder bei den Kindern steht und ihnen das Butterbrod neidet, zwei Nußschaalen, die eine mit Waßer gefüllt, gießt das

Waßer aus der einen Schale in die andere, dann wieder aus dieser in die erste und thut das eine Zeit lang weiter. Der Wichtel wird dieser Arbeit nicht gar lange zusehen und bald auf und davon sein.“ Die Leute merkten sich das und bei der ersten Gelegenheit thaten sie, wie der Mann ihnen gesagt hatte. Der Wichtelmann sah eine kurze Weile erstaunt und verwundert zu, dann rief er aus: „bin doch so alt als der Sülingswald und hab' mein' Lebtage noch nicht solche Brauerei gesehn!“ lief alsbald auch zur Thür hinaus und ward nie wieder in dem Hause gesehen.

108.

Der Hautsee bei Dönges.

Grimm deutsche Sagen I, 7?.
Mündlich.

Bei dem Dorfe Dönges zwischen Markfuhl und Bach liegt an der Landstraße ein kleiner See mit einer schwimmenden Insel, die gleich einer Haut auf dem Wasser liegt und sich bald nach dieser, bald nach einer andern Seite hin bewegt. Darum hat er den Namen Hautsee erhalten; auch soll er an einem gewissen Tage im Jahre ganz blutroth werden. Davon geht noch heute unter den Leuten der Umgegend folgende Sage.

In Dönges war einmal Kirmes und dazu kamen auch zwei ganz unbekannte, aber sehr schöne Jungfrauen, die mit den Dorfburschen tanzten. Des Nachts zwölf Uhr waren sie plötzlich verschwunden, obwohl der Tanz noch nicht zu Ende war. Am andern Tage waren sie wieder da und tanzten mit, die Burschen aber, welche nicht wollten, daß die Jungfrauen diesmal so bald wieder weggehen sollten, versteckten einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe. Als nun die Mitternacht herankam, wollten sie fort und die eine lief überall ängstlich umher und suchte ihre Handschuhe. Während des Suchens schlug es zwölf Uhr, da liefen beide Jungfrauen in großer Angst und Eile davon gerade nach dem See hin und stürzten sich hinein. Am folgenden Tage war der See blutroth und so geschieht es noch jedesmal an demselben Tage des Jahres. Die zurückgebliebenen Handschuhe waren mit Perlen und allerlei kostbaren Steinen besetzt.

Man erzählt auch, „daß in einer Nacht zwei Reiter vor das Haus einer Kinderfrau kamen, sie weckten und mitgehen hießen. Als sie sich

weigerte, brauchten sie Gewalt, banden sie aufs Pferd und jagten mit ihr fort zum Dönges-See, wo sie ihrer Königin in Kindesnöthen Beistand leisten sollte. Sie sah viel wundersame Dinge, große Schätze und Reichthümer, mußte aber schwören, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Nachdem sie einen ganzen Tag unten geblieben war, ward sie reichlich beschenkt in der Nacht wieder heraufgebracht. Nach vielen Jahren erkrankte sie und konnte nicht sterben, bis sie dem Pfarrer alles entdeckt hatte."

109.

Der Wagen der Frau Holle.

Prätorius Weihnachtsfratzen prop. 56.
Mündlich.

Der Frau Holle begegnete bei ihrem Umzuge zur Weihnachtszeit ein Bauer mit einer Axt. Diesen hat sie angeredet, daß er ihr den Wagen verkeilen oder verschlagen sollte. Der Bauer that, wie ihm geheißen war, und als er die Arbeit gethan und den Wagen wieder in Stand gesetzt hatte, befahl ihm Frau Holle die Späne aufzuraffen und als Trinkgeld mitzunehmen. Da ihm das aber vergeblich und unnütz vorkam, ließ er sie meistentheils liegen und nahm nur ein Stück oder drei für die Langeweile mit. Als er nach Hause kam, waren dieselben in seiner Tasche zu Ducaten geworden. Nun bedauerte er den Verlust oder die Verscherzung der übrigen Späne, aber zu spät. Denn als er umkehrte, die übrigen zu suchen und zu holen, war nichts mehr zu sehen und alles verschwunden.

Diese Geschichte hat sich in Thüringen an vielen Orten zugetragen und die Leute wißen überall davon zu erzählen. So auch in der Umgegend von Tiefenort und dem Krainberge. Dort stand auf dem sogenannten Riedchen bei dem sieben Linden in alter Zeit ein Wald. Durch diesen fuhr noch spät in der Nacht ein Wagen, in welchem eine fremde, unbekannte Dame saß. Der Weg durch diesen Wald war aber sehr sumpfig und morastig, namentlich zur bösen Winterszeit, und so geschah es, daß der Wagen im tiefen Kothe stecken blieb und ein Rad davon zerbrach. Zum Glück kamen gerade einige Holzhauer des Weges daher, die von ihrer Arbeit in dem Walde eben nach Hause gingen. Die unbekannte Dame bittet die Leute ihr zu helfen und beizustehen und sogleich hauen diese einige Stangen ab und machen eine sogenannte Schleife an

die Stelle des zerbrochenen Rades, so daß der Wagen aus dem Sumpfe herauskommen und weiter fahren konnte.

Die Dame bedankt sich bei den Leuten und heißt ihnen die umher liegenden Späne als Lohn für die gehabte Mühe und Arbeit einstecken. Lachend und unwillig kehren ihr die Arbeiter den Rücken und gehen ihres Weges. Nur einer von ihnen hat fast gedankenlos einige wenige Späne aufgerafft und in seine Tasche gesteckt. Als er dieselben zu Hause aus der Tasche hervorholen und unter den Ofen werfen will, findet er dieselben in pures Gold verwandelt.

110.

Die feurige Kuh im Moseberg bei Eisenach.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagm. p. 314.

Im Jahre 1454 ging ein Mann, Balthasar Meysekop, in einer Nacht von Eisenach durch den Moseberg. Da begegnet ihm eine feurige Kuh, die sich alsbald auf sein Gebet in eine Birke verwandelt, an der er ungefährdet vorüber geht. Nachher schaute er noch einmal um, siehe da lief ein Weib mit einer Ofengabel ins freie Feld.

111.

Von einem Steinbilde an der Georgenkirche zu Eisenach.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach. 1712. S. 154.

Am westlichen Eingange der St. Georgenkirche in Eisenach befindet sich dem Hilten'schen Denkmal gegenüber ein Steinbild, welches einen Mann in betender Stellung mit einer Wage zeigt. Der Sage nach soll dieses Steinbild einen Bäcker vorstellen, der zur Zeit einer großen Theuerung mit dem Brode Wucher trieb, dasselbe immer so klein wie möglich buk und darum auch oft zur Verantwortung und Strafe gezogen wurde. Erst auf dem Sterbebette bereute er sein Vergehen und bat, daß man ihn an die Kirchenthüre begraben möge, damit die frommen Kirchgänger sein Grab mit Füßen treten müßten. Dieser Wunsch wurde erfüllt und er liegt am westlichen Eingange der Kirche begraben.

112.

Mönch und Nonne.

Alte Volkssage.

Auf der Abendseite des Mittelsteins gegenüber der Wartburg ragen aus dunkeln Tannen zwei hohe Felsen empor, welche „der Mönch und die Nonne" genannt werden. Davon hat man schon in alten Zeiten die Sage gehabt, daß ein Mönch und eine Nonne, welche heimliche Liebe zu einander gefühlt, aus ihren Klöstern entwichen, hier zusammengekommen und sich geliebkost haben. Zur Strafe dafür, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen, und zur Warnung für Andere sind sie an derselben Stelle, wo sie ihre Sünde begangen, in Stein verwandelt worden.

113.

Von der verfluchten Jungfer bei Eisenach.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach. Anhang S. 22. Volkssagen. Eis. 1795. II, 175.

Wenn man in Eisenach zum Frauenthore hinausgeht in das schöne Marienthal, gewahrt man etwa eine Viertelstunde Wegs von der Stadt rechts an einem jähen Felsenabhange eine Höhle mit einem schmalen Eingange. Diese Höhle ist rund, nicht eben groß und in die Höhe geht eine Kluft, durch die man hinauf sehen kann, wie durch einen Schornstein. Sie wird das verfluchte Jungfernloch genannt und die Leute erzählen davon allerlei Sagen.

Einst lebte in Eisenach eine schöne Jungfrau mit goldgelben Haaren, die war sehr eitel und putzte sich alle Tage herrlich, besonders aber verwendete sie viel Zeit darauf, ihre Haare zu strählen und in schöne Zöpfe zu flechten. Bei dieser Putzsucht vergaß sie alle Uebungen der Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst, und weil alle Bitten, Ermahnungen und Scheltworte ihrer Mutter nichts dagegen fruchteten und sie fort und fort in Eitelkeit, Stolz und Hoffart verharrte, verwünschte sie die Mutter in ihrem frommen Eifer in jene Höhle. Dahin ist sie nun gebannt, aber alle sieben Jahre erscheint sie einmal in der Mittagsstunde. Sie sitzt dann vor der Höhle in prächtiger seidener Kleidung und strählt

weinend mit einem goldenen Kamme ihre schönen Haare und wartet auf ihre Erlösung.

In frühern Jahren haben viele Leute in Eisenach diese verfluchte Jungfer in ihrem Schmuck und mit langen herabhängenden Haaren vor der Höhle gesehen und neben ihr auch ein rothes Hündlein, das hin und her lauft.

Auf dem Platze vor der Höhle, worauf die Jungfer sitzt, wächst kein Gras und kein Strauch, in der Höhle aber rauscht und braust es oft wie ferne Wasserbäche.

Ein Fuhrmann zog einmal die Straße vorüber und hörte Jemand nießen. „Gott helf!" sprach der Fuhrmann, und als er abermals und dann noch neunmal nießen hörte, sprach er jedesmal treuherzig „Gott helf!" Als es aber zum zwölften Male nießte, wurde er schier unwillig, that einen Fluch und rief: „nun wenn dir Gott nicht helfen will, so helfe dir ein Anderer." Da seufzte die Jungfrau tief auf und verschwand in ihre Höhle.

Hätte der Fuhrmann noch einmal Gott helf! gesagt, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen.

In der Nähe derselben Höhle weidete auch ein Schäfer seine Heerde. Seine Frau bringt ihm zur Mittagszeit das Eßen hinaus, da tritt ihr die verfluchte Jungfrau entgegen, reicht ihr eine goldene Bürste hin mit der Bitte, ihr damit das Haar zu strählen und verspricht zugleich eine reiche Belohnung. Die Hirtenfrau erfüllt die Bitte und nachdem sie der Jungfer die Haare gestrählt hat, wird sie von derselben in die Höhle geführt, dabei auch ermahnt, ja keinen Laut von sich zu geben und in der Höhle reichlich mit Gold beschenkt. Beim Hinausgehen erblickt sie am Ausgange einen großen schwarzen Hund, darüber geräth sie in einen großen Schrecken, schreit laut auf und läßt ihren Schatz zu Boden fallen, der auch sogleich verschwunden ist.

Eine arme Frau von Eisenach geht nicht weit von dem verfluchten Jungfernloche in den Wald Holz zu lesen und nimmt ihr kleines Kind mit sich, das lustig im Walde unter den grünen Bäumen spielt. Bald sieht es ein kleines Vöglein allgemach vor sich her hüpfen, dem lauft das Kind nach und will es fangen. Dieses Spiel treibt es so lange an, bis es die Mutter ganz verloren hat und von dem Vöglein weit weg in einen Busch gelockt worden war. Alles Rufen und Suchen der Mutter war vergebens. Erst nach acht Tagen fand ein Hirte das Kind an einer

Felswand von Gebüsch und Gestrüpp umstrickt und gefangen. Der Hirt bringt das Kind der Mutter zurück und als diese fragt: „woher hast du Eßen und Trinken bekommen?" antwortet das Kind: „eine schöne Jungfrau hat mir zu eßen und zu trinken gegeben und mich des Nachts warm zugedeckt."

114.

Der Silberbrunnen.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach S. 24.

Nicht weit von der Höhle der verfluchten Jungfer ist auch der Silbergraben und darin war sonst eine Quelle, die zu Zeiten Silber ausgeworfen hat. Ein armer Bürger und Leinweber in Eisenach kommt einmal zu dieser Quelle und findet da einen Klumpen Silber. Diesen Fund trägt er zu einem Schloßer vor dem Nicolaithore, Rauchmaul geheißen, der ihm fünfzig Thaler dafür giebt, auch gut bewirthet, dabei aber die Bedingung macht, daß er ihm auch den Ort zeige, wo er den Schatz gefunden. Dieses geschah. Darauf ist der Schloßer allein hingegangen und hat auch einen Klumpen Silber gefunden; wie aber der Leinweber wieder hinkommt, um etwas weiteres zu holen, hat er wahrgenommen, daß die verfluchte Jungfer mit ihrem seidenen Wams die Quelle verstopft hat. Darauf hat man angefangen das seidene Wams durch fleißiges Nachgraben zu suchen und die verstopfte Silberquelle wieder zu eröffnen, aber Niemand hat die rechte Spur finden können.

115.

Von allerlei Spuk beim hohen Kreuz zwischen Eisenach und Wilhelmsthal.

Aus einem Amtsbericht vom Jahre 1744.

Das Forsthaus, welches an der Fahrstraße zwischen Eisenach und Wilhelmsthal mitten im Walde gelegen jetzt „zur hohen Sonne" genannt wird, hieß vordem „zum hohen Kreuz." Der Schmidt Lorenz Luther aus Eckartshausen hat in Eisenach vor dem Amte erzählt, er habe von seinem Vater und Großvater, welche auch alte Leute gewesen, zum öftern gehört,

daß in den alten Zeiten, da hier noch alles katholisch gewesen, an dem Orte, welcher das hohe Kreuz genannt werde, eine Wallfahrt gewesen und daselbst ein hohes Kreuz gestanden habe. Ein anderer Mann aus Eckartshausen wollte von einem Jäger, der auf dem hohen Kreuz gewohnt hatte, gehört haben, daß eine weiße Frau zu Zeiten dort erschienen sei, welche in der obersten Stube, wenn die Leute im Bette gelegen, sich niedergesetzt habe. Ein Bauer aus Etterwinden hat vor dem Amte in Eisenach ausgesagt, er habe von seiner Mutter gehört, daß bei dem hohen Kreuze Hans Malschen von Etterwinden, der nun schon lange todt sei, ein Sarg auf den Rücken sich gehängt habe, den er bis in das Etterwinder Feld habe fortschleppen müssen, wo er endlich von ihm gefallen sei. Als dieser Hans Malsch nach Hause gekommen, wäre er fast wie rasend geworden. Auch sollte neben den Etterwinder Leuten, wenn sie auf ihrem Wege bei dem hohen Kreuze gewesen, vielmals ein Gespenst hergegangen sein.

Andreas Steinbrecher, gleichfalls aus Etterwinden, hat folgendes erzählt. Vor ungefähr 20 Jahren bin ich einmal des Abends spät mit einem Karren von Eisenach nach Etterwinden zurückgefahren und wollte den Thiergarten passiren. Da ich nun an das hohe Kreuz kam und das Thor aufzumachen begehrte, der Wärter aber solches nicht thun wollte, sah ich eine Kutsche in dem Wege von der kalten Stude herüber auf das hohe Kreuz zu fahren. Dieser bin ich entgegen gegangen zu sagen, wie sie den Thiergarten nicht aufmachen wollten. Als ich an die Kutsche herankam, sah ich, daß sechs Pferde davor gespannt waren, die Kutsche wie eine ordentliche Kutsche aussah, auch ein Kerl vorne darauf saß und einer hinten darauf stand, wobei es mir nicht anders erschien, als ob das Geschirr von den Pferden und die Kleider der Kerls wie lauter Silber und Gold glänzten. Als ich sie aber anreden wollte, hat es einen starken Plump gethan und es war nicht anders gewesen, als wenn alles mit einander auf einmal in die Erde gesunken wäre; gleich darauf war nichts mehr davon zu sehen. Das Fahren der Kutsche und das Raßeln der Pferde habe ich, ehe ich noch recht nahe gekommen war, gar eigentlich gehört, auch gesehen, daß von den Hufeisen auf der Erde Feuerfunken gegeben wurden.

Auch hat mir meine Mutter vielmal erzählt, daß einem Manne von Etterwinden auf dem Wege nach dem hohen Kreuz seitwärts her eine Leiche mit ihren Trägern und dem Schülerchor begegnet ist, welche nach

dem hohen Kreuz zu getragen wurde; und Andere sagen, daß in dem Wege unterm hohen Kreuz sich ihnen eine Frau aufgehockt und die Arme, welche wie vermodertes Holz gewesen, über ihre Schultern gelegt habe. Diese Frau hätten sie bis aufs hohe Kreuz tragen müßen, wo sie wieder auf die Beine getreten und von ihnen geblieben wäre.

116.

Der spukende Pfarrer.

L. Storch Vörwerts-Häns. Leipzig 1855. S. 226.
Mündlich.

Auf der Eisenacher Seite der Ruhl lebte vor Zeiten ein Pfarrer, Namens Feuchter. Gott weiß, was er in seinem Leben mochte getrieben haben, denn kaum war er todt, so spukte er furchtbar und wanderte mit großem Geräusch durchs ganze Haus, machte die Thüren auf, schlug sie wieder zu, warf Tische und Stühle über einander und vertrieb alle Leute aus dem Pfarrhaus. Als nun das Ding von Tage zu Tage ärger wurde, verschrieb die Gemeinde ein Paar Jesuiten. Diese citirten den Geist des Pfarrers im Beisein des Schulzen und der ganzen Gemeindevormundschaft in die Kirche vor den Altar. Dort mußte er in einen Sack kriechen und nun trugen sie ihn in die Gallert, maßen eine Strecke ab, wo er wandern darf, ließen ihn heraus und bannten ihn dorthin. Viel hundert Menschen haben ihn in der Dämmerung dort im Chorrock und mit den Schläppchen gesehen. Er niest zuweilen, spricht aber Jemand, der nicht weiß, daß es ein gebannter Geist ist: „helf Gott!“ so gibt ihm der böse Pfarrer eine Maulschelle und verschwindet. Solche Possen macht er viel. Er hat sich sogar den Leuten aufgehockt, die haben ihn tragen müßen, wie den Bieresel.

117.

Der Bieresel in Ruhla.

Mündlich.

In Ruhla war vordem der Bieresel heimisch. Das war ein Gespenst in Gestalt eines großen Esels, der des Nachts in der zwölften

Stunde im Orte umherschlich und den Männern, welche erst aus dem Bierhause heimgingen, aufhockte und sich von ihnen eine Strecke, gewöhnlich bis an ihre Hausthüre, tragen ließ. Dann sprang das Gespenst herunter und war nicht weiter zu sehen. Andern Leuten that es nichts und war ihnen nicht einmal sichtbar.

Ob der Bieresel noch jetzt in der Ruhl umgeht, ist nicht bestimmt zu sagen. Auch in andern Ortschaften des Thüringer Waldes soll dieses Gespenst zu Hause sein, so in Steinbach zwischen Altenstein und Liebenstein.

118.

Der Tolljungferstein in Ruhla.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 224.

Oben über dem Forsthause in Ruhla liegt an der Pfarrhecke nahe beim Goldbrunnen ein Felsen, der Tolljungferstein. Darauf läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfer sehen. Zuerst steht sie eine Zeit lang oben auf dem Steine, als warte sie auf Jemand, dann aber steigt sie herab, umgeht einige Mal ruhig und still den Felsen und zuletzt macht sie mit einem Bund großer Schlüßel, den sie in der Hand hält, ein gewaltiges Geraßel und geberdet sich wie unsinnig. Hat sie ihre Tollheit einige Minuten getrieben, so verschwindet sie wieder in den Felsen. Von dieser tollen Jungfer hat der Stein seinen Namen erhalten und wenn sich in Ruhla Jemand recht toll und unsinnig anstellt, so sagt man von ihm sprichwörtlich: „er geberdet sich wie die tolle Jungfer.“

119.

Die Lilien am Breitenberge.

L. Storch a. a. O. S. 225.

Am Breitenberge, wo gar keine Blumen wachsen, sah ein Rühler einmal drei Sonntage nach einander drei weiße Lilien unter einer dicken Eiche stehen. Weil sie so schön waren, haben sie ihn gedauert und hat sie deshalb nicht abgebrochen. Als er aber am dritten Sonntage sich kaum zehn Schritte von ihnen entfernt hatte, denkt er, es könne mit

diesen Blumen doch eine besondere Bewandniß haben; er dreht sich also wieder um und will zurückgehen, da war keine von den Lilien mehr zu sehen.

120.

Der Schatz im Kloster Weißenborn.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 217.

Im Kloster Weißenborn war ein Knecht, dem träumte einmal, im Stalle unter der Pachterwohnung liege ein großer Schatz, der ihm bestimmt sei und des Nachts in der zwölften Stunde gehoben werden müße. Er vergißt aber diesen Traum wieder. Bald träumt er dasselbe zum zweiten Male und in der Nacht darauf hat er nochmals den Traum. Sofort springt er aus dem Bette auf und hinunter in den Stall und wirklich erblickt er an dem bezeichneten Orte einen großen Topf mit blanken Goldstücken. Eben will er darnach greifen, da sieht er über sich einen großen Mühlstein an einem Zwirnsfaden hängen, der sich eben so schnell wie in einer Mühle herumdreht, und daneben steht ein großer Mann, welcher mit seinem Kopfe bis an die Decke reicht, eine große Scheere in seiner Hand hält und jeden Augenblick den Faden durchschneiden will. Sogleich springt der Knecht zum Stalle hinaus; auf dem Hofe erholt er sich von seinem Schrecken und geht nochmals in den Stall zurück, aber — alles war verschwunden.

121.

Die Prinzessin in Wittgenstein.

L. Storch a. a. O. S. 50 ff.

Wer von Farnroda nach dem Heiligenstein oder nach Thal geht und etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hat, sieht dicht über dem Thalbach aus Erlen und Gebüsch einen hohen, vielzackigen, gespaltenen Schieferfelsen emporragen. Das ist der Wittgenstein. Von diesem Felsen und der in den Stein gebannten Prinzessin weiß die Volkssage allerlei zu berichten.

Ein Schloß soll vor langen Zeiten auf dem Wittgenstein gestanden und darin ein Ritter mit einer einzigen Tochter gewohnt haben. Das Fräulein sah einen Ritter gern und begehrte ihn zum Gemahl; der Vater aber wollte sie durchaus einem Prinzen vermählen und darüber entstand großes Herzeleid im Hause. Zuletzt beredete die Prinzessin den Ritter, daß er sie in der Nacht entführen sollte. Der Plan wurde aber dem Vater verrathen; er lauerte dem Ritter auf und erschlug ihn in selbiger Nacht, als er zum Schloße heranritt und das Fräulein holen wollte. Die Leiche ließ er seiner Tochter bringen, welche beim Anblick derselben alsbald vor Schrecken starb. Der erschlagene Ritter ließ sich aber fortan jede Nacht auf einem kohlschwarzen Roße sehen, auf dem er zur Mitternachtsstunde an den Wittgenstein heranritt, das Fräulein aber ging im Schloße um und durchwanderte alle Räume und Gemächer desselben. Der Vater ließ Teufelsbanner kommen und den Ritter auf den Rittersberg bannen, welcher nicht weit vom Wittgenstein liegt. Dort haben ihn viele Leute auf seinem pechschwarzen Rappen reiten sehen. Das Fräulein aber oder die Prinzessin, wie die Leute sie nennen, ist in den Wittgenstein gebannt. Beide können nun nicht mehr zusammenkommen.

In frühern Zeiten wollen viele Leute jener Gegend die in den Stein gebannte Prinzessin leibhaftig mit ihren Augen gesehen haben und ein Klosterknecht von Weißenborn behauptete, sie sei ihm einmal Abends im Zwielicht erschienen, als er von Fernroda heraufkam. Auch hat es Leute gegeben, die sie am Wittgenstein laut gerufen, geneckt, ja sogar geschimpft haben. Aber gewöhnlich ist es ihnen übel ergangen. Entweder sind sie noch am selbigen Tage mit Steinen geworfen worden, oder haben von unsichtbaren Händen Maulschellen erhalten, daß ihnen die Backen aufschwollen, oder bald darauf ein Bein, einen Arm oder gar den Hals gebrochen oder sonst einen Leibesschaden genommen.

Einmal ist ein Taglöhner aus Fernroda noch ganz spät in der finstern Nacht heimgegangen. Als er unter den Wittgenstein kommt, sieht er an dem steinernen Brückchen, das über den Bach führt, ein Licht brennen. Der Mann war mürrisch, weil er schlechten Verdienst gehabt und ein Maß Bier auf dem Heiligenstein nicht hatte trinken können. Er stieß ärgerlich mit dem Fuße an die brennende Kerze, daß sie ins Waßer fiel und verlöschte. „Licht giebst du mir,“ sprach er dabei, „das brauch' ich aber nicht; Gold giebst du Andern, das könnt' ich beßer brauchen.

Hab' den Weg wohl hundertmal bei Nacht und Nebel gemacht und kann ihn blind finden." Aber bald darauf stürzte er ins Waßer und wie er es auch anfing, immer fiel er wieder in den Bach; er konnte weder Weg noch Steg finden und wäre fast ertrunken. Erst am Morgen kam er müde und durchnäßt nach Hause.

Mit dem genannten Brückchen hat es überhaupt seine eigene Bewandtniß. In der dicksten Finsterniß mancher Nächte haben Leute, die sich verspätet hatten, am obern Ende des Stegs ein hellbrennendes Licht stecken gesehen, so daß sie den Weg deutlich erkennen konnten. Andere dagegen, vielleicht gottlose Leute oder denen die Prinzessin nicht gewogen war, sahen weder Licht noch Steg und fielen dann sicher ins Waßer.

Man sagt, die Prinzessin laße sich alle sieben Jahre sehen und dann erzeige sie den Leuten, die ihrer ansichtig werden und sich nicht vor ihr scheuen, allerlei Gutes. Einmal graste des Rasenmüllers Magd unten am Stein. Plötzlich erhebt sie ihre Augen und sieht in der Kluft am obern Ende des Felsens eine ganz seltsam gekleidete bleiche Jungfrau stehen, welche ihr gar freundlich zunickt. Aber die Magd lief aus Furcht davon und ließ sogar ihren Grasekorb im Stiche. Als sie nachher in Begleitung eines Mahlknechts wieder hinkam, fand sie den Korb zerrißen und zerfetzt.

122.

Musikanten bringen der Prinzessin eine Nachtmusik.

L. Storch a. a. O. S. 52 ff.

Musikanten aus dem Dorfe Thal hatten in Farnroda zum Tanze bei einer Hochzeit oder bei einer andern Gelegenheit aufgespielt und gingen wieder nach Hause. Es hatte aber die Mitternachtsstunde geschlagen, als sie sich auf den Heimweg begaben. Sie waren lustig und guter Dinge und führten auf dem einsamen, spärlich vom Mond erhellten Wege allerlei kurzweilige Gespräche. Zeit und Ort brachte die Rede auch auf die Prinzessin in Wittgenstein. Ein toller junger Bursche sagte, als sie gerade dem Felsen gegenüber waren: „wißt ihr was, wir wollen der armen Prinzessin auch eine anständige Nachtmusik bringen!" Die Andern stimmten zu und so gingen sie guten Muths gerade hinüber nach dem Steine. Unter demselben angelangt stimmten sie nicht lange erst ihre

Instrumente, sondern der Meister flüsterte den Andern ganz leise zu, was für ein Stück gespielt werden sollte, und so fingen sie denn mit einem Schlag an und das schöne Stück hallte prächtig am Felsen wieder und klang schier schauerlich durch die stille Nacht. Einer hat nachher gestanden, daß es ihm ganz seltsam dabei geworden sei.

Als das erste Tonstück geblasen war, tritt plötzlich ein altes Männchen mit einem langen grauen Bart und in einem sonderbar zugeschnittenen Kittel auf sie zu — keiner wußte, woher der Alte so schnell gekommen war — und fragte, wem die Nachtmusik gelten sollte. „Der Prinzessin im Wittgenstein,“ versetzte der Bursche, welcher den Gedanken zur Nachtmusik zuerst ausgesprochen hatte. „Nun gut, spielt nur lustig auf,“ sprach das Männlein und war wieder verschwunden. Die Spielleute thaten, wie ihnen befohlen war, und als sie dann ihre Instrumente zusammenpackten und gehen wollten, kam das Männlein nochmals und reichte jedem einen frischen Eichenzweig. Die Musikanten lachten darüber und gingen. Einige spielten mit ihrem Zweige, zerrupften und zerzupften ihn, andere trugen sich wohl eine Strecke Wegs damit, ließen ihn aber bald fallen und konnten oder wollten ihn nicht wieder finden. Nur einer steckte ihn sorgfältig auf seinen Hut. Er hatte dessen aber auch vergeßen und erschrak nicht wenig, als seine Frau ihn am andern Morgen fragte, was er denn für einen gelben Flitter auf dem Hute mit von Farnroda gebracht habe. Als er das Ding näher besah, war der Zweig zu glänzendem Gold geworden. Sobald die andern das hörten, liefen sie sofort auf dem Wege zurück, um ihre Zweige zu suchen, aber ihr Suchen war vergeblich.

123.

Die Farnröder Neujahrsänger.

Mündlich.

Dasselbe ist auch den Farnröder Neujahrsängern begegnet. Als diese noch in der Seebach singen durften, kamen sie einmal überein der Prinzessin im Wittgenstein zum Neujahr zu singen. Nacht, Schnee und Kälte hielten sie nicht ab, einen schönen Choral anzustimmen und durchzuführen. Als sie damit fertig waren, stand vor ihnen ein Männlein und reichte jedem ein großes Stück Fleisch dar. Dieser Braten mochte

ihnen wohl bedenklich vorkommen, denn alle ließen ihn unberührt, nur einer langte fast gedankenlos sein Meßer aus der Tasche, schnitt sich ein kleines Stück von dem Fleische ab und steckte es mit dem Meßer in die Tasche. Wie er am andern Morgen die Kleider wieder anziehen will, war die Tasche, in welche er Fleisch und Meßer gesteckt hatte, gewaltig schwer, er greift hinein und zieht statt des Fleisches ein Stück gediegenes Gold heraus. So war ihm von der Prinzessin das Singen gelohnt worden; die andern hatten freilich ihren schweren Aerger.

124.

Die Kuh aus dem Wittgenstein.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 56.

Der Farnröder Hirt weidet in der Gegend des Wittgensteins und sieht einige Morgen hintereinander eine schöne große Kuh bei seiner Heerde, die er nicht kennt, auch weiß er nicht, wie sie zur Heerde gekommen ist. Wenn er Abends heimtreibt, ist die Kuh verschwunden, und nie hat er gesehen, wohin. Er giebt endlich mit seinem Jungen genau Achtung und nimmt wahr, daß die Kuh früh aus den Erlenbüschen unter dem Wittgenstein herauskommt und am Abend wieder hinein läuft. Am nächsten Abend geht er ihr nach und sieht, wie sie in die Kluft sich hineindrängt. Unerschrocken schlüpft er hinterdrein. Da kommt er in einen hellen, weiten Gang und an eine Thür. Er klopft an; ein kleines graues Männchen tritt heraus und fragt ihn barsch nach seinem Begehr. „Das Hutgeld für die Kuh, welche ihr mir alle Tage zur Weide schickt," antwortete der Hirt, und der Kleine drückt ihm einen alten harten Thaler in die Hand mit den Worten: „du würdest mehr erhalten, hättest du nicht grob gefordert." Die Kuh kam aber nicht mehr zur Weide und der Hirt konnte später auch den Gang in den Stein nicht wieder finden.

125.

Der Bergmann am Markberge.

L. Storch a. a. O. S. 215.
Mündlich.

Ein Bergmann aus der Ruhl ging einmal am güldenen Sonntage am Markberge spazieren, um sich eine besondere Stelle zu besehen. Da gewahrt er eine wunderbar schöne Blume, wie ihm noch nie eine zu Ge-

sicht gekommen war. Er geht hin, bückt sich nieder, bricht die Blume und steckt sie an seine Bergmannsmütze. Kaum hat er das gethan, so ist auch die ganze Gegend verändert. Ein herrliches, glänzendes Schloß mit weit geöffneten Thüren steht vor ihm, er schaut hinein und erblickt darin allerlei, was seine Neugierde reizt und lockt. Ohne langes Besinnen tritt er hinein, geht durch verschiedene, hell erleuchtete Gänge und kommt zuletzt in einen reich geschmückten Saal, in dessen Mitte hinter einem kostbaren Tische ein altes graues, sonderbar gekleidetes Männchen sitzt und aus einem Kasten Goldstücke auf den Tisch zählt. Das Männchen nickt dem Bergmann freundlich zu und spricht auf das Gold hindeutend: „nimm dir, so viel du willst, vergiß aber den Schlüßel nicht!“ Der Bergmann füllt sich erst die Taschen, dann thut er seine Mütze ab und füllt sie gleichfalls mit Goldstücken bis zum Rande an. Bei dieser Arbeit war aber die Blume von der Mütze herabgefallen, er achtet aber ihren Verlust nicht und läßt sie unbekümmert am Boden liegen. Nun will er weggehen, da ruft ihm nochmals das graue Männchen zu: „vergiß aber den Schlüßel nicht!“ Doch unverständlich ist dem Bergmann die Warnung und er läßt sie unbeachtet, eilt froh des erhaltenen Schatzes aus dem Schloße, das Männchen aber trippelt hinter ihm her und macht dabei allerlei sonderbare und verzwickte Grimassen. Als der Bergmann aber zur Thür des Schloßes hinausgehen will, ruft das Männlein fast wie unsinnig zum dritten Male: „vergiß den Schlüßel nicht!“ allein der Bergmann bleibt taub für die Mahnung. Kaum war er aus dem Zauberschloß getreten, so war auch alles wieder verschwunden und er steht an derselben Stelle, wo er die Wunderblume gepflückt hatte. Nur eine Stimme ruft ihm zu: „hättest du die Blume nicht vergeßen — diese war der Schlüßel — so hättest du jederzeit wiederkommen und dir noch viele Schätze holen können.“ Aber der Bergmann grämte sich eben nicht sehr darum, er hatte ja genug, um gut und sorgenfrei leben zu können.

126.

Die Königin Reinschwig.

Thür. Chronik bei Schöttgen u. Kreyssig diplom. et script. histor. germ. I, 86 sq.
Vgl. Ursinus Chronik b. Menken III, 1264.
Bange thür. Chron. Bl. 57.

Das Kloster zu St. Nicolaus, welches Adelheid, die Tochter Ludwigs, des ersten Landgrafen in Thüringen und Hessen, nach Eisenach

verlegt und mit einer schönen Kirche und stattlichen Gebäuden versehen hat, lag zuvor auf St. Petersberg vor Eisenach in der alten Stadt, war sehr geringe an Gebäuden und die Brunnen und das Waßer waren ihm fern. Auch findet man geschrieben, daß dieses Kloster seinen ersten Anfang in Sättelstedt gehabt habe und von einer Königin Reinschwig erbaut worden sei. Darüber hat man in einer alten Chronik diese Erzählung.

Vor alten Zeiten war ein König in Schweden gestorben und hatte einen Sohn hinterlaßen, der nach ihm Richter und König war. Die Königin aber, genannt Frau Reinschwig, betrübte sich sehr über den Verlust ihres Herrn, denn er war ihr gar lieb, und sie ließ Gebet halten, Messen lesen und gab Almosen, daß ihr Gott offenbaren möchte, wo ihres Herrn Seele ihre Pein leide, damit sie erlöst werde. Da ward ihr geoffenbaret, daß er in dem gemeinen Fegefeuer der Thüringer leide, das wäre ein Berg nahe bei Eisenach, und die Stätte ward ihr bezeichnet. Da kam sie aus Schweden nach Eisenach und dahin, wo der Berg liegt, und fragte die Leute, die dort angesessen waren, ob sie da nichts hörten. Sie sagten, daß sie zu Zeiten erbärmlich Geschrei da hörten, und darum ward der Berg Hör Seeleberg genannt, den nun die Leute den Horsilberg nennen. Da bauete die Königin unten an den Berg eine Kirche und brachte in dieselbe viel gutes Heiligthum, bauete daneben auch ein Haus, darin sie mit drei Jungfrauen wohnte, demüthiglich und schwarz gekleidet, und kaufte Zinsen und Erbe, das nun dem Kloster zu St. Niclas in Eisenach gehört. Die Stätte unten an dem Berge ward Satansstatt geheißen, weil der Teufel ihr da erschien, das Dorf aber an dem Waßer wird noch „Setilstedt“ genannt. Als nun des Königs Seele von der Königin Reinschwig erlöst war, lebte sie nicht mehr lange und ward dort begraben, zu ihren Jungfrauen kamen aber noch mehr arme und fromme Mägde, die Gott dienen wollten, und sie gebrauchten die Zinsen und Almosen, welche Frau Reinschwig ihnen gelaßen hatte. Weil sie aber des Nachts viel Ueberfall hatten von den Leuten, die auf der Straße wanderten, ward ihnen gerathen, daß sie gen Eisenach ziehen möchten. Da baueten sie bei der Kirche auf St. Petersberg ein Klösterchen, darin wohnten sie lange Zeit, nährten sich und dienten Gott.

Andere Chroniken erzählen, daß die Königin Reinschwig nicht aus Schweden, sondern aus England nach Thüringen gekommen sei, um

die Seele ihres gestorbenen Gemahls aus dem Fegefeuer im Hörselberge zu erlösen.

In Sättelstedt erzählte eine alte Frau, sie habe als Kind von ihrer Mutter und Großmutter, auch von andern Leuten oft gehört, die Königin Reinschwig sei auf dem Hörselberg begraben und ihre goldenen Haare wären nachher aus dem Grabe herausgewachsen.

127.

Der Hörselberg bei Eisenach.

Pfefferkorn Thür. Chronik. 1685. S. 25 f.
Agrikola Auslegung deutscher Sprichwörter 301.

Zwischen Gotha und Eisenach lieget der Hörselberg, von welchem die Mönche viel gedichtet und unter andern vorgegeben haben, es gehöre dieser Berg zur Werkstatt des Fegefeuers und die Seelen der Gestorbenen würden darin gequälet. Auch haben sie erzählet, daß man vor dem großen Loch dieses Berges, obgleich man des Abends den Sand davor ganz gleich gemacht habe, doch des Morgens allerhand Fußstapfen gesehen habe von Menschen und Thieren, die aus- und ein gegangen wären. Auch der treue Eckart, wie ihn die Bauern nennen, mit dem wüthenden Heere, vor dem er her gehe, die Leute vor Schaden zu warnen, habe in dem Berge seine Wohnung, und das daran gelegene Dorf Sättelstedt heiße so viel als Satanstädt.

Agrikola erzählt:

„Im Lande zu Thüringen nicht ferne von Eisenach liegt ein Berg, der Hoselberg genannt, da der Teufel bei Menschen und meinen Gedenken Fuhrleute mit Wein in einem Gesichte eingeführt und ihnen gezeigt hat, wie tief etliche Leute, die noch gelebt und ich gekannt habe, in den höllischen Flammen gesessen haben.“

Doctor Luther sagt, daß anno 1546 Etliche vom Adel im Land zu Thüringen auf eine Zeit im Hörselberg des Nachts Hasen aufgejagt und ihrer bei acht gefangen hätten; wie sie nun heimkamen und die Hasen aufhingen, so waren des Morgens eitel Pferdsköpfe daraus geworden.

Den Hörselberg als eine „Werkstatt des Fegefeuers, darin die Seelen der Gestorbenen gequält werden,“ schildert in großer Ausführlichkeit auch ein altes, ungedrucktes Gedicht vom Jahre 1592, das sich auf

der Universitätsbibliothek in Jena befindet. Darin wird der Berg so beschrieben.

„So ist nun das vom Hörselberg,
Gewiß vnd gar kein Narrenwerk.
Das wunderding am selbigen ortt,
Gesehen werden vnd gehort.
Er ist mit Nebel stets vmbfangen,
Von viehe vnd Menschen vmbgangen.
Von Stauden Hecken ist Er dick,
Nibblicht, darümb Er schrecklich ahnblickt.
Sein leng ist ziemlich, in die Breit,
Erstreckt sich sein Rvuir nicht weitt.
Wan sich bisweilen erlustiren,
Die Bawern wöllen vnd spatziren.
Den Berg hinauf, wird bald Ihr Lust,
Durch schrecken vnd gespenst gebüst.
Alda, beydes zu tag vnd nacht,
Viel seltzam Ding werden volbracht.
Darümb wird der bergk von Nachbarn zwar,
Geschewet vnd verlassen gar.“

Vom Eingang in den Berg heißt es:

191 „Gegen Abent ligt die pfort ist Eng,
Darein man kriechen mus gedreng.
Der eingang ist lang ohn gefahr,
Zehn klafftern, eine in die quer.“

Und an einer andern Stelle:

„Durch dieses loch vnd eingang,
Mus kriechen, wer will sehen zu handt.
Die wunder Ebentewr darzu,
Gespenst, Gesums, vnd gros vnruh.
So sich des Orts gar manigfaldt,
Lest hören, sehen, mit gewaldt.“

128.

Vom treuen Eckart, der am Eingange in den Hörselberg sitzt,

und wie andere alte Sagen melden, „alle Leute warnt, sie sollten nicht in den Berg gehen,“ sagt das Gedicht:

„Wenn du nu kommen bist hinein,
Vnd meinst du seyst da gar allein.
Bald siehestu zu der linken stan,
Ein grossen grawen alten Man.
Den man den trewen Eckhard nent,
An seiner kleidung Jhn man kent.
Der ist Alt frenckisch vnbekandt,
Ein Scepter tregt Er in der handt.
Der dir bald winckt, dich vnterricht,
Was für gefahr vnd grausam geschicht
Dir kommen werden vnter augen,
Drumb magstu sehen vnd wol zu schawen.
Damit du volgest seiner lehr,
Vnd hierdurch meidest gros gefahr.
Man helts dafür, das dieser Alt,
Ein Engel in menschen gestalt.
Von Got hieher geordnet sey,
Damit er warn, wer kompt herbey.
Wen man nu ist berichtet wol,
Wie man sich fort verhalten soll.
So danck mit vleis dem alten Mann,
Vnd mach dich fertig zu der Bahn.
Da wirstu sehen also baldt,
Inn Berg hinein als wers ein waldt.
Von hundert meilen lang und breit,
So mechtig gros scheint Er und weit.
Vnmöglich ists sich zu vnterstehen,
In diesem berg das End zu sehen.
So kan man gar nicht wissen auch,
Des Berges höhe vor Nebel und rauch.
Die teglich drinnen stehn vnd schweben,
Nur nimb dein wahr vnd merk es eben.

Da kömpt dir erstlich vor die handt,
Ein starker hundt ohn Eisern bandt.
Der ist sehr gros vnd vngehewer,
Sein rachen brendt mit hellischen fewer.
Der fert vnd springt, als wolt Er dich,
Verschlingen in eim augenblick.
An den soltu dich keeren nicht,
Sondern strack volgen dem bericht.
Des trewen Eckhardts vnd von stund,
Dich wenden von dem besen hundt."

129.

Von einem Lautenisten, der im Hörselberge aufspielen mußte,

erzählt das Gedicht:

„Es hat sich auch zur selben frist,
Begeben das Ein lautenist.
Des Orts nicht fern gar wol bekandt,
Sey doch auf dismahl vngenant.
Mit seiner lautten rein vnd gut,
Auff eine hochzeit wandern thut.
Sein weg nimpt er nicht altzu weit,
Vom berg faste zu abendts zeit.
Wie er nu aber von der nacht,
Wird vberfallen, nicht betracht.
Wieviel vnd gros gefehrlichkeit,
Mit bring des orts gelegenheit.
Da kompt ein langer schwartzer Man,
Zum lautenist, greifft Ihn an.
Vnd führt Ihn durch das loch geschwind,
Der lautenist erst sich besindt.
Vnd ist erstarret von angste viel,
In dem er fürder gehen will.
Sieht Er vor sich den Eckhart trew,
Der winckt Ihm, sprach mein-freundt herbey.

Dir wird hie in dem Berg fürwahr,
Wo du nicht acht hast, viel gefahr.
Zu handen kommen, scheu dich nicht,
Vnd merk mit vleis mein vnterricht.
Voraus bind ich dir ein gar thewr,
Vor diesem hunde vngehewr.
Hüt dich mit vleis, kere dich nicht dran,
Ob Er schrecklich dich falle ahn.
Sieh auch im wenigsten nicht zurück,
Merk nur ernstlich auff alle stück.
Wenn du Itzt fort wirst gehen nuh,
So merck mit vleis vnd sieh wol zu.
Damit du dich nicht kerest vmb,
Las dich nicht irren viel gesumb.
Im widerkehren thue desgleich,
Sieh nicht zurück, vermeide streich.
Ob dir auch würde kommen für,
Mancherley ding dort vnd hier.
Vnd ob man dir würd geldt vnd Goldt,
Fürtragen, bieten, du nicht sollt.
Im kleinsten dich bewegen lahn,
Sey wol gewarnet, vnd las es stahn.
Greiff Ja nicht zu, wartt deiner Laut,
Sieh dich nicht vmb, Ich merck dir grawt.
Darümb laß dir wol befohlen sein,
Das dich bewege nicht der schein.
Der lautenist wahr trawers voll,
Kundt Es doch gar nicht Endern wol.
Es must allhie gewaget sein,
Da halff weder das gros noch klein.
Wie er nuhn bis am Sechsten tag,
Im berg des lautenschlahens pflag.
Vnd nun gesehen, gehört die ding,
Davon Ihms lachen gar verging.
Da kömpt zuletzt ein zwerglein klein,
Das zopf Ihn heimlich bei eim bein.
Vnd winckt Ihm das er folgen soltt,
Der arme man Eiltt sehr vndt woltt.
Zugleich auch sehen mitt zurück,
Damitt Ihm nicht an hals ein strick.

Geworffen würde, mitt gefahr,
Den Jhm nachfolgt eine grosse schar.
Die brawiten Jhm ohn vntterlaß,
Darüber er dan gar vergas.
Des Altten trewen Eckardts rath,
Kam also baldt zu großen schadt.
Jndem er auch sah hinder sich,
Vor furcht vndt Angsten zitterlich.
Bleibt Jhm der hals zur seitten stahn,
Und kondt forthin derselbe man.
Bis an sein Endt nicht kehren vmb,
Den hals, must Jhn so tragen krumb.
Er wendett sich wil gehen fortt,
Bald sicht er für, siehett die pfortt.
Er kroch eylendts mitt furcht hinaus,
Vndt kam also vorletzt hinaus.
Must auch den halß bis in den todt,
So krumb tragen nicht ohne spott.
Niemandts Jhn auch in seiner stadt,
Fortan fröhlich gesehen hatt."

130.

Die Schäfer im Hörselberge.

Nach demselben alten Gedichte.

Auch zwei Schäferknechte kamen einmal von einer Kirmse mit ihren Sackpfeifen und vielem Geschrei um Mitternacht am Berge vorüber. Während sie jauchzend und fluchend ihres Weges dahin ziehen, stehen plötzlich drei Männer vor ihnen, heißen sie mitgehen in den Berg und ihnen darin aufspielen. Die beiden Schäfer sagen in ihrer Leichtfertigkeit und Trunkenheit ihre Dienste zu und wandern, wenn auch nicht ganz ohne Angst und Furcht, mit den fremden, ungekannten Männern in den Hörselberg. Dreizehn Tage blieben sie darin und als sie nach dieser Zeit wieder ans Tageslicht kamen, schlichen sie in aller Stille nach Hause und haben fortan bis an ihr Lebensende alle Fröhlichkeit für immer vergeßen.

131.

Die weiße Frau im Hörselberge.

Mündlich.

Vor Jahren erzählte ein Mann in Sättelstedt, daß alle sieben Jahre das ‚wisse wîbje' aus dem Berge trete und sich sehen laße, auch gewaltiges Getöse werde in dem Berge gehört. Einmal sei sein Bruder Abends vorbei geritten und habe den Unfug deutlich vernommen, nämlich durch einander hallende Stimmen und Bechergeklirre. Zuweilen zeige sich ein Eingang, der aber bald verschwinde und dann nicht mehr zu finden sei.

132.

Von der Frau Holla.

Prätorius Weihnachtsfragen 54.
Mündlich.

Wenn Frau Holla zu Weihnachten ihren Umzug durch das Land hält, legen die Mägde in Thüringen ihren Spinnrocken aufs neue an, umwinden ihn mit vielem Werg oder Flachs und laßen ihn über Nacht stehen. Sieht Frau Holle im Vorüberziehen dergleichen Rocken, so spricht sie:

So manches Haar,
So manches gutes Jahr.

Am Tage der heiligen drei Könige aber muß sie wieder umkehren und einziehen in den Hörselberg. Trifft sie dann unterwegs noch Flachs auf dem Rocken an, so lautet ihr Spruch:

So manches Haar,
So manches böses Jahr.

Deshalb reißen Abends vorher die Mägde alles von ihren Rocken herunter, was sie bis dahin nicht abgesponnen haben, ja sie brennen sogar die kleinen Flachsfäßerchen mit Schleusenlicht sorgfältig herunter, damit ja nichts daran bleibe und ihnen kein Uebel daraus entstehe, wiewohl die meisten sich befleißigen, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

133.

Der getreue Eckart und das wüthende Heer.

Prätorius Blocksbergs Verrichtung S. 15 ff.
Agricola deutsche Sprichwörter 667.

Der Hörselberg ist, wie schon gesagt wurde, auch ein Aufenthalt des wüthenden Heeres. In unserm Thüringen werden öfters, und zwar sonderlich um die heiligen Weihnachten und Fastnachten nicht allein auf dem Felde, sondern auch in den Städten und Dörfern eine ziemliche Menge Gespenster und Teufelsgestalten gesehen, unter welchen sowohl lebendiger als auch gestorbener Leute Gesichter in großer Anzahl oft erkannt werden. Diese Gespenster erscheinen bald zu Pferde als Reuter, bald zu Fuß wie ein Zug Soldaten und streifen hin und wieder. Vor diesem Teufelsheer zieht ein ansehnlicher alter und grauer Mann einher, welchen sie den „getreuen Eckhart“ nennen, mit einem Stecken in der Hand, den er hin und her bewegt und das herannahende Volk vermahnet, daß sie möchten etwas aus dem Wege weichen oder abseits treten oder gar nach Hause gehen, damit ihnen nicht durch ihre Kühnheit und Unbesonnenheit ein unnöthiges Unglück über den Hals komme. Nach ihm folgt allerhand Teufels-Geschmeiße in großen Schaaren und in allerlei Gestalt, gar gräulich und abscheulich anzusehen: etlichen sind die Köpfe abgehauen, etliche tragen das Gesicht auf der Brust, andere haben die Hände und Arme verloren, andere hinken auf einem Fuße oder haben die Beine auf die Schultern gelegt und können dennoch geschwinde fortlaufen; wieder andere sind an große Räder gebunden, die sie ohne Unterlaß herumwälzen. Man höret in diesem Zuge Jägergeschrei, Hörnerblasen, Gebell der Hunde und sieht viele Hasen, die aufgejagt werden; es grunzen Schweine darunter und brüllen Löwen und andere wilde Thiere.

Dieses Gespenster-Heer treibt nicht allein bei uns oben in Thüringen solche Possen, sondern schweift auch in der Grafschaft Mansfeld, beim Harzwalde, in Franken, Schwaben und in vielen andern Orten und Gegenden umher.

So hat schon vor vielen langen Jahren Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahre, erzählt, „daß zu

Eisleben und im ganzen Lande Mansfeld das wüthende Heer vorüber gezogen sei alle Jahre auf den Fastnacht-Donnerstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet, nicht anders, als sollte ein großer und mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stabe, der hat sich selbst der treue Eckhart geheißen. Dieser alte Mann hat die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute heimgehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Manne haben etliche geritten, etliche gegangen und es sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, zum Theil auch noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferd mit zwei Füßen, der andere ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von selbst umgelaufen, der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein anderer hat keinen Kopf gehabt und der Stück ohne Maßen."

Diese Geister erscheinen bisweilen in großer Anzahl, als wenn sie in Ordnung als Soldaten aus den Bergen hervor kröchen, treiben in den Feldern wunderbarliche und seltsame Händel und Possen mit Tanzen, Springen und ungewöhnlichen Geberden, geben von sich einen Klang, als wenn sie Soldaten unter einem Obersten wären und gegen einander scharmutziren wollten; darauf eilen sie auf einen harten Klang wieder in guter Ordnung nach ihrem Berge zu und verschwinden.

134.

Vom Tannhäuser.

Prätorius Blocksbergs Verrichtung S. 26.
Agrikola Sprichw. 667.

Es ist eine Fabel, wie der Tannhäuser in dem Venusberge gewesen sei und habe darnach dem Pabst Urban zu Rom gebeichtet. Pabst Urban hat einen Stecken in der Hand gehabt und gesagt, so wenig als der Stecken könnte grünen, also wenig möge Tannhäuser Vergebung seiner Sünden erlangen und selig werden. Da ist der Tannhäuser verzweifelt und wieder in den Berg gegangen und ist noch darinnen. Bald nachher erhält Pabst Urban eine Offenbarung, wie er soll dem Tannhäuser seine

Sünde vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen. Darum schickte der Pabst aus in alle Lande und hieß den Tannhäuser suchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Weil nun der Tannhäuser also mit Leib und Seele verdorben ist, sagt man, der treue Eckhart sitze vor dem Berge und warne die Leute, sie sollten nit hineingehen, es möchte ihnen sonst ergehen wie dem Tannhäuser.

135.

Das Lied vom Tanhauser.

Uhland Volkslieder Nr. 297. S. 762 ff.

Wir haben alte Lieder von dem edlen Tannhäuser, daß er sei in Frau Venus Berg gezogen, das große Wunder zu schauen, und darinnen geblieben, wie solches auch nachfolgendes Lied erzählt.

Nun will ich aber heben an
von dem Danhauser singen
und was er wunders hat getan
mit Venus, der edlen Minne.

Danhauser was ain ritter guot
wann er wolt wunder schawen,
er wolt in fraw Venus berg
zu andren schönen frawen.

„Herr Danhauser, ir seind mir lieb,
daran sölt ir gedenken!
ir habt mir ainen aid geschworn:
ir wölt von mir nit wenken.“

„Fraw Venus! das enhab ich nit,
ich will das widersprechen,
und redt das iemants mer dann ir
gott helf mirs an im rechen!“

„Herr Danhauser, wie redt ir nun?
ir sölt bei mir beleiben;
ich will euch mein gespilen geben
zu ainem stäten weibe.“

„Und näm ich nun ain ander weib
ich hab in meinen sinnen:
so muest ich in der helle gluot
auch ewiklich verprinnen.“

„Ir sagt vil von der helle gluot,
habt es doch nie empfunden,
gedenkt an meinen roten mund!
der lacht zu allen stunden.“

„Was hilft mich euer roter mund?
er ist mir gar unmäre;
nun gebt mir urlob, frewlin zart,
durch aller frawen ere!“

„Danhauser! wölt ir urlob han
ich will euch kainen geben;
nun pleibt hie, edler Danhauser,
und fristen euer leben!“

„Mein leben das ist worden krank,
ich mag nit lenger pleiben;
nun gebt mir urlob, frewlin zart,
von eurem stolzen leibe!“

„Danhauser, nit reden also!
ir tuond euch nit wol besinnen;
so gen wir in ain kemerlein
und spilen der edlen minne!“

„Eur minne ist mir worden laid,
ich hab in meinem sinne:
fraw Venus, edle fraw so zart!
ir seind ain teufelinne.“

„Herr Danhauser, was redt ir nun
und daß ir mich tuond schelten?
und söllt ir lenger hier innen sein
ir muestens ser entgelten.“

„Fraw Venus! das enwill ich nit,
ich mag nit lenger pleiben.
Maria muoter, raine maid,
nun hilf mir von den weiben.“

„Danhauser, ir sölt urlob han,
mein lob das sölt ihr preisen,
und wa ir in dem land umb fart
nemt urlob von dem greisen!“

Do schied er widrumb aus dem berg
in jamer und in rewen:
„ich will gen Rom wol in die statt
auf aines bapstes trewen.

Nun far ich frölich auf die ban,
gott will mein immer walten!
zu ainem bapst der haist Urban
ob er mich möcht behalten. —

Ach bapst, lieber herre mein!
ich klag euch hie mein sünde
die ich mein tag begangen hab
als ich euch will verkünden.

Ich bin gewesen auch ain jar
bei Venus ainer frawen,
nun wolt ich beicht und buoß empfahn
ob ich möcht gott anschawen.“

Der bapst hat ain steblin in seiner hand
und das was also durre:
„als wenig das steblin gronen mag
kumstu zu gottes hulde.“

„Und sölt ich leben nun ain jar,
ain jar auf diser erden,
so wölt ich beicht und buoß empfahn
und gottes trost erwerben."

Da zog er widrumb auß der statt,
in jamer und in laide.
„Maria muoter, raine maid!
ich muoß mich von dir schaiden."

Er zog nun widrumb in den berg
und ewiklich on ende:
„ich will zu meiner frawen zart,
wa mich gott will hin senden."

„Seind gottwillkomen, Danhauser!
ich hab eur lang emboren;
seind willkom, mein lieber herr,
zu ainem buolen außerkoren!"

Es stond biß an den dritten tag,
der stab fing an zu gronen,
der bapst schickt auß in alle land:
wa Danhauser hin wär komen?

Do was er widrumb in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muoß der vierde bapst Urban
auch ewig sein verloren.

136.

Das Jesusbrünnchen.

Mündlich.

Nahe beim Hörselberge am Fußsteige, der von Kahlenberg nach Melborn führt, springt aus dem Berge eine kleine frische Quelle, das

Jesusbrünnchen genannt. Dort hütete einst ein Schäfer in drückender Sonnengluth seine Heerde. Die Hitze war so groß, daß der arme Hirte meinte vor Durst verschmachten zu müßen samt seiner kleinen Heerde, denn alle Quellen und Brunnen in der Nähe waren völlig vertrocknet, nirgends war Waßer zu sehen und zu finden. In dieser Angst und Noth betete er zu seinem Herrn und Heiland Jesus Christus, daß er doch helfen und ihm und seiner Heerde das Leben fristen möge. Während er betend noch auf seinen Knieen lag, rieselte neben ihm aus dem Berge ein frischer Quell, der ihm und seiner Heerde Labung brachte und das Leben erhielt.

137.

Waltmann von Sättelstedt.

Schlorf thür. Chronik S. 83 ff. Mspt.

Es saß ein ehrbarer Ritter vor dem Dorfe Sättelstedt auf dem Bergrücken, wo noch der Wall seiner Kemnate ist, der hieß Herr Waltmann von Sättelstädt und gehörte zum Hofgesinde des Landgrafen Ludwig. Dieser vermaß sich vollkommener Ritterschaft, denn er war ein guter Wapener und gestrenger Ritter und solchen Muthes und voll Mannlichkeit, daß er mit seinem Herrn, dem Landgrafen, zu einem Hofe nach Merseburg ziehen wollte, dahin viele Herren aus Sachsen, aus der Mark, aus Meißen, aus dem Osterlande und Voigtlande, aus Franken, Hessen und Thüringen kamen. Dahin wollte er am andern Tage nach St. Walpurgis ziehen und mit sich führen eine schöne wohlgeschmückte Jungfrau, die sollte führen einen Sperber und einen fertigen guten Stöber, er selbst wollte dreimal ein Rennen und Stechen halten mit einem jeden, wer da wollte, und wer ihn niedersteche, der sollte seinen Harnisch und sein Stechzeug gewinnen und den Sperber und den Stöber und die Jungfrau sollte sich mit einem goldenen Fingerring lösen. Steche ihn aber der Gegner nicht nieder, so sollte dieser der Jungfrau einen goldenen Fingerring als Geschenk geben.

Da waren viele Herren, die darauf warteten und Ritterschaft unterwegs mit ihm übten, auch stritten sie unter einander und entzweiten sich, wer mit ihm das Stechen halten sollte; und wenn ihrer viel waren, so hatte der das Vorreiten, den er sich ausersah. Aber der Ritter brachte

die Jungfrau auf den Hof nach Merseburg und wieder heim ohne Verlust und sie brachte so viel Fingerringe mit, als sie Finger an beiden Händen hatte, und theilte sie unter die Frauen und Jungfrauen, die am Hofe der heiligen Elisabeth waren, und hatte davon große Freude und sie dankten dem frommen Ritter ob seiner Mannlichkeit.

138.

Vom Mächterstedter Hirten.

Mündlich.
L. Storch Vörwerts-Häns S. 209 ff.
L. Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes I, 145.

Nicht weit von Mächterstedt am Wege nach Sättelstedt ist links einige hundert Schritte vom Wege abseits beim verfallenen Hochgericht ein herrliches klares Brünnlein zu finden, das dort alle Leute kennen und gerne trinken. Bei dieser Quelle hütete einmal der Mächterstedter Hirte am Berge und ging in der heißen Mittagsstunde dahin sich zum Mittagsbrod einen frischen Trunk zu holen und im Schatten der Bäume, die das Brünnlein umstehen, ein Stündchen der Mittagsruhe zu pflegen. Der Hirte erstaunte aber nicht wenig, als er nahe am Brunnen einen noch nie gesehenen Hügel mit einer geöffneten Thür erblickte. Er vergaß das Trinken, trat zur Thüre und sah in einen langen, sonderbar erleuchteten Gang, durch welchen eine weißgekleidete Jungfrau auf ihn zuschritt. Ihr Kleid und Schleier waren altmodisch aber blendender als der Schnee, ihr Gesicht mild und schön, aber bleich und schmerzvoll. Am Eingang der Pforte blieb sie stehen und sah den Hirten bittend an, der in seiner Verlegenheit nicht wußte, was er thun sollte; er hatte weder das Herz sie anzureden noch davon zu laufen. Da erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei wunderschöne Blumen aus einem Strauche gewachsen, die ihm noch nie vor die Augen gekommen waren, so lange er auch die Heerde geweidet und alle Blumen der Umgegend dabei kennen gelernt hatte, und er ging hin und pflückte die Blumen ab. Als er sich dann nach der Jungfrau umsah, waren ihre Gesichtszüge heiter geworden und sie sprach zu ihm: „nun kannst du mich erlösen, wenn du hier hinein gehst, aber vergiß auf deinem Rückwege das Beste nicht.“ Der Hirt faßte sich ein Herz, trat in den geöffneten Berg, ging durch den langen Gang, kam durch viele hellglänzende Kammern und Gemächer, darin eine nie gesehene

Pracht und Herrlichkeit, auch eine unermeßliche Fülle von Gold und Edelsteinen zu schauen war. Zuletzt betrat er auch einen großen Saal. Darin saßen viele Ritter und Frauen an einer reichbesetzten Tafel; die Schüßeln dampften, der Pokal ging fleißig in die Runde, aber Niemand gab einen Laut von sich, nicht das geringste Geräusch war zu hören. Der Hirt besah sich alles ganz genau, doch zuletzt überkam ihn in dieser unheimlichen Gesellschaft Angst und Grauen und er dachte wieder an den Rückweg, ehe er aber ging, sah er sich nochmals in dem wunderbaren Gemache um. Ein schönes Trinkhorn fiel ihm da in die Augen, das unter drei gekreuzten Schwertern an der Wand hing. „Das willst du dir als ein Andenken mitnehmen," dachte er bei sich und legte die Blumen, die er noch in der Hand hielt, auf einen Tisch, langte das Horn von der Wand herunter, betrachtete daran die schöne Arbeit und ging dann aus dem Gemach hinaus ohne an seine Blumen zu denken, und eilte durch die langen Gänge nach dem Ausgange zu. Die Jungfrau trat ihm wieder entgegen, blickte ihn traurig an, seufzte und bat flehentlich: „vergiß das Beste nicht, sonst muß ich ewig unerlößt bleiben!" Aber zugleich erhob sich im Innern des Zauberschloßes ein dumpfes Getöse, die Jungfrau wurde von unsichtbaren Händen zurückgezogen, obwohl sie sich sträubte und klägliche Jammertöne ausstieß, der Hirt aber stürzte angstvoll mit seinem Horn zur Pforte hinaus ins Freie. In demselben Augenblicke schloß sich rasselnd die große eiserne Thür, der Hügel sank in die Erde und der Platz am Brunnen war wieder derselbe, wie ihn der Hirt vorher alle Tage gesehen hatte. Unter der Erde aber hörte er die Jungfrau jammern und alle Mittage, wenn er zum Brünnlein ging, legte er das Ohr an die Erde, hörte das Klaggetön und weinte, daß er die Blumen vergeßen hatte.

Noch jetzt wollen viele Leute jener Gegend zu gewissen Zeiten des Jahres eine weibliche Stimme jammern und klagen hören.

139.

Der Sammtärmel bei Waltershausen.

Polack Waltershäuser Chronik S. 111.
Mündlich.

Am Strömelsberge bei Waltershausen entsprang früher ein Mühlwaßer aus dem so genannten sammetnen Aermel. Von diesem Waßer

gehet die Sage, es sei einst in so großer Masse zur Stadt herein geströmt, daß die Fluth nicht blos das Waldthor zerrißen, sondern der Stadt den Untergang gedroht habe. In ihrer Noth rufen die Bürger einen Mönch, der den Teufel bannen und die bösen Geister sollte beschwören können, und bitten ihn die Stadt vom Verderben zu retten. Der Mönch ließ sich von Mitleid bewegen, ging zur Quelle, betete und riß dann von seiner Kutte den einen Aermel und verstopfte damit die Quelle. Dieses Mittel half. Die Quelle ward ruhig, die Waßerfluth verlief und die Stadt war von ihrer Noth befreit. Auf dem trockenen Lande, auf Zäunen und niedrigen Tannenbäumen fand man nachher eine große Menge Karpfen und andere Fische und so ist es gekommen, daß die Stadt Waltershausen in ihrem Wappen einen Fisch zwischen Tannen führt. Die Stelle aber, wo sonst die Quelle floß, wird noch heute der Sammtärmel oder auch der Mönchsärmel genannt.

140.

Die Mönchskutte in Waltershausen.

Mündlich.

In dem Thurme zu Waltershausen ist die „eiserne Kammer,“ ein feuerfestes Archiv des Stadtraths; darin hängt seit undenklichen Zeiten eine zerfetzte Mönchskutte, an welche sich folgende Sage knüpft.

In alten Zeiten kam oft in der Nacht während der Geisterstunde ein Mönch über den Markt gegangen, legte auf dem ehemaligen breiten Steine, der Grenze des Erfurter Gebietes, seine Kutte nieder, wandelte die Straße hinab geheimnißvolle Wege und kehrte vor dem Glockenschlage zwölf auf den Stein zurück, seine Kutte wieder anzuthun. Schon oft hatte der wachsame Thürmer diesen Mönch beobachtet, da kam ihm einmal der Gedanke, dem Mönche einen Streich zu spielen und ihm die Kutte zu entwenden. Gedacht, gethan. Schon eilte der Thürmer mit seinem Raube dem Thurme wieder zu, da kehrte auch der wandelnde Mönch zurück, lief dem Diebe seiner Kutte alsbald nach, wie er ihn aber faßen wollte, schlug die Thurmuhr eins. Da verschwand der Mönch mit den Worten: „wäre es nicht zwölfe und ein, so bräche ich dir Hals und Bein!“

141.

Bruder Volkmar in Reinhardsbrunn.

Gerstenberger thür. u. hess. Chron. S. 375.

Zur Zeit, als die heilige Elisabeth zu Marburg starb, lebte in dem Kloster zu Reinhardsbrunn ein Laienbruder, genannt Bruder Volkmar, ein gar frommer und andächtiger Mann, der seine Sünden zu büßen stets einen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Diesem frommen Bruder hatte sich die heilige Elisabeth, als sie noch am Leben war, in sein Gebet befohlen. Nun war derselbe auch Mühlenmeister des Klosters und es geschah, daß als er an der Mühle etwas beßern und ändern wollte, der rechte Arm vom Räderwerk der Mühle ergriffen und elendiglich zerbrochen und zerstoßen wurde und er an großen Schmerzen darnieder lag. In derselben Nacht aber, als die heilige Elisabeth zu Marburg verschied, erschien sie in großer Klarheit und königlicher Kleidung dem Bruder Volkmar, der in dem Kloster zu Reinhardsbrunn auf seinem Lager vor Schmerzen wachte, und Gott im Gebet anrief um Gnade in seiner großen Pein. „Bruder Volkmar," sprach sie zu ihm, „wie geht es dir?" Da erschrak er vor ihrer großen Klarheit, aber er erkannte sie doch und erwiederte: „o Herrin, welch' köstlich Gewand tragt ihr jetzt, so ihr doch pfleget nur geringe Kleider anzulegen?" Sie antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert", und damit rührte sie die kranke Hand an und machte sie gesund.

142.

Der fromme Bäcker Wolfhart in Reinhardsbrunn.

Annales Reinh. p. 251.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 454.

Um das Jahr 1279 lebte in dem Kloster Reinhardsbrunn ein frommer Mann mit Namen Wolfhart, der hatte das Backhaus unter sich und das Brod. Er war wohlthätig und gab den armen Leuten viel Almosen, denn damals war das Korn theuer, daß die Armen vor Hunger große Noth litten und ihrer viel nach Brod gingen. Als dies der Abt vernahm, besorgte er, es möchte dem Convente an Brod und Nahrung

gebrechen und verbot dem Backmeister, er sollte kein Almosen geben, sondern nur so viel, als man von dem Convente Schüßelbrod aufhebe. Aber das that der Backmeister nicht, sondern gab den armen Leuten, wenn sie kamen und klagten, heimlich große Almosen. Das wurde dem Abte wieder gesagt und dieser wartete auf den Bäcker und wollte ihn bei der That treffen. Als dieser nun einmal den Hof daher kam und unter seinem Kleide viel Stücke geschnittenen Brodes trug, die er den armen Leuten vor dem Thore bringen wollte, welche darauf hofften und warteten, trat ihm der Abt in den Weg und sprach: „Herr Backmeister, was traget ihr?“ „Herr, ich trage Späne in das Thorhaus,“ antwortete jener. Da that ihm der Abt das Kleid auseinander und sah nichts als Späne. So ging der fromme Bäcker weiter und gab die Almosen den Armen und speiste und erfreute sie. Darnach schaute der Abt auf das Kornhaus und fand eben wenig Korn, daß er erschrack und zornig ward, den Backmeister zu sich rief und ihn fragte, wo das Korn wäre, davon der Convent leben sollte. Dieser antwortete erschrocken: „wir haben Korns genug.“ „Das zeiget mir,“ sprach der Abt und ging mit ihm und fand alle Leuben voll Korn. „Das war heute nicht hier, woher kommt es?“ frug erstaunt der Abt; „Gott hat es uns bescheert,“ war des frommen Bäckers Antwort.

143.

Das Mönchsgrab.

Mündlich.

Auf dem Gipfel des Körnbergs seitwärts Friedrichroda findet der Wanderer einen Erdhügel, der mit einem alten Steine belegt ist. Diesen Hügel bezeichnet die Volkssage als das Grab eines jungen Mönchs aus dem Kloster Reinhardsbrunn, der von sinnlicher Lust umfangen und bestrickt eine schöne Wälderin in die Einsamkeit der Berge verfolgte und an dieser Stelle einholte und das Gelübde der Keuschheit brach. Ein plötzlicher Tod war die Folge und Strafe seiner Sünde und er erhielt an derselben Stelle, wo er den Fehltritt und die Sünde begangen hatte, sein frühes Grab.

Wie dieser Tod erfolgte, ob durch die Klosterbrüder oder durch eine göttliche Schickung, weiß Niemand zu sagen.

144.

Wo der Hund begraben liegt.

Mündlich.
Bechstein Sagenschatz II, 153. Sagenbuch I, 235.

In Winterstein liegt der Hund begraben. Das wißen und sagen dort alle Leute und erzählen von diesem Volkswort folgende Geschichte.

Vor Zeiten war Einer aus dem Geschlecht der Herren von Wangenheim, die in Winterstein ihre Schlößer und Besitzungen haben, Jägermeister eines Herzogs von Gotha und hatte einen sehr guten, klugen und treuen Hund, Stutzel genannt. Nach dem Tode dieses Herrn von Wangenheim hatte seine Wittwe den Hund noch lange Zeit und war ihm über alle Maßen gut. Stutzel war aber auch ungemein klug und geschickt. So ging er mit Briefen, die man an sein Halsband befestigte, ganz allein nach Gotha auf den Friedenstein zur Herrschaft und kam mit Briefen denselben Weg wieder zurück.

Als aber nach Jahren der gute Hund starb, war die Frau Jägermeisterin Wittwe über dessen Tod gar sehr betrübt, weinte und legte Trauerkleider an, verlangte auch, daß ihre Dienerschaft über den schweren Verlust, den das Haus erfahren, weinen und klagen sollte. Diese that's auch, stellte sich wenigstens der Herrin gegenüber so an, als weine sie rechtschaffen, und bekam dafür schöne Trauerkleider geschenkt. Nur einer alten Köchin wollten die Thränen nicht fließen und dafür ward sie tüchtig gescholten. Da brachte sie mit Hilfe geschnittener Zwiebeln zuletzt auch Thränen in ihre Augen, trat weinend vor die Frau Jägermeisterin und erhielt zuletzt auch ihr schönes Trauerkleid.

Die gnädige Frau Jägermeisterin hatte dem guten, treuen Hunde einen Sarg machen laßen und wollte ihn durchaus auf dem Gottesacker begraben haben, wie einen Christenmenschen. Das konnte und wollte aber der Herr Pfarrer nimmer zugeben, und nur dann erst gab er seine Einwilligung und ließ die Beerdigung geschehen, als die fromme Wittwe der Kirche 100 Thaler stiftete und dazu dem Pfarrer 50 Thaler. So erhielt der Hund nun eine schöne Leiche und ein Plätzchen auf dem Wintersteiner Gottesacker.

Aber die Sache wurde ruchbar im Lande und die Wintersteiner hatten von ihren Nachbarn allerlei Neckerei zu hören, daß auf ihrem

Kirchhofe der Hund begraben liege. Auch das herzogliche Consistorium in Gotha bekam davon Kenntniß und gab dem Pfarrer, der solches hatte geschehen laßen, einen scharfen Verweis — Andere sagen sogar, der gute Mann sei seines Amtes entsetzt worden —; auch erging sogleich der Befehl, daß Stutzel wieder ausgegraben werden mußte. Er erhielt nun sein Ruheplätzchen in der alten Schloßruine, auch einen schönen Grabstein, darauf er abgebildet zu sehen war, wie er leibte und lebte, auch darunter die Inschrift:

1650 war der Hund begraben
Dass ihn nicht sollen fressen die Raben
Stutzel war sein Name genannt
Bei Fürsten und Herren wol bekannt
Wegen seiner Treu und Munterkeit
So er seinen Herren und Fraven geweiht
Schickt man ihn hin nach Friedenstein
So lief er hurtig ganz allein
Gut hat er sein Sach ausgericht
Drum hat er diesen Stein gekrigt.

Von diesem Vorfall schreibt sich das Sprüchwort her: „In Winterstein, da liegt der Hund begraben."

145.

Die weiße Jungfer im Burgberge bei Broterode.

Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes II, 93 f.
Mündlich.

Bei Broterode erhebt sich an der Straße nach Herges der Burgberg, auf dem alte Leute noch die Ueberreste einer Burg gesehen haben.

Dort zeigte sich nach der gemeinen Sage alle sieben Jahre eine weiße Jungfer. Sie kam aus einem Felsen hervor, worin ein großer Schatz verzaubert war, den die Jungfrau bis zu ihrer Erlösung hüten mußte, und ging den Berg herab nahe bis an die nächsten Gärten des Orts. Sie trug ein ganz weißes Kleid mit einem rothen Bande und wurde von einem Hündchen begleitet, das eine Schelle am Halsbande hatte. Leute, denen sie auf ihrem Gange begegnet ist, wollen gehört haben, daß sie leise vor sich hin die Worte sprach:

„ein Knäblein von sieben Jahren
mit weißen Haaren
kann mich erretten.“

Aber schon seit langer Zeit hat sich die Jungfer nicht sehen laßen; die Leute meinen sie habe ihre Erlösung gefunden.

Man erzählt die Sage von der weißen Jungfer in Broterode auch so. In dem alten Schloße auf dem Burgberge wohnte eine Gräfin, die gar stolz und heftigen Gemüths war. Sie hatte eine Zofe, welche ihr jeden Morgen das Haar zu strählen hatte. Dieser Strählerin ging jeder Wunsch, den sie lebhaft und nachdrucksvoll aussprach, sogleich in Erfüllung. Nun geschah es eines Morgens, daß sie ihre Herrin beim Strählen der Haare ein wenig rupfte und zupfte, wofür diese sehr in Unmuth und Zorn gerieth und der Dienerin allerlei böse und harte Worte sagte, welche diese wiederum so erbitterten, daß sie mit dem Fuße auf den Boden trat und dabei heftig den Wunsch aussprach: „ich wollte, daß das ganze Schloß sammt euch und mir tief in den Erdboden versänke!“ Sofort sank die Burg in die Tiefe der Erde mit allem, was darin war, und Herrin und Dienerin befinden sich seitdem in dem Berge. Noch einen Wunsch zu thun war der Zofe vergönnt und so wünschte sie, daß sie von Zeit zu Zeit einmal hinauf an das Licht gehen dürfe, um zu sehen, wie es droben in der Welt aussieht.

Auch dieses Wunsches Erfüllung ist ihr zu Theil geworden. Und so darf sie alle sieben Jahre sich sehen lassen und selber auch sehen, wie es auf der Oberwelt zugeht.

146.

Der tolle Schulmeister.

Thüringen und der Harz IV, 263 f.

Eine Stelle am Seumberg bei Broterode heißt der Avemarkt. Das ist eine Verstümmelung aus Ave Maria oder Ave Marce. Hier sieht man einen ausgehöhlten Stein und darauf läßt sich zu gewißen Zeiten noch frommer Chorgesang vernehmen und man erblickt die Gestalt des letzten Küsters, den so genannten tollen Schulmeister, wie er singend und das Kreuz schlagend seinen geisterhaften Umgang hält. Sein Gesicht hat das Ansehn eines Spinnengewebes.

147.

Hausgeister in Broterode.

Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes II. 100 f.
Mündlich.

Auf einer großen Waldwiese von Broterode nach der Ruhl zu gelegen und „am Mönch" genannt, stand vor alten Zeiten eine Schleifmühle, deren Besitzer wohlhabend und in guten Verhältnissen war. Dieser Wohlstand kam von einem guten Hausgeist her, der in der Mühle wohnte und die Arbeit in aller Weise förderte. Denn wenn die Meßerklingen nur in die Mühle gethan wurden, so brauchte sich Niemand weiter darum zu kümmern, nach kurzer Zeit fand sie der Schleifmüller fertig und blank geschliffen. Der so fleißige und hilfreiche Hausgeist war ein kleines, seltsam gekleidetes Männchen, trug ein Mützchen von wunderlicher Form und Gestalt und ließ sich in der Mühle bisweilen sehen, aber auch hören, denn er hatte die Gewohnheit dann und wann einen ganz eigenthümlichen Ton von sich zu geben. Aber Niemand störte und irrte den kleinen Geist, man ließ ihn alle Wege gehen und thun, was ihm beliebte. So war und blieb lange Zeit ein gutes Einverständniß zwischen dem Hausgeiste und dem Schleifer. Da überkam diesen einmal der Gedanke jenen seltsamen Ton nachzuäffen, als ihn der Hausgeist wieder hören ließ. Von Stund an war der Geist verstummt und ließ sich nicht mehr hören und sehen; die Meßerklingen blieben fortan ungeschliffen, die Mühle kam ins Stocken, das Geschäft in Verfall und der Besitzer starb in großer Armuth. Von dem Hause ist jetzt keine Spur mehr zu finden.

Eine andere Bergmühle stand bei Broterode auf dem Platze, den man noch „die Schleifkothen" nennt. Darin wohnten zwei Brüder, denen bei ihrer Arbeit gleichfalls zwei gute Hausgeister zur Hand waren, so daß sich ihr Wohlstand von Tag zu Tage sichtbarlich mehrte. Nun waren aber die kleinen hilfreichen Gesellen, so oft man ihrer im Hause ansichtig wurde, stets mit schlechter und geringer Kleidung versehen; die Brüder wollten sich für die Vermehrung ihres zeitlichen Gutes dankbar zeigen, ließen daher den Kleinen neue Jäckchen, Höschen und Hütchen anfertigen und legten diese eines Morgens neben die Klingen, welche ge-

schliffen und geschärft werden sollten. Als die Geister die neue Kleidung sahen, blickten sie einander wehmüthig an, sprachen:

„da liegt nun unser Lohn,
jetzt müßen wir auf und davon",

nahmen ihre Kleider und fuhren alsbald von dannen. Niemand hat sie wieder in dieser Mühle gesehen.

148.

Die Funn von Karles quintes.

Mündlich.
Bechstein Sagenschatz II, 95.

Wenn in Broterode die Kirchweih gehalten wird, was regelmäßig in der Jacobiwoche geschieht, wird Montags unter dem Geläute aller Glocken am Kirchthurme eine Fahne ausgesteckt. Diese Fahne, vom Volke als Zeichen der Kirchweihfreiheit betrachtet, bleibt während der ganzen Dauer der Kirmes am Thurme hängen und wird erst am nächsten Montage wieder unter Glockengeläute eingezogen. In dieser Zeit hat jeder Ortseinwohner nach altem Herkommen das Recht Bier zu schenken und das Dorfwaßer zu fischen bis an die Brücke, welche unterhalb des Zainhammers über das Waßer führt.

Dieses sogenannte Fahnenrecht leitet die Sage von einer Begnadigung Kaiser Karls V. her, im Munde des Volkes Karlequintes genannt. Seine Gemahlin soll hier eine Niederkunft gehalten haben und von den Broterödern wohl bewirthet und gut bedient worden sein. Aus Dankbarkeit habe der Kaiser der Gemeinde ihre ansehnliche Waldung, das Blutgericht und viele Freiheiten, darunter auch das Fahnenrecht geschenkt.

In der Fahne, die zwar öfter erneuert worden ist, aber noch immer „die Funn von Karles quintes" heißt, stehen unter einer Krone Bergmannsschlägel und Eisen, welche der Ort auch in seinem Gemeindesiegel führt.

Vom Volke wird jene Begnadigung zuweilen auch Karl dem Großen beigelegt.

149.

Die Waßermenschen.

Danz und Fuchs phys. medic. Topogr. des Kreises Schmalkalden S. 212.

In Broterode und an andern Orten des Thüringer Waldgebirges, namentlich im Schmalkaldischen begegnet man nicht selten ganz oder theilweise verkümmerten Menschen, die man Waßerkinder, Waßermenschen nennt. Der gemeine Mann behauptet, in der Tiefe der Erde wohne ein Geschlecht von äußerst häßlichen, aber menschenähnlichen Geschöpfen, die nur selten an die Oberfläche kommen. Ein tiefer Teich ist ihr Aus- und Eingang, daher haben sie den Namen Waßermenschen. Sie begeben sich besonders deswegen an die Oberfläche der Erde, um den Müttern, welche allzu fest schlafen oder ihre Kinder allein liegen laßen, die schönsten Säuglinge zu rauben. Für die schönen Kinder legen sie ihre eigenen häßlichen hin und umgeben sie auf einige Zeit mit einem Zauber, so daß die Mutter erst spät die Verwechselung wahrnimmt. Diese ist nun verbunden, mit gleicher Sorgfalt sich des Fremdlings anzunehmen, wenn sie das eigene Kind wieder erlangen will, da die Waßermenschen, wenn sie sehen, daß ihre Nachkommen auf der Oberwelt gedeihen und schöner werden, aus Liebe zu ihrem Geschlechte sich zu einem abermaligen Umtausche verstehen.

Noch bis auf den heutigen Tag werden des Nachts die Thüren der Wochenstuben mit einem Schürzenband, als einem wirksamen Talisman, zugebunden und man vermeidet es sorgfältig, ein neugebornes Kind allein zu laßen.

150.

Das Geschenk der Hexe.

Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde IV, 113.

In der Umgegend von Schmalkalden erzählt man folgende Geschichte:

Eine Wöchnerin war sehr krank. Da wurde plötzlich um Mitternacht an das Fenster gepocht und als man nachsah, wer noch so spät

draußen vor der Thür sei, erkannte man eine Frau aus dem Dorfe, welche bei allen Leuten für eine Hexe galt. Diese Frau erkundigte sich zum Schrecken aller Hausleute sehr angelegentlich nach dem Befinden der kranken Nachbarin und reichte dabei einen Apfel zum Fenster herein mit dem Bedeuten, daß diesen die Kranke eßen solle, sie würde davon geneßen. Darauf entfernte sich die Frau. Der Apfel, welcher zwar angenommen, aber nicht gegeßen wurde, war am Morgen kohlschwarz.

151.

Die verwünschten Burgen.

Häfner u. Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 57.

Nordöstlich von Seligenthal im Kreiße Schmalkalden zieht sich der romantische Grund der Selige hinauf und führt zu dem Haderholzsteine und dem Falkemersteine, zwei hohe Felsen, die sich gegenüber liegen. Auf beiden Felsen sollen Burgen gestanden haben, deren Besitzer im tödtlichsten Haße mit einander lebten. Aber der Väter Gesinnungen theilten nicht die Kinder und der Junker vom Haderholzsteine liebte die Tochter des Herrn von der Falkenburg. Sie durften sich aber nur heimlich sehen und hatten unten im Thale eine verborgene Hütte, wo sie sich fanden. Ihr Umgang blieb nicht ohne Folgen und im hohen Zorne stieß der Vater in dunkler Nacht die Tochter aus der Burg. Mühsam schleppte sie sich bis zu jener Hütte, wo sie sterbend ein Knäblein gebar. So fand der Geliebte zwei Leichen, legte Hand an sich selbst und verblutete an der Seite seiner Lieben. Doch der Haß der Väter wurde darum nicht milder; bald kamen sie zum Streite und der Falkenberger wurde erschlagen. Auch der Alte vom Haderholzsteine lebte nicht mehr lange und starb aus Gram über den Tod seines Sohnes. Die Geister der Geliebten aber verfluchten die Burgen ihrer Väter und diese wurden in Felsen verwandelt.

Noch jetzt sieht der Volksglaube dort alljährlich Lichter und weiße Gestalten. Sie suchen sich tanzend zu umringen, erreichen sich aber nimmer. Wenn die Mitternachtsstunde schlägt, dann erlöschen die Lichter, die Gestalten eilen hinab und verschwinden unter dem Felsen, wo die Hütte gestanden hat.

152.

Der Most-Märten in Schmalkalden.

Häfner und Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 8.

Von einem Bilde auf dem Rathhause in Schmalkalden, insgemein der Most-Märten genannt, erzählt man folgende Geschichte.

Ein Reisender hatte sich bei stürmischem Wetter verirrt. Auf einem Berge hört er die sogenannte große Oster, die größte Glocke der Stadtkirche in Schmalkalden, läuten, geht ihrem Klange und Schalle nach und findet sich auf diese Weise nach Schmalkalden. Im freudigen Gefühl seiner Rettung machte er eine Stiftung, woraus jährlich auf Martini an alle Beamten, vom höchsten bis zum geringsten, selbst an den Hirten und die Todtenfrau, und in den beiden Knabenschulen Most ausgetheilt wird. Während der Austheilung wird mit der großen Oster geläutet; die Leute, welche an diesem Tage das Läuten besorgen, erhalten gleichfalls ihren Most.

153.

Die niesende Jungfrau.

Häfner u. Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 57.

In Seligenthal bei Schmalkalden läßt sich am Falkensteine alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau sehen, welche Zeug an dem Bache wäscht. Geht Jemand vorüber, so nieset sie, doch dankt sie nicht, wenn der Vorübergehende ihr Gott helf! zuruft, sondern sie nieset zum zweiten und zum dritten Mal. Wer ihr aber dreimal Gott helf! zurufen würde, dem fiele sie vor Freuden um den Hals, denn ihre Erlösung wäre dann vollbracht.

154.

Jörle Knix.

Wagner Gesch. von Schmalkalden S. 392 u. 422.

In Schmalkalden lebte einmal ein Mann, Namens Jörle Knix, der in seinem Leben vielfach seine Nachbarn und Anlieger beeinträchtigte,

indem er die Grenzsteine im Felde verrückte und unrechtmäßiger Weise seine Länder durch Abackern vergrößerte. Als er starb, ward ihm die ewige Ruhe versagt, denn noch bis diesen Tag ist der Jörle Knix als feuriger Mann mit dem Kopfe unter dem Arme und einer glühenden Hacke auf der Schulter im Felde zu sehen, wo er unstätt die Grenzsteine umspringt, die er versetzt hat.

155.

Der Luthersbrunn.

Alte Volkssage.

Es geht unter den Leuten die Sage, daß der Doctor Luther, welcher auf dem Fürstentage in Schmalkalden im Jahre 1537 schwer erkrankt war, auf seiner Heimreise den alten Weg über den Rosengarten gefahren und unterwegs, weil er großen Durst empfand, bei einer Bergquelle unweit der Fahrstraße ausgestiegen sei, seinen Durst mit deren kühlem Waßer zu stillen. Dieser frische Trunk sei ihm aber so heilsam und wohlthuend gewesen, daß er sich alsbald erleichtert fühlte und mit guter Hoffnung auf Wiedergenesung in das nahgelegene Tambach einfuhr. Später hat man den Brunnen mit Steinen eingefaßt und er heißt bis auf den heutigen Tag der Luthersbrunn.

156.

Der Falkenstein.

Alte Volkssage. Mündlich.

Wer von Dietharz oder Tambach durch den Schmalwaßergrund, welcher auch der Dietharzer Grund genannt wird, nach Oberhof geht, erblickt am Ende dieses herrlichen Grundes da wo der Weg aufsteigt und ins Gebirge führt, einen hohen mächtigen Felsen, der Falkenstein. Auf diesem Felsen soll ehemals eine Ritterburg desselben Namens gestanden

haben und darin habe ein Raubritter gehaust, welcher die Bewohner der Umgegend in aller Weise plagte und quälte. Wenn Reisende durch den Thalgrund zogen, so überfiel sie der Ritter, plünderte sie aus und führte sie gefangen mit sich auf seine Burg. Wer nicht reiches Lösegeld zahlte, der wurde vor der Burg ermordet, so daß sein Blut den Felsen hinabfloß.

Endlich thaten sich die Bürger und Bauern der Umgegend zusammen, erstiegen die Burg und stürzten den Burgherrn den thurmhohen Felsen hinunter, daß er an den Klippen und Abhängen zerschmetterte, die Burg aber wurde zerstört und alle Ueberreste derselben sind spurlos verschwunden. Aber noch zeigt man am Berge und zwischen den Felsenspalten das Blut der ermordeten Wanderer. Rings umher ist der Boden und der steile Felsen geröthet von zahllosen Blutnelken, welche aus dem Blute entsproßen sind, das der Raubritter dort vergoßen hat.

Eine andere Sage aber erzählt, daß diese Blumen aus dem Blute des getödten Raubritters erwachsen sind.

157.

Georgenthaler Klostersagen.

Bechstein Sagenschatz II, 68.
Mündlich.

a.

Bei dem Fruchthaus in Georgenthal unter der großen steinernen Rose liegt ein großer Schatz, auch geht es dort in der Nähe um. Die Leute in Georgenthal erzählen, daß vor nicht langer Zeit dort ein Schneider lebte, der Wilhelm hieß, in der Volkssprache Welm. Dessen Frau träumte drei Nächte nach einander, ein weißes Frauchen erscheine ihr und deute an, daß sie an das Kornhaus gehen und den Schatz heben solle. Weil ihr nun dreimal dasselbe geträumt hatte, geht sie mit ihrem Manne hin, beide voll Todesangst. Sie finden die Stelle, graben beide still und herzhaft darauf los; schon raßelts und klingts, es thut einen Ruck von unten herauf und der Topf ist da, zugleich aber springt auch ein kohl=

schwarzer Kater über den Topf. Erschrocken schreit die Frau: „ach Welm ach Welm!“ — Weg ist der Schatz.

b.

Einmal ging in der Mittagsstunde eine Magd in den Klostergarten zu grasen. Plötzlich stand auf der Höhe an der Mauer ein schleierweißes Frauchen und winkte bis die Glocke zwölfe schlug, da ist es plötzlich verschwunden. Die Magd ging mit ihrer Tracht ins Dorf, der Weg führte sie am Fruchthaus vorbei und da liegt ein schönes Tuch mit hellen Leinknotten. Sie wundert sich, wo an diesem Ort die Knotten herkommen und steckt zwei davon zu sich. Zu Hause sind dieselben zwei blanke Ducaten.

158.

Der Freischützenschuß am Waldthore in Ordruf.

Thuringia. Zeitschr. zur Kunde des Vaterlandes. Arnstadt 1841. S. 231.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges lebte in Ordruf ein Jüngling, der in dem Verdachte stand ein großes, schweres Verbrechen begangen zu haben. Er wurde daher angeklagt und in ein Gefängniß gebracht. Da nun kein Mittel ihn zum Geständniß einer That bringen konnte, die er nicht begangen hatte, er aber auch die Richter nicht von seiner Unschuld überzeugen konnte, so meinten diese endlich die Tortur anwenden zu müßen, um das verstockte Herz des Sünders zur Reue und zum Bekenntniß zu bewegen. Und so mußte der Angeklagte in dem Thurme auf dem Kohlthor, wo die Tortur damals gehandhabt wurde, schmerzliche Pein und Qual erdulden.

Anfangs hatte der Jüngling Kraft und Stärke genug, die furchtbaren Schmerzen zu ertragen, aber mit der Zeit schwand seine Kraft und er sprach zuletzt das unwahre Geständniß aus, daß er schuldig sei und das Verbrechen gethan habe.

An einem frühen Morgen zogen viele Einwohner der Stadt und viele Fremde aus der Umgegend vor das Waldthor, wo in jener Zeit die

Gerichtsstätte war, und bildeten dort einen großen Kreiß. Ein Geistlicher in seinem Ornate, der Rath der Stadt Ordruf, sitzend auf den Richterstühlen, der Scharfrichter mit dem Schwerte in der Hand und ein Sünder im Sterbekleide standen in diesem Kreiße. Als der Geistliche mit dem Sünder gebetet hatte, der zu Gott noch still um Rettung bat, und das Todesurtheil ausgesprochen war und der Stab eben gebrochen werden sollte, da kam ein Reiter im purpurrothen Mantel von dem Markte her durch die Waldgaße und durchs Thor herangesprengt und rief: Gnade! Gnade! Er drang ein in den Kreiß und sprach den Verurtheilten vor den Richtern frei. Alle Umstehenden waren höchlich erstaunt und auch die Richter wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Der Reiter betheuerte nochmals feierlich, daß der Jüngling unschuldig sei und zum Zeichen dessen, fügte er hinzu, wolle er hier in einen Stein schießen und dadurch den Schuldigen tödten. Er ritt alsbald aus dem Kreiße hin an die westliche Seite des Waldthores und schrieb auf den ersten Sandstein, mit welchem die Wölbung des Thores anfängt, einige geheimnißvolle Zeichen und schoß dann sein Gewehr gegen den Stein ab. Drei Blutstropfen entquollen sofort der Stelle, welche die Kugel getroffen, und gruben sich unverzüglich in den Stein. Darauf verschwand der Reiter auf demselben Wege eben so schnell, wie er gekommen war.

An dem nämlichen Tage und zu derselben Stunde, als dieses vor der Stadt Ordruf am Waldthore geschah, lag vor dem Dorfe Mühlberg an dem Wege, der nach Ordruf führt, ein Mensch schwimmend im Blute und in seinen letzten Zuckungen. Er hatte einen Schuß mitten in das Herz erhalten, aber kein Gewehr lag neben ihm, auch kein Flüchtling war zu sehen, der den Schuß hätte gethan haben können, ja man hatte nicht einmal einen Schuß im nahen Dorfe gehört. Der Erschoßene war ein Bürger aus Ordruf.

Die drei rothen blutfarbenen Flecken am Waldthore zu Ordruf wurden von den Bürgern der Stadt der Freischützenschuß genannt. Im Jahre 1833 wurde zur Erweiterung der Straße und zur Verschönerung der Stadt das Thor abgebrochen und jener Stein zu einem andern Zwecke verwendet. So ist der Freischützenschuß verloren gegangen, aber die Sage davon lebt noch im Munde des Volks.

159.

Die Jungfer auf dem Schloßberge bei Ordruf.

J. B. Heller's Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 459. Falkenstein thür. Chron. I, 172 f.

Von Ordruf aus eine halbe Stunde Wegs nach Mittag zu seitwärts der Chaussee nach Oberhof liegt in einem stillen, einsamen und geschloßenen Waldthale der Schloßberg, an dessen Fuße sich ein kleiner Bach durch grüne Matten hinschlängelt. Auf diesem Berge soll in der heidnischen Vorzeit ein Tempel oder eine Opferstätte gewesen sein; Andere erzählen auch, daß dort in alten Zeiten ein Schloß gestanden habe. Zwar findet sich darüber in alten Schriften und Urkunden keinerlei Nachricht, nur die Namen Burggraben, Wall und andere erhalten die Sage von dem frühern Dasein eines Schloßes unter dem Volke wach und lebendig.

Auf diesem Berge, so erzählt die Volkssage weiter, läßt sich bisweilen eine Jungfer sehen, welche ein großes Gebund Schlüßel an sich hängen hat. Sie erscheint jederzeit Mittags um die zwölfte Stunde und geht vom Berge herab nach dem Herlingsbrunnen, welcher unten im Thale liegt, badet sich in demselben und steigt dann wieder den Berg hinauf. Viele Leute wollen die Jungfer ganz genau gesehen, auch auf ihre Frage geantwortet haben, aber immer verschwand sie wieder mit einem tiefen Seufzer, denn das rechte Befreiungswort wurde nicht ausgesprochen. Das Bund Schlüßel trägt sie, um damit Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verborgen liegen und demjenigen zu Theil werden, der das rechte Losungswort ausspricht, durch welches die Jungfer zu ihrer Ruhe kömmt.

160.

Die drei Gleichen.

Bange thür. Chron. Bl. 92.

Zwischen Gotha, Ordruf und Arnstadt liegen in einem Dreieck auf drei einzeln liegenden Bergen die Ueberreste von drei alten Schlößern. Das Volk nennt sie die drei Gleichen. Aber nur das eine dieser Bergschlößer, an dessen Fuße das Freudenthal und etwas weiter das Dorf

Wandersleben liegt, heißt mit Recht Gleichen, das südlich gelegene heißt Mühlberg, das westliche die Wachsenburg. Von diesen Schlößern geht die Sage, daß sie alle drei zu einer Zeit dasselbe Schicksal gehabt, nämlich im Jahre 1230 auf einmal vom Blitz getroffen und entzündet wie Fackeln gebraunt haben.

161.

Der Graf von Gleichen.

Joh. Manlii locor. commun. collectanea. Basil. per Oporinum 1562 sq. p. 175.
Nicolai de Siegen chron. eccl. bei Hellbach Archiv f. Gesch. der Grafschaft Gleichen II, 35 ff.
Binhard thür. Chron. I, 174.
Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 142 f.
Sagittarius Gesch. der Grafschaft Gleichen S. 51–56.
Tenzel monatl. Unterredungen 1696. S. 599. 620.
Becherer thür. Chron. Mühlhausen 1601. S. 268.

Unter den Rittern, welche mit dem Landgrafen von Thüringen und Hessen, Ludwig dem Heiligen, in das gelobte Land zogen, befand sich auch der Graf von Gleichen. Als aber der Landgraf unterwegs gestorben war, zogen die meisten seiner Begleiter wieder in ihre Heimath zurück, aber der Graf von Gleichen ging mit dem Kaiser weiter und sein Arm verrichtete Wunder der Tapferkeit in dem heiligen Lande. Eines Tages hatte er sich aber zu weit von dem Lager der Christen entfernt und wurde von einer Schaar Feinde umringt, mit seinem Knappen gefangen genommen und in die Knechtschaft geführt. Weil er seinen Namen und Stand geheim hielt, mußte er wie die übrigen Sclaven allerlei schwere Feld- und Gartenarbeit thun. Da geschah es eines Tages, daß die schöne Tochter des Sultans, welche an seiner Geschicklichkeit und Anmuth in allen Dingen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, zu ihm trat, und ihn mit freundlichem Gespräch erheiterte. Solche heimliche Unterredung pflogen die beiden noch oft und je öfter sie kam, desto mehr wuchs ihre Zuneigung und Liebe zu dem fremden, unbekannten Gefangenen. In dieser Vertraulichkeit vergingen mehrere Jahre, bis der mitgefangene Diener des Grafen der Sultanstochter den wahren Namen und Stand seines Herrn offenbarte. Nun versprach sie dem Grafen, daß sie ihn befreien und mit Schätzen begaben wolle, wenn er sie zu Ehe nehmen würde; auch wollte sie mit ihm flüchten, wenn er

nicht in ihrem Lande zu bleiben gedächte. Der Graf hatte aber eine Gemahlin mit zwei Kindern daheim zurückgelaßen, doch die Jungfrau kehrte sich nicht daran und auch bei ihm siegte die Liebe zur Freiheit über alle Bedenklichkeiten, daß er ihr alles zusagte, hoffend des Pabstes Erlaubniß und seiner Gemahlin Verzeihung zu erlangen, zumal da die schöne Heidin auch ihren Glauben abthun und eine Christin werden wollte.

Beide entflohen und kamen glücklich nach Venedig. Von da gingen sie nach Rom zum Pabste und dieser gab dem Grafen seine Einwilligung zu der gewünschten Vermählung, nachdem die Sultanstochter vorher den christlichen Glauben angenommen und die heilige Taufe empfangen hatte. Als nun der Graf nach Thüringen kommt, läßt er die Sarazenin eine kurze Strecke Wegs vor seinem Schloße in der Herberge zurück und eilet voraus zu seiner ersten Gemahlin und wird von ihr fröhlich empfangen. Da sagt er ihr, wie es um ihn stehe, daß er noch ein Weib mit sich bringe und daß er es gegen Gott nimmermehr verantworten könne, wenn er sie hätte in den fremden Landen verlaßen sollen, die seines Lebens und seiner Erlösung Ursache sei. Die Gräfin sprach: „mein lieber Herr, sei es Gott gedanket, daß ich euch frisch und gesund wieder habe, und weil sie euch hat frei gemacht, so soll sie des ihr ganzes Leben von mir genießen.“ Und sie ging ihr entgegen und führte sie auf das Schloß und beide Frauen vertrugen sich gar wohl. Auch hatte die Sarazenin der Gräfin Kinder nicht weniger lieb, als wenn es ihre eigenen wären.

Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Frauen zuerst zusammentrafen, wurde das Freudenthal genannt und am Fuße des Berges steht ein einsames Forsthaus, welches denselben Namen führt. Auch erzählt man, daß die sarazenische Gemahlin des Grafen den Burgweg bis zum Schloße hinauf habe herstellen laßen, weil sie Erbarmen hatte mit den armen Leuten, die den alten bösen und gefährlichen Weg hinaufgehen mußten. Dieser Weg wird bis auf den heutigen Tag der Türkenweg genannt.

Lange Zeit hat man auf der Burg Gleichen in einer Kammer das dreischläfrige Bett mit rund gewölbtem Himmel gezeigt; es war von Tannenholz, grün angestrichen, vier und eine halbe Elle lang und vier Ellen breit. Im Jahre 1812 ist es von den Franzosen im Feldlager verbrannt worden.

Auch an andern Orten gab es Erinnerungen und Wahrzeichen an die Doppelehe des Grafen von Gleichen. So zeigte man auf dem Haus

Tonna im Archiv den türkischen Bund, den die Sarazenin zu tragen pflegte, und ein goldenes Kreuz, das sie mit in das Land gebracht hatte. Und auf dem Schloß zu Farrenroda bei Eisenach, welches den Burggrafen von Kirchberg gehörte, war noch in neuester Zeit eine alte Tapete vorhanden, worauf man die Geschichte in acht besondern Feldern dargestellt hatte. Das erste zeigte den Abschied des Grafen von seiner Gemahlin und seinen Kindern; das andere seinen Auszug in den Kampf; auf dem dritten sah man, wie er gefangen und in Ketten geschloßen wird; auf dem vierten trifft ihn die Sultanstochter bei der Feldarbeit und unterredet sich mit ihm; auf dem fünften sah man sie zu Schiffe gehen; auf dem sechsten, wie dies der ersten Gemahlin durch ein Schreiben kund gethan wird; auf dem siebenten, wie der Pabst die Dispensation ertheilt und die Trauung vor sich geht und endlich auf dem achten den Einzug in das Schloß Gleichen und wie die erste Gemahlin die Sarazenin empfängt.

Auf dem Petersberge zu Erfurt in dem vormaligen Benedictinerkloster war ein mit Perlen und Edelsteinen reich und künstlich verzierter Abtsornat, ein Geschenk der beiden Frauen. Und in demselben Kloster war auch der Leichenstein, auf dem der Graf zwischen seinen beiden Frauen in Stein gehauen ist. Nach Aufhebung des Klosters ist dieser Grabstein im Dom aufgestellt worden, wo er noch heute zu sehen ist.

Nach einer andern Sage wurde der Graf in einem harten Treffen mit den Ungläubigen überwunden, und in einen festen, wohlverwahrten Thurm geführt. Da sah ihn des Sultans Tochter im Vorübergehen am Fenster und fand an seiner Schönheit und Wohlgestalt großen Gefallen. Nachdem sie auch vernommen hatte, daß der schöne Gefangene hohen Standes und ein Graf sei, wuchs ihre stille Zuneigung zu einer herzlichen und starken Liebe. Eines Tages veranstaltete ihr Vater, der Sultan, ein Freudenfest an seinem Hofe. Diese Gelegenheit nahm die Tochter wahr und ging wohlgeschmückt zum Vater ins Gemach, that einen Fußfall und erflehte von ihm die Gewährung einer Bitte. Als der Sultan in seiner großen Liebe zur Tochter dies unbedenklich zugesagt hatte, bat sie um die Freiheit des gefangenen Grafen und daß ihr derselbe zu einem ehelichen Gemahl gegeben würde. Der Vater war über diese Bitte wohl sehr bestürzt, doch konnte und wollte er seine Zusage nicht zurücknehmen, sondern hielt sein Wort und bewilligte beides. Reichlich mit Schätzen begabt ließ er seine Tochter mit dem Grafen von Glei-

chen aus dem Lande ziehen und stattlich nach Venedig begleiten. Alles andere begab sich dann, wie schon erzählt worden ist.

162.

Das Bischofskreuz bei Gleichen.

Thuringia. 1841. S. 115.

Eckbrecht II., Markgraf in Thüringen und Sachsen, hatte das Schloß Gleichen inne und war ein Anhänger Hermanns von Luxemburg. Das Schloß Gleichen ward 1089 vom Kaiser Heinrich IV. mit Heeresmacht belagert, aber der Markgraf zog von vielen tapfern Rittern und Mannen begleitet am heiligen Abende vor Weihnachten zum Entsatz heran. In einer blutigen Schlacht wurde der Kaiser geschlagen; auch sein treuester Freund, der ritterliche Bischof Burkhart von Lausanne, aus dem Hause Oltingen, fiel mit der Lanze des heiligen Constantin in der Hand an der Spitze einer Heeresabtheilung und starb den Heldentod.

Ein hohes, jetzt ergrautes Kreuz in der Nähe von Freudenthal gegen Apfelstädt zu bezeichnet die Stelle, wo er gefallen ist. Das ist das Bischofskreuz, woran Viele vorübergehen, ohne es zu beachten.

163.

Die Nixe im Sülzenbrücker Teiche.

Mündlich.
Vergl. Bube deutsche Sagen. Gotha 1840. S. 1.

Bei Molsdorf nach Abend zu in der Richtung nach Sülzenbrück ist ein Hain gelegen, gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt, weil vormals an seiner Stelle ein Weiher war. Auch von diesem Teiche erzählt man die in Thüringen so verbreitete Nixensage.

In Molsdorf war Kirchweih und das junge Volk hielt einen lustigen Tanz. Im Sülzenbrücker Teiche wohnte eine Nixe. Zu dieser drang in der stillen Nacht die Musik aus der nahen Schenke, lauschend streckte sie ihr Haupt aus dem Gewäßer empor und bekam Lust nach Molsdorf zum Tanze zu gehen. Sie stieg ans Ufer, trocknete ihr Haar und schmückte sich und ungesehen huschte sie dann in den Tanzsaal unter die Zahl der übrigen Mädchen. Hier wollte sie ein wenig am Tanze

sich erfreuen und dann wieder unbemerkt, wie sie gekommen, in ihr Wellenreich zurückkehren, ehe noch der Morgen graute. Ihre seltene Schönheit fiel allen auf; der schönste Bursche holte sie zum Tanze und lustig und fröhlich schwebte sie mit ihm im Saale dahin. Bald überkam den Burschen eine wunderbare Liebe zu der schönen Tänzerin, mit Freude und Entzücken ruhte sein Auge in dem ihrigen; das Nixlein hatte es ihm angethan. Doch auch ihr ist so wohl und so wehe, sie fühlt nicht minder die Gluth der irdischen Liebe und vergißt darüber die rechte Stunde des Scheidens und Abschieds. Als es schon zu tagen beginnt, wird sie mit Schrecken ihrer Versäumniß inne; sie erblaßt und reißt sich mit Gewalt von ihrem Tänzer los, eilt nach dem Weiher und stürzt sich athemlos und verzweifelnd in die Fluthen. Wild schäumet das Wasser auf und seine Klarheit ist mit Blut getrübt. Den Burschen aber, der ihr ans Wasser nachgeeilt ist, ergreift ein unendliches Weh und Leid; eine unsichtbare Gewalt treibt ihn an, daß er der holden Nixe nachstürzt und mit ihr in den Fluthen auf ewig verschwindet.

164.

Meister und Geselle.

J. Chr. v. Hellbach Nachr. von der Lieben Frauen-Kirche zu Arnstadt. S. 117.

Als in Arnstadt die Liebfrauenkirche erbaut werden sollte, übertrug der Meister den Bau des vordern Thurmes seinem Gesellen. Dieser will dem Meister Ehre machen und ein rechtes Kunstwerk aufstellen, widmet deshalb seiner Arbeit ganz besondere Liebe und allen erdenklichen Fleiß. Und wunderbar ging ihm das Werk von Statten. Es war gar nicht zu verkennen, daß der Thurm des Gesellen weit schöner und zierlicher emporstieg als der des Meisters, und Jedermann, der vorüberging und den Bau betrachtete, lobte und rühmte des Gesellen Kunst und Geschicklichkeit. Das verdroß aber den Meister, der deshalb einen tiefen Groll gegen den Gesellen faßte und sich an ihm zu rächen gedachte. Als nun der Thurmbau fertig war, ruft ihn der Meister zu sich hinauf auf den Thurm unter dem Vorgeben, daß er ihm etwas zeigen wolle, was an der Arbeit noch fehlerhaft sei. Der Geselle steigt ohne Arg die Treppe empor und mit ihm läuft lustig auch sein Hündlein hinauf. Oben heißt ihn der Meister zum Schallloche hinausschauen und den Fehler selber

aufsuchen; wie er aber sich weit hinausbiegt und dennoch nichts Fehlerhaftes entdecken kann, gibt ihm der tückische Meister einen Stoß, daß er hinunterstürzte und todt zur Erde fiel. Als das treue Hündlein den lieben Herrn hinunterfallen sah, sprang es ihm sogleich nach und fiel todt nieder neben seinem todten Herrn.

Zum Gedächtniß an diese abscheuliche That hat man oben am Thurme in Stein eine hervorragende Manns- und Hundegestalt angebracht.

165.

Die Geistermette in der Liebfrauenkirche.

J. Chr. v. Hellbach Nachr. von der Lieben Frauen-Kirche zu Arnstadt. S. 118.

Man erzählt auch, daß ein Diaconus an der Liebfrauenkirche des Nachts einmal aus dem Schlafe erwacht sei und in der Meinung, es sei die Zeit zur Frühmette, sich in die Kirche begeben habe, seines Dienstes dort zu warten. Bei seinem Eintritt findet er den Gottesdienst schon begonnen, die Kerzen sind angezündet, an dem Hochaltare aber und an den Seitenaltären stehen Messpriester und Vicare, welche vor vielen hundert Jahren den Gottesdienst besorgt hatten. Während der Diaconus staunend dieses alles betrachtet, schlägt die Thurmuhr eins und sogleich erlöschen alle Kerzen, der gesammte Clerus ist mit einem Male verschwunden und mit ihm aller Glanz und alle Herrlichkeit der nächtlichen Geistermette. Der erschrockene Diaconus steht allein in der finstern Kirche.

166.

Die Wichtel oder Köhlersmännchen im Jonasthale bei Arnstadt.

Thuringia. 1842. S. 740 ff.

Vor alter Zeit lebte in Arnstadt eine arme Wittwe, die sich und ihre Kinder nur nothdürftig vom Spinnen ernährte. Einen kleinen Zuschuß zu ihrem Unterhalte gab ihr noch ein Stückchen Feld im Jonasthale, auf dem sie einen Theil von ihrem Jahrbrode bauete. Eine frohe, fröhliche Zeit war für die ganze Familie die Zeit der Ernte, Mutter und Kinder freuten sich schon lange vorher auf das Schneiden, Sammeln und Binden der reifen Früchte.

In einem Jahre war aber die Witterung sehr übel und böse geworden; es regnete fortwährend und nur wenig sonnige Tage gab es, an denen man die reife Frucht schneiden und in die Scheuern einbringen konnte. Die reichen Feldbesitzer hatten die Schnitter in der Stadt und Umgegend für die ganze Erntezeit in Lohn genommen, um jede Stunde zur Arbeit benutzen zu können, die armen, kleinen Leute dagegen konnten für ihre wenigen Aecker keine arbeitsamen Leute haben. So erging es auch der armen Wittwe. Sie hatte sich schon viel Mühe gegeben einige Schnitter zu bekommen, aber immer vergeblich. In dieser Noth und Bedrängniß ging sie eines Morgens, als gerade die Sonne wieder einmal schien und es einen guten Tag geben wollte, hinaus in das Jonasthal, hoffend unterwegs vielleicht einige Leute zu finden, die ihr die nöthige Arbeit um Geld und gute Worte thun möchten. Ihr Gang war aber vergeblich und umsonst gewesen; sie stand an ihrem Acker und weinte bitterlich, daß sie die schöne, reife Frucht nicht heimbringen konnte. Mit einem Male sah sie an ihrer Seite einen von den kleinen Wichtelmännern, die seit undenklichen Zeiten im Jonasthale wohnten. Das Männlein fragte gutmüthig nach der Ursache ihres Kummers und ihrer Thränen und die arme Wittwe klagte ihm ihre Verlegenheit und große Sorge, daß sie im Winter mit ihren Kindern große Noth erleiden würde, wenn die schönen Früchte auf dem Felde verderben müßten. Das ging dem Wichtel sehr zu Herzen und er versprach der Frau Hilfe zu schaffen, sie möge nur einstweilen heimgehen und für einen Wagen zum Einfahren der Frucht sorgen.

Erfreut über solche Zusage und im voraus dankend für den versprochenen Beistand eilt die Wittwe fröhlich nach der Stadt einen Wagen zu holen. Unterwegs schaut sie von einer Anhöhe auf ihren Acker und traut kaum ihren Augen, als sie ein rastloses Gewimmel unzähliger Wichtelmänner erblickt, alle beschäftigt den reichen Erntesegen zu schneiden, zu sammeln und in Garben zu binden. Der schönste Sonnenschein begünstigt die Arbeit und so war dieselbe auf dem ganzen Acker in kurzer Zeit gethan.

Die Wittwe hatte in ihrer Freude die Stadt bald erreicht, ging da zu einem guten Freunde ihres seligen Mannes und bat ihn beweglich um seinen Wagen auf einen Nachmittag. Derselbe ließ sogleich anspannen und die Frau holte noch ihre beiden ältesten Kinder und fuhr mit ihnen auf dem Erntewagen so schnell als möglich dem Jonasthale zu.

Dort fanden sie auf ihrem Acker alles zum Aufladen und Einfahren bereit, nicht eine Aehre lag noch auf den Stoppeln umher und die Kinder waren ihrer gewöhnlichen Beschäftigung die Aehren sorglich zu sammeln für dießmal ganz überhoben.

Gern hätte die Wittwe den guten Wichteln ihren Dank gesagt, aber sie spähte vergebens nach ihrer Wohnung; sie sah nur eine kleine Höhle am südlichen Abhang des Sonnenbergs und in der Meinung, daß darin die Wichtelmänner wohnen möchten, rief sie wiederholt ihren Dank hinein, erhielt aber keine Antwort. Man nennt dort in der Gegend die Höhle das Böhlersloch und die darin wohnenden Gezwerge die Böhlersmännchen.

167.

Der Spuck im Walperholz bei Arnstadt.

Mündlich.
L. Bechstein Thüringer Sagenbuch II. 300.

Das Walperholz bei Arnstadt, ein schöner Bergwald, hat seinen Namen von einem Kloster der heiligen Walpurgis erhalten, das in alten Zeiten auf diesem Berge gestanden hat. In diesem Holze ist eine Waldecke, darauf steht eine so genannte Jagdbuche und um dieselbe ist ein runder Platz, auf dem kein Rasen wächst, noch sonst ein Kraut gedeiht. Der ruhelose Geist einer Bierzapferin ist dahin gebannt, welche bei ihrem Leben stets zu geringes Maß gegeben hat. Viele Leute haben sie in altväterischer Tracht rastlos um die Buche wandeln gesehen und dabei ihren kläglichen Ruf gehört, den sie fort und fort ausstößt: „Voll Maß, voll Maß!"

Dieselbe Sage erzählt man auch anderwärts in Thüringen. So ist sonst unterhalb Mehlis dem reißenden Stein gegenüber ein Frauchen mit einem Schlüsselbund umgegangen und den Leuten in der Mittagsstunde erschienen, schreiend und klagend: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!" Es war eine Handelsfrau, die bei Lebzeiten also betrogen hatte und zur Strafe nach ihrem Tode dort umgehen mußte.

168.

Der Jungfernsprung bei Arnstadt.

Mündlich.

Im Jonasthale bei Arnstadt befindet sich auch eine senkrechte schroffe Felswand, der Jungfernsprung genannt. Dort soll eine Jungfrau, von einem Reiter verfolgt, in ihrer Angst hinunter gesprungen sein, nachdem sie sich vorher dem Schutze der Engel anbefohlen hatte. Die Engel haben sie auch in Schutz genommen und sanft zu Boden getragen, der Reiter aber, welcher sein Roß und seine Leidenschaft nicht zu zügeln vermochte und ihr nachsetzte, stürzte zerschmettert mit seinem Roß in den tiefen Abgrund.

169.

Von allerlei Erscheinungen in der Umgegend von Arnstadt.

Mündlich.

An der alten Straße von Schmerfeld nach Arnstadt zeigt sich zuweilen ein Reiter ohne Kopf und bei Schmerfeld in gewissen Nächten eine weiße Taube. Sie soll eine verzauberte Jungfrau sein. Auch der feurige Drache, von den Leuten „Federhännschen" genannt, wird hier zuweilen gesehen. Er fährt zum Schornstein hinein und bringt Geld, Speck, Würste und andere Dinge der Art.

170.

Die Zwerge in den Kammerlöchern bei Angelroda.

Mündlich.

Südlich von Angelroda erhebt sich ein waldiger, am Fuße mit Getreidefeldern bedeckter Muschelkalkrücken. Die Waldung ist größtentheils Kirchenholz. Auf dem Rücken des Berges öffnen sich mächtige Felsenspalten, oft wunderbar gestaltet und mit herrlichen Schlingpflanzen bewachsen. Früher ragten mächtige Fichten aus den Felsenspalten empor, die ehemals noch colossaler gewesen sein mögen; die herunter gestürzten Felsstücken zeigen dieses an. Der Berg selbst heißt Weißenstein und

seine Fortsetzung bei Angelroda die Kummel. In den unheimlichen Höhlen und Grotten dieser Felsen hauste früher eine Zwergkolonie, die sich auch bis zum Jonasthale bei Arnstadt verbreitet hatte. Es war ein neckisches, lustiges Völkchen. Durch ihre Tarnkappen konnten sie sich unsichtbar machen und wem sie wohl wollten, dem verliehen sie eine solche Tarnkappe. Junge Ehepaare, welche ein frommes, arbeitsames, bescheidenes Leben führten, beschenkten sie oft mit reichen Gaben. Solche Leute fanden nicht selten eines Morgens eine schöne Kuh in ihrem Stalle, wenn sie selber noch keine hatten einstellen können. Den meisten Menschen waren sie aber als böse Geister verhaßt, da sie ihnen manchen Schabernack zufügten.

So kamen sie auch durch den Kummelberg in den Keller des Wirths, dessen Haus am Fuße desselben liegt, und naschten den Kuchen und Wein zum großen Aerger des Besitzers. Ihre Fußspuren, die sie hinterließen, waren wie kleine Gänsefüßchen gestaltet. Die Leute sannen auf Mittel, sie aus der Gegend zu vertreiben. Lange wollte es nicht gelingen. Endlich kam ein weiser Mann nach Angelroda, den man um Rath fragte. „Es gibt hier viel Taxus (Eibenbaum),“ sagte er, „legt Zweige von diesen Bäumen vor die Löcher der Zwerge und zwar am Johannisabende, da werden sie sofort weichen.“ Als der Johannistag herankam, sammelte Tags vorher Jung und Alt Eibenzweige und Abends legte man sie kreuzweis vor die Löcher der Zwerge. In stiller Mitternacht gab man Acht, welchen Ausgang es mit dem Zwergvölklein nehmen werde. Man hörte ein leises Weinen und ein unheimliches Rauschen durch die Luft; der Zwergkönig zog mit einer großen Schaar Gezwerge durch die Luft hinüber nach Rippersrode zu. Ein lichter Schimmer bezeichnete ihre Straße. Die Neckereien der Zwerge hatten nun zwar ein Ende, aber auch der frühere Segen ihrer Gegenwart hatte sich verloren. Einzelne Zwerge hat man hie und da später noch gesehen, bis sie endlich ganz verschwunden sind.

171.

Der Hirsch mit dem goldenen Geweih in den Kammerlöchern.

Thuringia 1841. S. 465.

Ueber Angelroda im Walde, wo die Kammerlöcher sind, wechselt ein schneeweißer Hirsch mit einem goldenen Geweih. Nur ein Sonn=

tagskind, welches reines Herzens ist und bei Nacht durch diesen Wald geht, kann diesen Hirsch erblicken, auch ist demselben die Macht gegeben den Hirsch zu fangen und bis an die Kammerlöcher zu führen, wo er durch einen Schlag an die Felswand sein goldenes Geweih abwirft und damit zugleich eine lange Reihe von Kammern öffnet, welche Goldsand, edles Gestein und andere Schätze der Erde in reicher Fülle enthalten. Der Glückliche, welcher den Hirsch gefangen hat, kann sich von diesen Schätzen nehmen so viel ihm gefällt. Auch die goldenen Stangen sind sein Eigenthum, welche der Hirsch bei seinem Entweichen hinterläßt, denn er verschwindet nun auf so lange Zeit, bis seine goldene Krone wieder gewachsen ist. Alsdann erscheint er abermals in diesem Walde und einem andern Sonntagskinde kann dasselbe Glück zu Theil werden.

172.

Der goldene Kaisersarg.

Mündlich.

Westlich von der Reinsburg erhebt sich in einem einsamen unfruchtbaren Thale ein Berg, der Kaiser genannt. Von ihm geht die Sage, daß ein Kaiser in einem goldenen Sarge darin begraben liege. In grauer Vorzeit mag er hier auf seinen Zügen erkrankt und gestorben sein und in nächtlicher Stille, ungesehen von Menschen hat man ihn in den felsigen Berg gebettet. Viele Schatzgräber haben nach dem goldenen Sarge gesucht, ihn aber nicht gefunden.

173.

Der Schatz im Reinsberge.

Thuringia 1843. S. 15. — Mündlich.

Am westlichen Abhange des Reinsberges hütete im Sommer ein Schäfer des herrschaftlichen Gutes zu Plaue seine Heerde. Dabei war es seine Lieblingsbeschäftigung nützliche Kräuter und Pflanzen zu suchen, um davon für Menschen und Vieh heilsamen Gebrauch zu machen. Eines Tages kam ihm eine noch nie gesehene schöne Blume vor Augen, die er ihrer Seltenheit wegen sogleich abpflückte und seinen Hut damit schmückte. Langsam trieb er seine Heerde den Berg hinan und gewahrte

auf einmal eine schmale Kluft, die in den Berg hineinführte. Er drängt sich zwischen diese Kluft, bald aber findet er einen bequemen Weg und gelangt in ein hell erleuchtetes Gewölbe, worin unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft waren, von denen seine Augen fast geblendet werden. Als er sich in dem Gewölbe noch weiter umschaut, erblickt er in einem Winkel eine weiße Frau, welche ihm in aller Weise andeutet von den vorhandenen Schätzen zu nehmen, was ihm beliebe und so viel er tragen könne. Mit Ehrfurcht nimmt er seinen Hut vor der weißen Frau ab und schickt sich an in stummer Beklommenheit von den Schätzen aufzuraffen. Die weiße Frau erinnert ihn dabei, daß er ja nicht das Beste vergeßen solle. Er nahm, was ihm das Beste schien. Die Frau wiederholt ihre Warnung; noch einmal durchmustert er sorgfältig die Schätze, nimmt noch so viel als er tragen kann, und will nun wohl belastet den Rückweg antreten. Da tritt ihm die weiße Frau in den Weg und ruft ihm fast ängstlich ihre Warnung zum dritten Male zu, aber der Schäfer meint das Beste gewählt und genommen zu haben und geht aus dem Gewölbe hinaus. Kaum ist er ins Freie getreten, so schließt sich hinter ihm krachend die Kluft und jetzt erst fällt ihm ein, daß er seinen mit der seltenen Blume geschmückten Hut zurückgelaßen hat.

Andere erzählen, der Schäfer habe bei seiner Ehrlichkeit nichts von den Schätzen berührt, sondern gedenkend der Fallstricke des Satans sich eiligst auf den Rückweg gemacht. Als er aber in der freien Natur wieder freier aufathmend seinen Hut abnahm, denn der Angstschweiß rann ihm von der Stirne, sah er die seltene Blume nicht mehr daran, und als er sich umblickte, war auch die Grotte verschwunden.

Die Schätze des Berges wären sein gewesen, wenn er muthig zugegriffen hätte. Erst nach hundert Jahren wird die Blume wieder blühen und ein Glücklicher wird sie pflücken. Sie ist der Schlüßel zu den verborgenen Schätzen, die nur ein frommer, unschuldiger Mensch heben kann.

174.

Das Steinbild an der Kirche in Stadt Ilm.

Nach einem alten Mspt.

Als die Kirche zu Stadt Ilm erbaut wurde, suchten die Mönche nicht nur die Bürger sondern auch die Landleute zu reichlichen Beiträgen

zu bereden. Sie stellten den Leuten das gute Werk so süß mit so vielen Verheißungen vor, daß fast Jedermann über sein Vermögen zu geben sich bestrebte. Damals lebte auch eine arme Wittwe in der Stadt mit sechs Kindern, welche ein kleines Häuschen und ein einziges Goldstückchen in ihrem Vermögen hatte. Zu dieser kam wiederholt ein Mönch und redete ihr in aller Weise eindringlich zu, ihren güldenen Sparpfennig zum Kirchenbau beizusteuern; dabei versprach er der Wittwe alles Glück und Wohlergehen für die Zukunft und versicherte hoch und theuer, daß ihre Gabe nur für die Kirche verwendet würde; wäre das nicht der Fall, so würde sie das Goldstück gewißlich bei ihren Kindern wieder finden.

In guter Einfalt und in der Hoffnung reichen Segens gibt die Frau dem sammelnden Mönche ihr Goldstück. Dieser brachte es aber nicht der Kirchbaukasse, sondern einer Weibsperson, mit welcher er geheimen Umgang pflog. Als nun derselbe Mönch am nächsten Sonntage Messe liest und dabei der eingegangenen Beiträge für den Bau der Kirche rühmlich gedenkt, auch über die frommen Geber den Segen spricht, aber den Beitrag der armen Wittwe weder erwähnt, noch ihr den Segen ertheilt, wird er plötzlich von einer unsichtbaren Macht über die Mauer der Kirche, soweit solche damals erhöhet war, in die Luft geführt, zum Schrecken und Erstaunen aller anwesenden Leute. Zum Andenken an diese Begebenheit setzte man an der südlichen Außenseite der Kirche an eben der Stelle, wo der Mönch über die Mauer hinweggeführt worden war, ein hervorragendes Steinbild ein, welches einen Mönch vorstellt, den ein böser Geist entführt, und noch heute zu sehen ist.

Als nun nach einigen Jahren die Kirche eingeweiht werden soll und von allen Orten viel Volk dazu herbeikömmt, so wird angeordnet, daß alle die, welche etwas zum Baue beigetragen, vorzüglich und zuerst in die Kirche gelassen und vor den Altar gestellt werden, die andern Kirchgänger nachher erst Eintritt erhalten und den noch übrigen Raum einnehmen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängt sich auch jene Wittwe mit ihren Kindern hervor, will Einlaß haben und des Segens theilhaftig werden; weil man aber ihren Namen nicht unter den milden Gebern findet, wird sie zurückgewiesen. Da betheuert sie unter vielen Thränen, daß sie ihr einziges Goldstück beigetragen und jenem Mönche gegeben habe, welcher von einem bösen Geiste entführt worden sei, wie das Steinbild an der Kirche besage; erzählt auch, daß derselbe Mönch ihr versichert, daß, wenn das Goldstück nicht zum Bau der Kirche verwendet

würde, es bei ihren Kindern sich wieder finden werde. Da man sie aber dennoch hinausweisen will, fängt plötzlich der in Stein gehauene Mönch an zu reden und versichert, daß die Wittwe die Wahrheit gesagt habe, er aber zur Strafe seines Betrugs damals vom Teufel geholt worden sei.

Darauf wird die Wittwe in der Kirche gleich neben den Altar oben an gestellt. Während nun der Priester den Segen über die Gemeinde spricht, greift der jüngste Knabe der Wittwe zufällig in seine Tasche und — findet das bekannte Goldstück seiner Mutter darin. Da erkennt das Volk den Finger Gottes und die Wittwe wird einstimmig zur Verwalterin des Gotteskastens erwählt und zugleich bestimmt, daß dieses Amt für alle Zeit bei ihrer Familie verbleiben soll. Diese soll jedoch vor nicht langer Zeit davon abgekommen sein.

175.

Das verwünschte Schloß auf dem Singerberge.

Erste Sage,

mitgetheilt vom Herrn Lehrer Arthelm.

Nicht weit von der Stadt Ilm erhebt sich westlich der schwach bewaldete Singerberg, an dessen Fuße das Dorf Singen gelegen ist. Auf dieses Berges felsiger Muschelkalkkuppe stand in frühern Zeiten eine feste, stolze Ritterburg. Die Zinnen der Thürme erhoben sich kühn in die Lüfte und glänzten in der goldenen Morgensonne. Aber die Burg war ein Schrecken der Umgegend, denn ein wüstes, tolles Raubrittervolk wohnte in ihren Mauern. Sie plünderten und drückten die umwohnenden Landleute und beraubten die Kaufleute, welche harmlos die Straße des Ilmthales dahin zogen. Wenn das nahe Kloster Paulinzelle Getraide und Weinlieferungen erhielt, so kamen sie aus ihrem sichern Versteck und nahmen, was und wie viel ihnen beliebte. Ungestraft trieben sie lange ihr gottloses Räuberwesen und Niemand fand sich, der sie für ihre Unthaten gestraft hätte. Da geschah es, daß der große Reformator D. Luther von Koburg die Straße des Ilmthales daher zog. Er freute sich in seinem Wäglein über die schöne Gottesnatur, die vor seinen Augen ausgebreitet dalag. Aber die Nacht überraschte ihn und da gewahrte

er auf dem hohen Singerberge die hellerleuchtete Räuberburg. Ein tolles, wildes Geschrei ertönte aus der Ferne herüber durch die stille Nacht und gotteslästerliche Flüche stiegen zum Himmel empor. In Saus und Braus verjubelte man das, was man durch Raub und List erbeutet hatte. Mit Entrüstung und großem Zorn hörte der Mann Gottes die Erzählungen seiner Begleiter von diesen Raubrittern und wie ihre Frevelthaten laut um Rache schrieen; in seinem heiligen Zorn sprach er daher den Fluch aus: „so hoch jetzt die Burg in die Luft ragt, so tief mag sie in des Berges Schooß versinken!"

Noch in selbiger Nacht erfüllte sich dieser Fluch und Gottes Strafgericht brach los. Ein schreckliches Ungewitter erhob sich, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte; es war als ob alle Elemente mit einander im offenen Kampfe stünden. Aber oben auf der Burg trank und jubelte, lästerte und fluchte die gottlose Ritterschaar. Jetzt that sich der ganze Himmel auf, ein schwefelgelber Blitz erhellte schrecklich die ganze Gegend und ein Donnerschlag folgte ihm nach, daß die Erde erzitterte. Des Berges Tiefe öffnete sich und die Burg samt ihren Bewohnern fuhr in den graußen Abgrund. Nach und nach verzog sich das Gewitter. Die Morgensonne beleuchtete die frischen Bergmatten und grünen Wälder, aber verwundert schauten die Umwohner nach des Berges kahler Spitze. Die Burg war und blieb verschwunden. Ruhig und unangefochten zog nun der Reisende seine Straße. Aber aus des Berges Tiefe hört man zuweilen bei stiller Nacht die Flüche der begrabenen Ritter. Der Wanderer blickt dann scheu und furchtsam umher, beflügelt seine Schritte um das sichere Obdach zu erreichen und spricht ein Stoßgebet gegen böse, höllische Geister.

176.

Zweite Sage.

Nach einem alten Mspt.

Das feste Schloß auf dem Singerberge bewohnte ein alter Ritter mit seiner Haushälterin in stiller Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Man erzählte allerlei von ihm in der Umgegend, namentlich daß er viele Schätze und Reichthümer in seiner Burg aufgehäuft habe. Seine Nachbarn auf den umliegenden Burgen waren durch ihr wüstes Leben ver=

armt und die Räubereien, die sie verübten, schafften und brachten nur kärglichen Unterhalt. Deshalb sprachen sie gar fleißig bei dem Ritter auf dem Singerberge ein und wurden ihm durch ihre Besuche nicht wenig lästig. Zuletzt ließ der alte Burgherr ihnen unverholen seinen Unmuth merken und darüber wurden ihm jene von Stund an so böse, daß sie übereinkamen, ihn gemeinsam zu überfallen, seine Schätze zu rauben und unter sich zu vertheilen. Wohlbekannt mit des Schloßes Gelegenheit drangen sie bei Nacht in dasselbe ein, brachten den Alten und sein Hofgesinde mit Ausnahme der alten Schließerin, die ihnen Speise und Trank aus Küche und Keller herbeischaffen mußte, schonungslos um und zechten und schlemmten Tag und Nacht hindurch. Einer der Räuber, der mit dem erschlagenen Ritter nahe verwandt war, gab vor, der Alte sei plötzlich gestorben und nahm als Erbe von der Burg Besitz. Geld und Gut war aber bald verthan, der Mangel stellte sich wieder ein und die saubern Gesellen kehrten zurück zu ihrem alten Gewerbe, dem Straßenraub.

Eines Tages griffen sie eine vornehme Frau mit ihren Töchtern und Zofen auf, brachten sie auf den Singerberg in das Schloß, zwangen sie an ihren wüsten Gelagen Theil zu nehmen, ja sie ließen es auch nicht an entehrenden Zumuthungen fehlen. Zum Glück für die Frauen wurden sie bald unter sich uneinig, da ein jeder die schönste Jungfrau für sich begehrte. Der Streit wurde endlich dahin geschlichtet, daß derjenige, welcher beim nächsten Raubzuge den reichsten Fang thun und die meiste Beute in die Burg bringen würde, auch die schönste als Beutelohn erhalten sollte und nach der Größe der Beute gedachten sie die übrigen Jungfrauen ihrer Schönheit nach unter sich zu vertheilen.

Die Räuber zogen aus und legten sich hinter Gebüsch und Dickicht, aber kein Kaufmannszug erschien, kein Wagen mit Wein oder Waaren beladen, nur ein Zug Erfurter Mönche kam aus dem Kloster Paulinzelle zurück, auf einer Betfahrt begriffen, des Wegs daher. Auf diese stürzen die Wegelagerer, ziehen sie aus und nehmen einen der Mönche zur Kurzweil mit auf ihre Burg. Der Gefangene war D. Luther. Ehe sie aber mit ihm den Berg hinauf reiten, erblicken sie in der Ferne einen Wagenzug. Ohne Verzug reiten sie diesem entgegen, nachdem sie einen der Genoßen bei dem gefangenen Mönche zurückgelaßen haben. Weil aber dieser vor Müdigkeit und Trunkenheit auf dem Rasen bald einschläft, so entflieht Luther und eilt hinauf nach dem Schloße, das ihm als der

Räuber Nest noch nicht bekannt ist, dort Schirm und Schutz zu suchen. Oben auf der Mauer steht die gefangene Frau und ruft ihm zu: „entfliehe, du kommst zu einer Räuberburg!“ Luther kehrt um, fällt aber in die Hände der heimkehrenden Ritter und wird in die Burg gebracht. Hier stellt er sich nun ganz vergnügt, macht gute Miene zum bösen Spiel, nimmt Theil am Gelage, singt Trinklieder mit den zechenden Rittern und wartet auf Zeit und Gelegenheit, bis sie dem tiefen Schlafe verfallen sind. Dann nimmt er der alten Schließerin, die auch schlafend da liegt, die Schlüßel ab und entkommt glücklich mit den gefangenen Frauen aus der Burg.

Aber bald erwacht einer der Ritter und entdeckt auch sofort, daß der Mönch und die Frauen entflohen sind. Sogleich ruft er die andern wach und sie sitzen auf die Entflohenen auf der Landstraße wieder einzuholen, klüglich waren diese aber auf einem andern Wege davon geeilt und hatten sich verborgen im Walde bei Paulinzelle. Die alte Schließerin aber, der Ritter Rache und Strafe fürchtend, erhängt sich im Burgthore.

Müde und ermattet stehen endlich die Raubgesellen von ihrer vergeblichen Verfolgung ab und reiten nach ihrer Burg zurück; aber wie staunen sie, als sie dieselbe auf dem Singerberge nicht wieder finden. Luther hatte auf der Flucht das Lied gesungen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ rc. und dabei das Schloß tief in die Erde hinein verwünscht in der Weise, daß Niemand dasselbe je wieder erblicken solle, als wer auf der Stelle, wo es gestanden, dieses Lied singe.

Noch waren die Keller mit ihren Weinvorräthen den Räubern geblieben. Sie thun sich also in diese ein und setzen darin zechend und schmaußend ihr gewohntes Leben weiter fort. Als aber Luther Rauch aufsteigen sieht, verflucht er den Ort noch einmal, so daß auch die Keller mit ihren Insaßen in die Tiefe des Berges versinken.

Nach vielen Jahren hütete ein Schäfer auf dem Berge und spielte zufällig das oben erwähnte Lied auf der Flöte. Da sieht er plötzlich eine Schlüßelblume aus der Erde empor wachsen und eine Burg aus der Erde sich erheben. Hierüber erstaunt wagt er nicht in die Burg zu treten, denn auch die alte Haushälterin hängt noch im Thore. Endlich faßt er sich ein Herz, tritt hinein und findet überall Todtenstille. Er nimmt was er eben fortbringen kann, und als er zum Thore hinausschreitet, sinken Mauern und Thürme in den Berg zurück.

Fleißig treibt der Schäfer seine Heerde fürder dahin, aber die Burg zeigt sich ihm nicht wieder, bis er endlich zufällig jenes Lied wieder bläst. Nun merkt er, wie der Zauber zu lösen ist, und er tritt ein in das Schloß, steigt in die Keller hinab und findet das ganze Gelage der Zechbrüder in der nämlichen Stellung, als ob sie äßen und tränken. Erschrocken tritt er ein wenig zurück, da aber keine der Gestalten sich bewegt, wagt er sich näher und gewahrt, daß sie sämmtlich in Stein verwandelt sind. Er trank köstlichen Wein aus den Fäßern und that sich nachher noch oft gütlich, entdeckte aber sein Geheimniß erst auf dem Todtenbette seinem Beichtvater.

177.

Dritte Sage.

Mündlich.

Ein Raubritter auf dem Singerberge lebte mit dem Abte in Paulinzelle in beständiger Feindschaft und großem Unfrieden, so daß es an Reibungen und Feindseligkeiten aller Art zwischen beiden nicht fehlte. So hatte der Abt, von dem Ritter vielfach geschädigt, den Brunnen am Fuße des Singerberges dergestalt verwünscht und verflucht, daß ein jeder, welcher daraus trank, Läuse bekam. Darum heißt er noch heute der Läuseborn und die Leute in der Umgegend hüten sich wohl daraus zu trinken.

Nicht lange nachher hatte der Ritter auf dem Singerberge durch seine Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß einige Fuhren guten Weins für das Kloster unterwegs seien. Diese Nachricht war ihm sehr willkommen. Ungesäumt legt er sich mit seinen Leuten nahe der Straße in einem Wäldchen bei Gößelborn da, wo es noch jetzt „zur Maleiche" genannt wird, in einen Hinterhalt und lauert auf die mit Wein beladenen Wagen. Spät in der Nacht kommt der schwere Wagenzug herangefahren; die schwache Bedeckung wird von den hervorbrechenden Raubgesellen leicht niedergeworfen, zum Theil in die Flucht gejagt und die Fuhrleute müßen den Wein auf den Singerberg fahren, anstatt ins Kloster Paulinzelle.

Dem Abte in Paulinzelle ist dieser Weinraub ein schmerzlicher Verlust, vorzüglich aber beunruhigt ihn, daß ein Faß mit ganz besonderm Inhalte in die Hände des Singerbergers gekommen ist, und gar viel ist ihm daran gelegen zunächst dieses Faß wieder ausgeliefert zu erhalten. Er sucht daher mit guten Worten und Versprechungen den Ritter zu gewinnen ihm einige Fäßlein gegen eine gute Auslösung zurückzugeben, namentlich aber bezeichnet er ein Faß ganz genau und bittet dringlich um dessen Auslieferung; da es einen besonders stärkenden, seinem Alter und seiner Leibesschwäche unentbehrlichen Wein enthalte.

Der Ritter ist der Bitte des Abts nicht unzugänglich und sagt ihm die Rückgabe des so lebhaft begehrten und sorgsam bezeichneten Faßes zu. Vorher aber gedenkt er demselben eine kleine Probe zu entnehmen, den stärkenden Magenwein des frommen Abts wenigstens zu kosten und seine Vortrefflichkeit kennen zu lernen. Der Zapfen wird eingestoßen, aber kein Tröpflein entquillt dem Faße und man findet, daß es in seinem Bauche durchaus trocken und weinleer ist, gewisse Anzeichen deuten auch auf einen ganz andern Inhalt. Das seltsame Faß wird also geöffnet und siehe da, eine wunderschöne Maid steigt aus dem hölzernen Häuschen ans Tageslicht.

Der Ritter und sein Hofgesinde jubeln laut auf über diese herrliche Entdeckung und auf den nächsten Tag — es war das gerade der Johannistag — werden alle Nachbarn und guten Freunde zu einem fröhlichen Schmauße und Trinkgelage auf den Singerberg eingeladen, der Tag soll in besonderer Freude und Ausgelassenheit gefeiert werden.

Die Kunde von der Oeffnung des Faßes und der darob veranstalteten Johannisfeier war bald ins Kloster nach Paulinzelle gedrungen und hatte den Abt in gewaltigen Zorn versetzt. In seiner großen Aufregung und Erbitterung verwünscht er am Johannistage zur Mittagsstunde das Schloß mit allen, die darin verweilen und ihm zum Hohn und Spott den Tag in so gottloser Weise begehen, mit einem kräftigen Fluche in den tiefsten Abgrund der Erde.

Eine Vertiefung auf dem Berge zeigt die Stätte an, wo die Burg ehemals gestanden.

Man erzählt auch vom Singerberge, daß er große Waßerfluthen in seinem Innern bergen soll. In Sachsen, so geht die Sage, bete man, daß sein Inneres verschloßen bleibe, damit nicht eine zweite Sündfluth über Thüringen und Sachsen kommen möge.

178.

Der Kornfuhrmann im Singerberge.

Vom Herrn Pfarrer Schönheit in Singen.

Vor langer Zeit fuhr ein Mann aus Möhrenbach mit seinem einspännigen Karren auf die Deube, um daselbst Frucht einzukaufen und in seinen Ort zu fahren, wo es eben daran fehlte. Nachdem er dort seinen Karren mit der gehandelten Frucht beladen und das Geld bezahlt hatte, fuhr er noch desselbigen Tages, obwohl es schon zu dämmern anfing, zurück um in Cottendorf zu übernachten und am folgenden Morgen bei guter Zeit wieder nach Hause zu kommen. Aber nicht lange war er gefahren, so wurde es auf einmal so finster, daß er den Weg nicht mehr wahrnehmen konnte, von demselben ganz abkam, in der Irre umherfuhr und zuletzt nicht mehr wußte wo er war. Auf einmal erblickte er ein großes, hellerleuchtetes Gebäude. Ohne sich lange zu besinnen, fuhr er darauf zu und klopfte bei seiner Ankunft am Thore an. Ein altes Männchen mit schneeweißem Haupt und langem, weißen Barte öffnete das Thor und fragte nach seinem Begehr. Der Fuhrmann sagte: „ich habe mich in der großen Dunkelheit verirrt und bin mit meinem Wagen vom Wege abgekommen; wenn es geschehen kann, so möchte ich hier mit meinem Geschirr übernachten.“ Das Männchen antwortete: „dein Wunsch wird dir gewährt, fahre herein.“ Der Fuhrmann that, wie ihm gesagt wurde, und das alte Männchen geleitete ihn mit seinem Geschirr auf einen großen Hof, half ihm ausspannen, das Pferd in den Stall bringen und füttern, ihn selbst aber führte es in eine hell erleuchtete Stube. Da fand der Fuhrmann Speise und Trank und eine gute Streu zum Nachtlager. Nachdem er sein Abendbrod verzehrt hatte, legte er sich auf sein Lager und schlief ein. Als er wieder erwachte, wollte es eben Tag werden. Er stand auf und eilte sein Pferd zu füttern. Das alte Männchen war wieder an seiner Seite, ihm bei der Fütterung zu helfen. Als sie in den Stall traten, wieherte ihnen das Pferd muthig entgegen; es bekam sein Morgenfutter und auch für den Fuhrmann stand ein gutes Frühstück bereit. Er ließ sich dasselbe wohl schmecken, dann wollte er bezahlen und fragte nach seiner Schuldigkeit. Aber das Männchen verbat sich alle Bezahlung und sprach: „Irrende beherberge und bewirthe ich umsonst.“ Unter tausend Danksagungen ging der Fuhrmann nach dem

Stalle sein Pferd zu holen und anzuspannen; das Männlein war ihm dabei wieder behilflich, öffnete das Thor und wünschte ihm eine glückliche Heimkunft. Als der Fuhrmann zum Thore hinausfuhr, fragte ihn noch das alte Männchen, ob die bunten Gackelstern noch auf Erden lebten. Da der Fuhrmann das bejahte, seufzte das Männchen ein lautes ach! und verschwand, das Thor aber schlug mit einem furchtbaren Geprasßel zu. Dem Fuhrmann kommt darüber ein gewaltiger Schrecken an und als er sich umschaut, erstaunt er nicht wenig, daß das große Gebäude verschwunden ist und er sich mit seinem Karren vor dem ihm wohlbekannten Singerberge befindet.

Nachdem er sich von seinem Schrecken und Staunen einigermaßen erholt hat, fährt er nach Cottendorf zu und durch das Dorf gerade durch, in welchem ihm aber allerlei ganz anders vorkommt. Ohne sich weiter darum zu bekümmern, fährt er durch Gräfinau und Angstedt. In beiden Orten zeigen sich seinen Blicken wieder manche Veränderungen und er weiß gar nicht, was er davon denken soll. Auch in Gehren wird er zu seiner Verwunderung ganz andere Häuser gewahr, als er sie erst gestern nach seiner Meinung gesehen hat, und begegnet vielen Leuten, die er nicht kennt. Als er aber mit seinem Geschirr nach Möhrenbach, seinem Heimathsort, kommt und zum Thore seines Wohnhauses einfahren will, steht an dessen Stelle ein ganz anderes Haus, auch andere Leute bewohnen dasselbe und verwehren ihm die Einfahrt. Der Mann weiß vor Staunen und Verwunderung nicht, was er denken oder sagen soll. Die Sache wird laut im Dorfe und die Bewohner versammeln sich nach und nach bei dem Hause. Niemand von ihnen kennt den Fuhrmann und auch er sieht unter ihnen nur fremde Leute. Er nennt seinen Namen, aber selbst die ältesten Leute wißen sich seiner nicht zu erinnern. Endlich schlägt man in einem alten Kirchenbuche des Orts nach und da findet sich gerade vor 100 Jahren sein Name mit der Bemerkung eingetragen, daß dieser Mann mit seinem Geschirr zum Fruchteinkauf von Möhrenbach weggefahren, aber nicht wiedergekommen sei. Und als nun der Fuhrmann sein Erlebniß erzählte, da wurde Allen klar, daß derselbe mit seinem Pferde gerade 100 Jahre im Singerberge verschlafen hatte.

Die Gemeinde nahm ihn nun zwar als den Ihrigen auf, aber bald darauf wurde der Mann in seinem überaus hohen Alter zu seinen Vätern versammelt.

179.

Der bethörte Förster.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch der vierten Säcular=Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Erfurt 1840., S. 145 f.

Vor Jahren ging der Förster von Dörnfeld mit seinem Kreißer am frühen Morgen in der Dämmerung durch die Waldung am Singerberg. Im Gehölz unter der Felswand blieb der Förster stehen, um nach einem Raubvogel, der den Bergscheitel umkreißte zu schießen, und sagte dem Kreißer, er möge nur einstweilen vorangehen, er werde bald nachkommen. Als dieser eine gute Strecke gegangen ist, bleibt er stehen und sieht sich nach dem Förster um. Da dieser nicht kommt, stopft er sich eine Pfeife Taback und wartet noch ein wenig, doch jener bleibt aus und der Kreißer meint von Ferne ein ängstliches Rufen und Schreien zu hören. Da es anhält, ruft er gleichfalls und jenes Geschrei scheint sich zu verdoppeln. Nun geht er zurück und dem Rufe nach, der bald daher, bald dorther erschallt, und erst nach einer guten halben Stunde findet er den Förster an dem Felsen stehen und ängstlich um Hilfe rufen, denn dieser weiß nicht mehr, wo er ist, hat Weg und Steg verloren und kann sich in dem sonst so wohl bekannten Walde nicht zurecht finden, Felsenmauern scheinen ringsherum den Pfad zu sperren. Der Kreißer faßt den Förster und dreht ihn herum, da sieht jener den Weg und kommt zu sich. Er hatte auf das Irrkraut getreten, das im Walde des Singerberges wächst, und konnte sich erst dann zurecht finden, als der Kreißer ihn umgedreht hatte. Bestürzt kehrte er heim, die Jagdlust aber war ihm für diesen Tag ganz vergangen.

180.

Der glückliche Schäfer.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch S. 140.

Ein Schäfer weidete seine Heerde auf dem Singerberge. Eines Tages bemerkt er in den Felsenspalten eine schöne gelbe Blume, die er

abbricht. Wie er nun die Blume betrachtend emporhebt, steht plötzlich ein weißes, aber wunderschönes Fräulein in geringer Entfernung vor ihm und winkt. Er folgt ihrem Winke und sie leitet ihn durch Fels und Geklüft; mit einem Male steht er vor einem großen prächtigen Schloß, dessen gewaltiges Thor sich aufthut. Durch Gänge, Säle und Hallen voll blitzender Wehr und Waffen wandelt die Erscheinung dem Schäfer voran. Gern wäre er still gestanden, aber rastlos weiter schreitet seine Führerin und er muß ihr folgen.

Jetzt treten beide in einen mächtig weiten und hohen Saal, in dem eine lange steinerne Tafel steht, daran sitzen viele Ritter, aber alle schlafend, und ihre Bärte sind durch die Tafel gewachsen. Wie der Hirte staunend dasteht, erhebt einer der Schlafenden sein bleiches Antlitz und fragt: „sieht man die weißen und schwarzen Vögel noch am Berg?" — „Man sieht sie noch," antwortet zagend der Schäfer und der Ritter seufzt: „so ist die Stunde noch nicht gekommen!" und entschlummert wieder. Weiter geht das weiße Fräulein und der Schäfer wandelt ihr nach. Sie treten in die Ställe, darin gerüstete Pferde stehen, angeschirrt mit Sattel und Zeug, doch alle schlafend, und hinter den Ställen öffnen sich ungeheure Gewölbe voll hoch aufgeschichteter Fäßer, und in das eine dieser Gewölbe schimmert ein Lichtstrahl von oben. Ueber sandige Erdhaufen schreitend bedeutet das Fräulein dem Schäfer von dieser Erde zu nehmen. Er aber denkt, was soll mir der Kies, und greift nicht zu. Darauf naht ihm die Führerin, füllt ihm eigenhändig die Taschen und spricht: „das ist dein Lohn für den weiten Weg und die beantwortete Frage!" und verschwindet. Eine Pforte schlägt dann krachend zu und er sieht sich im Freien, sieht seine Heerde ruhig weiden auf besonnter Bergtrift und eilt auf diese zu. Da drückt ihn was in dem Schuh; es war von der Erde hineingefallen; er zieht und schüttelt den Schuh aus, und siehe, eitel Goldkörner fallen heraus. Rasch untersucht er den Kies in den Taschen und findet auch diese lautern Goldes voll. Froh treibt er seine Heerde zum Dorfe, kauft sich ein großes Gut, wird reich und glücklich und erzählt gern Kindern und Enkeln von der verzauberten Prinzessin im Singerberge.

181.

Allerlei Spuk und Zauber im Singerberge.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch S. 146 und 148.

Gar Mancher, der zur Nachtzeit oder in der Dämmerung am Singerberge vorbei und an ihm hin nach Königsee, Paulinzelle oder nach Singen und Gößelborn ging, ist irre geführt und geschreckt worden, bald durch ein voranflackerndes Licht, bald durch Gestalten oder durch Rufe und Töne. Auf dem Wege von Hammerfeld nach Grießheim erscheint ein schwarzer Bär mit feurigen Augen und wälzt sich dem nächtlichen Wanderer in den Weg. Doch nur dem Bösen ist er gefährlich, wer reines Herzens ist und auf Berufswegen geht, dem kann er nichts anhaben. Zu gewissen Zeiten hört man grausenhaftes Rumoren der Geister und derer, die in den Berg gebannt sind, gleich als wenn wilde Gelage darin gehalten würden. Dazu erschallt Hörnerklang, Peitschenknall und lautes Halloh weithin in die Thäler.

Einst fuhr zur Zeit der zwölf Nächte eine Marktfrau am frühen Morgen aus Hammerfeld nach Königsee. Es war noch dunkel, als sie am Singerberge hinfuhr, und der Weg war schlecht. Jetzt nahte aus der Ferne ein Licht und die Frau war froh, daß ihr werde geleuchtet werden; sie grüßte den Lichtträger, als er näher herankam, mit einem freundlichen guten Morgen. Der Lichtträger flackert aber am Wagen vorbei, seine Augen sind feurig und diese sinds, die so leuchten. Kaum ist die grausige Gestalt vorüber, so sitzt der Wagen fest und die Pferde stehen wie angewurzelt. Die Frau spricht in ihrer Herzensangst alle Gebete, die sie weiß, aber erst beim Anbruch des hellen Morgens ziehen die Pferde den Wagen weiter ohne alle Anstrengung.

Die Leute in jener Gegend erzählen auch, wer in der Christnacht zum Singerberge aufschaue, sehe droben zwei große und helle Lichter brennen, welche die verwünschte Prinzessin zu Ehren der heiligen Nacht anzünde; wer aber hinaufsteige, finde die Kerzen niemals, auch nicht die Stelle, wo sie brennen. Am Berge sollen zauberkräftige Kräuter wachsen. Ruthen in der Mitternachtsstunde droben geschnitten zähmen das Vieh und gewöhnen es schnell zum Gehorsam; Stämpfel in Butterfäßern, deren Holz in den zwölf Nächten auf dem Berge geschlagen wurde, mehren die Butter. Vielen ist aber der Versuch, solches Holz in der genannten Zeit zu holen, sehr übel bekommen.

182.

Vom Querlichloch bei Königsee.

Thüringen u. der Harz VII, 239.

Bei Königsee in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt ist das Querlichloch, eine Höhle an welche sich allerlei Sagen knüpfen, die noch jetzt im Volke nicht verklungen sind.

Vor uralten Zeiten hausten in diesem Loche Querliche, die große Schätze an Gold und Silber bewahrten.

Die Querliche waren sehr klein, nicht viel größer als einen Daumen hoch; sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Gebörn und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querlichloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die Gewohnheit barfuß und ohne Kopfbedeckung herumzulaufen, dabei waren sie launenhaft, sehr reizbar, doch auch wieder dienstfertig und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei der Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Mützen oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute, verständige Frau, die es auch mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendeßen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab, und in Misernten konnte sie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahre zu Jahre reicher.

Endlich dachte die Pächterin, daß sie sich gegen die guten Querliche dankbar bezeigen, und weil es denselben an Schuhen und Pelzmützen gebreche, solche kaufen und ihnen schenken müße. Gedacht, gethan. Sie kaufte beides und legte Mützen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geschenke.

Als die Querliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, so verdroß es sie dermaßen, daß sie von Stund an davongingen und nicht wiederkamen. Die Pächterin mußte nun mit ihrem Gesinde die Schafe selbst füttern.

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz auf einer Hochzeit erschienen, wo es recht lustig herging. Man neckte aber diese Gezwerge und sie nahmen es sehr übel und wurden darüber böse. Als nun eine große Schüßel auf den Tisch gebracht wurde, so sprangen sie auf den Schüßelrand, tanzten darauf herum und versalzten die Brühe.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe als Kind folgendes von ihrer Urgroßmutter gehört.

Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Lommel, dem fruchtbarsten Flurstück bei Königsee, Soldaten aus Häckerling gemacht; sowie er solchen ausgestreut, gleich wären Soldaten, oder vielmehr Querliche aus ihren unterirdischen Gängen und Löchern hervorgekommen.

Es ging einmal eine Magd von Garsitz in den Wald um Holz zu holen. Der Weg führte sie an dem Querlichloche vorbei. Als sie hineinsah, erblickte sie einen goldenen Tisch, und auf demselben viele goldene und silberne Geräthe, auch eine goldene Schüßel mit Perlen. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erschrack zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Meßer und Gabeln vom Tische und sprang eiligst davon. Wie sie nun so reich geworden war, hat sie auch bald einen schönen Mann bekommen.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

183.

Wie Paulinzelle erbaut wurde.

Nach einem alten Mspt.

Die Markgräfin Pauline unternahm eine Reise nach Stadt Ilm, den Grafen Sizzo zu besuchen, verirrte sich aber über Blankenburg in einem unwegsamen Gehölze. Der Gegend unkundig schickte sie einen Diener aus, den Weg zu suchen. Dieser kehrte aber nicht wieder und Pauline mußte nun selbst die Rosse vorwärts treiben. Nach langem Umherirren im dunkeln Forste bleiben die Thiere am Ende eines Wiesengrundes, wo der Bärenbach und der Rottenbach zusammenfließen, keu-

chend und ermattet stehen. Während die hungrigen Rosse hier auf die Weide gingen, sah sich die ermüdete Gräfin mit ihrer Zofe nach einem Ruheplätzchen um und erblickte eine verlaßene Köhlerhütte. Sie traten ein und fanden darin einige Stückchen schwarzes Brod, dicht von Kohlenstaub überzogen, das sie in dem vorüberfließenden Bächlein erst reinigen und erweichen mußten, um es genießbar zu machen.

In der Nacht, die sie in der engen Hütte zubringt, träumt Pauline, sie bete vor einem hölzernen Altare und eine Stimme rufe ihr zu: „hier wirst du ruhen!" Aus diesem Traume erwacht errichtet sie noch in derselben Nacht unter einer mächtigen Tanne von einigen Holzstücken einen Altar, stellt ein Crucifix darauf und betet davor, während der Mond seinen milden Glanz über sie ausgießt. Bald tritt auch ihre Zofe aus der Hütte und erzählt sie habe geträumt, daß hier unter einer Decke, gleich einem hohen Gewölbe, ihre Herrin bete.

Am frühen Morgen setzen sie ihre Reise fort und gelangen in einem Thale an dem Ilmflusse zu einigen Fischerhütten, wo sie von den Bewohnern etwas Brod und Fisch zu ihrer Stärkung erhalten. Die Gräfin gibt sich den Fischern zu erkennen und theilt ihnen mit, daß sie in der Nähe ein Kloster zu bauen gedenke, was auch ihnen Nutzen bringen werde. Von einigen Fischern wird sie darauf nach Stadt Ilm geleitet. Die Einwohner aber nannten von nun an ihr Dorf, das bisher Fischerau geheißen, der fremden Gräfin zu Ehren Gräfinau.

Graf Sizzo versprach den Klosterbau in alle Wege zu fördern, ließ Baumeister und arbeitsame Leute kommen und zu der Kirche und dem Kloster vielerlei Riße und Pläne machen. Unter diesen Meistern ist einer, der den Plan entwirft, das Kirchengewölbe solle auf hohen Säulen ruhen, die je aus einem einzigen Steine gehauen wären, und weil die andern Meister begierig sind dieses Kunstwerk zu sehen und abzuwarten, so erklären sie als Gesellen an dem Kirchenbau arbeiten zu wollen und der oberste Meister gibt ihnen auf die Mauern der Kirche zu bauen, die auch, weil lauter Meister daran gearbeitet haben, ein rechtes Meisterstück geworden ist.

Jener Meister aber, welcher den ganzen Plan entworfen hatte, schritt gleichfalls ungesäumt zu seinem Werke und arbeitete eifrig mit seinen Gesellen an den riesigen Säulen, die er in einem nahen Steinbruche aus dem Ganzen herausarbeitet. So oft eine Säule im Steinbruche gehoben wurde, betete Pauline auf Bitten des Baumeisters ein

brünstiges Gebet für das Gelingen der Arbeit. So waren alle Säulen bis auf zwei glücklich vollendet und aufgerichtet. Als aber die beiden letzten gehoben werden sollten, hielt die fromme Pauline durch ein Gespenst erschreckt plötzlich im Gebet an und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Gewalt der Steinbruch so erschüttert, daß beide Säulen an einander stießen und von jeder am obern Theile ein Stück absprang, als ob es mit einem Meßer abgeschnitten wäre. Aber der kunstfertige Meister fügte die Steine wieder so geschickt und fest zusammen, daß Jedermann das Gebäude nicht ohne freudiges Staunen über des Meisters hohen Geist betrachtete.

Als nun die Kirche bis auf den Altar fertig war, befahl Pauline einen solchen, jedoch nicht von Erde, Stein oder Holz zu fertigen. Dieses brachte der Köhler, in dessen Hütte Pauline jenen merkwürdigen Traum gehabt hatte, dadurch zu Stande, daß er einen starken Eichenstamm verkohlte und ihm einen solchen Glanz gab, daß Niemand errathen konnte, woraus er gearbeitet war. Auch der Ueberzug des Altars, welcher gleichfalls weder von Holz, noch von Stein, noch von Erde sein sollte, stellte der erfindsame Köhler aus einem zierlich gegerbten Kalbfell her. Auf diesen Altar stellte Pauline das Crucifix, vor welchem sie einst bei der Köhlerhütte gebetet hatte; den Köhler aber ernannte sie zum Aufseher über Küche und Keller.

Während der Vorbereitung zur feierlichen Einweihung des Klosters und der Kirche wollte Pauline nach dem Kloster Hirschau in Schwaben reisen, den zum Abte erwählten Pater Gerung und eine Anzahl Mönche abzuholen. Sie hatte aber auf dieser Reise das Unglück vom Pferde zu fallen, einen Arm zu brechen und an diesem Armbruch zu sterben. Ihr Leichnam wurde in das von ihr gestiftete Kloster gebracht und in der Kirche vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

184.

Das wilde Heer.

Ph. v. Waldenfels select. antiq. p. 376.
Prätorius Weihnachtsfratzen prop. 55.
Grimm deutsche Sagen I, 7.
Mündlich.

In der Gegend von Arnstadt, Ilmenau und Königsee läßt sich in der Frau Hollen Nacht das wilde Heer sehen und man hört deutlich das

Gebell der Hunde und das Hussa der Jäger. Ein Mann setzte eine Flasche mit Bier hin als er den Spuk sah, und die Jäger tranken daraus. In dieser Flasche war ein großer Segen; sie wurde nie wieder leer. Ein Anderer rief die Jäger an, sie möchten ihm ein Viertel Fleisch bescheren. Am andern Morgen hing wirklich ein Viertel Fleisch vor der Thür und so oft er es auch wegtrug, jedesmal am Morgen hing es wieder da.

Von der Frau Holla und dem wüthenden Heere, dem der treue Eckart vorangeht, hat man in Thüringen noch folgende bekannte Sage.

Nicht weit von der Stadt Suhl am südlichen Abhange des Thüringer Waldes liegt neben Benshausen ein Ort Namens Schwarza. Dort geschah es, daß Frau Holla auf Weihnachten vorüberzog mit dem wüthenden Heere. Vorn in dem Haufen ging der treue Eckart und warnte die Leute aus dem Wege zu gehen, damit ihnen kein Leid widerfahre. Diesem Zuge haben ein paar Knaben desselben Dorfes zugesehen, welche aus der Schenke Bier geholt hatten, das sie nach Hause tragen wollten. Weil aber der Gespensterzug die ganze breite Straße einnahm, wichen sie mit ihren Kannen abseits in eine Ecke und wollten sich verstecken, einige Weiber aber aus dem Haufen eilten ihnen nach, nahmen die Kannen und tranken daraus. Die Knaben ließen es ruhig geschehen und schwiegen aus Furcht ganz stille, obwohl sie nicht wußten, was sie thun oder vorwenden sollten, wenn sie nach Hause kämen und kein Bier mitbrächten. Da tritt zu ihnen der treue Eckart und spricht: „das rieth euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch die Hälse umgedreht worden. Nehmt eure Kannen und geht flugs nach Hause und saget von dieser Geschichte keinem Menschen etwas, so werden eure Kannen immer voll sein und wird ihnen niemals an Bier gebrechen."

Das thaten die Knaben und ihre Kannen waren voll Bier und wurden nicht leer, wie oft man auch davon trank. Drei Tage haben sie das Wort in Acht genommen und es ist ihnen ergangen, wie jener Wittwe mit ihrem Oelkrug; als sie aber nicht länger schweigen konnten und die Sache aus Vorwitz ihren Eltern erzählten, stunden alsbald die Kannen leer da und alles Bier war versiegt.

Andere sagen, es sei dieses nicht eben zu Weihnachten geschehen, sondern auf eine andere Zeit.

185.

Vom Zinselloch und Ruthenacker.

Keßler von Sprengeisen Topographie des Herzoglich Meiningischen Antheils am Herzogthum Coburg. 1781. S. 29 f.
Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 505.

Zwischen Meschenbach und Rabenäußig liegt am obern Retschenbach das keßelförmig vertiefte Zinselloch, eine Tropfsteinhöhle im Flötzkalk.

Den Namen hat diese Höhle von den berühmten kleinen Bergmännchen oder Bergzwergen, so man in hießiger Gegend Zinselmännchen heißet. Diese sollen sonst ihre Wohnung in dieser Höhle gehabt haben. Als aber einst ein solches Zinselmännchen von einem Bauer aus Meschenbach in seinen Erbsen angetroffen ward, hat der unartige Bauer diesem armen Männchen sein Mützchen genommen; dieses hat ihm endlich versprochen, wenn er ihm sein Mützchen wiedergeben würde, wollte er ihm eine Ruthe stecken, wodurch er auf immer glücklich sein sollte. Das Zinselmännchen war aber sehr falsch und steckte den ganzen Acker voll Ruthen, folglich konnte der Bauer den Schatz nicht finden. Hierüber ergrimmt schlug der Bauer, als er wiederum ein Zinselmännchen in seinen Erbsen antraf, dasselbe, daß es starb. Dieses verdroß die kleine unterirdische Gemeinde so sehr, daß sie sich entschloßen davon zu ziehen und man hat ihren neuen Aufenthalt noch nicht erfahren können. Indessen müßte Einer sehr verstockten Herzens sein, der an dieser Geschichte zweifeln wollte, weil noch bis diesen heutigen Tag der Acker, wo diese Mordgeschichte vorgegangen, der „Ruthenacker" heißt. Auch fand sich noch vor 50 Jahren ein Stück im Thal herunter eine Höhle, welche die „Zinselkirche" hieß, so aber, da sie von den Kirchkindern verlaßen worden, eingefallen ist.

186.

Die güldene Kirche bei Glasbach.

Mündlich.

Im engen Schwarzathale liegt zu beiden Seiten des Flußes das Dörfchen Glasbach. Ueber demselben erhebt sich ein steiler Berg, auf

dessen Gipfel der Granit zu Tage geht. Diese Granitkuppe, in der ein alter Stollen sich befindet, heißt die güldene Kirche. Davon erzählen die Leute folgende Sage.

Ein Mann aus Obstfelderschmiede ging einmal zur Kirche nach Mellenbach; sein Söhnchen folgte ihm. Das Kind blieb aber zurück, und als der Vater aus der Kirche nach Hause kam, war es verschwunden. Viele, viele Jahre später kam ein Mann nach Obstfelderschmiede und erzählte, er sei jener Knabe, der von seinem Vater beim Kirchgange weggelaufen und in die güldene Kirche gerathen sei; erst jetzt habe er wieder herauskommen können und finde nun Niemanden von seinen Eltern und Verwandten mehr am Leben. In jener Kirche aber sei alles von Gold.

187.

Das Mooskind.

Mündlich.

Ein Mann aus Meura nahe bei Schwarzburg ging auf den Meierstein und wollte Grangelwiden (Weidenruthen zum Festbinden des Wagen-Grendels) holen. Da traf er eine Frau, die an einem Feuerchen saß und ein Kind wartete. Sie sagte zu ihm: „wenn du unterdessen mein Kind warten willst, so will ich dir Grangelwiden holen, daß du Zeit deines Lebens satt daran hast.“ Das war dem Manne recht, er nahm das Kind und die Frau ging fort. Wie aber der Mann das Kind auf seinem Schooße hatte und es näher betrachtete, gewahrte er, daß es ein Mooskind war. Er dachte: „es ist doch recht dumm von dir, daß du dich da her setzest und wartest ein Mooskind,“ und alsbald warf er es in das Feuer. Kaum aber hatte er es gethan, so überkam ihn darob eine namenlose Angst; er machte sich aus dem Staube und lief nach Hause, so schnell er nur laufen konnte. An seiner Hausschwelle holte ihn aber doch die fremde Frau noch ein und hieb ihn mit einer Grangelruthe um die Beine. Darauf verschwand sie.

Der Mann starb noch in derselben Nacht, am Morgen aber fand man in der Hausflur die abgebrochene Spitze der Weidenruthe, sie war von Gold.

188.

Die Querliche in Meura.

Mündlich.

In Meura stand sonst eine alte Linde, unter der die Feuerleitern aufgehoben wurden. Unter dieser Linde wohnten Querliche, welche den Leuten bei ihrer Arbeit gern halfen. Hatte Jemand viel Flachs, den er nicht selbst aufspinnen konnte, so legte er ihn Abends auf eine der Feuerleitern und am Morgen fand er ihn fertig gesponnen wieder. Zum Lohn für diese Hilfe legte er ein Geldstück hin; war es zu viel, so ließen die Querliche den Ueberschuß liegen. Als aber Jemand gar zu wenig Lohn hingelegt hatte, wurden die Querliche darüber erzürnt und sind für immer von dort weggezogen.

189.

Zwerge als Bergleute.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 593.

Nicht weit von dem Marktflecken Wallendorf, welcher an der Poststraße von Sonneberg nach Saalfeld gelegen ist, wurde vormals ein Kupferbergwerk betrieben. Die Stollen des Werks, das den Besitzern des Wallendorfer Guts gehörte, ziehen sich in nördlicher Richtung fast bis nach Schmiedefeld, sind aber jetzt am Eingange verschüttet; auch die ansehnliche Waßerkunst desselben ist eingegangen.

Wenn in diesem Werke die Bergleute Feierabend gemacht hatten und nach Hause gegangen waren, sollen jederzeit sechs Zwerge in der Nacht fortgearbeitet und viel zu Tage gefördert haben. Da sie schlecht bekleidet waren und sehr zerlumpt aussahen, legte ihnen die alte Bergräthin Hammann, die Besitzerin des Werks, aus Mitleid und Dankbarkeit am Christmorgen sechs neue, niedliche, bunte Kleidungsstücke vor den Ausgang des Stollens zum Geschenk hin. Die Zwerge haben die Kleidungsstücke genommen, angezogen, sich aber auch alsbald mit den Worten entfernt:

„nun haben wir unsern Lohn
und gehen auf und davon.“

Wilde Waßer fielen bald darauf ins Werk, so daß es nicht mehr betrieben werden konnte.

190.

Warum die Blankenburger sonst Eselsfreßer genannt worden sind,

erzählt die Chronik ihres vormaligen Stadtschreibers Ahasverus Philipp Theuring.

In Blankenburg wurde vor Zeiten die Feier des Palmsonntags also begangen. Der Pfarrer führte an diesem Sonntage die versammelte Bürgerschaft aus der Stadt an einen Brunnen unweit des sogenannten Steingrabens. Hier wurde die Vorbereitung den Einzug des Heilands nach Jerusalem vorzustellen gemacht. Man weihete den Brunnen und das auf einem hölzernen Esel sitzende Bild, besteckte es mit grünen Zweigen und verkündigte Ablaß. Auch die Gemeinde wurde mit geweihtem Brunnenwaßer besprengt, weshalb diese Quelle den Namen Jesusborn bekommen und bis heute behalten hat. Von Sünden gereinigt ging nun der ansehnliche Zug, welchem die Gläubigen aus der ganzen Umgegend sich angeschloßen hatten, in möglichster Stille durch Weinberge und Felder bis auf die Höhe des Oelbergs, eines Hügels am untern Thore der Stadt. Auf diesem Oelberge wurde in einer dazu errichteten Capelle Messe gelesen, dann zog man mit dem Palmesel den Berg hinab, das Volk streuete grüne Zweige, rief: „Hosianna in der Höhe! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ und begleitete seinen Palmesel und hölzernen Heiland mit Jauchzen und Frohlocken zum untern Thore herein durch alle Gaßen der Stadt bis zur Kirche, in welche die Versammlung einzog und den damals gewöhnlichen Gottesdienst verrichtete. Schmaußereien und Trinkgelage beschloßen das Fest, das man „Eselsfreßerei“ nannte, und daher mögen auch die Blankenburger den Spottnamen „Eselsfreßer“ erhalten haben.

Die guten Leute waren aber für ihr Fest dermaßen eingenommen, daß sie sich für daßelbe sogar in einen blutigen Handel mit der Gemeinde Schwarza eingelaßen haben.

Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher mit dem Kaiser Friedrich in das gelobte Land gezogen war, hatte bei seiner Rückkehr zum Transport seines Heergeräthes und seiner Beute einen Esel aus dem gelobten Lande mitgenommen und auf seine Burg Greifenstein gebracht. Dieses Thier wurde nachmals in den herrschaftlichen Stall nach Schwarza, wovon die Gegend noch heute der Thiergarten heißt, gethan. Der Thierwärter, welcher bei dem Kaufe des Esels zugegen gewesen war und das Thier genau kannte, erzählte dieses einigen Bekannten als etwas ganz Besonderes. Seine Erzählung breitete sich unter den Leuten aus und gelangte auch zu den Ohren des damaligen Pfarrers in Schwarza, welcher sich bewogen fand den Wärter darüber weiter zu befragen und das Thier selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte sich bei ihm auch die Ueberzeugung gebildet, daß dieser Esel kein gewöhnlicher Esel sei, sondern in gerader Linie von der Eselin abstamme, auf der unser Heiland seinen Einzug in Jerusalem gehalten habe, wovon das Evangelium am Palmsonntag zeuge.

Des Pfarrers Glauben theilten natürlich auch die Pfarrkinder, ja männiglich war weit und breit von dieser Ueberzeugung erfüllt und begierig ein so merkwürdiges, herrliches Thier zu sehen. Groß war der Zulauf nach dem heiligen Esel. Man brachte ihm Geschenke und legte Opfer zu seinen Füßen und der wackere Pfarrer gab den frommen Leuten reichen Segen mit nach Hause. Dabei verspürte auch das Kirchlein einigen Nutzen von dieser neuen Wallfahrt.

Während die Bewohner der ganzen Gegend das herrliche Thier bewunderten, sahen allein die Blankenburger mit scheelen Augen auf das große Glück des benachbarten Dorfes. Der Geistliche bestärkte den Neid seiner Beichtkinder, weil er den erheblichen Nutzen und Vortheil, welchen jener Esel der Kirche und den Leuten in Schwarza brachte, seiner Kirche und seiner Stadt zuzuwenden gedachte. Daher sprach er in seiner nächsten Predigt also zu seiner Gemeinde: „weit schicklicher ist es, meine Lieben, daß der heilige Esel, dieses köstliche Kleinod, zu uns gebracht werde, da ich ein Stadtpriester bin. Was will ein mir so weit nachstehender Dorfpfaffe einem so köstlichen und verehrungswürdigen Thiere vorstehen! Unsere Stadt ist die Residenz unseres regierenden Herrn; wir halten alljährlich einen solennen Umgang mit dem hölzernen Palmesel. Würden wir aber mit jenem lebenden Esel die heilige Prozession nicht ansehnlicher und feierlicher, den Einzug des Heilandes nicht natürlicher und erbaulicher

vorstellen? Und hat unsere alte ehrwürdige Stadt nicht ein größeres Recht zu dieser Wallfahrt als ein schlechtes Dorf? Darum laßt uns mit Eifer bemüht sein des Esels habhaft zu werden, es geschehe nun durch List oder Gewalt. Unsere St. Cyriax-Kapelle umgeben die schönsten Wiesen; dahin wollen wir ein Häuslein bauen und dem Thiere solches nebst den Wiesen zu seiner Wohnung und zu seinem Unterhalte anweisen. Ja, schaffet das heilige Thier zur Stelle und empfanget dazu meinen priesterlichen Segen."

So redete der eifrige, für das Wohl und die Ehre der Stadt sorgsame Priester. Die Zuhörer aber gingen höchlich erbaut und voll Begeisterung aus der Kirche. In nicht geringer Aufregung befand sich fortan die Stadt. Ein wohlhabender Bürger verehrte schon jetzt zum Unterhalte des noch zu gewinnenden Esels das vom Pfarrer bezeichnete Grundstück, welches noch heute einen Theil des Blankenburger Pfarrgutes bildet und die Cyriaxwiese heißt. Die Bürgerschaft suchte beim Grafen einen Befehl zu erwirken, daß das Thier von Schwarza nach Blankenburg gebracht und daselbst ernährt werde. Allein der Graf schlug das Gesuch ab. Der Pfarrer suchte aber dennoch zu seinem Esel zu kommen. Er beredete dem Grafen zum Trotze die erhitzte und glaubenseifrige Gemeinde mit Gewalt auszuführen und durchzusetzen, was in Güte und mit Bitten nicht zu erreichen war. Mit Waffen aller Art ausgerüstet und mit den Panieren der Kirche und der Stadt trat die Bürgerschaft angeführt und ermuthigt von ihrem Geistlichen den Kriegszug nach Schwarza an. Dort hatten aber die Einwohner die Anschläge der Blankenburger bereits erfahren und sie stellten sich zahlreich und männlich mit Dreschflegeln, Sensen und Heugabeln entgegen, den Besitz des Esels zu behaupten. Auch ihnen sprach der Ortspfarrer Muth ein und ermunterte sie zur Tapferkeit.

Zwischen Blankenburg und Schwarza beginnt der Kampf an einem Platze, der davon den Namen Streitau erhielt. Von beiden Seiten wird mit großer Tapferkeit und mit noch größerer Erbitterung gefochten; hinter der Fronte schüren unermüdlich die beiden Seelenhirten den entbrannten Streit; kein Theil wankt und weicht und auf beiden Seiten fällt mancher Tapfere im Kampfe um den heiligen Esel.

Inzwischen schleichen sich einige Blankenburger listig ab, ergreifen den Esel, da dessen Wärter neugierig dem Kampfe zuschaut, und eilen mit ihrer Beute auf Abwegen unter den Bergen herauf nach der Stadt. Von

dieser Eroberung heimlich benachrichtigt ziehen sich die Blankenburger vom Kampfplatze zurück; als aber die Schwarzaer den Raub erfahren, eilen sie sofort ihren Feinden bis an die Flurmarken nach, können sie aber nicht mehr erreichen, und weil es ihnen unthunlich erscheint dieselben in ihrer wohlbefestigten Stadt zu belagern, ziehen sie mit Schimpfen und Fluchen nach Schwarza zurück.

Erhitzt und von Schweiß triefend wird der Esel in seinen Stall gebracht und gegen einen Ueberfall durch eine starke Wehr gesichert; die Blankenburger sind überglücklich über den guten Ausgang der Sache, der Pfarrer segnet die Gemeinde und den Esel und fast hätte man in der Siegesfreude den ambrosianischen Lobgesang angestimmt.

Doch Freude und Glück kann nur zu schnell in Leid und Trauer übergehen. Am andern Morgen sollte eine feierliche Messe gelesen und die Wallfahrt eingeweiht werden, viele Leute aus der Stadt und Umgegend gedachten der Einweihung dieser wichtigen Wallfahrt in Andacht beizuwohnen und ihre Opfer darzubringen, aber der mit so vielen Schlägen und Blut errungene Esel war eine Leiche, hingestreckt vom blaßen Tode. Die Entführung hatte ihn allzu sehr ermüdet und aufgerieben. Da wollte nun Jedermann noch eine Reliquie von diesem Wunderthiere mit nach Hause nehmen und zum ewigen Gedächtniß aufbewahren. Der Esel wurde zerstückt und ein Jeder nahm, was er eben erhalten konnte. Ich will nicht behaupten, daß die Blankenburger allzu begierig darnach gewesen wären und die Auswärtigen verdrängt hätten, aber etwas Absonderliches mag leicht dabei vorgekommen sein.

Noch andere Begebenheiten sollen sich in Blankenburg zeitweilig zugetragen haben, welche den Uebernamen der Blankenburger nicht leicht in Vergeßenheit und Abgang kommen ließen. Doch es ist beßer derselben nicht weiter zu gedenken.

191.

Die sieben Schwestern.

Schmiedeknecht Bad Blankenburg S. 71.

Die Neumühle zu Blankenburg gehörte einst sieben Schwestern, welche sich nicht verheiratheten und in Frömmigkeit und Tugend ihr

Leben beschloßen. Der Kirche zu Blankenburg vermachten sie den größten Theil ihrer Feldgrundstücke. Dafür stellte man in der Kirche ihre aus Holz geschnitzten Bilder auf, von denen die Sage geht, daß sie lange Zeit hindurch eigensinnig ihren Platz am Altare behauptet hätten und, wenn auch nur ein Bild an einen andern Ort getragen wurde, der Sturmwind so lange an den Thüren und Fenstern der Kirche gerüttelt, ja selbst die Schwarza über ihre Ufer getreten sei und den Grund und Boden der Kirche durch Ueberschwemmung beschädigt habe, bis das Bild wieder an seine alte Stelle gebracht wurde.

192.

Wein im alten Schloße bei Blankenburg.

Thuringia. 1843. S. 75.

Ein ehrbarer Bürger von Blankenburg ging eines Tages mit seiner Frau über Land und gibt in guter Laune der zurückbleibenden Magd den Auftrag, eine gute Weinsuppe zu kochen, damit sie bei ihrer Rückkehr sich gütlich thun könnten. Die nicht recht kluge Dirne nimmt den Scherz für Ernst und fragt, wo sie den Wein dazu hernehmen solle. Der Hausherr weist hinauf auf die alten Burgtrümmer und sagt, dort liege ein ganzer Keller voll Weins. Die Magd macht sich bald darauf auf den Weg, steigt den steilen Burgberg hinauf, tritt in die verfallenen Gemächer des alten Schloßes und findet bald eine Thüre, die nach ihrer Meinung in den Keller führen muß. Der Schlüßel steckt an, sie dreht ihn um, schließt auf und kommt in ein Gewölbe, das ganz angefüllt mit Fäßern ist. Am nächsten Faße steckt ein Schlauch. Ohne sich weiter zu bedenken, dreht sie an dem Hahn, füllt sich die Kanne mit Wein und wundert sich nur, daß ihre Herrschaft sie heute zum erstenmal in das große Weinlager geschickt habe. Als sie fortgehen will, ruft ihr eine Stimme zu: „nimm den Schlauch gleich mit!“ Gut, denkt die Dirne und zieht den Schlauch aus dem Faße und steckt ihn in die Tasche. Glücklich zu Hause wieder angelangt kocht sie die bestellte Suppe, wirft aber den Schlauch, der ihr lästig wird, in das Topfbrett. Sie deckt einstweilen auch den Tisch und als ihre

Herrschaft zurückkommt, trägt sie die dampfende Suppe auf. Darüber nicht wenig verwundert fragt der Hausherr, als er die Suppe gekostet hat: „wie bist du zu diesem Wein gekommen?“ „Wo soll er her sein,“ antwortet die Magd in ihrer Einfalt, „als aus dem großen Weinkeller auf dem alten Schloße? Ich habe ihn ja dort holen sollen.“ „Das mache andern Leuten weiß; alte Steine giebt es dort, aber weiter nichts.“ — „Wenn ihr mir nicht glauben wollt,“ entgegnet die Magd und läuft in die Küche ihr Wahrzeichen holend, „so seht, ich habe ja den Schlauch vom Faße mitgebracht.“ Sie betrachten den dargereichten Schlauch und trauen ihren Augen kaum, denn er war von purem Golde und wog an drei Pfund.

193.

Die Musikanten aus Kleingölitz.

Mündlich.

Musikanten aus Kleingölitz hatten in Blankenburg zum Tanze aufgespielt und gehen in der Nacht wieder nach Hause. Ihr Weg führt sie am alten Schloße vorbei. Da macht der eine den Vorschlag, dem alten Grafen, der oben in der Burg umgeht, ein Ständchen zu bringen. Die andern sind es wohl zufrieden und so spielen sie lustig und guter Dinge ein oder auch mehrere Stücklein. Als sie aber ihres Weges weiter ziehen wollen, steht vor ihnen ein graues Männlein, dankt ihnen freundlich für die schöne Nachtmusik und reicht jedem der Musikanten ein grünes Buchenreis. Zwei werfen unterwegs den Zweig lachend und verächtlich weg, der eine steckt ihn aber an seinen Hut und trägt ihn so nach Hause. Am andern Morgen sieht er, daß der Zweig von dem reinsten Golde ist. Natürlich laufen seine Kameraden, als sie davon hören, sogleich den Weg zurück ihre weggeworfenen Zweige zu suchen, aber keiner kann den seinen wieder finden.

194.

Erscheinungen in der Gegend von Schwarza zwischen Rudolstadt und Saalfeld.

Hahn Geschichte von Gera. Gera 1855. S. 78.
Thuringia. 1842. S. 631.

In der Gegend von Schwarza zwischen Rudolstadt und Saalfeld am rechten Ufer der Saale wußten noch vor wenigen Jahren die Leute zu erzählen, daß zu gewißer Jahreszeit um Mitternacht ganze Züge von Reitern ohne Kopf längs der Saale und Schwarza auf und nieder jagten.

Auch erzählt man, daß im Jahre 1811 am Weihnachtsfeste früh nach 9 Uhr der Wachtposten auf dem Schloße zu Rudolstadt in der Richtung nach Saalfeld zu den Anmarsch von fremden Truppen erblickte. Auf erstattete Anzeige wurde dasselbe auch vom Schloße selbst genau wahrgenommen und obgleich man sich die Erscheinung eines so unerwarteten fremden Heeres nicht erklären konnte, so fand man es doch der Ordnung gemäß, dem fremden Heere entgegen zu gehen. Verschiedene Herrn vom Hofe zogen daher, begleitet von einem mehr oder minder großen Publikum, dem Truppenzuge entgegen. Auf der Kunststraße sahen sie deutlich die Waffengattung, sie erkannten Würtemberger und Franzosen, doch — unglaublich ist es, aber wahr — an der Brücke, welche am andern Ende die Straße von Saalfeld und Stadt Ilm scheidet, verschwand der ganze Zug in Nichts.

195.

Das Dorf Langenschade.

Grimm deutsche Mythol. 3. Asgbe. S. 505.

Bei Saalfeld liegt das Dorf Langenschade, das nur vier und fünfzig Häuser zählt und doch eine kleine Stunde lang ist, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog Häuser in einer Schürze tragend durch die Luft; ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel rückwärts blickend gewahrte, rief er aus: „das ist Schade!“

196.

Das Mäuslein.

Prätorius Weltbeschr. I, 40 f.
Grimm deutsche Sagen I. Nr. 247. S. 335 f.

Auf einem vornehmen Edelsitze zu Wirbach bei Saalfeld hat sich Anfangs des 17. Jahrhunderts folgendes begeben.

Das Gesinde schälte eines Tages Obst. Dabei war in derselben Stube eine andere Magd, welche der Schlaf ankam, daß sie von den übrigen sich absonderte und nicht weit davon auf eine Bank etwas zu ruhen niederlegte. Wie sie ein wenig stille gelegen, kriecht ihr zum offenen Munde ein rothes Mäuselein heraus, das die andern Leute meistentheils gesehen und einander bald gezeigt haben. Das Mäuslein eilt dem Fenster zu, das eben ein wenig offen stand, schlich hinaus und blieb eine Zeit lang aus. Darüber steht eine vorwitzige Zofe auf und geht, obwohl es die andern ihr stark verboten, zu der entseelten Magd, rüttelt dieselbe nicht allein, sondern bewegt sie auch auf eine andere Stelle etwas fürder und geht dann wieder davon. Dann kömmt das Mäuslein, das aus der Magd Mund gekrochen war, wieder, läuft nach der vorigen bekannten Stelle und wie es nicht recht ankömmt noch sich zurecht findet, verschwindet es und die Magd war und blieb mausetodt. Vergebens bereute nun jene Zofe ihren Vorwitz.

Uebrigens soll auf demselben Hofe ein Knecht gewesen sein, der vorher vielmals von der Trud gedrückt wurde und keinen Frieden haben konnte, als nach dem Tode jener Magd.

197.

Die Riesentochter.

Walther Einleitung in die thür. schwarzb. Geschichte. Rudolstadt 1788. S. 52.
Grimm deutsche Mythol. S. 506.

Zu Dittersdorf unweit Blankenburg zwischen Rudolstadt und Saalfeld erzählt man von einer Hünin und ihrer Tochter folgende Geschichte.

Am Eingang des Schwarzathales auf der Hünenkoppe wohnte eine Hünin mit ihrer Tochter. Die Tochter fand auf dem Gemeindeberg einen feldpflügenden Bauer, that ihn mit Pflug und Ochsen in ihre Schürze und trug der Mutter den kleinen Kerl mit seinen Kätzchen hin. Zornig befahl die Mutter, Mann, Thier und Pflug augenblicklich wieder an Ort und Stelle zu tragen: „sie gehören zu einem Volke, das den Hünen großen Schaden zufügen kann." Bald darauf verließen beide die Gegend.

198.

Die drei Kreuze bei Pflanzwirrbach.

Mündlich.

Bei Pflanzwirrbach im Amte Rudolstadt stehen am Wege drei alte Steinkreuze, auf welchen eine Semmel, ein Rad und ein Hammer eingehauen sind, wie man vor Zeiten deutlich sehen konnte. Diese Kreuze sind drei Handwerksburschen zum Andenken gesetzt, einem Bäcker, Wagner und Schmied, die einst an der Kirmse zu Pflanzwirrbach erschlagen worden sind.

199.

Der Waßermann.

Prätorius Weltbeschr. I, 480 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 49. S. 61 f.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts erzählte eine alte Wehmutter in der Pfarrei zu Preilip bei Saalfeld in Gegenwart des Geistlichen, was ihrer Mutter, die auch Kindfrau war, einmal widerfahren sein sollte.

Diese Frau wurde des Nachts gerufen, daß sie sich anziehen und mitgehen sollte zu einer kreisenden Frau. Als sie herunter kam, sagte sie zu dem Manne, der ihrer unten wartete, er möchte ein wenig verziehen, sie wolle erst eine Leuchte holen und dann mitgehen, denn es war eine stockfinstere Nacht. Der Mann aber hatte Eile und versicherte, daß er den Weg schon zeigen wollte, sie sollten nicht irren. Darauf verband er der Frau sogar die Augen, daß sie erschrak und schreien wollte, allein er sprach ihr Trost ein und sagte, daß ihr kein Leid widerfahren sollte, sie

möge nur mitgehen. So sind sie mit einander weiter gegangen. Bald merkte die Frau, daß der Mann mit einer Ruthe ins Waßer schlug und sie immer tiefer hinunter gingen, bis sie in eine Stube kamen. Darin war Niemand als die schwangere Frau. Der Gefährte nahm ihr nun das Band von den Augen, führte sie an das Bette und nachdem er sie seiner Frau anbefohlen hatte, ging er selber aus der Stube hinaus. Darauf hat die Wehmutter das Kindlein zur Welt befördern helfen, die Kindbetterin zu Bette gebracht, das Kindlein gebadet und alle dabei nothwendigen Sachen verrichtet.

Aus heimlicher Dankbarkeit sprach die Wöchnerin warnungsweise zur Wehmutter: „ich bin sowohl als ihr ein Christenmensch und weggeführt worden von einem Waßermann, der mich ausgetauscht hat. Er frißt mir am dritten Tage alle meine Kinder; kommt nur am dritten Tage zu eurem Teich, da werdet ihr das Waßer in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und euch Geld bietet, so nehmt nicht mehr Geld von ihm, als ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er euch den Hals um; nehmt euch wohl in Acht.“ Indem kam der Mann, der gar zornig und böse aussah, zur Stube herein, sah sich um und befand, daß alles hübsch abgelaufen war. Er lobte darum die Wehmutter und warf einen großen Haufen Gold auf den Tisch sprechend: „davon nehmt euch so viel ihr wollt.“ Sie war aber gescheut und antwortete jedesmal: „ich begehre von euch nichts mehr als von andern (welches denn ein geringes Stück Geld gewesen), gebt ihr mir das, so habe ich genug daran; oder ist euch das zu viel, so verlange ich auch gar nichts, außer daß ihr mich wieder nach Hause bringt.“ Der Waßermann antwortete: „das hieß dich Gott sprechen,“ zahlte ihr so viel Geld aus als sie gefordert hatte, und geleitete sie wieder nach Hause.

An den Teich aber ist die Frau an dem bestimmten Tage aus Furcht nicht hingegangen.

200.

Der hohe Schwarm bei Saalfeld.

Nach einem alten Mspt.

Die Sorbenburg bei Saalfeld, auch der hohe Schwarm genannt, soll ehedem ein königlicher Sitz und eine Festung der Sorben gewesen

sein. Sie war mit tiefen Gräben, hohen Wällen und Mauern umgeben, wovon jetzt freilich wenig mehr zu sehen ist. Ehe die Sorben diese Burg erbauten, ließen sie eine weiße Taube mit Schellen oder Glöcklein auffliegen, um aus deren Flug und Niederlaßung den Ort zu erkennen, wo die Burg sollte angelegt werden. Die Taube setzte sich auf eine hohe Eiche und so wurde der Platz, darauf die Eiche stand, zur Festung erwählt. Als man aber den Grund legen und die Eiche umhauen wollte, flog ein großer Bienenschwarm aus derselben heraus und hing sich an den Baum und deshalb ist das Schloß der hohe Schwarm genannt worden.

Früher soll diese Burg vier Thürme gehabt haben und zwischen diesen habe ein Haus in Ketten gehangen. Jetzt sind nur noch zwei Thürme vorhanden.

201.

Der Keßel bei Saalfeld.

Nach demselben Manuscript.

Es ist auch über Saalfeld ein Ort im Walde, der Keßel genannt, ein Platz bei der hohen Eiche, wo die Sorben ihr Gericht sollen gehalten haben, daher der Ort noch das wendische Gericht heißt. Man hat sonst auch noch steinerne Tische und Bänke in der Erde befestigt gesehen und an einer alten Eiche nicht weit davon hat eine verrostete Kette gehangen zur Bestrafung der Mißethäter.

202.

Die Jungfrau mit dem Bart.

Prätorius Wünschelruthe S. 152 f. aus mündlicher Erzählung.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 329. S. 426.

Zu Saalfeld mitten im Fluß steht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahgelegenen Brücke eingeht, worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieser Kirche ist als Beiwappen oder Zeichen der Stadt in Stein ausgehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein

Mann mit einer Geige kniet, der neben sich einen Pantoffel liegen hat. Davon wird folgendes erzählt. Die Nonne war eine Königstochter und lebte zu Saalfeld in einem Kloster. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte sich ein König in sie und wollte nicht nachlaßen, bis sie ihn zum Gemahl nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte sich beständig, als er aber immer von neuem in sie drang und sie sich seiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat sie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungestaltheit verleihe; Gott erhörte die Bitte und von Stund an wuchs ihr ein langer, häßlicher Bart. Als der König das sah, gerieth er in Wuth und ließ sie ans Kreuz schlagen.

Aber sie starb nicht gleich, sondern mußte in unbeschreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuz schmachten. Da kam in dieser Zeit aus sonderlichem Mitleiden ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todesnoth versüßen wollte. Der hub an und spielte auf seiner Geige, so gut er vermochte, und als er nicht mehr stehen konnte vor Müdigkeit, da kniete er nieder und ließ seine tröstliche Musik ohne Unterlaß erschallen. Der heiligen Jungfrau gefiel das so gut, daß sie ihm zum Lohn und Angedenken einen köstlichen, mit Gold und Edelsteinen gestickten Pantoffel von dem einen Fuß herabfallen ließ.

203.

Von Schätzen in der Barfüßerkirche zu Saalfeld.

Nach einem alten Manuscript.

Am Westende der Brudergaße in Saalfeld steht auf dem höchsten Punkte der Stadt die alte Klosterkirche der Barfüßermönche mit ihren hohen Mauern und spitzigem Giebeldach. Nach Einführung der Reformation benutzte man ihre feuerfesten Kapellen und Kreuzgänge zum Betrieb der Münze, daher sie den Namen Münzkirche erhielt, in das Klostergebäude aber legte man die Knabenschule.

In dieser Kirche haben die Mönche, als sie das Kloster verlaßen mußten, viele Schätze versetzt und dazu eine Orgel mit lauter silbernen Pfeifen. Später ist ein solcher Schatz beim Nachgraben auch entdeckt

aber nicht völlig gehoben worden. Denn als eben die Bergleute den eisernen Kasten voll dünner, hohler Silbermünzen heraus zu heben im Begriff sind, rufts bald diesen, bald jenen Bergmann bei seinem Namen; weil sie aber sich nicht daran kehren, auch in ihrer Arbeit nicht stören laßen, fängt auf einmal oben an der Decke ein Balken an zu brennen, daran man die Kohlen noch bis heute sehen kann. Darüber erschrickt ein Bergmann so sehr, daß er sich vergißt und Feuer schreit, der Kasten aber sinkt bei diesem Schrei augenblicklich in die Tiefe. Ein Schüler, der dabei stand, hat noch das Herze gehabt, nach den Münzen zu greifen und eine Hand voll aus dem Kasten zu nehmen, die er dem Herzog und verschiedenen Gelehrten gebracht hat.

Von der silbernen Orgel aber erzählt man folgende Geschichte. Einen Lehrer der Knabenschule führt einmal Abends in der Dämmerung sein Weg an der Kirche vorüber und er sieht dieselbe hell erleuchtet, und wie er noch weiter um die Kirche herum geht, gewahrt er auch, daß der Eingang, der sonst mit Brettern verschlagen war, offen ist und darin der Herzog steht und neben ihm ein bekannter Kupferschmied, der gewöhnlich in der Münze zu thun hatte. Der Kupferschmied winkt dem Lehrer und so trägt dieser kein Bedenken dahin zu gehen; wie er aber reden und mit Worten grüßen will, wird ihm bedeutet, daß er schweigen soll. Der Herzog geht nun voran und die beiden andern Leute folgen ihm in die Kirche. Darin ist aber alles verändert, namentlich stehen die Kanzel, der Altar und die silberne Orgel jedes an ihrer Stelle, die sie früher gehabt haben. Nur unten in der Kirche fehlen die Stände und etliche Bergknappen fahren in Radeberren Schutt herum und schütten selbigen dem alten Conrector auf die Füße, worüber dieser unwillig den Kopf schüttelt, aber die Bergjungen lächeln dazu und fahren fort in ihrer Arbeit. Der Herzog geht dann die Treppe hinauf, welche zur silbernen Orgel führt, ihm hinterdrein der Kupferschmied und diesen zupft der Conrector am Ermel, um ein Zeichen zu erhalten, ob er folgen dürfe. Allein der Schmied sieht sich so heftig um und macht dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß jener ganz erschrocken dasteht und nicht weiß, was er thun soll. Endlich geht er doch hinauf und weil er Niemand weiter sieht, die Orgel aber mit den silbernen Pfeifen vor ihm steht, so meint er, daß dieser Schatz ihm beschеert sei, geht hin, nimmt etliche Pfeifen, so viel er fortbringen kann, heraus, will aus der Kirche hinaus eilen und seinen Schatz in Sicherheit bringen. Allein er kann keinen Ausgang finden, denn wo sonst die Thür

war, liegen viele Todtenköpfe und Menschengebeine. Deshalb trägt er die Pfeifen wieder an ihren Ort und alsbald sieht er unten in der Kirche den Ausgang und eilt zur Thür hinaus nach Hause. Kaum ist er etwa fünfzig Schritte weit gegangen, so pispert hinter ihm Jemand und er gewahrt sich umsehend in der Kirchenthür eine fürchterliche Gestalt, die ihm mit einer gewaltigen Keule droht.

Des andern Tages erzählte der alte Conrector verschiedenen Personen sein Begegniß, wäre aber darüber bei Hofe fast in große Ungnade gefallen, weil er vorgab, daß der Herzog, der doch nicht aus seinem Schloß gekommen war, sich bei lebendigem Leibe als Gespenst sehen laße; auch der Kupferschmied war über die Erzählung nicht wenig ungehalten und zuletzt mußte der alte Mann noch beschwören, daß diese Begebenheit nicht erdichtet sei.

Man hat nachher zu verschiedenen Malen nach der silbernen Orgel gegraben und soll bis an ein Gewölbe mit einer eisernen Thür gekommen sein, durch deren Schlüßelloch man die Orgel gesehen haben will. Weil dieselbe aber mit zwei Menschenseelen versetzt ist, so hat man sich billig ein Gewißen gemacht und das weitere Nachgraben unterlaßen. Zu Zeiten sollen Mönche kommen, welche alte Nachrichten von diesem Kloster haben, und die Kirche in Augenschein nehmen, ob noch alles im vorigen Stande sei. Im Kreuzgange hat auch ein Bergmann dem Herzoge durch einen Erdspiegel ein goldenes Crucifix gezeigt, dessen Schurz mit vielen kostbaren Steinen besetzt war. Weil aber dessen Versetzung nicht minder abscheulich sein soll, hat man auch diesen Schatz fahren laßen.

204.

Von den Nixen bei Saalfeld.

Prätorius Weltbeschr. I, 482 f.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 60. S. 77.
Mündlich.

Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleisch auf der Bank. Man unterschied sie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Schweif ihrer Röcke unten. Sie sollen vertauschte Menschenkinder sein, statt deren die Nixen ihre Wechselbälge oben gelaßen haben.

205.

Das Schloß auf dem Gleitsch bei Obernitz.

Brückner Landesk. des Herzogthum Meiningen II, 618.

Auf dem Gleitsch oberhalb des Dorfes Obernitz am rechten Saalufer hat der Sage nach ein Schloß mit vergoldetem Thor und hohen Thürmen gestanden, das vom Blitz zerstört wurde.

206.

Der wilde Jäger jagt die Moosleute.

Prätorius Weltbeschr. I, 691 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 47 u. 48. S. 59 f.

Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld hatte auf der Heide Holz gehauen und zwar Nachmittags. Da trat zu ihm ein klein Moosweibchen und sprach: „Vater, wenn ihr werdet nachher aufhören und Feierabend machen oder den letzten Baum umhauen, so hauet ja in den Stamm drei Kreuze, es wird euch gut sein." Und damit ging es wieder weg. Der Bauer aber hielt das für Quackelei und das Moosweibchen für ein Gespenst und unterließ das Einhauen der Kreuze, als er gegen Abend nach Hause ging. Des andern Tages um dieselbe Zeit ging der Bauer wieder in den Wald um seine Arbeit weiter zu thun. Das Weibchen kam wieder und sprach: „ach ihr Mann, warum habt ihr gestern die drei Kreuze nicht hinein gehauen? Es sollte euch und mir geholfen haben. Wir werden sehr oft und fast ohne Unterlaß des Nachmittags, sonderlich aber des Nachts von dem wilden Jäger gejagt und haben keine Ruhe, wo wir nicht auf dergleichen behauene Bäume kommen, denn davon kann er uns nicht bringen und wir sind sicher." „Hoho," sprach der Bauer in seiner gewohnten Grobheit, „was soll das sein und was können die drei Kreuze helfen? Dir zu Gefallen will ich noch keine hinmachen." Darauf fiel das Moosweibchen über den groben Bauer her und zerdrückte ihn so sehr, daß er krank davon wurde, obwohl er von starker Natur war.

Nachher soll der Bauer niemals unterlassen haben, die drei Kreuze einzuhauen, auch ist ihm dann nichts widerliches geschehen.

Solche Weibchen und Männchen wohnen in jener Gegend auf der

Heide oder im Holz an dunkeln Oertern und in Höhlen unter der Erde. Sie liegen auf grünem Moos und sind um und um mit Moos bekleidet. Die Sache ist allgemein bekannt; Handwerker, besonders die Drechsler, bilden dergleichen Püppchen nach und stellen sie zum Verkaufe aus. Die Moosleute werden aber von dem wilden Jäger oft gejagt, doch zu einer Zeit mehr als zur andern. Die umwohnenden Leute hören es oft mit Verwunderung und sprechen dann Einer zu dem Andern: „der wilde Jäger hat sich ja nächsten wieder zugejagt, daß es immer knisterte und knasterte."

Ein Bauer aus Arntschgereute nahe bei Saalfeld war aufs Gebirge gegangen zu holzen, als eben der wilde Jäger jagte, den er zwar nicht sah, aber seine bellenden Hunde hörte. Da gab ihm sein Vorwitz ein, daß er auch wollte mit jagen helfen und hub an zu schreien wie der wilde Jäger. Dabei verrichtete er seine Arbeit und ging dann wieder heim. Des andern Tags will er früh in seinen Pferdestall gehen, da war vor der Thür ein Viertel von einem grünen Wald- oder Moosweibchen aufgehängt, gleichsam als ein Theil oder Lohn der Jagd. Darüber erschrack der Bauer und lief geschwinde nach Wirbach zum Edelmann von Watzdorf und erzählte die Sache. Der hat ihm gerathen, er solle ja um seiner Wohlfahrt willen das Fleisch nicht anrühren, sondern hängen laßen, sonst würde ihn der Jäger hernach drum anfechten. Das hat der Bauer auch gethan und das Wildpret ist nachher von selbst wieder unerwartet weggekommen; auch ist der Bauer ohne weitere Anfechtung geblieben.

207.

Die Roggenmutter.

Prätorius Weltbeschreibung I, 125 f.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 89. S. 146.

Ein Edelmann bei Saalfeld hat einmal zur Erntezeit eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen auf dem Felde mit zu helfen und das Korn in Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kind mit sich hinaus und legt es auf den Acker, um mit den andern Leuten desto hurtiger binden zu können. Ueber eine Weile sah der Edelmann, der bei seinen Leuten auf dem Felde war, daß ein Erdweib mit einem andern Kinde kam, dasselbe mit dem hingelegten Kinde der Bäuerin vertauschte und dann wieder wegging. Bald hub das fremde Kind

an zu schreien und die Mutter kam herbeigelaufen ihr vermeintes Kind zu stillen. Da hat ihr der Edelmann gewehrt und sie zurückbleiben heißen, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau fügte sich mit schwerem Herzeleid, denn sie meinte, der Edelmann wolle es so haben der fleißigen Arbeit wegen. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter wieder, nahm ihr weinendes Kind zu sich und legte das gestohlene wieder an seinen Ort.

Nachdem der Edelmann das alles mit seinen Augen selber gesehen hatte, rief er die Mutter herbei und hieß sie flugs nach Hause gehen. „Von nun an,“ sprach er, „will ich nimmermehr eine Kindbetterin hinausjagen und zu Diensten zwingen.“

208.

Der Liebhaber zum Eßen eingeladen.

Prätorius, Weihnachtsfratzen prop. 53.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 115. S. 172.

In Saalfeld war eine Schößerin, die sich heimlich in ihren Schreiber verliebt hatte. Sie wollte ihn durch Zauberei gewinnen, ließ deshalb ein frisches Brod backen, steckte mitten in der heiligen Christnacht kreuzweise zwei Meßer hinein und murmelte dazu gewiße Worte. Bald darauf kam der Schreiber aus dem Schlafe ganz ohne alle Kleidung zur Stube hereingesprungen, setzte sich am Tisch nieder und sah die Frau scharf an. Sie stand auf und lief davon. Da zog der Schreiber beide Meßer aus dem Brode, warf sie ihr nach und hätte sie bald sehr verletzt. Darauf ging er wieder zurück. Eine Muhme war in der Stube zugegen und über diesen Vorgang so heftig erschrocken, daß sie etliche Wochen krank zu Bette liegen mußte. Der Schreiber hat am folgenden Tage zu den Hausgenoßen gesagt, er möchte nur wißen, welche Frau ihn vergangene Nacht so geängstigt habe, er wäre so abgemattet, daß er es kaum sagen könne, denn er hätte sollen mit ihr fortkommen und sich nicht genug wehren können; auch hätte er beten mögen, was er nur gewollt, so wäre er doch getrieben worden.

Dieselbe alte Frau, die diese Geschichte erzählt hat, fügte noch folgendes hinzu. Auch zu Koburg, sagte sie, hat es sich begeben, daß einige

Edeljungfrauen aus neunerlei Eßen etwas aufgehoben, um Mitternacht auf den Tisch gestellt und sich dazu gesetzt haben. Darauf sind ihre Liebsten alle gekommen, jeder mit einem Meßer, und wollten sich zu ihnen an den Tisch setzen, aber die Jungfrauen flohen erschrocken davon. Einer davon nahm ein Meßer und warf es einem Mädchen hinterher. Dasselbe Mädchen schaute um, blickte den, der geworfen hatte, an und hub das Meßer auf.

Ein andermal soll aber statt des eingeladenen Liebhabers der leibhaftige Tod in die Stube gekommen sein und sein Stundenglas bei einem Mädchen niedergesetzt haben, das denn auch das Jahr über gestorben ist.

209.

Der Wechselbalg zu Goßwitz.

Thuringia. 1841. S. 92.

Man hatte in der Rockenstube zu Goßwitz Feierabend gemacht, denn die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen und die Burschen und Mädchen dachten an ihre Heimkehr. „Wenn wir nur nicht an dem alten Keller vorüber müßten!“ klagten verlegen und betreten einige Mädchen. Diese Furchtsamkeit rief unter den Burschen lautes Gelächter hervor, obgleich sie selber dem verrufenen Kellergeiste, der in dem alten Gemäuer wohnte, möglichst aus dem Wege gingen und noch keiner von allen ihm ins Gesicht gesehen hatte; ja sie erboten sich sogar in ihrem Uebermuthe demjenigen Mädchen auf gemeinschaftliche Kosten einen neuen Rock machen zu laßen, welche noch in dieser Nacht beweisen könnte, daß sie den Geist besucht habe.

Alle Mädchen entsetzten sich ob dieser Zumuthung. In dem einen Winkel der Stube saß fern von den Spinnerinnen die Magd des Hauses, beschäftigt mit dem misgestalteten Kinde ihrer Frau. „Es gilt,“ rief die frische muthige Dirne, indem sie zu den andern Mädchen herantrat; „es gilt! Ihr gebt mir den Rock und ich gehe zum Kellergeiste. Habt nur, bis ich wieder komme, einstweilen auf das Kind dort Acht.“

Schon gereute die Burschen der Vorwitz und Scherz, den sie getrieben, und die umstehenden Mädchen suchten alle durch Bitten und Vorstellungen die kecke, rasche Dirne von ihrem Vorhaben abzubringen, doch

umsonst. Schnell war die furchtlose Magd zur Stube hinaus und an den Gärten des Dorfes vorbei geeilt und stand vor dem alten, verrufenen Gemäuer hinter dem Schulzenhause. Vorsichtig und forschend schaute sie hinab in die kellerartige Vertiefung, woraus, wie gewöhnlich zur Mitternachtsstunde, ein Licht unheimlich ihr entgegenflimmerte.

„Guckst du, so werf ich“ — rief's aus der Vertiefung herauf.

„Wirfst du, so hasch ich“ — entgegnete dreist das Mädchen, ohne dabei ihre Stellung zu verändern.

„Guckst du, so werf ich“ — rief abermals der Geist und abermals antwortete die Magd: „wirfst du, so hasch ich.“ Und als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte, rief beherzt die Magd: „wirf zu, ich hasche schon.“ Dabei hielt sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah und in der Schürze lag ein Kind.

Alsbald eilte die Magd nach Hause. Das junge Volk in der Rockenstube, welches mit großer Bangigkeit auf ihre Rückkehr gewartet hatte, umringte sie neugierig und mit freudigem Staunen beschaute man das schöne, wohlgestaltete Kind. Auch der Hausvater und seine Frau waren herbeigekommen und erkannten in der wunderbar errungenen Beute ihr eigenes Kind, das ihnen gegen jenen Wechselbalg ausgetauscht worden war, den sie wegen seiner Misgestalt und seines abscheulichen Geschrei's der Magd zur Wartung übergeben hatten. Vergeblich sah man sich jetzt nach diesem um, er war verschwunden und das Glück des Hauses wieder hergestellt.

Seit jener Nacht ist das Licht in dem alten Keller nicht mehr gesehen worden auch hat man nie wieder von einem Wechselbalge gehört, der zu Goßwitz gegen ein Christenkind ausgetauscht worden wäre.

Zu dem neuen Rocke, den die Magd so muthig sich verdient hatte, fügten die glücklichen Eltern noch ein neues Mieder und eine Sonntagshaube und bald führte der schönste Bursche im Dorfe das Mädchen zum Traualtar.

210.

Perchtha's Ueberfahrt.

Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 113 ff.

In dem fruchtbaren Saalthal zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hatte Perchtha, die Königin der Heimchen, ihren Wohnsitz und ihre un-

sichtbare Nähe verbreitete Glück, Gedeihen und Heiterkeit über die ganze Flur. Mit den Heimchen aber waren die Einwohner so befreundet, daß sie sich bei ihren Arbeiten an den Spielen und Neckereien der Kleinen, an ihrem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden ohne Furcht und Scheu ergötzten. Wenn der Bauer seinen vollen Erntewagen von steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß oft ein Heimchen, bekränzt mit Aehren, jubelnd auf dem Zugvieh und sicher und wohlbehalten kam der reiche Segen der Felder in die Scheuer; breiteten die Leute auf ihren Wiesen die Heuschober aus, so geschah es nicht selten, daß ein freundliches Heimchengesicht ihnen daraus entgegenkicherte, und bei der Obsternte fiel mit der reifen Frucht wohl auch ein Heimchen vom Baum herunter und verschwand mit schalkhaftem Gelächter. Auf Perchtha's, ihrer Königin, Gebot mußten die Heimchen die Felder und Fluren der Menschen bewäßern, während sie selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte und den besten Samen ausstreute, wenn droben die Leute ihre Felder bestellten.

So lebten die Bewohner jener Gegend lange Zeit ein glückliches, frohes Leben, später aber veruneinigten sich die Leute mit Perchtha, daß sie beschloß das Land zu verlaßen. Auf Perchthenabend wurde der Fährmann im Dorfe Altar noch spät in der Nacht bestellt, es war um die zwölfte Stunde, und als er zum Saalufer kam, sah er eine große, hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken dachte der Mann daran, daß Perchthenzeit so eben sei und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, aber Perchtha forderte drohend Ueberfahrt über den Fluß. Sie trat in das Fahrzeug, die Kleinen folgten und schleppten einen Ackerpflug und eine Menge andern Geräthes zu ihr hinein unter lautem Wehklagen, daß sie die schöne Gegend nun verlaßen müßten. Der Schiffer begann die Fahrt und als Perchtha am andern Ufer angelangt war, gebot sie ihm nochmals zu fahren und die zurückgebliebenen Heimchen herüber zu holen. Auch dieses geschah. Unterdeßen hatte Perchtha am Ackerpfluge gezimmert, deutete auf die Späne und sprach zum Fährmann: „da nimm, das sei der Lohn für deine Mühe!“ Mürrisch steckte der Mann drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause auf das Fensterbrett und sich selbst geängstigt ins Bett. Am Morgen lagen drei Goldstücke an dem Platze, wohin er die Späne gelegt hatte.

Diese Sage von Perchtha's Ueberfahrt hat sich auch bei Kaulsdorf an der Saale und an der Elster zu Köstriz unweit Gera erhalten.

211.

Der verschmähete Kuchen.

Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 208 f.

Der Fußsteig von Wilhelmsdorf nach Dobian führt an einer einsam gelegenen Bergwand vorüber, „die Eisengruben" genannt. Dort ackerte ein Knecht auf dem Felde und hörte bei seiner Arbeit ganz in der Nähe, obwohl er Niemand sah, ein leises Gerede verschiedener Stimmen und als er recht aufmerksam hinhorchte, vernahm er folgendes Gespräch:

„Na, Trude, flugs den Kehrbesen her!"
„Geduld, was eilt es euch denn sehr?"
„Will backen."
„Back' heut eben so,
im Ofen brennt's schon lichterloh."
„Nun gar, was backt ihr denn für Kuchen?"
„Vorbacken,"
„und ich Käsekuchen."

„Ei, habt ihr ausgebacken," rief laut und vorlaut der Knecht drein, „so bringt mir auch ein Stück von euerm Vorbacken und von euerm Käsekuchen." Bald darauf legt sich der Knecht zur Mittagsruhe nieder und als er erwacht und weiter ackern will, liegen zwei große Kuchenstücke, das eine Vorbacken, das andere Käsekuchen, auf seinem Ackerpfluge. Ihm graut vor der unheimlichen Mahlzeit und er wirft den Kuchen vom Pfluge herunter, doch sofort liegen beide Stücke wieder darauf. Seine Angst und sein Grauen wächst und zuletzt schleudert er den Kuchen so weit von sich, als er nur vermag. Nun bleibt zwar die verschmähte Gabe weg und der Knecht eilt nach Hause, erkrankt aber und stirbt.

212.

Das Waldweibchen im Bauerhause zu Wilhelmsdorf.

Börner Volkssagen S. 188 ff.

Bei einer Bauersfrau in Wilhelmsdorf hatte sich ein Waldweibchen eingethan. Das kleine Wesen war gar fleißig und arbeitsam, half überall, wo etwas zu thun war, so daß im Hause eine Magd erspart wurde.

Wenn Morgens die Bäuerin aufſtand, war alles in Küche und Stube gefegt und gekehrt, geſcheuert und gewaſchen und blank und rein in Ordnung geſtellt. Auf den Wieſen und auf den Feldern ging die Arbeit zur Erntezeit ſo flink von der Hand, daß Heu und Grummet und jede Feldfrucht gerade in dieſer Wirthſchaft zuerſt in die Scheuer kam. Hatte das Waldweibchen treu und fleißig ſein Tagewerk verrichtet, ſo nahm es Abends ſeinen Platz hinter dem Ofen ein und gab von da aus den Leuten im Hauſe allerlei gute Lehren und Rathſchläge. Am liebſten aber beſchäftigte ſich das kleine Weſen vor dem Ofen. Gab es dort zu thun, ſo trug es Brennholz zu, unterhielt das Feuer, ſchob und hob die Töpfe, zog die Krücke, wenn es zum Brodbacken kam, und lief und zeigte an, wenn alles bereit und fertig war. Das alles war der Bauersfrau ganz recht, nur eins war ihr zuwider. Sobald ſie nemlich den Rücken wendete, war der Kochtopf, zumal wenn Klöſe gekocht wurden, wohl bis auf die Hälfte ausgeleert, und wenn die gebackenen Brode aus dem Ofen genommen und an Ort und Stelle gebracht werden ſollten, ſo war das Waldweibchen niemals zur Hand, es hockte dann in irgend einem Winkel und ließ bereits ein friſch gebackenes Brod ſich ſchmecken. Zwar hatte die Frau ſchon oft ihren dienſtbaren Geiſt deshalb geſcholten und ausgezankt, aber es half nichts, die Klöſe und Brode wurden nach wie vor gezehntet. Da kam der Frau ein Sprüchlein in den Sinn, das ihr das Waldweibchen oft als gute Lehre vorgeſagt hatte:

„pip kein Brod,
ſchäl keinen Baum,
erzähl keinen Traum,
back keinen Kümmel ins Brod,
ſo hilft dir Gott in aller Noth.“

„Ei, dachte die Bäuerin, hörſt du nicht auf meine Worte, ſo will ich auch von deinem Rath nichts wißen“ und buck dem Waldweibchen zum Poſſen und Aerger das nächſte Mal Kümmel in die Brode und pipte ſie richtig von dem erſten an bis zur vollen Mandel fort.

Beßer wäre es geweſen, ſie hätte das nicht gethan. Denn als das Waldweibchen von dem neuen Brode gekoſtet hatte, lief es unwillig aus dem Hauſe fort zurück in ſeinen Wald ſchreiend:

„ſie haben mir gebacken Kümmelbrod,
das bringt dieſem Hauſe lauter Noth.“

Und ſo geſchah es. Die Familie kam ſeit jener Zeit ſichtlich von

ihrem Wohlstande herab und es gebrach ihr zuletzt an Broden mit Kümmel und ohne Kümmel.

Die Leute in jener Gegend erzählen, daß diese Waldweibchen, die auch Moosweibchen genannt werden, vordem in dichten Wäldern wohnten, besonders in den Holzungen an der Saale. Sie waren in Moos gekleidet, von Ansehen alt und grau und gehörten zum Geschlecht der Zwerge, obgleich sie die Heimchen an Größe noch übertrafen. Oft kamen sie aus ihren Waldungen hervor und thaten sich ein in den Häusern und Gehöften der Bauern, wurden als Gehilfen bei den häuslichen Verrichtungen gern gesehen, zuweilen aber auch wegen ihrer Naschhaftigkeit lästig befunden. Rathend und helfend, dabei aber schüchtern und reizbar, neckten sie gleichwohl gern; sie bewiesen sich den Hausleuten gutmüthig und zugethan, so lange man sie pflegte, sich ihrer Hilfe bediente und ihren Rath befolgte, geriethen aber auch leicht in Zorn gegen Undankbare, die ihren Rath und ihre Gaben verschmähten und wußten dieselben zu bestrafen. Sie konnten auch über Schätze verfügen, waren aber in steter Lebensgefahr, namentlich der Verfolgung des wilden Jägers fortwährend ausgesetzt.

213.

Das Waldweibchen mit dem zerbrochenen Schubkarren.

Börner Volkssagen S. 205 f.

Am steilen Schmiedeberge, da wo der Weg von Wilhelmsdorf hinab in die Saale in die Portenschmiede führt, traf ein Bauer ein Waldweibchen jammernd und klagend, daß sein kleiner Schubkarren auf dem bösen Wege zerbrochen war. Dringend bat das Weibchen den Bauer zu helfen und das zerbrochene Rad so gut als möglich auszubeßern. Dieser hieb mit der Axt, die er bei sich führte, ein Bäumchen im Walde um und machte das kleine Fuhrwerk wieder brauchbar. Während dieser Arbeit hatte das Frauchen dankbar alle abfallenden Späne dem Manne in die Taschen gestopft, doch dieser war ärgerlich über die gehabte Versäumniß und warf das unnütze Zeug, wie es ihm vorkam, bald wieder heraus; nur ein einziger Span blieb unbemerkt zurück und wurde am andern Tage in einen harten Thaler verwandelt zufällig in der Tasche gefunden. Zwar lief der Mann sogleich zurück zur Stelle, wo er die Späne wegge-

worfen hatte, allein die Gabe, die er gestern verachtet, war heute nicht wieder zu finden.

214.

Das Waldweibchen klagt um sein Männchen.

Börner Volkssagen S. 222 ff.

Mein Großvater, so erzählte ein Bauer aus Wilhelmsdorf, sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabende um den Tisch herum, draußen aber ist stockdunkle Nacht. Da macht etwas die Thüre auf und ein Waldweibel tritt in die Stube, das ist ganz außer sich gewesen, hat seine Hände über dem Kopfe gerungen und immer dabei gerufen: „hu, hu! der wilde Jäger hat jetzt mein Männel todt geschoßen, hu, hu!“ Mein Großvater hat das Herz auf dem rechten Flecke, er dreht sich um und spricht: „das muß ja ein bitterböser Kerl sein der wilde Jäger; was hat dein armes Männel ihm denn gethan gehabt?“ „Ei, an euch liegt die Schuld,“ gibt das Weibel zur Antwort, „und über uns geht es hinaus. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, so oft muß eins von uns sterben. Um's Himmels willen thut es nur nicht wieder.“ Und dazu hat es immerfort hu, hu! geschrieen und nicht geruht, bis alle in der Stube es ihm versprochen und der Reihe nach die Hand darauf gegeben haben. Meine Großmutter denkt, das arme, abgejagte Ding wird Hunger haben und setzt ihm eine Schüßel voll Sauerkraut vor, da hat es gegeßen, aber immer dazwischen hu, hu! gejammert und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Als aber meine Großmutter frühmorgens aufsteht und das Waldweibel rufen will, ist es schon über alle Berge fort gewesen.

215.

Die goldene Wiege des Waldkindes.

Börner Volkssagen S. 131.

Eine Bauersfrau aus Wilhelmsdorf war auf den Hungersberg gegangen Holz zu lesen und durch das Wimmern eines kleinen Kindes tiefer in den Wald gelockt worden, als sie sonst zu gehen pflegte. Da sieht sie in einer runden Baumrinde ein schreiendes Kindlein liegen und mit-

leidig, sie hat ja selbst daheim einen Säugling, setzt sie sich nieder, nimmt das Waldkind auf und reicht ihm ihre Brust. Während das Kind aber trinkt, kommt die Waldfrau, die Mutter des Kindes, zurück, staunt und spricht:

„Bauernblut,
du bist gut!
Mach ich's quitt;
reuen soll dich heut kein Tritt.
Gib geschwind
mir mein Kind
und zum Danke nimm die schöne Wiege mit.“

Bei diesen Worten reichte sie der Bauersfrau die Baumrinde, worin das Kind gelegen hatte. Diese sprach: „es ist nur, daß ich euch den Willen thue, ich habe ja schon genug zu tragen,“ nahm ihre Bürde auf und brach sich von der Baumrinde ein kleines Stückchen ab, warf es über die Achsel auf das gesammelte Reisig und ging zufrieden ihres Wegs nach Hause. Am andern Morgen findet sie in ihrem Reisig einen hellglänzenden Goldsplitter; es war das abgebrochene Stück von der Wiege, welche das Waldweibchen ihr dankbar hatte geben wollen.

216.

Das verwünschte Bergwerk bei Wilhelmsdorf.

Thuringia. 1843. S. 136.

In der Nähe von Wilhelmsdorf wurde sonst reicher Bergbau getrieben. Grube reihte sich an Grube und viele Bergleute bezogen daraus reichen Lohn und Unterhalt. Unter diesen Bergleuten war ein junger Arbeiter, dessen Mutter hart an der Gicht darnieder lag. Der Sohn pflegte sie in aller Weise, kochte ihr Suppe, wenn sie Hunger spürte, hob und trug sie, wohin sie verlangte, von einer Stelle zur andern, und wich, wenn er Schicht gemacht hatte, ihr nicht von der Seite. Eines Morgens will er nach seiner Grube gehen, da sagt die Mutter: „hast du Zeit, so trage mich in den Garten hinaus in die liebe Sonne, daß ich noch einmal die schönen Blumen sehe und den blauen Gotteshimmel, ehe meine müden Augen sich schließen.“ Der fromme Bergmann besinnt sich nicht lange, nimmt die kranke Mutter auf den Arm und trägt sie hinaus,

macht ihr ein weiches Lager zurecht und bettet sie darauf. Nun läuft er rasch zur Arbeit, kommt aber zu spät, denn geraume Zeit war über die Wartung der Mutter verfloßen. Zornig setzt ihn der Steiger wegen seiner Versäumniß zur Rede, aber der junge Bergmann meinte keinen Vorwurf verdient zu haben und spricht freimüthig aus, daß er Kindespflicht habe erfüllen müßen. Bei dieser Gegenrede gerieth der Steiger noch in größern Zorn und stieß in seiner Wuth den Bergknappen hinunter in den tiefen Schacht. Todt und zerschmettert wurde der Arme herausgebracht. Auf das Gerücht von dieser Frevelthat war die ganze Knappschaft herbeigeeilt und umstand ernst und trauernd die Leiche, denn alle hatten ihn lieb gehabt wegen seines kindlich frommen Sinnes. Da tritt plötzlich die alte Mutter in den Kreiß hinein. Die Kunde von dem Tode ihres Sohnes war bald zu ihr gelangt, Verzweiflung hatte ihre Kräfte gestählt und sie empfand keine Schmerzen mehr. Sie schaut auf des Sohnes blutige Leiche, dann auf den Schacht, in den er hinabgestürzt war, und die zusammengebeugte Gestalt richtet sich in die Höhe, erfaßt eine Bürste, die ihr zufällig zur Seite lag, schleudert sie in die Tiefe hinab und ruft verwünschend:

„hu! hu!
Teufe du,
schleuß dich zu!
So viel Haare,
so viel Jahre;
so von oben, so von unten,
alle Zeit und alle Stunden,
hart gebunden,
fest gebunden,
thu dich zu,
Teufe du!“

„Thu dich zu!“ rief sie noch einmal und sank todt an ihres Sohnes Leiche nieder. Zugethan hatten sich für immer ihre Augen und Mutter und Sohn wurden todt von dieser Stätte hinweg getragen. Zugethan war aber auch das Bergwerk. Der Fluch der Mutter ging von Stund an in Erfüllung, Gewäßer traten ein und hinderten jeden weitern Betrieb. Noch sind die Oeffnungen der Gruben, eine an die andere gereiht, vorhanden. Im Wachthügel, am äußersten Ende der Gruben gegen Morgen, soll ein Hirsch ganz aus gediegenem Golde stehen, doch Niemand

wagt den Bergbau wieder zu betreiben, denn noch nicht die Hälfte der Jahre mag verfloßen sein, welche die Bürste in den Tiefen des Bergwerks erfordert. Die Grube, in welche der junge Bergmann gestürzt worden ist, liegt am westlichen Ende des Grubenzuges und ist fast immer bis an den Rand mit Waßer gefüllt. Jetzt wohnt die Waßernixe darin und bleicht an dem Rande ihre Wäsche zur Mittagszeit. Viele Bewohner von Wilhelmsdorf haben es ganz in der Nähe mit angesehen. Das Weißzeug der Nixe ist sehr schön und sämmtlich roth gerändelt. Auch die Wehmutter des nahen Dorfes ist in frühern Zeiten dahin geholt worden. In der Nacht bezeichnet ein Licht die unheimliche Stelle.

Eine gleiche Sage erzählt man von dem ehemaligen Goldbergwerke bei Reichmannsdorf. Dort hat eine Mutter, deren Sohn unschuldig als Dieb gehenkt worden war, ein Nösel voll Mohnkörner in den Schacht geschüttet und das Bergwerk damit versetzt und verwünscht.

217.

Der erschrockene Wichtel.

Thuringia. 1843. 76.

Eine Bauersfrau aus Gössitz war eben daran auf ihrer Holzwiese im Schlingengrunde den letzten Heuschober auszubreiten, als sie zu ihrem Schrecken auf dem Schober ein ganz kleines, graues Männchen sitzen sah, nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze, mit dem Rücken ihr zugewandt. Was da anfangen? Fertig wollte die Frau gern mit der Arbeit werden und doch getraute sie sich nicht den Kleinen anzureden und herunter gehen zu heißen. Gedrängt von der Zeit macht sie sich ans Werk, schleicht von hinten heran und zupft mit dem Rechen etwas Heu von dem Schober ab. Der Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte wieder und immer wieder Heu, so gut es gehen will, unten weg von dem Schober, bis er endlich zusammenbricht. Laut auf kreischte im Fallen das Männchen und rang mühsam aus dem Heu, das es bedeckt hatte, sich hervor. Aus dem Schwarzholze aber kam ein ganzer Haufe seines Gelichters heraus und fragte mit drohender Geberde:

„sag an, sag an,
Eckele, hat es dir was gethan?“

Der Wichtel aber schaute verwundert immer nur den eingestürzten Haufen an, schüttelte den Kopf und sprach:

„ei! ei!
das Ding fiel nur so ein,
ich purzelte hinterdrein,
da möchte Eins nicht schrein.
Ei, ei,
das ist mir lieb,
daß ich nicht drunter stecken blieb."

Dann lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bauersfrau zu achten, mit seinen Kameraden in den Wald hinein.

218.

Das Kind mit dem Thränenkruge.

Grimm Mythol. 3. Asgbe. S. 884 f.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 142 f.

Einer jungen Frau war das einzige Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden stellen. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In der Nacht vor dem h. Dreikönigfeste sah sie Perchtha nicht weit von ihr vorüberziehen, da gewahrte sie, den andern Kindern hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan, das in der Hand einen Krug mit Waßer trug und matt geworden den übrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es vor einem Zaun stehen, den Perchthä überschritt und die andern Kinder überkletterten. In diesem Augenblick erkannte die Mutter ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „ach wie warm sind Mutterhände! Aber weine nicht so sehr, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet." Von jener Nacht an, so erzählt man in Wilhelmsdorf, habe die Mutter aufgehört zu weinen.

Zu Bodelwitz erzählen die Leute, das Kind habe gesagt: „ach wie warm ist Mutterarm" und seiner Bitte „Mutter weine nicht so sehr" dann noch die Worte beigefügt: „ich muß ja jede Zähre, die du weinest, in meinen Krug sammeln." Da weinte sich die Mutter noch einmal herzlich aus.

219.

Perchtha läßt sich den Wagen verkeilen.

Grimm Mythol. 3. Asgbe. S. 252 f.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 173–183.

Ein armer Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha nach Könitz zurück. Auf dem Kreuzwege trat ihm Perchtha drohend entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle. „Ach gute Frau," klagte der Mann, „ich verstehe nichts vom Fuhrwerke und bin ein armer Bergmann; habe auch weder Holz noch ein Meßer bei mir." Perchtha aber reichte ihm beides und so schnitzte er, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchtha's Wagen ein, die ihm die abgefallenen Späne als Lohn für seine Willfährigkeit und Arbeit schenkte. Er las dieselben sorgsam auf, Perchtha selbst war ihm dabei behilflich und zu Hause zog er in Perchtha's Gabe Gold in Menge aus allen Taschen.

Dasselbe begegnete zwei Bauern aus Jüdewein, die sich im Köstizer Bierkruge auf Perchtenabend verspätet hatten. Sie waren noch nicht weit gegangen, da kommt Perchtha auf einem Wagen gefahren und ruft sie an, sie sollten ihr einen Pflock in die Wagendeichsel machen. Der eine Bauer hatte ein Meßer und mit Holz half Perchtha aus, der Pflock wurde eingepaßt und der hilffertige Mann trug einige Goldstücke im Schuh als Lohn nach Hause.

220.

Das gezüchtigte Waldweibchen.

Börner Volkssagen S. 227 f.

Ein Bauer aus Bucha brachte sein Heu in Haufen. Aus dem Buchenholze, das über der Wiese gelegen war, sprang ein junges, munteres Waldweibchen hervor, warf sich auf die Heuschober und zerstörte in seiner Ausgelaßenheit des Bauern mühvolle Arbeit. Er bat das Weibchen solche Streiche zu unterlaßen, aber das muthwillige Ding hörte nicht darauf und erwiederte mit Lachen die Drohungen, die jener zuletzt aussprach. Da ging aber dem Manne die Geduld zu Ende und er gab mit seinem Rechenstiele dem kleinen Wildfang einige empfindliche Schläge. Laut auf

schrie das geschlagene Waldweibchen und aus dem Holze hervor sprang sein Männchen und rief zornig:

„schau! schau!
Bauer du, was hast du vor mit meiner Frau?“

Der Bauer deutete auf den angerichteten Schaden und erzählte ruhig den Hergang der Sache, wie oft er das muthwillige Weibchen abgemahnt und wie fruchtlos jede Vorstellung geblieben sei; da habe er sich zuletzt nicht anders helfen können. Nach kurzem Bedenken faßte das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand sprechend:

„wie du gethan,
nimm hin deinen Lohn!
Hätt' er dich umsonst geschl'an,
wär's um ihn geschehn,“

gab ihm auch noch Verweiße über seine Unart und führte es in den Wald zurück.

221.

Das Waldweibchen auf der Wagendeichsel.

Börner Volkssagen S. 212 f.

In Wöhlsdorf war ein Schafknecht, der trieb seine Heerde gewöhnlich nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort wo der Pferch aufgeschlagen war, stand auch der kleine Karren, darin der Knecht seine Mittagsrast hielt und zuweilen übernachtete. Dem gesellte sich ein Wald- oder Holzweibel zu und klagte ihm oft die Verfolgungen, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger zu erdulden habe, erzählte auch, wie nur die Holzstöcke, darauf drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen seien, gegen diese Verfolgungen eine Zufluchtsstätte und Sicherheit gewährten. Da schnitt der Schafknecht aus Mitleid mit seinem Taschenmeßer drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte ein, damit das kleine Weibchen darauf Ruhe finden möge. Das Mittel war gut. Denn so bald das Jagdgetöse im nahen Walde sich erhub, flüchtete das Weibchen heraus auf die schützende Deichsel und war sicher vor den Nachstellungen des wilden Jägers. Dankbar für diesen Schutz beschenkte es den Knecht, den es immer fleißig stricken sah, mit einem Garnknaul, der — so versicherte das Weibel — nie ein Ende nehmen werde, auch

wenn er sein ganzes Leben lang daran stricke. Die Leute aus der Umgegend haben es oft gesehen und sich darüber gefreut, wie das Waldweibchen auf der bekreuzten Deichsel ganz guter Dinge sich schaukelte und mit dem Schäfer freundliches Gespräch hielt, der daneben saß und fleißig von dem Garnknaul strickte. Der wilde Jäger mochte aber doch dem kleinen Wesen auf die Spur gekommen sein und so geschah es, daß er eines Nachts mit dem ganzen wüthenden Heere heranbraußte und weil er das Waldweibchen von den drei Kreuzen, darauf es sich nach seiner Gewohnheit geflüchtet hatte, nicht herunterbringen konnte, die ganze Wagendeichsel abbrach und Deichsel und Weibchen mit sich fortführte.

Von dem geschenkten Knaule strickte der Knecht noch viele Jahre fort und erzählte Jedermann, wie er dazu gekommen war und was es für eine Bewandtniß damit hatte. Einst stritt er darüber mit einem Bekannten, der die Sache nicht glauben wollte, und rief in seinem Eifer aus: „ei so wickle selbst davon los und behalte für dich, so viel du willst, ich weiß und sage dir, der Knaul nimmt kein Ende.“ Als aber jener dieses that, hatte der Knaul alsbald sein Ende.

222.

Das Futtermännchen.

Börner Volkssagen S. 241—247.

Der Schafmeister in Ruppitz, einer einzeln gelegenen Schäferei bei Ranis, hatte es seiner Zeit gar gut; ein kleines Männchen, das Futtermännchen genannt, besorgte ihm die ganze Arbeit und er selbst führte ein sehr gemächliches Leben. Wollte er seiner Heerde Futter geben, so war dieselbe, ohne daß er es gemerkt hatte, bereits abgefüttert; sah er nach dem Futtervorrath, so war keine Abnahme daran zu spüren; dabei war seine Heerde in der ganzen Gegend die schönste und wollreichste und kein Stück erkrankte, während anderwärts die Schafställe oft bis zur Hälfte ausstarben. Das alles bewirkte, wie gesagt, ein kleines Männchen, das sich zur Nachtzeit in den Stall schlich und darin in aller Weise handthirte, der Schäfer aber that, als ob er nichts merke und ließ das wunderliche Männlein ganz nach Belieben schalten und walten. So war es viele Jahre recht gut gegangen und der Schäfer hatte sich dabei ganz wohl befunden. Da sieht derselbe an einem Wintertage, als gerade tiefer Schnee

gefallen war, in der Dämmerung die Fußtapfen seines kleinen Futtermännchens im Schnee abgedrückt und bemerkt auch, daß es barfuß laufen muß. Das geht ihm zu Herzen, das kann er nicht mit ansehen noch ferner so gehen laßen, dieser Noth muß Hilfe werden. Vorsichtig und genau nimmt er in den Fußtapfen im Schnee das Maß zu ein Paar Schuhen für den kleinen Stallgeist, läßt solche machen und trägt sie, als es Abend wird, in den Schafstall und will in seinem Versteck nur mit ansehen, wie sich das Männlein über die Bescherung freuen wird. Das kam nun freilich ganz anders. Als das Futtermännchen in den Stall geht, nimmt es wohl die Schuhe in die Hand, spricht aber ganz traurig: „ach! nun wißen sie es und ich muß fort.“ Von diesem Tage an hat der Schafmeister seine Arbeit selber thun müßen und dennoch ist es mit ihm und seiner Heerde rückwärts gegangen.

Ein solches Futtermännchen hatte sich auch auf dem Gute eines Bauern in Thiemendorf eingefunden und von selbst die Besorgung des Viehes übernommen, das unter dieser Pflege auch wunderbar gedieh. Die Ochsen und Kühe dieses Bauern waren stets rund und glänzend, von Käufern weit und breit gesucht. Und das alles brachte der kleine Hausgeist zu Wege. Weil aber das Männlein selbst sehr thätig und überall bei der Hand war, so war es auf träge und unordentliche Dienstboten sehr ungehalten und that ihnen für ihre Faulheit und Unordnung allerlei Possen und Schabernack an. Das verdroß nun die Leute und so kam es, daß kein Knecht und keine Magd lange auf diesem Bauerhofe bleiben wollte. Ja der Bauer selbst fühlte sich zuweilen in seiner Behaglichkeit gestört; es wurde ihm unheimlich zu Muthe, wenn sich das Männchen in seinem alten grauen Kittel sehen ließ. Er kam auf den Gedanken sich gegenüber ein neues Haus zu bauen. Gedacht, gethan. Bald stand auch das Haus fertig da und der Tag des Einzugs war bereits bestimmt und man hoffte dadurch des unheimlichen Gastes sich zu entledigen. Da sah man am Abend vor dem Umzuge noch spät das bekannte Männchen am Bache, der vor dem alten Wohnhause vorüberfloß, sitzen und gar emßig sein altes graues Röcklein ins Waßer tauchen und darin hin und her ziehen. „Was machst du da?“ rief Jemand ihm vom Fenster zu. Ohne sich eben stören zu laßen antwortete der Kleine:

„da wisch' ich und wasch' ich mein Röckchen mir aus,
denn morgen beziehn wir ein neues Haus.“

So waren denn alle die Anstalten und Anstrengungen, die man ge-

macht, den unheimlichen Hausgenoßen los zu werden, rein vergeblich gewesen und es blieb dem Bauer nichts übrig als sich in seinem neuen Hause in das unvermeidliche Geschick zu fügen.

Nach vielen Jahren kam ein fremder Mann ins Haus und übernachtete daselbst. Das Gespräch kam auch auf den kleinen Hausgeist und man klagte seine Noth. „Ei," sagt der Fremde, „wollt ihr ihn los sein, laßt ihm nur ein neues Röckchen machen und legt es Abends auf den Futterkasten, dann gebt Acht, was drauf geschieht." Das Röckchen wird angeschafft, auf den Kasten gelegt und man steht und lauscht erwartungsvoll, was geschehen wird. Das Futtermännchen kommt zur gewöhnlichen Zeit, sieht sein Geschenk und spricht trauernd:

„da hab ich meinen Lohn,
„nun muß ich auch davon,"

und ist seit dieser Zeit nie wieder gesehen worden. Mit dem Weggange des wohlthätigen Hausgeistes ging aber auch der Viehstand und Wohlstand des Bauern sichtbar zurück und bald war zwischen ihm und dem geringsten Bauer im Dorfe kein Unterschied.

223.

Das Brod mit harten Thalern gefüllt.

Börner Volkssagen S. 235.

Zwei Bauerweiber gingen, die leeren Tragkörbe auf den Rücken, von Steinsdorf in den nahen Wald und besprachen ihre häuslichen Geschäfte. Brod backen wollten beide am nächsten Morgen für ihren Haushalt. Während sie so mit einander reden, steht mit einem Male ein Waldweibchen ihnen zur Seite, bittet und spricht:

„backt doch ein Brod
auch mir in meiner Noth,
groß oder klein,
am besten wie ein halber Mühlstein.

„Ach, wir haben selbst genug Mäuler daheim zu füttern," gaben die Frauen zur Antwort, „und unser Ofen ist kaum groß genug Brod für uns zu backen." „So wißt ihr also auch, wie Mangel thut und Armuth drückt," entgegnete das Waldweibchen, „erbarmt euch deshalb und backt mir ein Brod und legt es morgen hierher auf diesen dreifach bekreuzten

Baumstock.“ Nach dieser Rede war das Waldweibchen wieder verschwunden.

Die Bauerweiber sprachen hin und her, was zu thun sei, zuletzt aber meinten sie doch in ihrer Gutmüthigkeit, sie dürften das arme Ding nicht vergeblich nach Brod suchen laßen. Am andern Morgen bucken sie gemeinschaftlich aus ihrem kleinen Mehlvorrath ein Brod, so groß wie die andern Brode, und trugen es selbander in den Wald an den bezeichneten Ort.

Nach drei Tagen gingen diese Weiber wieder denselben Weg ins Holz. „Ob wohl das Waldweibchen sein Brod geholt hat?“ sprach die eine Frau zur andern, und sie sahen nach, fanden aber ihre Gabe noch auf demselben Platze liegen, völlig unangerührt, wie es schien. Was sollte das heißen? Sie wußten sich nicht zu erklären, warum das Brod verschmäht liegen geblieben war, hatten sie es doch so gut gemeint. Unrecht aber schien es ihnen, das liebe Brod noch länger da liegen zu laßen, sie nahmen es also auf, aber gewaltig schwer war es unterdessen geworden. Das konnte wieder nicht mit rechten Dingen zugehen. Neugierig und verwundert schneiden sie ihren Laib Brod auf und — lauter blanke Thaler rollen daraus hervor. So war ihre Gutthat auf lange Zeit hinaus reichlich belohnt worden.

224.

Das versunkene Schloß.

Thuringia. 1843. S. 618.

Dicht unter dem Dorfe Kleingeschwende stand in uralter Zeit ein Schloß, darin ein Fräulein wohnte, geehrt und geliebt von allen Leuten in der Umgegend. Wer das Fräulein in dem Schloße aufsuchte, den nahm es gütig und freundlich auf, und weil Niemand ungetröstet und unbegabt von dannen ging, so kam Jedermann, dem Hilfe noth war. Und obwohl sie selber so reich war, um alle Leute reich zu machen, so nahm sie doch auch die Gaben an, welche von allen Seiten Dankbarkeit und Liebe ihr darbrachten.

Aber jene schöne Zeit ist längst vorüber. Schloß und Fräulein sind tief in den Erdboden versunken, Niemand weiß zu sagen warum. Nur ein runder Hügel ist übrig, den ein breiter und tiefer Graben umgibt.

Dort läßt sich das Fräulein bei Nacht noch zuweilen sehen, wenn auch nicht für alle Menschen.

Einst zog eine Bande Musikanten an dem Wallgraben vorbei; sie hatten in Reitzengeschwende bis spät in die Nacht aufgespielt. Frommen Sinnes denkt der eine an das Fräulein in dem versunkenen Schloße und bleibt zurück, während die andern fürbaß ziehen. Er knieet nieder auf dem Wall und bläst zu Ehren der Versunkenen ein Lied. Noch ist er damit nicht zu Ende, da stieg vor seinen Augen aus dem Hügel das Fräulein auf, durchschritt den Graben, kam auf ihn zu und reichte ihm einen goldenen Becher mit Wein dar. Der Spielmann ergreift den Becher und trinkt ihn bis zum letzten Tropfen leer. So hatte es ihm noch nie geschmeckt. Wundersam gestärkt eilte er den Genoßen nach und erzählt das Glück, das ihm zu Theil geworden war. „Wo hast du aber den goldenen Becher?“ frugen die Andern, „der war ja das Beste?“ Verwundert sah der Erzähler die Fragenden an und gestand ehrlich, daß er an das Gold bei dieser Weinspende gar nicht gedacht habe. „Desto beßer für uns,“ rufen die habgierigen Genoßen aus, „begnüge du dich mit dem Weine, wir wollen uns den Becher holen.“

Spottend der Thorheit ihres Kameraden kehren sie nach dem versunkenen Schloße zurück und spielen und blasen schon von Ferne um die Wette den goldenen Becher zu gewinnen. Doch ehe sie den Rundwall noch erreichen, bricht ein wildes Thier daraus hervor, das die Spielleute zerreißt.

225.

Vom Henneberge bei Heberndorf.

Sigismund Landeskunde des Fürstenth. Schwarzburg-Rudolstadt I, 48.

Ein Mann aus Heberndorf war am Tage vor Neujahr in Weitisberge und als es anfing dunkel zu werden, wollte er wieder heim gehen. Weil aber ein so grausames Schneegestöber war, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, hat er sich bald verlaufen, ist mitten in ein Dickicht gerathen und über ein Paar Stunden darin herum gelaufen. Weil ihn nun die Angst überkam, daß er darin umkommen müßte, ist er den Berg hinauf gelaufen, um droben vielleicht ein Licht zu sehen, auf das er zugehen könnte. Als er oben war, hört er es zwölfe schlagen. Da

wird es mit einem Male rings umher hell und er steht vor dem großen Stein, der glänzt wie lauter Silber und Gold, und auf der andern Seite kommen Ritter in die Höhe gestiegen mit großen Schwertern und andere tragen Schüßeln, darin lauter gutes Eßen ist. Da hat sich der Mann nieder geduckt und konnte sich nicht satt genug sehen, weil er aber so scharf hingesehen hat, mußte er plötzlich nießen, daß es nur so gepraßelt hat. Darüber sind alle Ritter in die Höhe gefahren, zwei nahmen ihn sogleich beim Kragen und brachten ihn zu den andern; man fragte ihn aus und sagte ihm zuletzt, er solle nach Hause gehen, aber keinem Menschen sagen, was er gesehen habe, sonst müße er übers Jahr sterben. Darauf hat ihn einer auf den rechten Weg gebracht. Aber seit jener Zeit ist der Mann wie krank gewesen und weil ihm seine Frau mit Fragen keine Ruh gelaßen hat, hat er ihr zuletzt alles gesagt. Seitdem aber konnte er nichts mehr eßen und in der Neujahrsnacht ist er gestorben.

226.

In Eiba kommt der letzte Türke um.

Sigismund Landeskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt II, 212.

Eine alte Prophezeiung unbekannten Ursprungs weißagt, der letzte Türke Europa's werde in einem Backofen zu Eiba umkommen.

227.

Die Teufelskanzel bei Ranis.

Thuringia. 1841. S. 89—92.

Unter dem Städtchen Ranis dem Schloße Brandenstein gegenüber ragt hoch und steil ein Fels empor, die Teufelskanzel genannt. An diesen Riesenfelsen schließt sich in einem großen Wiesengrunde ein halber Kranz kleinerer Felsen, grünbewachsen, von Süden nach Westen streifend. Liebliche Thäler mit labenden Bächen biegen dieser Stätte von allen Seiten zu, und geheimnißvoll thun sich Grotten und Höhlen auf am Fuße wie in der Höhe des wunderschönen Berggebildes.

Ein heidnischer Cultusplatz soll diese Stätte in vorchristlicher Zeit gewesen sein und Leute, welche im Dunkel der Nacht durch das Teufels-

thal gegangen sind, wollen allerlei Erscheinungen gesehen haben. So geht die Sage, daß um Mitternacht eine schwarze Katze dem vorübereilenden Wanderer sich zugesellt, ihn bis auf die Höhe zum ersten Opferheerd am Sämtitzbache begleitet, sich dann in einen schwarzen Hund verwandelt, der bis an die Herthawiesen mitgeht, wo er zur weißen Kuh wird und im Schöneberg verschwindet. Langsam und gemeßenen Schrittes kommt dagegen aus den unterirdischen Gemächern der Teufelskanzel eine weiße Jungfrau hervor; statt des Kopfes hat sie zwei goldene Hörner und in der Hand ein Schlüßelbund. Sie durchzieht die grünen Wiesen am Sämtitzbache, nähert sich dem Teufelsthal, weilt dahin gerichtet einige Minuten, kehrt dann wieder zurück, umkreißt die Teufelskanzel und verschwindet zuletzt in dem Haine am Brandensteine.

228.

Perchtha untersucht die Rockenstuben.

Grimm Mythol. 3 Asgbe. S. 255.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 153—167.

Nachts vor dem heiligen Dreikönigtag untersucht Perchtha in dem ganzen Orlagau die Rockenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten sehr kurzen Frist vollgesponnen sein müßen, und bestraft, wenn die geforderte Arbeit nicht geliefert werden kann, mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Auch schneidet sie bei dieser Gelegenheit allen, die an diesem Tage nicht Zemmede gegeßen haben, den Leib auf, nimmt die genoßene anderartige Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Wirrbüscheln und Backsteinen an, zuletzt näht sie den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchtha bei ihrem jährlichen Umzuge in jener Nacht einmal die Spinnstube voll schäkernder Gäste an. Hocherzürnt darüber reichte sie zwölf leere Spindeln oder Spulen durch das Fenster, die in einer Stunde bis zu ihrer Wiederkehr vollgesponnen sein sollten, und droht ernstlich mit Strafe, wenn es nicht geschehen sei. In banger Erwartung der angedrohten Strafe und unter vergeblichem Sinnen, wie dieselbe zu vermeiden sei, verstreicht eine Viertelstunde nach der andern,

da springt ein keckes Mädchen auf den Dachboden, langt einen Wickel Werrig und umwickelte die leeren Spulen, dann überspannen die Mädchen das Werrig zu ein, zwei bis dreimalen, so daß die Spulen voll schienen. Als Perchtha zurück kam, überreichte man ihr die gefertigte Arbeit und kopfschüttelnd zog sie damit ab.

Zu Langendembach war eine alte Spinnfrau, die im ganzen Winter so fleißig spann, daß sie allen Mädchen und Frauen zum Muster dienen konnte. Selbst am Abende vor dem Dreikönigsfeste setzte sie nicht aus, obwohl Sohn und Schnur warnend sagten: „wenn Perchtha kommt, es wird euch übel gehen.“ „Ei was,“ gab sie zur Antwort, „Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß sie selbst spinnen.“ Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spulen zu mit der ernsten Weisung dieselben voll zu spinnen, sonst werde es ihr schlimm ergehen, wenn sie nach einer Stunde wiederkomme. In ihrer Angst und Noth faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile einige Reifen auf jede Spule und warf die Spulen insgesamt in den Bach, der an dem Hause vorüberfloß.

Dadurch mag Perchtha versöhnt worden sein, wenigstens erzählt die Sage nichts von einer Bestrafung der alten Spinnfrau.

229.

Von Perchtha's Umzügen.

Grimm Mythol. 3 Ausgbe. S. 253.
Börner Volkssagen S. 126. 133.

Von Perchtha's Umzügen mit dem Ackerpfluge im Geleit der Heimchenschaar hat man diese Sagen.

Der Wagnermeister aus Colba ging am Vorabende des heil. Dreikönigfestes von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen war, spät in der Nacht nach Hause. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Pflug Heimchen klagend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so hilf und zimmere!“ rief Perchtha den erschrockenen Mann an. Er half so gut als ihm möglich war, doch von den gefallenen Spänen, dem ihm zugewiesenen Lohne, nahm er nichts, „dergleichen hab ich selbst genug zu Hause,“ gab er zur Antwort. Daheim erzählte er, was ihm begegnet

war und als die Leute ungläubig den Kopf schüttelten, zog er den Schuh aus, worin ihn ein hineingefallener Span gedrückt hatte, schüttelte ihn aus und ein blankes Goldstück rollte auf den Tisch. Jahr und Tag vergingen, ein Geselle, der des Meisters Erzählung mit angehört hatte, macht sich in der Perchthennacht auf den Weg und harrt an der Orla, da wo sein Meister auf Perchtha getroffen war. Bald kommt sie mit ihrem Kinderzuge an. „Was suchst du hier um diese Zeit?“ rief sie zürnend. Jener zeigt auf sein Beil, stottert etwas her von Hilfe und von Spänen aus dem Ackerpfluge, die er gern haben möchte. „Dießmal bin ich mit Werkzeug beßer versehen, du aber nimm hin, was dir für solche Mühe gebührt,“ spricht Perchtha und haut mit ihrem Beil den Burschen in die Schulter.

Zu einer andern Zeit ging in derselben Nacht eine Spinnerin aus der Rockenstube von Neidenberge nach Hause. Sie hatte rein abgesponnen und war wohlgemuth, da schritt den Berg heran ihr entgegen Perchtha mit dem großen Zuge der Heimchen, alle Kinder von gleicher Art und Größe. Mühsam schob eine Schaar der Kleinen an einem schweren Ackerpflug, ein anderer Haufe war mit allerlei Wirthschaftsgeräth beladen, alle aber klagten laut, daß sie keine Heimath mehr hätten. Ueber diesen wunderlichen Zug lachte die Dirne von Herzensgrunde laut auf. Darüber schreckten die Heimchen zusammen, ließen den Pflug los und das Gepäck fallen und beides rollte den steilen Abhang des Berges herunter. Zürnend trat Perchtha vor die leichtfertige Dirne und blies sie an, daß sie auf der Stelle erblindete. Das arme Mädchen irrte die ganze Nacht umher, erst am Morgen gelangte sie mit Hilfe anderer Leute in ihr Dorf Altar, sie war unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und saß traurig am Wege und bettelte. Als das Jahr verstrichen war und Perchtha am Abende vor dem Dreikönigfeste wieder in Altar einkehrte, bettelte die Blinde, weil sie Niemand kannte, auch die vorüberziehende hohe Frau an und erzählte wie gewöhnlich die Geschichte ihres Unglücks. „Es ist wahr,“ sprach Perchtha gütig, „voriges Jahr blies ich hier ein Paar Lichtlein aus, so will ich sie heuer wieder anblasen,“ und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Dieselbe Sage findet sich auch in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla.

230.

Das goldene Kegelspiel auf der Burg Schauenforst.

Thuringia. 1842. S. 231.

Von der Burg Schauenforst erzählen die Bauern, daß in den verfallenen Gewölben der Ruine ein goldenes Kegelspiel begraben sein soll.

231.

Der feurige Mann.

Thuringia. 1841. S. 813.

In der Gegend von Arnshaugk und Moderwitz ist ehemals lange Zeit ein feuriger Mann umgegangen. Er that aber Niemand etwas zu Leide, sondern ging ruhig seinen Weg von dem Dorfe Burgwitz an, durch Arnshaugk hindurch bis zum Silberberge bei Moderwitz. Dort blieb er einige Zeit stehen und verschwand dann. Manche erzählen auch, er habe gar keinen Kopf gehabt. Einst kam eine arme Frau mit ihrem Schubkarren aus einer Neustädter Mühle und wollte ihr Mehl nach Moderwitz schaffen. Bei Arnshaugk wurde sie von dunkler Nacht überfallen. Da erschien plötzlich der feurige Mann, ging vor ihr her und leuchtete ihr bis zum Silberberge. „Habe Dank, lieber feuriger Mann," sagte die Frau. Da verschwand der Feuermann und ist seitdem nicht wieder gesehen worden.

Das Wort des Dankes hatte ihn von seinem Umgange erlöst.

232.

Die weiße Frau auf dem Rittergute Lemnitz.

Thuringia. 1842. S. 31.

Auf dem Rittergute Lemnitz läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau sehen, die mit einem Schlüßelbunde an der Seite in dem Gutsgebäude umher wandelt, die Ställe untersucht, das Vieh füttert und melkt, aber keinem Hausbewohner etwas zu Leide thut.

233.

Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt.

Thuringia. 1842. S. 64. 1843. S. 366.

In der Kirche zu Neustadt an der Orla befinden sich am Altar zwei Holzfiguren, von denen die eine einen Lindwurm tödtet, die andere aber eine Milchgelte in der Hand hat. Diese beiden Figuren sollen zwei Brüder vorstellen, von denen der eine, Namens Ernst, einen Lindwurm, der in der Gegend von Neustadt gehaust und viel Unheil angerichtet hat, erlegt haben soll; der andere, Namens Haug, soll eine große Feuersbrunst in Neustadt oder in einem nahe gelegenen Dorfe wunderbarer Weise mit einer Gelte voll Milch gelöscht haben. Zum Andenken an diese Wunderthaten hat man ihre Bildniße in der Kirche aufgestellt.

Beide Brüder sollen auch das bei Neustadt gelegene und nach ihren Namen genannte Schloß Arnshaugk erbaut haben.

Nach einer andern Sage stellt das eine Holzbild den Kurfürsten Johann den Beständigen vor und erinnert an eine menschenfreundliche That, die er in Neustadt verrichtet haben soll, als er im Jahre 1525 auf seinem Zuge durch diese aufrührerischen Gegenden auch hierher kam. In der Nacht, die er in der Stadt verweilte, sei nämlich ein Brand entstanden, wobei der Kurfürst in eigener Person in einem Kübel Waßer getragen und so die Feuersbrunst habe dämpfen helfen.

234.

Die Kröte auf dem Brodlaib.

Thuringia. 1842. S. 124 f.

An der Abendseite des Rathhauses zu Neustadt hängt an einer eisernen Kette ein steinernes Brod, worauf eine Kröte sitzt. Ein wohlhabender Neustädter Bürger hatte noch bei rüstigen Jahren seinen Kindern Haus und Hof übergeben, ihn selbst aber sollten sie bis an seinen Tod ernähren und pflegen. Eine Weile ging das auch recht gut, aber der alte Vater lebte den bösen Kindern zu lange, sie hielten ihn später immer schlechter und verschloßen ihm endlich gar das Brod. Als nun der alte Mann zuletzt dem Hunger und Kummer erlag und gestorben war, fanden seine Kinder im Brodschranke auf dem Brodlaib eine große giftige

Kröte sitzen und so oft sie Brod bucken und in den Schrank thaten, war auch die Kröte da. Zur Warnung für alle bösen Kinder ließ deshalb der Magistrat in Neustadt ein Brod, worauf eine Kröte sitzt, in Stein aushauen und an dem Rathhause öffentlich aufhängen.

Später wurde dieser Stein den am Pranger ausgestellten Feld- und Gartendieben angehangen und dieses sollte eine Schärfung ihrer Strafe sein.

235.

Der Hirt und das Moosweibchen.

Thuringia. 1842. S. 271.

Der Hirt von Moderwitz hütete einmal in der Nähe eines Gehölzes seine Heerde. Während er sein Frühstück verzehrte, kommt ein Moosweibchen zu ihm und bittet ihn um etwas Brod. Der Hirt sagt: „wenn du mir ein Mittel für kranke Schafe lehren willst, sollst du Brod bekommen.“ Bereitwillig theilte ihm das Moosweibchen eine Menge Heilmittel für krankes Schafvieh mit. Als der Hirt genug gehört zu haben glaubte, sprach er: „nun ists gut, deine Heilmittel kenne ich, sieh du nun zu, wer dir das Brod gibt.“ Da fing das Moosweibchen an laut zu lachen und rief nach dem Gehölz zu laufend: „das beste weißt du doch nicht; was wider den Bettel*) hilft, ist dir doch nicht bekannt.“ Wenige Tage nachher erkrankten die sämmtlichen Schafe des Hirten an jener Krankheit und starben.

236.

Die verwünschte Frau mit dem Kartoffelteller.

Thuringia. 1841. S. 681.

In dem Dorfe Moderwitz lebte eine böse, zänkische und geizige Frau, die kein Mitleid kannte und Hungrigen, die sie um ein paar Kartoffeln ansprachen, schnöde die Thüre wieß. Zur Strafe wurde sie in die Eichleite

*) Bettel nennen die Schäfer eine das Schafvieh schnell tödtende Krankheit, gegen welche es noch kein Mittel geben soll.

verbannt, ein kleines Hölzchen, das am Wege von Moderwitz nach Köthnitz gelegen war. Dort erscheint sie noch oft mit einem Teller in der Hand, auf welchem drei Kartoffeln liegen; wer ihr aber begegnet, muß bald darauf sterben. Einst that ein Bauer aus Steinbrücken an jener Stelle Stöcke heraus, da erschien ihm jenes Weib und reichte ihm schweigend ihren Teller mit Kartoffeln hin, gleich als wolle sie ihn bitten, sich eine Kartoffel zuzulangen. Der Bauer lief aber erschrocken davon und schon nach wenigen Tagen war er gestorben. Hätte er nur eine der dargereichten Kartoffeln vom Teller genommen, so wäre das Weib erlöst gewesen.

Später ritt einmal der Oberförster von Arnshaugk an jener Stelle vorüber. Es war ein rauher stürmischer Abend und nur selten blickte der Mond aus dem Gewölk hervor. Plötzlich wurde das Pferd scheu und bäumte sich, der Oberförster blickt auf und gewahrt, da eben der Mond hinter einer Wolke hervortritt, die Frau mit ihrem Kartoffelteller. Furcht und Entsetzen erfaßt ihn, er gibt seinem Pferde die Sporen und saust im gestreckten Galopp dahin, aber schon nach wenigen Tagen war er eines plötzlichen Todes gestorben.

237.

Thalmann von Lunderstedt sprengt den Rothenstein hinab.

Agricola Sprichwörter 189.
Grimm deutsche Sagen II, 370.
Thür. Vaterlandskunde 1823. S. 364.

Thalmann von Lunderstedt lebte in Feindschaft mit Erfurt, der Hauptstadt von Thüringen. Einmal wurde dieser Ritter von seinen Feinden zwischen Jena und Kahla an der Saale bei dem Rothenstein hart bedrängt, also daß es unmöglich schien zu entrinnen. In der Noth sprengte aber Thalmann mit dem Gaul vom Felsen in die Saale und entkam glücklich. Dem Thalmann hat es geglückt, hunderttausenden sollt' es wohl nicht glücken.

Von diesem Rothenstein, in welchem etwas abwärts mehrere Hufeisen eingehauen sind, wißen Andere folgendes zu erzählen.

Ein schwedischer Trompeter wurde im dreißigjährigen Kriege von Kroaten verfolgt. Er kommt auf seiner Flucht an diese hohe, senkrechte Felswand und blickt mit Schaudern in die entsetzliche Tiefe. Was soll er

wählen? Hart hinter sich sieht er die verfolgenden Feinde, unter sich die rauschenden Fluthen des Stromes. Den gewißen Tod in den Fluthen einer schimpflichen Gefangenschaft vorziehend wagt er den entsetzlichen Sprung; er spornt das wildschäumende Roß, sprengt den Felsen hinab und glücklich trägt ihn sein Roß die Wogen durchschwimmend an das jenseitige Ufer. Gott dankend bläßt er langsam weiter reitend das Lied: „Herr Gott, dich loben wir," da knallt von der Felswand ein Schuß aus dem Doppelhaken eines Kroaten und der Trompeter sinkt tödtlich getroffen von seinem Roß.

238.

Von der Saalnixe.

Schriftl. Mittheilung von Herrn Archivsecretär K. Aue in Weimar.

1.

Vor einigen Jahren ging in Jena die Sage, daß einer der Fischer auf den Kunitzer Wiesen zwei Nixen in weißen Kleidern und langen gelben Haaren und bei ihnen einen Knaben mit spitzer Mütze gesehen habe.

2.

Ein Fischer in Jena behauptete immer, daß wenn er so viele Thaler hätte als er die Nixe gesehen, er ein reicher Mann sei; sie habe sich ihm zu jeder Tageszeit in verschiedener Kleidung und Gestalt gezeigt. Gewöhnlich geschah es auf dem Waßer. Fuhr er den Fluß auf oder ab, so war sie bald vor, bald hinter ihm, singend und plätschernd, meist in weißem Kleide und mit einem Schilfkranze auf dem Haupte. Zuweilen hatte sie schwarzes Haar, in der Regel gelbes. Er enthielt sich aller Rede und alles Fluchens, wenn er den Flußgeist sah und so konnte er ihm nichts anhaben. Mitunter sah er die Nixe an dem Ufer Wäsche trocknen und kaum hatte er dieß gesehen, so plätscherte und sang sie in dem Waßer.

3.

Die Tochter eines andern Fischers spielte als Kind in dem Paradise an dem Ufer der Saale. Sie sah Blumen an dem Rande des Waßers und bog sich vor sie zu pflücken, wobei sie wahrscheinlich in den Fluß

gefallen wäre, wenn nicht plötzlich eine junge Frau in städtischer Kleidung zwischen ihr und dem Waßer gestanden und sie mit dem Finger bedroht hätte. Die Gestalt verschwand sogleich. Es war die Nixe.

4.

Ein Mädchen, das elternlos bei fremden Leuten lebte, die es übel behandelten, beschloß sich zu ertränken und ging zu dem Ende in das Paradis. Sie ward aber von der Ausführung ihres Vorsatzes durch hin und her gehende Leute abgehalten. Daher hielt sie für das beste in das dort befindliche Badegehege zu steigen, wo sie unbemerkt den Abend erwarten und von diesem begünstigt ihr Vorhaben ausführen könnte. Es war schon dämmerig, als sie sich dahin begab. In dem Gehege lag sie auf der Bank. Da trat eine junge Frau in der Kleidung höherer Stände zu ihr heran und bat sie beweglich von ihrem verderblichen Vornehmen abzustehen. Sie bekämpfte das Mädchen mit den Gründen der Religion, und als ihr jenes Folge versprochen, verschwand sie. Da das Gehege, verschloßen wie es war, nur erklettert oder durch Schwimmen von der Saale her erreicht werden konnte, dieß aber dem Mädchen nicht entgehen konnte, es aber nichts davon gesehen oder gehört hatte und die Besucherin zudem endlich verschwand, so mußte es die Nixe sein, die in verschiedenen Gestalten einher geht.

5.

Es hielt sich einmal ein Maler in Jena auf, der die seltsame Absicht hatte, die Nixe kennen zu lernen und deshalb Abends in dem Paradise an dem Ufer hin und her ging die Nixe durch Weisen auf der Guitarre lockend, von denen man wohl wußte, daß sie der Nixe eigen wären. So that er auch einmal, begleitet von einem in Jena heimischen Maler, der einige Schritte vor ihm herging. Dem fremden Maler kam eine Furcht an, er sah sich um und sah die Nixe in ihrer Schöne hinter ihm kommen. Von Schrecken überwältigt floh er an dem andern vorüber nach der Saale zu, wo er verschwand. Der andere rief und suchte ihn vergebens, eben so andere Leute, die bald dazu kamen. Sie eilten zu dem nahe wohnenden Fischer, der mit seinem Sohne sogleich zu suchen begann, aber denselben Abend nichts fand; erst am folgenden Tage sahen sie an dem obern Ende des Paradises nahe dem Ufer einen Gegenstand gleich einem Hühnerkorbe. Sie ruderten dahin und wurden gewahr, daß es die

von dem Waßer ausgebreiteten langen Haare eines auf dem Grunde stehenden Menschen waren. Sie zogen ihn heraus; es war der Maler.

6.

Die Frau dieses Fischers ging einmal durch den hinter ihrem Hause liegenden Garten an das Ufer, ihre Wäsche zu läutern. Mit Schrecken sah sie in geringer Entfernung unter dem Waßer ein weißgekleidetes Weib mit greulichen schwarzen Augen und dunklen Haaren sitzen. Sie entfernte sich, kam aber bald wieder und begann ihre Arbeit. Die Nixe blieb und verschwand erst lange nachher.

7.

Ein Fleischer badete sich einmal bei der Schneidemühle, wo man sich eigentlich nicht baden darf. Er war schon einmal von dem Paradise aus bis zur Schneidemühle geschwommen und kehrte nun wieder um. In der Mitte des Flußes ward er bei den Füßen fest gehalten und diese unter das Waßer gezogen. Er rief um Hilfe und einige weiter unten badende Leute schwammen heran. Sie ergriffen ihn und versuchten durch gemeinsame Anstrengung ihn los zu machen. Dieß gelang endlich und nun sah man an den Beinen den mit Blute unterlaufenen Abdruck zweier großer Krallen. Die Nixe hatte ihn nieder zu ziehen gestrebt.

8.

Wenn sich Jemand in der sogenannten Paradissaale ertränket, höret der anwohnende Fischer Abends von der Stimme des Ertrunkenen unter seinen Fenstern seinen Namen rufen. Man hat das oft bemerkt, wenn bekannte Leute sich dort in dem Fluße den Tod gegeben hatten.

9.

Ein Seiler aus Lobeda kam von Jena nach Hause. Als er auf der Brücke war, die von Lobeda über die Saale führt, sah er den Fluß abwärts ein wunderschönes nacktes Weib mit langen gelben Haaren gegen die Brücke schwimmen. Singend und plätschernd nahte sie dem Wehre und als sie es erreicht hatte, verschwand sie.

10.

Ein vornehmer Mann ging an der Saale hin von Jena nach Drakendorf. Da erhob sich an einer gewißen Stelle des Flußes eine

weibliche Gestalt wie die eben beschriebene mit halbem Leibe aus dem Waßer und winkte ihm, er aber ging seines Weges.

In dem Jahre 1804 soll bei einer für das weimarische Land wichtigen Begebenheit die Nixe der Saale bei hellem Tage in dem Paradise gelustwandelt und viele Leute sie gesehen haben.

11.

Es ist eine allgemein bekannte Sage, daß die Nixe der Saale jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben wolle. Darum vermeiden die Anwohner des Flußes an diesem Tage zu baden; namentlich unterlaßen es die Fischer zu derselben Zeit ihrem Gewerbe nachzugehen. Schon Mancher, der dieses nicht glauben wollte und darum nicht beachtet hat, mußte seinen Vorwitz mit dem Tode im Waßer büßen.

239.

Der Kopf an der Brücke in Jena.

Thüringen und der Harz III, 73.

Von der steinernen Brücke am Löbderthore in Jena erzählt man, daß ein reicher und vornehmer Ehebrecher, der von den Richtern zum Tode verurtheilt war, sich verbindlich gemacht habe, statt der vormals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten zu erbauen, wenn ihm die Strafe erlaßen werde und er mit dem Leben davon komme. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Richter schenkten ihm das Leben. Zur Erinnerung an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf in Stein bilden und in einem an der Westseite der Brücke befindlichen Loche einmauern.

240.

Der Kobold in Jena.

Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen. Jen. u. Leipz. 1731. S. 46.

In dem vor dem Löbderthore in Jena gelegenen Wirthshause zum gelben Engel soll der gemeinen Sage nach vor Zeiten ein Kobold sich aufgehalten haben, dem alltäglich ein halbes Stübchen Bier sammt etwas

Fleisch und anderer Kost gegeben, auch alljährlich ein rothes Kleidchen hingelegt werden mußte. Dafür pflegte er die Ställe rein zu halten, auch der Wirthin gute Nahrung zu bringen. Wenn man aber etwas von der genannten Pflege unterließ, mag er sich gar unruhig und widrig bezeigt haben.

241.

Das Dorf der Geister.

Schriftlich von Herrn K. Aue in Weimar.

Die Höhe des Hausberges bei Jena, da wo der obere Weg nach Ziegenhain beginnt, ist in dem Rufe nicht geheuer zu sein. Wendet man sich von jener Stelle nach der linken Seite, so gelangt man an das vordere Ende des nördlichen Abhangs unter der Höhe. Dort lag einst ein Dorf, genannt Schlehendorf. Wenn nun Mittags Leute an jene Stelle gekommen sind, haben sie gar oft das Dorf deutlich vor sich gesehen, sind auch selber hineingerathen ohne es zu wollen, wo ihnen Bewohner desselben in alter Tracht mit schrecklichen drohenden Gesichtern begegneten.

242.

Der Riesenfinger.

Taschenbuch für Liebe und Freundschaft 1815. S. 279 ff.
Grimm deutsche Sagen I, 207 f.

Wer von Jena über die Camsdorfer Brücke geht, erblickt nach Osten hin in der Nähe des Dorfes Ziegenhain auf dem Hausberge einen hohen Thurm. Davon erzählt man diese Sage.

Im Saalthale in der Nähe von Jena hauste ein wilder, böser Riese. Auf den Bergen hielt er seine Mahlzeit und noch heißt auf dem Landgrafenberge ein Stück der Löffel, weil er dort seinen Löffel hinfallen ließ. Die Menschen nannte er Zwerge und behandelte sie hart und grausam. Auch gegen seine Mutter war er gottlos und böse, besonders wenn sie ihm Vorstellungen oder Vorwürfe über sein wüstes Leben machte. Als er aber einmal bei solcher Ermahnung mit seinen Fäusten nach ihr schlug, verfinsterte sich alsbald der helle Tag in dunkle Nacht, ein Sturm braußte

daher und der Donner rollte und krachte fürchterlich, daß der gottlose Riese niederstürzte und von den umliegenden Bergen, die über ihn fielen, ganz bedeckt wurde. Aber sein kleiner Finger wuchs aus diesem Grabe hervor, zur Strafe für ihn und zugleich zur Warnung für die kommende Zeit. Dieser Finger ist der schmale, einsame Thurm auf dem Hausberge, in der Neuzeit der Fuchsthurm genannt.

243.

Der ungeheure Baum.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Löbstedt bei Jena ging auf den Wiesen an der Saale Kümmel zu suchen. Es sah um eine Erle sehr schönen fetten Kümmel stehn und pflückte ihn. Als sie fertig war, wollte sie weiter, konnte aber nicht von der Stelle, sondern ward vielmehr in einem kleinen Kreiße mehrere Stunden von unsichtbarer Macht um den Baum getrieben. Endlich hörte das auf und sie konnte weiter gehen. Nach zwanzig Jahren widerfuhr das Nämliche einer Frau aus Jena.

244.

Wein aus der Kunitzburg.

Mone Anzeiger VI, 394 f.

Bei einer Hochzeit zu Kunitz unweit Jena ging um Mitternacht der Wein aus. Da gab der Hausherr der Magd Geld und sagte scherzhaft: „geh auf die Burg und hole Wein!" Das Mädchen, welches im Orte noch fremd war, ging ohne Bedenken mit einem Kruge auf das unbewohnte Bergschloß und klopfte an die Thüre, welche bald von einer weißen Gestalt geöffnet wurde, die nach der Magd Begehren fragte. Diese antwortete, sie solle für ihren Herrn, dessen Namen sie nannte, Wein holen, worauf die Gestalt mit ihr in den Keller ging, den Krug aus einem Faße füllte und zurückgab, ohne Bezahlung anzunehmen. Im Hochzeitshause erkannte man den Wein für altes, treffliches Gewächs und fragte die Magd, wo sie ihn geholt habe. Ueber ihre Erzählung wunderte sich alles, man bewahrte von dem Wein auf und zeigte die Sache in

Jena bei Gericht an. Dort wurde das Mädchen eidlich vernommen und nachher die ganze Kunitzburg amtlich untersucht, allein darin weder Faß noch Wein gefunden.

245.

Die goldene Gans zu Tümpling.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 721 f.

Unter dem Herrenhof zu Tümpling finden sich noch alte Gewölbe, in denen, wie die Leute sagen, ein goldener Gänserich mit 12 goldenen Eiern sitzt. Die goldene Gans hat aber ein früherer Pachter gehoben, was er mit dem Leben seines Sohnes bezahlt hat. Auch soll es in einem der Keller pfeifen, als ob ein Schäferknecht darin wäre.

246.

Der Galgenhügel bei Kleinprießnitz.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 72°.

Etwa zehn Minuten von Kleinprießnitz liegt der Galgenhügel, auf dem die Verbrecher hingerichtet wurden, denn das Gut hatte die Obergerichte. Da nun zuletzt einmal in fünfzig Jahren kein Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht worden war, so fiel die Gerichtsbarkeit dahin, wohin der Schatten des Hügels fiel, nämlich nach Tümpling. Auf diesem Hügel liegen auch drei Steine in Form eines Dreiecks. So oft sie aus einander gestoßen werden, findet man sie immer wieder zusammen gelegt.

247.

Die Laterne bei Kamburg.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 720 f.

Auf dem Kirchberge bei Kamburg auf dem linken Saalufer im stöbenschen Holze stand in alten Zeiten die Cyriakskirche und nahe dabei ein Kloster gleiches Namens. Beide, Kirche und Kloster, sind eingegangen und nur wenige noch vorhandene Spuren und Trümmer zeigen die Stätte, wo sie gestanden. Das Kloster soll durch einen Gang unter der

Erde mit dem Dome zu Naumburg eine Verbindung gehabt haben. Vielfach wird aber von den Leuten in der Umgegend die Laterne beobachtet, ein Licht, welches in bestimmten Zeiten des Herbstes vom Cyriaks-kloster über die Saale auf die Meißner Seite und in einem großen Kreißbogen wieder zurück kehren soll. Davon weiß die Sage folgendes zu erzählen.

In Leislau wohnte in einem schönen großen Hause ein Mann, von dem Niemand wußte, was er trieb. Seinen einzigen Sohn hielt er streng und eingezogen. Als derselbe erwachsen war, machte er sich in günstigen Stunden frei und wird mit einem schönen Gänsemädchen bekannt, die er besucht, so oft der Vater abwesend ist. Einmal kommt aber der Vater nach Hause, nimmt den Sohn sogleich in den Wagen und bringt ihn nach Naumburg in den Dom, wo er ein Mönch werden muß und bald darauf ins Cyriakskloster gethan wird. Hier sinnt und denkt er nun auf Mittel aus dem Kloster heraus und zu seinem geliebten Gänsemädchen zu kommen. Es gelingt ihm durch eine Fallthüre, die er zu öffnen und zu schließen weiß, ins Freie zu kommen. Mit einer Blendlaterne eilt er vom Kloster die Mönchsschöppe herab und am Saalufer etwas aufwärts zu einem Kahn, eilt über den Clausberg und über Schindit nach Leislau unter das Fenster seiner Geliebten und verlebt da einige glückliche Stunden; dann kehrt er rasch zurück zum Kloster. Diese Wanderungen und Besuche hatte er schon oft und stets glücklich gemacht. Als er aber einmal wieder hingeeilt war, die Fallthüre gehoben hatte und nach der hingestellten Laterne greifen will, schlägt diese in demselben Augenblicke zu und schneidet ihm die Hand vom Arme. Am andern Morgen findet man ihn todt auf der Treppe, doch ohne die rechte Hand, die mit der Laterne verschwunden ist. Seitdem macht die Laterne ihre Wanderungen meist auf dem Wege, den der Mönch nach Leislau genommen und eilt von da auf verschiedenen Wegen zurück.

248.

Der Strudel bei der Rudelsburg.

Thüringen und der Harz IV, 103.

Dicht unter dem Felsen, worauf die Rudelsburg liegt, bildet die Saale einen Strudel, davon erzählt man folgende Sage.

Die Besitzer der Rudelsburg und der Krainburg am jenseitigen Ufer der Saale lebten in guter Nachbarschaft und waren einander treue Freunde. Der schmale Fluß trennte ihre Besitzungen, aber auch dieser war unter sie getheilt, denn die Fischerei in demselben war beiden gemeinschaftlich. Der Herr der Krainburg hatte einen einzigen Sohn und der Besitzer der Rudelsburg eine Tochter, und beide Väter wünschten ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Diese gute Nachbarschaft hatte zwischen den beiden Burgherrn lange Zeit bestanden. Da geschah es, daß der Rudelsburger, angereizt durch den Bischof in Naumburg, welcher dem Ritter der Krainburg übel wollte, uneingedenk des alten Vertrags und der guten Freundschaft sich die Fischerei in der Saale allein und ausschließlich anmaßte. Die frühere Freundschaft ging in bittere Zwietracht über und den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung von den feindlichen Vätern streng untersagt. Sie konnten sich fortan nur heimlich sehen und sprechen. Ein leichter Fischerkahn trug gewöhnlich des Nachts den Jüngling hinüber über die Saale.

Einst sollte bei einem heftigen Gewitter das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Ufer bringen. Schon befand sich der Kahn in der Mitte des Stroms, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, hoch schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihre Tiefe — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten und angstvoll eilte sie am Morgen den Burgpfad hinab an den Strand der Saale. Da gewahrte sie nahe am Ufer in dem Strome einen rothen Streif, den der Morgenwind auf den Wellen ihr zutrieb. Sie bückt sich hinab in den Fluß den Streif zu erfaßen und siehe, da hält sie die Feldbinde des Geliebten, die sie ihm selbst gestickt, in ihrer Hand und sinkt hinab in die Tiefe des Flußes. An der Stelle aber, wo die beiden Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.

249.

Die lachende Braut und der weinende Bräutigam.

Lepsius kl. Schriften I, 254.

Im Dom zu Naumburg findet man zwei Personen ausgehauen, von welchen die eine weint, die andere aber lacht. Das sollen zwei Ver=

lobte sein. Der Bräutigam war mit fröhlichem Muthe in fremde Länder verreiset und hatte sich durch kein Bitten, Warnen und Flehen seiner Braut davon abhalten laßen. Inzwischen begab sich die herzlich betrübte Braut ins Kloster, ließ den Dom bauen und verlachte hernachmals den wiederkommenden herzlich betrübten Bräutigam mit gleicher Beständigkeit.

Eine geschriebene naumburgische Chronik erzählt die Sache folgendermaßen. Eine Braut habe, als ihr Bräutigam in der Fremde gewesen, unterdessen ihre Güter und auch von des Bräutigams Gütern, die sie in Verwaltung gehabt, zur Aufrichtung des Doms hergegeben und sich selbst als eine geistliche Braut Christi dem Nonnenstande gewidmet. Als nun der Bräutigam wieder heimkam und der Braut zusprach, warum sie das gethan habe, hat sie gelacht und gesagt, sie sei nun nicht mehr seine Braut, sondern Gottes Braut; und obwohl sie von seinem Gute etwas Gott zu Ehren angewendet habe, so möchte er sich das nicht misfallen laßen, es sei zu seiner Seligkeit geschehen, auch hätte sie ihm noch so viel übrig gelaßen, daß er sich seinem Stande gemäß halten könnte. Da hat es der junge Mann geschehen laßen auch selbst noch mehr dazu gethan, damit der Bau des Doms vollführt würde.

250.

Das Kellermännchen.

Prätorius Weltbeschr. I, 172 f. 319 f.
Grimm deutsche Sagen I, 40. S. 50.

In Lützen hat sich folgendes zugetragen. In einem Hause lief ein klein Männlein aus dem Keller hervor und sprengte vor dem Hause Waßer aus einer Gelte oder goß es aus. Darauf lief es wieder stillschweigend nach dem Keller, die Magd aber, die gerade zugegen war, fürchtete sich, fiel nieder auf ihre Kniee und betete einen Psalm. Da fiel das Männlein zugleich mit ihr nieder und betete so lange als die Magd. Nicht lange nachher kam eine Feuersbrunst in dem Städtlein aus und mehrere neu erbaute Häuser wurden in Asche gelegt, aber jenes Haus blieb unverletzt. Nach solchem Begebniß soll das Männchen noch einmal erschienen sein und Waßer gesprengt haben, allein es erfolgte an selbigem Orte nichts darauf.

251.

Tod des Domherrn zu Merseburg.

Erasm. Francisci höll. Proteus S. 1058.
Grimm deutsche Sagen Nr. 262.

Von langer Zeit her wurde in der Stiftskirche zu Merseburg vor dem Absterben eines jeglichen Domherrn bei der Nacht ein großer Tumult gehört. Es geschah nämlich auf den Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag, als ob ein starker Mann aus allen Kräften mit geschloßener Faust einen gewaltigen Streich thäte. Sobald solches die Wächter vernommen, deren etliche sowohl bei Tage als bei Nacht gewacht und wegen der stattlichen Kirchenschätze und Kleinodien die Runde gemacht, haben sie es gleich des andern Tages hernach dem Capitel angezeigt. Und dieses ist dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen, eine persönliche Vertagung gewesen, daß er in dreien Wochen an den blaßen Reigen müßte.

252.

Des Nixes Beine.

Prätorius Weltbeschr. I, 533.
Grimm deutsche Sagen Nr. 66.

In Merseburg kam einmal um Mitternacht ein Weib vor das Haus eines Barbiers, der nahe am Waßer wohnte, und schrie zum Fenster hinein, die Wehmutter solle doch herausgehen, was diese anfänglich nicht thun wollte. Endlich ging der Barbier mit, der ein Licht bei sich hatte, und sah flugs nach des befürchteten Nixes Beinen. Da hat sich der Nix niedergeduckt. Als solches der Mann merkte, hat er den Nix greulich ausgescholten und gehen heißen; darauf ist dieser sogleich verschwunden.

253.

Der Schellenmoritz.

Büsching wöchentl. Nachrichten II, 400.

In Halle lebte vor alten Zeiten ein Bischof, Namens Moritz, mit seiner Schwester. Beide waren baulustig. Der Bruder baute die dortige

Moritzkirche, die Schwester zu gleicher Zeit die im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstörte Moritzburg. Jener war ein sehr harter und böser Mann, und weil er die Bauleute über ihre Kräfte zur Arbeit nöthigte und um sich ihnen dadurch immer bemerklich zu machen, einen Gurt von Schellen trug, begaben sie sich lieber zu seiner sanften Schwester und arbeiteten an ihrer Burg. Dieses hatte zur Folge, daß diese viel früher fertig wurde, als seine Kirche. Darüber lebte er mit der Schwester in Unfrieden und beschloß sich an ihr zu rächen. Um dieses aber leichter ausführen zu können, bot er ihr scheinbar die Hand zur Versöhnung und kam sie zu besuchen. Weil sie seine Tücke nicht ahnte, ging sie ihm bis unter die Thore ihres Schloßes entgegen. Da zog er den Dolch und stieß ihr denselben unter dem Vorwande sie umarmen zu wollen, ins Herz.

Zum Andenken dieser That hat man das Bild der Prinzessin mit dem Dolche in der Brust über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, wo es noch heute zu sehen ist. Auch sein Bild mit dem Schellengehänge befindet sich in der Moritzkirche zu Halle.

254.

Gegen Nixen schützt Dosten und Dorant.

Prätorius Weltbeschr. I, 106 ff. 531 ff.
Bräuner's Curiositäten 34 ff.
Grimm deutsche Sagen Nr. 65.
Sommer Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Sachsen u. Thüringen Nr. 36.

Prätorius erzählt, einer hallischen Wehmutter sei folgendes einmal begegnet. Nachts wurde dieselbe von einem Manne zum offenen Stadtthore hinaus an die Saale geführt. Unterwegs bedrohte sie der Mann ja kein Wort zu sprechen und nicht zu mucksen, sonst würde er ihr bald den Hals umdrehen, übrigens sollte sie nur getrost sein. Die Frau dachte an Gott hoffend, der würde sie schon behüten und ergab sich darein, denn sie ginge in ihrem Berufe. An der Saale that sich sogleich das Waßer und weiter unten auch das Erdreich auf; sie stiegen hinunter und kamen in ein schönes Schloß, darin ein niedliches Weibchen lag. Dieser half die Wehmutter in Kindsnöthen, unterdessen war der Mann wieder hinaus gegangen. Als alles glücklich gethan und geschehen war, sprach mitleidig das Weibchen: „ach, liebe Frau, nun jammert mich, daß ihr hier bleiben müßt bis an den jüngsten Tag; nehmt euch wohl in Acht, mein Mann

wird euch jetzt eine ganze Mulde voll Dukaten vorsetzen, nehmt aber nicht mehr, als euch auch andere Leute für eure Mühwaltung zu geben pflegen. Und wenn ihr dann zur Stube hinauskommt und unterwegs seid, so greift flugs an die Erde, da werdet ihr Dosten und Dorant erfaßen, solches haltet fest und laßt es nicht wieder aus der Hand fahren. So werdet ihr auf freien Fuß und glücklich heim kommen."

Kaum hatte sie das gesagt, so kam der Nix, gelbkraus von Haar und bläulich von Augen, in die Stube zurück. Er hatte eine große Mulde voll Gold und setzte sie der Frau vor, sprechend: „sieh da, nimm so viel du willst." Sie nahm einen Goldgülden. Da verzog der Nix sein Gesicht, machte grausame Augen und sprach: „das hast du nicht von dir selber, sondern mit meines Weibes Kalbe gepflügt; die soll dafür leiden! Nun komm und geh mit mir." Die Frau stand auf und der Nix führte sie hinaus; da bückte sie sich und griff mit der Hand Dosten und Dorant. Ihr Führer sagte: „das hast du auch von meinem Weibe gelernt; nun geh nur hin, wo du hergekommen bist." Alsbald war sie aus dem Fluß am Ufer gewesen, ging zur Stadt hinein, deren Thore noch offen standen, und kam glücklich in ihr Haus.

Eine andere Hebamme aus der Gegend von Querfurt erzählte, daß in ihrer Heimath ein Ehemann ausgegangen war und seine Frau als Kindbetterin hatte zu Hause laßen müßen. Um Mitternacht kam der Nix vors Haus, nahm die Sprache des Mannes an und rief zum Gartenfenster hinein, sie sollte herauskommen, er habe ihr etwas Besonderes zu weisen. Das schien der Frau wunderlich und sie antwortete: „komm du doch herein, aufzustehen mitten in der Nacht schickt sich für mich nicht. Du weißt ja, wo der Schlüßel liegt, draußen im Loch vor der Hausthür." „Das weiß ich wohl," sprach der Nix, „du mußt aber herausgehen," und plagte sie so lange mit Worten, daß sie zuletzt aufmachte und in den Garten kam. Das Gespenst ging vor ihr her und immer tiefer hinab; sie folgte nach bis zu einem Waßer in der Nähe des Hauses. Mittlerweile sprach der Nix:

„heb auf dein Gewand,
daß du nicht fallst in Dosten und Dorant,"

welche Kräuter viel im Garten wuchsen. Indem aber erblickte sie das Waßer und fiel mit Fleiß ins Kräutich hinein. Sogleich verschwand der Nix und konnte ihr nichts mehr anhaben. Nach Mitternacht kam der Ehemann nach Hause, fand Thür und Stube offen, seine Frau aber nicht

im Bett und hub deshalb an erbärmlich zu rufen, bis er leise ihre Stimme im Garten vernahm und sie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte.

255.

Laß die Todten ruhen.

Mone's Anzeiger VIII, 60.

Einem Schulmeister aus Predel, der seinen Sohn auf der Klosterschule in Eisleben besuchte, wurde von diesem die dazu gehörige Kirche gewiesen. Sie kamen an ein steinernes Nonnenbild, welches, wie alle solche Bilder, anzeigte, daß daselbst eine Klosterfrau eingemauert worden ist. „Schade um dich, daß sie dich eingemauert haben!" sagte der Schulmeister, indem er das Bild in die Wange kneipte, und als sein Sohn ihn ermahnte, die Todten in Ruhe zu laßen, machte er es nochmals so. In der folgenden Nacht um eilf, wo er bei seinem Sohne lag und beide noch wachten, kam die Nonne zur Thür herein, trat zum Bette, schaute hinein und ging, nachdem sie den Sohn vorn liegen gesehen, unten herum an die hintere Seite. Dort kneipte sie mit ihrer eiskalten Hand den Vater zweimal in den Backen und verließ dann wieder die Stube. Nachher hat der Schulmeister nie mehr sich unterfangen, mit den Todten Scherz zu treiben.

256.

Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld.

J. G. Büsching Volkssagen u. s. w. Lpzg. 1820. S. 352.

Für das Wahrzeichen des Schloßes Mansfeld hält man einen Mönchs- und Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thores, wenn man nach der so genannten Mine zugeht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geschlechts ein Liebesbündniß gehabt und ihre Liebe entdeckt worden sei. Beide wurden auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht. Der Mönch aber stürzte sich vom Schloße

herab, die Nonne endete ihr Leben, indem sie sich in der sogenannten dunklen Kammer erhing, wo man den Ort und den Strick noch lange zeigte. Ihre Bildniße wurden in Stein gehauen und an die bekannten Orte gestellt.

257.

Der Ritter St. Georg in Mansfeld.

Thuringia. 1842. S. 538.
Sommer Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 80.

Der Ritter St. Georg, der den Drachen getödtet und des Königs einzige Tochter von dem Ungeheuer befreit hat, wurde besonders und allgemein in der Grafschaft Mansfeld als Schutzpatron verehrt, und man sagte, er sei ein Graf von Mansfeld gewesen. Sein Bildniß war fast an allen Gebäuden, Säulen, Brunnen, Wappen und Fensterscheiben angebracht und wurde auf die Mansfelder Münzen geprägt. Auch war zu seiner Ehre in der Stadt Mansfeld eine Kirche gebaut. Noch immer erzählen die Väter und Mütter ihren Kindern an langen Winterabenden, daß der Ritter St. Georg auf dem Schloße zu Mansfeld gewohnt und an dem Schloßberge den gefährlichen Lindwurm getödtet habe.

258.

Ursprung der Grafen von Mansfeld.

Volkssage bei Otmar S. 290 f.
Grimm deutsche Sagen Nr. 569.

Während einst Kaiser Heinrich sein Hoflager auf der Burg bei Wallhausen in der goldenen Aue hatte, bat sich einer seiner Mannen von ihm ein Stück Feld zum Eigenthume aus, das an die goldene Aue grenzte und so groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könnte. Der Kaiser, weil er den Ritter seiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die Bitte ohne sich zu bedenken. Dieser nahm einen Scheffel Gerste und umsäete damit die Grenzen der nachmaligen Grafschaft Mansfeld.

Doch dies erregte den Neid der übrigen Mannen und sie hinter=

brachten dem Kaiser, daß seine Gnade durch eine falsche Deutung gemisbraucht worden. Aber der Kaiser antwortete lachend: „gesagt ist gesagt! Das ist des Mannes Feld!“ Daher der Name Mansfeld und in dem gräflichen Wappen die Gerstenkörner, welche die Wappenkünstler Wecken nennen.

259.

Die Steinkreuze bei Allstädt.

Thüringen und der Harz I, 190.

Nahe bei Allstädt auf der Nordseite stehen am Rande des Hornfeldes aus gewöhnlichem Sandstein roh gearbeitet 6 Kreuze; früher sollen 9 dagestanden haben. Man erzählt von diesen Kreuzen, daß sie warnende Denksteine auf den Grabstätten von neun an diesem Platze wegen Meuterei oder wegen Theilnahme am Bauernaufruhr hingerichteter Männer seien.

260.

Das Kobermännchen im neuen Schloße zu Sangerhausen.

Thuringia. 1842. S. 781.

Das neue Schloß in Sangerhausen, jetzt Lokal für das königl. Land- und Stadtgericht, das Steuer- und Rentamt, wurde um das Jahr 1736 vom letzten Herzoge von Sachsen-Weißenfels, Christian II. erbaut. Das Geld zu diesem Baue soll ein Nachkomme des wackern Triller vorgeschoßen und es selbst von Zeit zu Zeit in einem Kober gebracht haben. Dafür stellte man ihm zum Gedächtniß, der auch die so genannte Trillerei in der Rittergaße erbaut hat, auf der Haupttreppe im Innern des Schloßes seine in Stein gehauene Statue, aber im kleinen Maßstabe, mit dem Kober auf.

Eines Tages kam ein Bauer in das Schloß. Er sah das kleine Männchen, zupfte es an einem Ohr und sprach: „ei, ei, Männchen, wo willst du mit dem Kober hin? Er ist ja größer als du.“ Da erhob das Männchen seine steinerne Hand und gab dem Bauer einen so gewaltigen

Schlag auf den Kopf, daß er niedersank und bald darauf seinen Geist aufgab.

Seit diesem Vorfall war das Männchen sicher vor jeder Spötterei und Neckerei. Alte Leute erinnern sich noch, daß sie in ihren Kinderjahren aus Furcht vor einer solchen Ohrfeige dem Männchen nie zu nahe gekommen sind, noch weniger ein neckendes Wort sich erlaubt haben.

261.

Das Zimmer des Gebannten.

Thuringia. 1842. S. 780.

Der St. Jacobskirche in Sangerhausen gegenüber liegt am Markte ein stattliches Haus. Wer es suchen will, wird es an den zwei Linden erkennen, die an seinem Eingang stehen.

Gerade vor so viel Jahren als die Linden gepflanzt sind, erschlug in dem obersten Eckzimmer dieses Hauses ein Sohn seinen Vater. Bald nach der That ließ die Familie des Ermordeten das Zimmer fest verwahren, damit es nie wieder bewohnt würde. Und wie damit gewißermaßen ein Fluch über das Gemach ausgesprochen war, so fing derselbe nun auch an auf den Geist der Thäters zu wirken. Denn sobald Niemand mehr das Zimmer betreten konnte, so schien es, als wäre ein böser Geist in dasselbe eingezogen. Oft entstand ein heftiges Poltern, daß man es selbst im Keller hören konnte. Ein späterer Besitzer des Hauses ließ das Gemach wieder einmal öffnen, den Grund des Lärmens zu untersuchen. Aber man denke sich den Schrecken der Leute, als sie die Gestalt des Mörders im Zimmer auf- und abgehen sahen. Entsetzen trieb sie von der Thür hinweg und die Furcht, der Geist möchte vielleicht aus seinem Bannkreiße heraustreten, bestimmte sie, das Zimmer wieder fest zu verschließen. Man hat nachher mehrmals noch das Zimmer geöffnet und zu betreten versucht, aber immer derselbe Anblick und dasselbe Entsetzen.

Diese Sage erzählten vor nicht gar langer Zeit noch alle Leute in Sangerhausen. Jetzt soll das Zimmer des Gebannten für Jedermann zugänglich sein.

262.

Der Fluch.

Thuringia. 1842. S. 782.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brach in Sangerhausen eine Hungersnoth aus, die viele Bewohner ins Grab brachte.

Zu dieser Zeit lebte dort eine reiche Frau, welche außer ihrem Wohnhause in der Ulrichsstraße noch mehrere andere Häuser in der Stadt besaß, aber sehr geizig war. In seiner größten Noth kam zu ihr ein armer Mann und bat um ein Stückchen Brod für sich und die Seinigen. Sie schmähte ihn zuerst und verwieß ihn dann auf die Disteln des Feldes, die für solches Bettelvolk gut genug zur Speise wären. Da wünschte der arme Mann in seinem Schmerze, daß Gott sie mit Disteln strafen und ihren Reichthum vergehen laßen möchte. Alsbald entstand ein distelähnlicher Auswuchs in ihrem Gesichte, sie erblindete und starb später unter unsäglichen Schmerzen. Ihr Reichthum zerstob und verflog, wie Spreu in dem Winde, und ihre Nachkommen leben in Armuth.

263.

Das besprochene Feuer.

Thuringia. 1842. S. 793 f.

Nahe beim Riestädter Thore in Sangerhausen wendet sich von der Ulrichsstraße ab eine Gaße nach dem alten Markte und nach dem alten Schloße hin. Sie heißt der Speckswinkel. Nur wenige Wohnhäuser stehen darin, an dem Schloße drei, auf der entgegengesetzten Seite unter andern ein einzeln stehendes, zwar bewohntes aber von der Zeit geschwärztes und benagtes Haus

Sangerhausen erstreckte sich einst bis zum sogenannten Brandraine, der eine Viertelstunde vor der Stadt die Straße nach Eisleben durchschneidet. Vor einigen hundert Jahren legte nämlich eine furchtbare Feuersbrunst den ganzen obern Stadttheil von dem Brandraine an bis zum Hause des Bürgermeisters Kaiser auf dem Kornmarkte in Asche. In der Gegend jenes Häuschens wüthete das Feuer am schrecklichsten.

Ringsum war fast alles niedergebrannt oder brannte noch und eben wollte das Feuer auch dieses Häuschen erfaßen. Da sprengte ein Reiter auf einem weißen Roße herbei und umritt das Haus, Flammen und Dampf nicht achtend, dabei murmelte er gewiße Sprüche und beschrieb allerlei Zeichen. Das Häuschen war gerettet, es blieb allein stehen, während alle andern rings umher von den Flammen verzehrt in Schutt und Graus darnieder lagen. Der Reiter war aber wieder verschwunden. Vor nicht gar langer Zeit, sagt man, sei noch ein Balken zu sehen gewesen, der schon gebrannt hatte.

264.

Die Flämmchen vor dem Hasenthore in Sangerhausen.

Thuringia. 1842. S. 795.

Rechts vor dem Hasenthore in Sangerhausen liegt auf der Mittagsseite ein kleiner Grasplatz, der einst der Gottesacker eines nahgelegenen Klosters gewesen sein soll. Hier haben die Leute zum öftern hellbrennende Lichtchen hüpfen gesehen. Da der Platz hoch liegt und keineswegs sumpfig ist, so kann man nicht an Irrlichter denken. Es müßen daher die Geister der abgeschiedenen Mönche sein, die als Flämmchen dort herum hüpfen und erst jetzt ihr Licht vor den Leuten leuchten laßen.

265.

Der Mönch im Helmesthale.

Ebend.

Eine halbe Stunde von Sangerhausen entfernt liegt das Helmesthal. Dieses Thal hat an seinen Bergabhängen zur linken Hand zuerst Obstbaumpflanzungen, dann wüste Berge, zur rechten Seite aber Gebüsch und Wald. Steigt man etwa den dritten Theil dieser bewaldeten Berghöhe empor, so findet man das Gemäuer einer Kapelle, die einst zu dem Kloster gehörte, das auf der Höhe des Berges lag, jetzt aber völlig verschwunden ist. Bei dieser Kapelle ist eine wunderschöne Aussicht über Sangerhausen und prächtige Fluren nach dem Kyffhäuser und nach der Sachsenburg hin.

Wer aber zur Vollmondszeit um Mitternacht dahin käme, dem würde es gar nicht wohl zu Muthe sein. Ein Mönch in sein Leichentuch gehüllt steigt aus der Tiefe und umwandert die Kapelle. Schon vielen Leuten hat er einen tödtlichen Schrecken eingejagt, obwohl er Niemandem etwas zu Leide thut. Manchem Jägersmann, der dort auf dem Anstande war, hat er gewinkt, ihm zu folgen, aber das hat noch keiner zu thun gewagt.

266.

Die Butterkuppe.

Thuringia. 1842. S. 796.

Neben der Straße, die von Sangerhausen nach Wallhausen führt, zieht sich in geringer Entfernung ein Höhenzug hin, der erste der Vorberge des Unterharzes. Ungefähr eine Stunde von Sangerhausen ragt auf diesem Zuge eine Spitze empor, zwar nicht sehr hoch, aber in der sonst flachen Gegend sehr deutlich sichtbar. Das ist die Butterkuppe. Davon erzählen die Leute diese Sage.

Vor langer, langer Zeit lebte auch in dieser Gegend ein Riesengeschlecht. Eine Tochter dieses Geschlechts wollte sich ein unzerstörbares Denkmal errichten. Sie bildete die Butterkuppe, indem sie das Material in ihrem Schuhe aus dem Thale holte, und vollbrachte das Werk in einem Gange.

267.

Die Laterne.

Thuringia. 1842. S. 796.

Eine halbe Stunde südlich von Sangerhausen liegt am Rande einer kleinen, etwas hochgelegenen Ebene das Pfaffenholz, ein kleines Gehölz, zur Pfarre in Oberröbelingen gehörig, über eine Stunde davon entfernt in südwestlicher Richtung das Dörfchen Martinsrieth. Auf der Landstrecke zwischen Dorf und Holz wandelt eine Laterne.

Ein Jäger war dort einmal bis Mitternacht auf dem Anstande. Da kömmt bei mattem Mondlichte statt des erwarteten Fuchses weit un=

ten im Felde von Martinsrieth her ein Licht auf ihn zu. Obwohl ihm alsbald die Sage von der Laterne einfiel, wartete er doch zu sehen, was es wäre. Näher und näher kommt das Licht und als es nicht mehr weit entfernt ist, ruft er es an. Keine Antwort. Es kommt immer näher und der Jäger ruft nochmals. Keine Antwort. Je näher aber das Licht kommt, desto deutlicher wird die Gestalt einer etwa eine Elle hohen Laterne, die oben von einer Hand gehalten wird. Endlich ist die Erscheinung etwa noch zehn Schritte von dem Jäger entfernt. Davon laufen scheint ihm eben so gefährlich als stehen zu bleiben; er legt also das Gewehr an, ruft zum dritten Male wer da! und weil er wieder keine Antwort erhält, drückt er in Gottes Namen ab und — weg ist die Laterne. Alsbald eilte der Jäger nach Hause.

Der Jäger hat dies Erlebniß nachher vielen Leuten erzählt und stets versichert, daß er weder geschlafen noch geträumt habe; er könne stets die Wahrheit dieser Begebenheit behaupten. Auch andere Leute sagen, daß sie diese Laterne gesehen haben.

268.

Der verlorne Kaiser Friedrich.

Nach dem Bruchstück eines Gedichts aus dem 14. Jahrh. (Cod. palatin. 844. Bl. 15.) J. Grimm Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufer. Berl. 1844. S. 106. Ders. deutsche Sagen II, 458.

Ein altes Gedicht erzählt, daß der Pabst den Kaiser Friedrich in den Bann gethan und die Fürsten der Eide und Treue gegen ihren Herrn ledig gemacht habe. In dieser Zeit waren dem Kaiser überall Kirchen und Kapellen verschloßen, kein Gottesdienst wurde ihm gehalten und keine Messe gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfeste, damit die Christenheit die heilige Zeit zu begehen durch ihn nicht gehindert werden möchte, hinaus auf die Jagd. Niemand von seinen Leuten wußte des Kaisers Sinn und Gedanken. Er hatte sein edles Gewand angelegt, das ihm aus dem Lande Indien gesendet war, nahm ein Fläschlein mit schmackhaftem Brunnen zu sich, bestieg sein gutes Roß und ritt hinaus in den fernen Wald. Nur wenig Herren waren ihm dahin gefolgt. Dort steckte er sein wunderkräftiges Ringlein an den Finger und sogleich verschwand er vor den Augen Aller, daß ihn Niemand mehr gesehen

hat und man nicht weiß, ob er noch lebendig sei. So ward der hochgeborne Kaiser Friedrich dort verloren. Doch sagen die Bauern, daß er sich oft bei ihnen als ein Waller habe sehen laßen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, daß er auf römischer Erde noch gewaltig werden und die Pfaffen stören solle und nicht aufhören noch ablaßen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe. Dann werde „er seines Schildes Last hangen an den dürren Ast."

Der Stadtarzt Johann Adelphus zu Schaffhausen schließt seine „History von den Kaiser Friedrich mit einem langen rotten barte" (Landshut 1519) mit diesen Worten: „Der Kaiser," sagt er, „lebet seligklich, was großtättig, künmüttig, millt, gestreng und ain Redsprechig man, vnd ausserhalb der kirchen vernolgung in viel sachen berümbt, das nach dem grossen kayser Karol in geschichten keiner mer gethon hat, vnd ist zuletzt verlorn worden, das niemandt weiß wo er hin ist kommen, noch begraben, die pawren und schwarzen künstner sagen, er sey noch lebendig in einem holen Berg, soll noch herwider komen, vnd die Geystlichen straffen, vnd sein schillt noch an den dürren paum hengken, welches paumß all Soldan noch fleissig hütten lassen, das ist war das hütter darzu gestifft."

269.

Wie Kaiser Friedrich auf der Burg Kyffhausen wandert.

Joh. Rothe dür. Chron. p. 426.

Von Kaiser Friedrich dem Ketzer erhub sich eine Ketzerei, die noch heimlich unter den Christen ist, die gänzlich glauben, daß derselbe noch lebe und lebend bleiben solle bis an den jüngsten Tag und daß kein rechter Kaiser nach ihm worden sei oder werden solle. Er wandere zu Kyffhausen in Thüringen auf dem wüsten Schloße und auch auf andern wüsten Burgen, die zu dem Reiche gehören, und rede mit den Leuten und laße sich zu Zeiten sehen.

Diese Büberei bringet der Teufel zu Wege, damit er die Ketzer und etliche einfältige Christenleute verleite. Man meinet wohl, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser der Christenheit werden solle, Frieden zu machen unter den Fürsten. Derselbe werde eine Meerfahrt thun und das heilige Grab gewinnen und werde Friedrich genannt werden, weil er Frieden machet, auch wenn er nicht so getauft ist.

270.

Der im Berge schlafende Kaiser.

Prätorius Weltbeschr. I, 306 f. Alectryomantia p. 69.
Tenzel monatl. Unterredungen 1689. S. 719 f.
Melissantes curiöse Beschr. verwüsteter Bergschlößer. 1721. S. 120.
Alte u. neue thür. Chronik. Arnstadt. 1725. S. 232.
Behrens Hercynia curiosa p. 131.
Agricola Sprüchwörter 710.
Grimm deutsche Sagen I, 23. S. 29.

Von dem Kyffhäuser wißen die Leute in der Umgegend gar vielerlei zu erzählen. Die gemeinste Sage ist, daß wie Kaiser Carolus Magnus zu Nürnberg auf der Burg sich in einen sehr tiefen Brunnen verwünscht habe, so wohne Kaiser Friedrich, der Rothbart zubenannt, mit seinem Hofgesinde in dem Kyffhäuser. Er sitze darin auf einer Bank an einem Steintische, halte den Kopf in der Hand und ruhe oder schlafe, dabei nicke er aber stets mit dem Kopfe und zwinkere mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wolle; sein rother Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen. Auch stehen die Leute in dem Gedanken, daß derselbe vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlaßenes Kaiserthum aufs neue antreten und wieder bestätigen werde.

Wenn er dann hervorkommt, werde er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon werde der Baum grünen und eine beßere Zeit werden. Andere sagen, sein Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung des Tisches reichen muß bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum.

271.

Der Hirt auf dem Kyffhäuser.

Georg Draud fürstliche Tischreden. Basel 1642. S. 327 f.
(Aus einem Gespräch eines römischen Senatoris und eines Teutschen anno 1537 ausgangen.)
Olearius thür. Histor. u. Chron. Lpzg. 1704. S. 180.
Alte u. neue thür. Chronik. Arnstadt. 1725. S. 232.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 296.

Etliche sprechen, daß bei Frankenhausen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiser Friedrich seine Wohnung habe und vielmal gesehen

worden sei. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fing an auf seiner Sackpfeife zu pfeifen und als er meinte, er habe ein gutes Hofrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!" Da soll sich der Kaiser hervorgethan, dem Schäfer offenbart und zu ihm gesprochen haben: „Gott grüß dich, Männlein, wem zu Ehren hast du das gethan?" „Dem Kaiser Friedrich," sagte der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „hast du das ihm gethan, so komm mit mir, er soll dir darum lohnen." Der Hirt sagte: „ich darf nicht von den Schafen gehen." Der Kaiser aber antwortete: „folge mir nach, den Schafen soll kein Schade geschehen." Der Hirt folgte und der Kaiser nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eisernen Thür, die alsbald von selbst aufging; da war nun ein schöner, großer Saal, darin viele Herrn und tapfere Diener, die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgends erzeigte ihm der Kaiser auch freundlich Ehre und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gepfiffen? Der Hirt sagte: „keinen." Da sprach der Kaiser: „geh hin und nimm von meinem güldenen Handfaß den einen Fuß zum Lohn." Das that der Schäfer, wie ihm der Kaiser befohlen, ging auch den andern Tag nach Frankenhausen, verkaufte das Gold und erzählte, er habe dasselbe von Kaiser Friedrichen, und als er von dannen geschieden, habe ihm der Kaiser viel seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen sehen laßen und gesagt, er sollte den Leuten erzählen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Darauf habe ihn der Kaiser wieder hinaus geleiten laßen.

272.

Der Schäfer und der Kaiser.

Behrens Hercynia curiosa S. 151.
Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer II, 240 f.
J. G. Büsching Volkssagen S. 334.
Ludloff thür. Sagen u. Volksmärchen. Sondershausen 1822. S. 236.

Einst pfiff ein Schäfer auf dem Kyffhäuser ein Liedchen. Das gefiel dem Kaiser so wohl, daß er den Schäfer durch einen Zwerg zu sich rufen und ihm aus Dankbarkeit von seinen reichen Schätzen, die in dem Berge vergraben sind, viel Gold geben ließ. Dabei fragte er den Schäfer, ob die Raben noch um den Berg flögen, und da dieser die Frage

17*

bejahte, sprach der Kaiser: „nun muß ich hier noch hundert Jahre schlafen.“

Die Landleute in der Gegend sagen: „So lange die Raben den Kaiserfriedrichsthurm umflattern, so lange ist Kaiser Friedrich noch im Innern des Berges und baizt mit dem Falken; sobald aber diese Vögel wegbleiben, ist er erlöst und nicht mehr in dem Berge, sondern die Verwünschung hat ihr Ende erreicht und der Kaiser ist nun im Himmelssaale.“

273.

Die goldenen Haare aus des Kaisers Bart.

Volkssagen. Eisenach 1795—1800. II. Thl. S. 60 ff.

In einem Dorfe unter dem Kyffhäuser waren junge Mädchen und Bursche beisammen in der Spinnstube. Man scherzte und lachte, neckte und erzählte und trieb allerlei Kurzweil. Zuletzt setzten die Mädchen ihre Spinnräder in die Ecke und ein Pfänderspiel begann. Das war aber mehr eine abgeredete Sache, als ein zufälliger Einfall. Unter den Mädchen war eine, der man im ganzen Dorfe gram war und deshalb bei jeder Gelegenheit etwas anzuhängen suchte. So sollte es auch dießmal geschehen. Die jungen Bursche hatten unter sich verabredet, daß derjenige, welcher die Pfänder einsammelte, beim Auslösen derselben jedes Mal ein gewisses Zeichen geben sollte, wenn ein Pfand jenem Mädchen gehörte, und allerlei Teufelszeug ausgedacht, was sie ihr zu thun alsdann auferlegen wollten.

So mußte das Mädchen um ihre Pfänder wieder zu bekommen, viel schnurriges Zeug machen und beim letzten Pfande sollte sie sogar aufs Kyffhäuser Schloß gehen und zum Beweis, daß sie droben gewesen sei, dem Kaiser Friedrich drei Haare aus seinem Barte rupfen und mit herunter bringen.

Weil nun das Mädchen von keiner Furcht etwas wußte und auch der ganzen Gesellschaft zeigen wollte, daß sie Herz im Leibe habe, trat sie ohne Wortwechsel ihre Wanderung nach dem Kyffhäuserberge an und brachte nach Verlauf einer Stunde glücklich die verlangten Haare, deren brennend rothe Farbe und überaus große Länge sattsam bewiesen, daß sie aus Kaiser Friedrichs Barte waren.

Das Mädchen hatte den Kaiser gesehen und gesprochen, hatte aus einem großen goldenen Becher, den ihr ein Zwerg gebracht, Wein getrunken auf des Kaisers und der Frau Kaiserin Gesundheit und zuletzt auch vom Kaiser die Erlaubniß ihm drei Haare aus seinem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart rupfen zu dürfen mit der Weisung erhalten, daß sie dieselben ja nicht weggeben, sondern heilig aufbewahren solle. Das that sie auch. Sie verschloß die Haare sorgfältig in ein großes Papier gewickelt in ihre Wäschlade, wo sie wohl ein ganzes Jahr lagen, ohne daß sie wieder daran gedacht hatte. Eines Tages aber, als sie in ihrer Wäsche herumkramte, kommt ihr doch in den Sinn wieder einmal nach des Kaisers Barthaaren zu sehen. Sie nimmt das Papier auf, vermag es aber kaum aus der Lade zu heben. Mit einem Worte, die drei Haare hatten sich in drei Goldstangen verwandelt, jede im Durchmeßer von anderthalb Zoll.

274.

Flachsknotten auf dem Kyffhäuser.

1.

Kuhn Sagen, Gebräuche u. Märchen aus Westfalen I, 304.

Eine Zeit lang hat es einmal in der Gegend des Kyffhäusers fortwährend geregnet. Der Schäfer eines der benachbarten Dörfer, der seine Heerde auf dem Berge geweidet, hat aber jedesmal, wenn er auf denselben gekommen, dort das schönste Wetter gefunden, ja die Sonne hat sogar so warm geschienen, daß Frau Hulle aus dem Berge gekommen ist und einen großen Haufen Flachsknotten ausgebreitet hat um ihn zu trocknen. Wie er Abends wieder heimgetrieben hat und am Fuße des Berges gewesen ist, hat's gerade wieder so geregnet wie vorher und so ist es viele Tage fortgegangen. Da hat er's denn vielen Leuten im Dorfe erzählt, daß es hier bei ihnen fortwährend regne, dagegen auf dem Kyffhäuser das schönste Wetter sei, allein sie haben es ihm nicht glauben wollen, obgleich er es ihnen hoch und theuer versicherte und haben zuletzt gesagt, dann solle er doch einmal ein paar Hände voll Flachsknotten mitbringen, damit sie es glauben könnten. Das hat er auch versprochen und wie er an den Berg

kommt, ist alles wie an den frühern Tagen gewesen und er hat Frau Hulle gebeten, sie möge ihm doch erlauben, daß er ein paar Hände voll trockener Flachsknotten mitnehme, damit er sie daheim überzeuge, was hier für Wetter sei. Da sagt sie, das wolle sie gern erlauben, er solle nur zugreifen und sich alle Taschen vollstecken; das hat er denn auch gethan und als er nach Hause gekommen ist, sind die Flachsknotten lauteres Gold gewesen.

2.

Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 443 f.
Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer Deutschlands II, 241.
J. G. Büsching Volkssagen S. 324 f.

Einmal ging ein Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um Nüße zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknotten. Von den Knotten nahm jeder der Knaben aus Schäckerei so viel in seinen Hut, als er eben faßen mochte, um die andern damit zu werfen. Und so geschah es, als sie den Berg hinab liefen. Sie warfen einander und streuten dabei die Flachsknotten auf dem Wege aus. Als sie nach Kelbra zurückkamen, war es Abendbrodszeit, und der ärmste der Knaben fand seine Eltern gerade beim Tischgebet. Er nahm sein Hütchen ab und dabei fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, darauf noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu und fand goldene Flachsknotten, womit die Prinzessin auf dem Kyffhäuser dem armen Mann ein Geschenk machte, der seinen Sohn nun dafür ein Handwerk lernen ließ.

Das Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra bekannt. Alle Nachbarn liefen herzu, die seltsamen Flachsknotten zu sehen, und am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fenster, keiner die Spinnstube der Prinzessin noch die aufgehäuften Flachsknotten. Alle schlichen verdrießlich wieder heim.

275.

Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Otmar Volkssagen S. 134 ff.
Büsching Volkssagen S. 320 ff.

Ein armer, guter aber immer lustiger Mann in Tilleda richtete einmal Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte und Brauch einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken und man begehrte mehr. „Geh," sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren, „geh und hole uns noch beßern Wein aus dem Keller." „Aus welchem Keller?" frug das Mädchen. „Je nun," sagte im Scherz der Vater, „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser."

Das Mädchen geht in seiner Einfalt mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie den verfallenen Eingang eines großen Kellers und dabei sitzt eine bejahrte Schafnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht mit einem großen Schlüßelbunde an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Freundlich fragt die Alte: „gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?" „Ja", antwortet schüchtern das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht." „Komm nur mit," spricht die Schafnerin, „du sollst umsonst Wein haben und beßern, als dein Vater je gekostet hat."

Beide gingen nun durch einen halb verschütteten Gang und standen bald vor der Kellerthür. Die Schafnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen viele Stückfäßer. Die Schafnerin nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte zu dem Mädchen: „da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem Menschen außer deinem Vater sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr den Wein nicht verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben."

Das Mädchen brachte den Wein nach Hause. Er schmeckte den Gästen vortrefflich, aber Niemand wußte woher er kam. So oft nachmals ein Fest im Hause war, ging das Mädchen mit dem kleinen Eimer auf den Kyffhäuser und holte Wein. Die Nachbarn und Freunde wunderten

sich zwar nicht wenig, woher der arme Mann immer den herrlichen Trank bekam, der so gut im ganzen Lande nicht war, fragten und forschten deshalb, aber der Mann sagte es keinem und das Mädchen auch nicht.

Von diesem wunderherrlichen Weine hatte auch ein Schenkwirth im Orte gehört. Er dachte bei sich, solchen Wein könntest du zehnfach verdünnen und doch noch theuer verkaufen. Er schlich dem Mädchen nach, als es mit dem kleinen Eimer wieder nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich hinter ein Gebüsch und sah es nach einiger Zeit aus dem Eingange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Schon am nächsten Abend schob er auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, den Berg hinauf. An dem Orte aber, wo er den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde plötzlich alles dunkel und finster um ihn her, der Wind fing an fürchterlich zu heulen und warf ihn mitsamt seiner Karre und leeren Tonne von einer Mauer zur andern. Zuletzt fiel er immer tiefer und kam in eine Todtengruft. Schreckbilder aller Art ziehen an ihm vorüber, Grausen durchschauert ihn und er fällt in eine Ohnmacht.

Nach einiger Zeit erwacht er aus seiner Betäubung und hört über sich die bekannte Thurmuhr in Tilleda zwölfe schlagen. Da tritt ein Mönch zu ihm und trägt ihn eine hohe Treppe empor, schließt eine Thür auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn auf den Boden nieder. Bald darauf schleppt er sich mühsam ohne Tonne und Wein nach seinem Hause hin, muß sich aber sogleich zu Bette legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung.

276.

Der Zwerg und die Wunderblume.

Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 147 ff.
Büsching Volkssagen S. 325 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 303.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuße des Kyffhäusers. Er war ein hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam — es war ein schöner Tag — je mehr verlor sich seine Traurig-

keit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt soviel ein, als seine Taschen faßen können. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er wieder herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hute und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“ — „Verloren,“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg.

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren nun wieder auf lange Zeit verschwunden. Endlich denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schoß und siehe — es waren lauter Goldstücke. Sie kauften sich nun ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

Die Wunderblume ist verschwunden und wird von den Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht und in den Gewölben des Kyffhäusers nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes.

277.

Das Brautpaar im Kyffhäuser.

Gottschalk Ritterburgen und Bergschlößer Deutschlands II. 246 f.
J. G. Büsching Volkssagen S. 331 ff.

In Tilleda wohnte ein armer, frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut mit einem eben so armen dürftigen und redlichen Hand-

werker. Morgen sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren geladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüßel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ sprachen alle, sahen verlegen sich an und Niemand wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernst: „ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leihet die Prinzessin uns alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges steht die Prinzessin und schüchtern und ängstlich bringen sie ihr Anliegen an. Die Prinzessin lächelt, befiehlt ihnen zu folgen und Braut und Bräutigam sind außer sich vor Freude. Sie bekommen nun zuerst zu eßen, dann packt ihnen die Prinzessin selbst einen großen Tischkorb voll Teller, Schüßeln, Löffel u. s. w. auf. Beide bedanken sich schönstens, versprechen morgen alles unversehrt zurück zu geben, auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mit zu bringen.

Sie eilen nun nach Tilleda zurück zu kommen, so schwer ihnen auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen zu Muthe, als sie ein ganz anderes Dorf vor sich sahen! An der Stelle, wo ihres Vaters Häuschen stehen sollte, stand ein großer Ackerhof, kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich, kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie solche sonst gesehen hatten. Lauter fremde, unbekannte Menschen in ganz anderer Tracht umstanden das Brautpaar und betrachteten dasselbe eben so verwundert, wie dieses verwundert um sich blickte. Da kam auch der Prediger herbei. Die Braut ging auf ihn zu, klagte, daß sie wie verrathen und verkauft unter den fremden Leuten stehe, und erzählt, daß sie gestern mit ihrem Bräutigam auf den Kyffhäuser gegangen sei und sich einiges Geschirr zu ihrer Hochzeit von der Prinzessin geholt habe. Der Pfarrer nahm das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand daß beide gerade zweihundert Jahre in dem Kyffhäuser gewesen waren.

278.

Der Ziegenhirt.

J. G. Büsching Volkssagen S. 327 ff.
Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 153 ff.

Peter Klaus, der Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde am Kyffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit alten Gemäuer

umschloßenen Platz ausruhen zu laßen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie in einer Höhlung, wo sie die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippe der Hafer entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirte da, staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte ihm zu folgen. Der Hirt stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschloßen war, in welche durch überhangende dichtbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht fiel. Hier fand er auf einem Rasenplatze zwölf ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Er wurde schweigend angestellt, die Kegel aufzurichten.

Anfangs that er dieses mit schlotternden Knieen, allmälig aber machte ihn die Gewöhnung dreister, er übersah alles um sich her mit festerem Blick und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihn hingesetzt war und woraus ihm der Wein lieblich entgegen duftete. Er fühlte sich wie neu belebt und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Endlich übermannt ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem umschloßenen grünen Platze wieder, wo er seine Ziegen gewöhnlich ausruhen ließ. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschoßene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle Wege und Stege hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte, aber nirgends sah er eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf und endlich stieg er hinab, dort nach seiner Heerde zu fragen.

Alle Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht wie seine Bekannten; auch starrten ihn alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an das Kinn. Fast unwillkürlich that er dasselbe und fand seinen

Bart um einen Fuß länger. Die ganze Welt kam ihm zuletzt verzaubert vor und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen wohl bekannt.

Er ging in das Dorf nach seiner Hütte. Dieselbe war sehr verfallen und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrißenem Kittel neben einem abgezehrten Hunde. Drinnen in der Hütte fand er alles so wüste und leer, daß er aus der Hinterpforte wieder hinaus wankte und Frau und Kinder bei ihren Namen rief. Niemand hörte und keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Barte Weiber und Kinder und fragten ihn, was er suche. Vor seinem eigenen Hause Andere nach seiner Frau und seinen Kindern oder gar nach sich selbst zu fragen schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!" Die meisten Leute schwiegen und sahen ihn an, endlich sagte eine bejahrte Frau: „seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen." „Velten Meier!" „Gott habe ihn selig!" sprach ein altes Mütterchen an der Krücke, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt."

Der Hirt erkannte mit Schaudern seine alt gewordenen Nachbarinnen und die Lust war ihm vergangen weiter zu fragen. Da drängte sich durch die Leute ein junges rasches Weib mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?" fragte er staunend. „Maria." „Und euer Vater?" „Gott habe ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kyffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahre alt."

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus," rief er, „und kein anderer!" und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „ja, das ist Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!"

279.

Der Bergmann und der Mönch.

Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer II, 238 ff.
J. G. Büsching Volkssagen S. 336 ff.

Ein stiller, frommer Bergmann ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, dessen langer weißer Bart ihm bis auf die Kniee reichte. Als der Mönch den Bergmann sah, klappte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Dem Bergmann lief es eisig kalt über den ganzen Körper, doch der Mönch sprach ihm tröstlich zu, daß jener freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu laßen, es möchte kommen, was käme. Sie gingen auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschloßen war. Der Mönch machte einen großen Kreiß mit seinem Krummstabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand, dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „thue dich auf!“

Sogleich entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse wie bei einem fernen Gewitter und es zittert unter ihnen die Erde. Der Bergmann sinkt mit dem Mönche, der seine Hand gefaßt hat, mit dem Erdboden, so weit der Kreiß umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab, dann treten sie von dem Boden hinunter und derselbe steigt sofort wieder langsam in die Höhe. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann folgt zitternd hinterher. So gehen sie durch einige Gänge, bis es anfängt ganz dunkel zu werden, aber in einem geräumigen Kreuzgange finden sie eine ewige Lampe hängen und der Mönch steckt zwei Fackeln an für sich und seinen Begleiter. Sie wandern weiter und kommen an ein großes eisernes Thor.

Der Mönch spricht ein Gebet, hält dann die Springwurzel an das Schloß, rufend: „thue dich auf!“ und sogleich springen alle Schlößer und Riegel krachend von selbst auf. Beide stehen nun in einer runden Ka=

pelle. Der Boden darin war spiegelglatt wie Eis und die Decke und die Seitenwände des Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln, denn große Zacken von Krystall und Diamanten hingen herab und dazwischen noch größere von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuße.

Der Mönch winkte seinem Begleiter gerade in der Mitte stehen zu bleiben und gab ihm in jede Hand eine Fackel; er selbst ging an eine silberne Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an und die Thür sprang auf. Dieser Thüre gerade gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich, wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, mit dem er beständig nickte und dabei seine großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den Steintisch, der vor ihm stand, hindurch gewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen bei diesem Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich von selbst wieder und das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch gegangen und in der vorderen Höhle angelangt waren, senkte sich langsam der kreißrunde Boden wieder herab, beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

280.

Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Behrens Hercynia curiosa p. 151.

Anno 1669 sah ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen den Kaiser, jedoch unbeweglich und schlafend. Denn als er Willens gewesen einen Wagen mit Korn beladen zu feilem Kauf nach Nordhausen zu führen, ist derselbe von einem Männchen gebeten worden, die Frucht auf den Kyffhäuserberg zu liefern und dafür so viel und nicht mehr Geld zu nehmen, als dieselbe nach der damaligen Zeit werth wäre. Dieses hat der Bauer

auch gethan und bei dieser Gelegenheit den Kaiser Friedrich zu sehen bekommen. Er erhielt von dem Kaiser vieles Geld mit allerhand Gepräge und unter demselben befand sich eine Münze, die auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers Tiberius hatte, auf der andern aber die Aufschrift HALBER SECEL.

281.

Musikanten bringen dem Kaiser eine Nachtmusik.

Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer Deutschlands II, 245.
J. G. Büsching Volkssagen S. 334 ff.
Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 219.

Eine Gesellschaft Musikanten aus Tilleda beschloß einmal dem alten Kaiser eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In der Mitternachtsstunde machen sie sich auf den Weg und als unten im Dorfe die Glocke zwölfe schlägt, blasen sie los. Beim zweiten Stück kommt die Prinzessin mit einem Lichte in der Hand tanzend auf sie zu und winkt ihnen zu folgen. Der Berg thut sich auf und spielend zieht die ganze Gesellschaft hinein. Eßen und Trinken wird reichlich aufgetischt und sie laßen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, doch hätten sie gern auch etwas von den Schätzen, von dem Gold und Edelsteinen gehabt die nur so umher lagen. Aber Niemand bietet ihnen etwas an. Endlich als schon der Morgen graut, brechen sie auf, der Kaiser nickt ihnen recht freundlich zu und seine Tochter gibt jedem Musikanten einen grünen Busch. Ehren halber nimmt ihn ein jeder an, als sie aber wieder aus dem Berge heraus und im Freien sind, warfen sie die Büsche weg und lachen und schelten über ein solch kaiserliches Geschenk. Nur einer behält den Busch und will ihn zum Andenken aufheben. Als er nach Hause kommt, überreicht er seiner Frau scherzend den Busch, in demselben Augenblick aber gewahrt er auch, daß der Busch nicht mehr leicht, vielmehr schwer ist und alle Blätter und Zweige sich in Gold verwandelt haben. Flugs liefen die andern auf den Berg zurück, wollten ihre Büsche holen, aber fort waren sie.

Man erzählt auch folgendes. Musikanten kommen einmal von einer Hochzeit und ziehen über den Kyffhäuser nach Hause. Unter ihnen ist so ein recht Toller, der sagt: „hört ihr Gesellen, haben wir so viel gespielt,

wollen wir auch noch dem alten Kaiser Friedrich eins aufspielen.“ Das wollen die andern zwar erst nicht thun, da sie müde sind, aber er redet ihnen doch so lustig zu, daß sie zuletzt allsammt anstimmen. Als sie fertig sind, tritt eine Mamsell aus dem Erfurter Thor, die bringt ihnen schönen Dank vom alten Kaiser und verehrt jedem von ihnen zum Andenken einen Pferdekopf. Den sah noch jeder von ihnen staunend an, als die Mamsell schon wieder verschwunden war, und nun schelten sie auf den Tollen, daß er sie so schnöden Lohnes halber aufgehalten, und warfen ihre Pferdeköpfe weit von sich. Der Tolle aber war lustig wie immer, behielt den seinen und sagte: „ist's nichts weiter, so giebts doch daheim einen Spaß mit meiner Alten!“ Und so zogen sie denn nach Hause, wo der Tolle seiner Frau den Pferdekopf heimlich unters Kopfkißen legte und, als sie andern Morgens aufwachte, zu ihr sagte: „guck e'mal hin, was ich dir schönes mitgebracht, das hat mir der alte Rothbart verehrt!“ Da hob sie das Kopfkißen auf und nun dachte er, sie würde recht erschrecken, aber sie zog einen großen Goldklumpen hervor, so schwer, daß sie ihn kaum heben konnte.

Einige erzählten auch, die Musikanten seien am Morgen hingezogen und als sie gespielt, hätte die Mamsell ihnen einen Morgentrunk und jedem eine Pferdekeule hinausgebracht, die habe nur einer behalten, und als sie heimgekommen, sei sie Gold gewesen.

Endlich sagen noch andere, im Kyffhäuser sitze der Kaiser Otto, den habe ein Musikant einmal dort vor dem Berge getroffen, da habe ihm der Kaiser geheißen, einen Marsch zu spielen, und als er das gethan, habe derselbe ihm drei Knochen als Belohnung gegeben, die er jedoch nicht eher habe ansehen dürfen, als er zu Haus gewesen, und da seien sie zu Gold geworden.

282.

Venetianer auf dem Kyffhäuser.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen. Sondershausen 1822. S. 5.

Viele Leute in der goldenen Aue haben erzählt, daß sonst und noch zu ihren Zeiten allerlei fremde Männer, Venetianer oder Walen genannt, die Schluchten des Kyffhäuserbergs durchkrochen oder an dem Hange desselben herumgesucht und, was sie gefunden, sorgfältig versteckt

haben. Diese Fremden wären oft mit den gefundenen Schätzen zu Fuße nach Hause gewandert und zu Pferde wieder gekommen. Ein solcher herumziehender Venetianer soll einmal zu Jemanden, mit dem er sich lange von dem Innern des Kyffhäusers unterhalten hatte, gesagt haben: „ihr lieben Deutschen, ihr werft oft einen Stein nach einer Kuh, der mehr werth ist als die Kuh."

283.

Der Müller und der Zwerg.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 5 ff.

Zu Sondershausen lebte vor vielen Jahren ein Müller, Namens Lau, der die Wippermühle vor der Stadt im Pacht hatte. Dieser Müller hatte eine furchtbare Stärke und Kraft, war ein Mann von wenig Worten, doch treu und wahr. Er hatte unter König Friedrich Wilhelm I. unter der großen Potsdamer Garde gestanden. Dieser holte wie die andern Müller der umliegenden Gegend seine Mühlsteine auf dem Kyffhäuser. Dabei ist ihm einmal folgende Geschichte passirt, die er selbst erzählt hat.

„Ich bin doch schon oft," pflegte er zu sagen, „auf dem Kyffhäuser gewesen, habe mir Mühlsteine geholt, und nie ist mir daselbst etwas Absonderliches begegnet, obgleich der Teufel sein Spiel da treiben soll. In der vorigen Woche aber ging es mir sonderbar und schlecht genug und ich kann noch jetzt nicht begreifen, was für ein Kobold mich in der Arbeit gehabt haben mag. Ich fuhr mit meinem Knappen nach dem Kyffhäuser, einen Mühlstein zu holen; ich selbst gehe den Fußsteig und laße den Knappen den Rennweg fahren und mir nachkommen. Als ich oben bin, gehe ich nach dem alten Thurme, sehe der untergehenden Sonne nach und ergötze mich an der schönen Aussicht. Da kommt auf einmal wie aus der Erde gezaubert ein dicker, stämmiger Junge in einer Bergmannsjacke hinter dem Thurme den Berg herauf, tritt zu mir heran und bietet mir einen guten Abend. Ich erwiedere den Gruß und zwischen uns beginnt ein Gespräch. Da tritt zuletzt der Kleine mit einem seltsamen Antrage hervor, ich sollte mit ihm in eine Höhle schlüpfen, die kaum Oeffnung genug hatte, einen Dachs durchzulaßen. Er bat so dringend und sagte mich zu überreden: „arbeitet euch in die Höhle hinein und helft mir einen Stein

losbrechen, der soll uns beide glücklich machen." — Ich bin aber zu solchen Quackeleien nimmer aufgelegt gewesen und schlage ihm sein Begehren rund ab. Nun wurde der Bursche grob und drohete, daß er mich zu seinem Willen noch zwingen würde. Ich weiß ihm aber darauf zu antworten, und wie er in seinem Aerger, roth wie ein Zinshähnchen, schimpfen will, hat er ehe er sich's versieht, einen tüchtigen Schlag hinter seine Ohren. Das hatte ich aber nicht gut gemacht. Denn alsbald fühlte ich mich gepackt, der vertrackte Knirps hängt mir wie ein Bleiklumpen am Halse und wirft mich mit einer solchen Heftigkeit zur Erde, daß mir alle Rippen im Leibe krachten. Ich ermanne mich zwar wieder, drücke ihn fest zusammen und werfe ihn herum, er aber schlingt sich mit seinen beiden Armen wie eine Kneipzange um mich und zwickt mich so zusammen, daß ich laut aufschreien mußte. Ein Ringen auf Leben und Tod beginnt. Der Aerger, mich von einem Zwerge so überwältigt zu sehen, gibt mir zwar immer neue Kräfte und bald lag dieser, bald ich unten, aber das half mir alles nichts, ich fühlte mich bald ermattet und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht zu rechter Zeit und zu meinem Glücke mein Knappe gekommen wäre und mit einem Reitelstocke tüchtig auf den Jungen losgeschlagen hätte, daß er mich im Augenblicke fahren laßen mußte. Schnell wie ein Regenwurm entschlüpfte er in ein Loch, das kaum eine Spanne im Durchmeßer hatte. Da war vergebens ihm nachzukommen. Was war nun zu thun? Ich richtete mich, so gut es gehen wollte, wieder ein und fuhr, nachdem wir geladen hatten, mit meinem Knappen voller Scham mit schmerzenden Gliedern und blauen Flecken nach Hause."

284.

Von zwei Schatzgräbern auf dem Kyffhäuser.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 99 f.

In Sondershausen lebte vor Zeiten ein rascher, gesunder, munterer Mann, Gutbier genannt, von dem es auf einmal hieß, er sei fortgegangen und habe Frau und Kinder daheim sitzen laßen. Er wurde schon seit sechs Tagen mit einem Andern vermißt und man wollte wißen, er sei nach dem Kyffhäuserberge zu gewandert. Die zurückgelaßenen Weiber von beiden weinten, machten Lärm und der Vorfall erregte allgemeines Aufsehen. Nach einer Zeit von acht Tagen erschien auf einmal Gutbier

wieder, aber abgeblüht und abgerißen, so daß man ihn kaum kannte. Er war vorher munter und lustig, suchte frohe Gesellschaft und heiterte sie auf, nun war er still, düster, in sich gekehrt und suchte die Einsamkeit, hatte ein erdfahles Ansehen und soll es mit ins Grab genommen haben. Drei Tage später kam auch der andere Bürger, Namens Dick, der mit Gutbier fortgegangen und vermißt worden war, auf einer Karre in Stroh gepackt und tödtlich krank wieder an.

Von beiden ging im ganzen Ort die Sage, daß sie Kaiser Friedrich gesprochen und widrige Zufälle auf dem Kyffhäuser in einer Himmelfahrtsnacht, als sie Schätze heben wollten, gehabt hätten. Man konnte aber nicht eigentlich erfahren, was den beiden Männern begegnet war.

285.

Der Kyffhäuser als Wetterprophet.

Lubloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 91.
v. Rohr Denkwürdigkeiten des Unterharzes S. 254.

Den Landleuten in der güldnen Aue dient der Kyffhäuser auch als ein Wetterprophet. Wenn der Kyffhäuser mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk: „Kaiser Friedrich hat einen Hut auf.“ Auch haben sie den in der ganzen Gegend bekannten Spruch:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Hut,
bleibt das Wetter schön und gut;
ist er mit dem Hut zu sehn,
wird das Wetter nicht bestehn.“

286.

Die Eisfrau von Ichstedt.

Wolf's Ztschfr. für deutsche Mythol. u. Sittenkunde III, 84 f.

Auf sagenberühmter Erde, südöstlich vom Kyffhäuser, liegt der freundliche Ort Ichstedt. Hinter dem uralten, viele Jahre hindurch von der Familie Wüsthoff bewohnten Schloße steigt die Höhe hinauf der Schloßgarten, in welchem ein mannshoher schmaler Gang Aufmerksamkeit erregt, der in den Berg führend in ein größeres Gemach, Eisloch ge-

nannt, endigt. Hier waltet nur Sonntagskindern erkennbar die Eisfrau. Silberfarbig ist ihr Haar, bleich das Gesicht, schneeweiß ihr langes Gewand; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüßelbundes, das sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Nahen an. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eisloches und auf dem Wege nach dem Schloße, welches sie jedoch selbst nicht betritt; in dunkeln Nächten zündet sie sich auf einem Baume ein Licht an. Begleiter der Eisfrau ist ein silbergrauer Hase, der sich oft im Schloßgarten gezeigt hat, oft verfolgt wurde, aber immer zu dem Eisloche entkommen ist, wo ihn seine Herrin schützt.

Die Eisfrau ist nicht nur ein nächtliches Gespenst, sondern hat auch am Tage Gewalt anzuziehen und abzuwehren. Noch vor kurzem wollte ein fauler Knecht am Eisloche vorüber gehen, lenkte aber unwillkührlich seine Schritte nach dem Eingange. Da gedachte er der Eisfrau und in Todesangst versuchte er zu fliehen, eine unsichtbare Hand aber zog und schob ihn vorwärts und stürzte ihn in das Eisloch, so daß er im Fallen einen Arm brach. Feldarbeiter hatten seinen Gang nach dem Felde bemerkt und kamen herbei; so ward er noch gerettet.

Aber die Eisfrau schreckt und straft nicht blos. Nordöstlich vom Eisloche befindet sich ein fortwährend mit Waßer gefüllter Erdfall, das Gründlingsloch — grundloses Loch — dessen Tiefe man auf 200 Fuß schätzt. Es nimmt namentlich bei starken Gewittergüßen eine ungeheure Menge Waßers auf, das es bis zu einem gewissen Höhepunkte durch unterirdische Kalkfelsenklüfte mit reißender Schnelligkeit weiter führt und so Ichstedt schon mehrmals vor Ueberschwemmungen geschützt hat. Aus diesem Gründlingsloche schöpft die Eisfrau Waßer, es ist ihr Brunnen, den sie gegraben hat, um verderbliche Waßer abzuleiten. So ist die Eisfrau die wohlthätige Beschützerin Ichstedts.

287.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Happel relationes curiosae III. p. 533.

Eine Frau von Eberstein wollte in ihrem Schloße Gehofen, welches bei Altstedt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne große Küche machen laßen. Während nun die alten Mauern abgerißen wurden, ließ sich eine schöne Nonne vor ihr sehen mit einem rothen Kreuze

auf der Stirn, und dankte der Edelfrau dafür, daß sie die Küche hatte vergrößern laßen, fügte auch hinzu: „viel reiche Leute haben vor euch in diesem Schloße gewohnt, doch keine hat daran gedacht, diese Stube beßer ausbauen zu laßen; dafür sollt ihr auch einen Schatz bekommen, der unaussprechlich groß ist.“ Die Edelfrau entsetzte sich darüber und sprach: „behaltet euren Schatz für euch; ich begehre ihn nicht.“ Da kniff die Nonne sie bunt und blau, daß sie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, sprach ihr selbst dann ins Ohr, wenn sie neben Jemand saß. Niemand aber sah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer lag der Spuk ihr an, was sie mit dem Schatze thun solle, nämlich zwei Rosenkränze würden darauf liegen und diese sollte sie in ein katholisches Kloster senden; die Kirche zu Gehofen, worin sie, die Nonne nämlich, begraben liege, müße neu davon aufgebaut werden. Sie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab sich befinde; darauf müße ein großer Grabstein gelegt, darüber ihr Bildniß aufgehangen und diese Verslein, welche sie aussprach, auf dem Steine ausgehauen werden.

Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu untersuchen, und alles fand sich ganz so, wie es die Nonne gesagt hatte. Lange Zeit quälte sie die Edelfrau noch, damit sie zu dem Schatze ginge; sprach, sie könne mitnehmen wen sie wolle, viele oder wenige Leute, auch ihren Prediger, müße aber am Tage gehen und zwei Schürzen vorthun. Sobald sie zur Stelle gekommen, sollte sie eine Schürze abnehmen und auf den Schatz werfen. Zwar würde ein schwarzer Hund auf demselben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn sie werde neben ihr stehen und sie in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau endlich sich dem Willen der Nonne gefügt, nur um sie los zu sein, doch meinte sie zuvor ihren Prediger darüber sprechen zu müßen. Der fand das aber nicht für gut und mahnte sie zum Gebete an. Eines Tages nun betete sie sehr fleißig. Da trat die Nonne zu ihr und sprach: „betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Eben weil ihr so fleißig betet, ist euch der Schatz beschert und den bekommt ihr auch, selbst gegen euren Willen.“

Dies ewige Quälen schwächte die Edelfrau dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zustand zu Rathe zu

ziehen. Just als er ankam, sprach sie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf denselben Stuhl zuging, stand sie auf und trat vor's Bett.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte sich an die theologische Facultät der Universität von Jena, welche den Ausspruch that, daß es ein Teufelsgespenst sei, wie solches sich auch erwiesen hat. Denn es ist mit der Frau von Eberstein sehr übel verfahren, hat derselben einen Arm, nachher auch ein Bein zerschlagen, ja ihr zuletzt den Arm umgedrehet. Ebenso hat es der Magd, welche ihrer Herrin zu Hilfe kam, einen Arm gebrochen.

288.

Die letzte Aebtissin im Kloster Donndorf.

Thüringen und der Harz III, 149.

Die Herren von Werthern, welche die Schutzgerechtigkeit über das Kloster Donndorf hatten, waren nach der Reformation im Jahre 1540 zur lutherischen Kirche übergetreten. Sie ließen nun die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche am 12. Juli 1561 vom Blitze getroffen ihr Leben beschloßen haben soll. Die darauf bezügliche Sage erzählt man also.

An dem genannten Tage war ein starkes und heftiges Gewitter am Himmel emporgestiegen und stand furchtbar drohend über dem Kloster. Obwohl die erschrockenen Bewohner andächtig beteten, so wollte es doch nicht weichen und blieb lange Zeit unbeweglich am Himmel stehen. Da erkannte die fromme Aebtissin darin eine Weisung Gottes, welcher sie im Wetter von der Erde abrufen wolle. Sie stieg voller Ergebung aus ihrem obern Gemache die Treppe herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnseßel nieder und erwartete getrost ihr Ende. Bald sank sie entseelt zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog nun ruhig vorüber.

289.

Die Nixe der Unstrut.

Thuringia. 1843. 325 ff.

1.

Die Unstrutnixe, so erzählte eine alte Frau, ist gar ein gutes und böses Ding. Sie hat lange und triefende Haare, die vom Kopf bis zur Ferse herunter hängen. Ihre Augen sind klein und wäßerig, und wenn sie freundlich gesinnt ist, so blinzelt sie mit denselben wunderbar schelmisch. Ihr Antlitz ist schön und einnehmend, doch blaß vom Waßer. Ihre ganze Gestalt ist wohlgeformt und regelmäßig. Ihr Kleid rauscht wie Seide, ist aber aus Stoffen gewebt, die tief unter den Wellen begraben liegen. Zuweilen steigt sie an das Ufer, aber nur in den Dämmerstunden, und lustwandelt auf und nieder. Sie ist trotz ihrer Einsamkeit im Waßer eitel, denn nicht selten lächelt sie wohlgefällig, wenn der glatte ruhige Spiegel der Fluth ihr Bild treulich zurückstrahlt, und in solchen Augenblicken beglückt sie die Menschen gern mit ihrer Gunst.

2.

Eine blutarme Wittwe brachte einst ganz allein ihren wenigen Flachs an die Unstrut zum Röſten und weinte heftig dabei, weil ihr einziges Töchterlein erst vor einigen Wochen ins Waßer gefallen und spurlos verschwunden war. Die Thränen rollten ihr hellglänzend über die Wangen und mischten sich mit den Wellen. „O, meine Tochter, mein liebes, einziges Töchterchen!“ seufzte sie klagend und jammernd. „Im kalten Waßer liegst du begraben, du armes Kind! Oder hat dich vielleicht die Nixe, von deiner Schönheit bestochen, hinabgezogen in ihre dunkle Wohnung? Nur einmal möchte ich dich sehen, unglückliches Kind!“ So jammerte die Mutter. Da werden plötzlich die Wellen ruhiger, bewegen sich leichter und rings umher flüstert und tönt es so lieblich und aus den Fluthen des jenseitigen Ufers tauchet die Nixe empor und hält in den Armen das vielbeweinte Kind. „Gieb, ach gieb mir mein frommes Töchterlein, gute Nixe, verlange mein Leben dafür!“ flehte die Mutter. Die Nixe schwebte mit leichtem Fuße auf dem Waßer wandelnd wunderbar

näher und legte das Kind in die mütterlichen Arme. Es war aber starr und todt. „Hast du es getödtet?“ fragte die Mutter weiter, die Nixe schmerzlich anblickend. „O nein, so grausam bist du nicht, denn du siehest mich ja freundlich theilnehmend an. Nicht wahr, es ist ertrunken und du konntest ihm nicht zur Rettung herbeieilen? Das hättest du gewiß gethan. Nun, da ich's aber wieder habe, will ich es auch feierlich begraben laßen und sein Grab mit schönen Blumen bepflanzen.“ „Thue das, arme Mutter,“ sagte die Nixe, und im Ton ihrer Stimme lag tiefe Rührung, „und damit du es auch kannst, so nimm hier die Perlen in goldener Schale, sie sind dein Eigenthum; denn alle deine Thränen habe ich aufgefangen und in Perlen verwandelt. Da, nimm nur!“ So sprach die Nixe und verschwand in den rauschenden Wellen.

3.

Einige Knaben spielten einmal in der Nähe der Unstrut. „Kommt,“ sagte einer der Knaben, als sie des Tobens und Jagens müde waren, „wir wollen die Nixe zu Tode steinigen! Dort an der Gartenecke, wo's am tiefsten ist, da wohnt sie.“ Nun ging's mit lautem Jubelgeschrei und im vollen Laufe nach der bezeichneten Stelle. Steine auf Steine, von den Händen der Knaben geworfen, flogen in die Tiefe, indem sie in wilder Ausgelaßenheit dazu schrien:

„Waßernixe, du mußt sterben
in dem tiefen Waßerloch;
Waßernixe bist getroffen,
Waßernixe, lebst du noch?“

Bei jedem Wurfe schäumten und braußten die Fluthen ärger und immer ärger. Dieses machte den Knaben viel Vergnügen und sie fanden eitel Lust daran und setzten darum ihr Spiel eifrig fort. Plötzlich stand aber die Waßernixe mitten unter ihnen und keiner hatte gesehen, woher sie gekommen war. Sie blickte zornig und strafend umher, erfaßte den Angeber beim Haar und sprang mit ihm die Tiefe hinab. Die übrigen Knaben zitterten und bebten und konnten vor Schreck nicht von der Stelle. Ein gellender Schrei aus der Tiefe sagte ihnen, daß die Nixe den Knaben todt gemacht habe. Bald darauf färbte sich auch das Waßer röthlich.

4.

Von Herrn K. Aue in Weimar. Schriftl. Mittheilung.

Zwei Mädchen gingen einmal an der Unstrut spazieren. Die eine rief nach dem felsigen Ufer zeigend: „siehest du dort die schöne Leinwand und die gestickten Tücher?" Die andere verneinte verwundert und die Gefährtin bezeichnete ihr die Stelle ganz genau, aber umsonst. Da sprach jene: „nun wenn du es siehest, so hole es doch; bücke dich hinab, ich will dich halten." So geschah es. Die erste war eben im Begriff, die Leinwand zu faßen und rief: „ich hab's!" als sie auch sogleich laut schrie, die andere aber erschrocken sie los ließ und verschwinden sah. Kaum aber war die Freundin ihren Augen entwichen, so sah sie ein schönes Weib inmitten des Waßers stehn. Nachsuchend fand man keinen Leichnam; die Nixe hatte ihren Raub vollbracht.

5.

Thuringia. 1843. S. 344 f.

Ein Müller an der Unstrut wollte das Wehr, das die Wogen schon zweimal zerrißen hatten, wieder aufbauen laßen und besprach sich deshalb mit einem Baumeister. „Unsere Mühe ist umsonst," sagte dieser dem Müller ins Ohr, „wenn ihr nicht im Geheimen ein Kind kauft, das noch an der Mutterbrust trinkt." „Und was soll's damit?" fragte neugierig der Müller. „Das müßen wir lebendig hineinmauern," antwortete der Baumeister, „wenn das Wehr der Gewalt des Waßers widerstehen und nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden soll." Der Müller lächelte zu dieser Rede, hatte aber keine große Lust eine solche Schuld auf sich zu laden. Allein der Baumeister sprach so lange auf ihn hinein, bis der Müller sich zu dieser Unmenschlichkeit entschloß. Eifrig war er nun darauf bedacht ein Kind zu erkaufen. Endlich fand er eine Mutter, die für schnöden Lohn ihr Kind dem Müller überlieferte. Nun gings ans Werk. Unter allerlei Zaubersprüchen mauerte der Baumeister den Säugling ein und Niemand erfuhr die böse That. Das Jahr darauf wurde die Unstrut so groß und wild, wie nie zuvor, aber das Wehr trotzte den Wogen, als sei es aus Quadern von Porphyr und Granit erbaut. Zwanzig Jahre lang hat es unerschütterlich gestanden. Da geschah es einmal, daß die

Mutter des Kindes von ungefähr in die Nähe des Wehres kam. Sogleich fing das Waßer an zu braußen und zu toben und wühlte sich sichtbar in den tiefunterſten Grund. Das Wehr wankt, borstet und sinkt unter gewaltigem Krachen und mitten aus seinen Trümmern steigt die Nixe, eine holdselige Jungfrau an der Hand, singend empor. Die Rabenmutter, welche dem Umsturze zugesehen hatte, erkannte sogleich ihr Kind und entfloh mit Furcht und Entsetzen, soll aber noch desselbigen Tages todt an den Ufern der Unstrut gefunden worden sein.

290.

Ein Mönch verschafft der Unstrut einen Durchbruch.

Thuringia. 1843. S. 347.

Vor mehr als tausend Jahren soll der Thalkeßel der Unstrut ein großer, tiefer See gewesen sein. Lange habe man darüber nachgedacht, wo und wie man für das Waßer einen Abfluß gewinnen könne, aber alles Nachdenken habe keinen Ausweg gezeigt. Da sei es geschehen, daß ein Mönch, der das Gelübde der Keuschheit leichtsinnig gebrochen hatte, zur gerechten Sühne dieses Verbrechens habe lebendig eingemauert werden sollen. Das Urtheil wurde von den strengen, geistlichen Richtern gesprochen und sollte Tags darauf vollstreckt werden. Kurz vor der Vollstreckung ließ der zum Tode verurtheilte Mönch den Abt bitten noch einmal seine Beichte anzuhören. Der Abt gewährte die Bitte. Da soll nun der Mönch sich erboten haben, unter der Bedingung, daß man ihm das Leben schenke, dem See einen Durchbruch zu verschaffen. Nachdem sämmtliche Klöster dieser Gegend die Sache in Erwägung gezogen, kam man überein, daß ihm die Strafe erlaßen werden solle, wenn er für sich allein, ohne alle menschliche Hilfe, den Abfluß bewerkstellige.

Der Mönch untersuchte nun jeglichen Ort ganz genau, aber keiner eignete sich dazu. Endlich kam er auch unterhalb Memleben; hier schien der Durchbruch weniger schwierig zu sein, weil sich jenseits des felsigen Berges das Land immer mehr abflachte und er ging daher rüstig an das ungeheure Riesenwerk, das übermenschliche Kraft und Ausdauer erforderte. Einige Fuß tiefer als der Waßerstand des Sees fing er an eine

Höhle durch den Felsen zu arbeiten und als er sie nach langer Zeit und Anstrengung glücklich zu Stande gebracht hatte, leitete er durch Gräben das Waßer bis an den Fuß des Berges. Nun schoß es in die Höhle hinab und bahnte sich nach und nach einen immer breitern und tiefern Weg und riß mit der Zeit auch die darüber liegenden Felsmassen mit sich fort.

So erzählt die Sage, schweigt aber von den fernern Schicksalen des Mönchs und setzt nur hinzu, der Böse habe seine Hand zur Dienstleistung dargeboten.

291.

Die Lindwürmer bei Apolda.

Allgem. thür. Vaterlandskunde. Erf. 1823. S. 174. 238.
Jen. wöchentliche Anzeigen. 1828. Nr. 39.

An der rechten Seite der Kirche zu Apolda, an der sogenannten Vorstädter Seite, einige Fuß hoch über der Erde ist ein noch gut gehaltener Stein eingemauert, worauf zwei einander gegenüber liegende Ungeheuer, die einen Menschenkopf in ihrer Mitte in die Höhe halten, abgebildet sind. An diesen Stein ist folgende Sage geknüpft.

Wo jetzt das Dorf Schöten bei Apolda liegt, wogte ehemals ein großer Teich, überall mit Schilf bedeckt. Darin lagen zwei Lindwürmer, ein Männchen und ein Weibchen, die der umliegenden Gegend großen Schaden, besonders den Viehheerden, zufügten. Die Herren von Apolda, denen damals die ganze Gegend gehörte, wendeten alles an, die beiden Unthiere aus der Welt zu schaffen, aber vergebens, es wollte ihnen nicht gelingen.

Da geschah es, daß ein Knecht und eine Magd dieser Herren sich vergingen und das Mädchen ihre Unschuld verlor, was damals sehr hart bestraft wurde. Der Tod war beiden gewiß. Doch sollte ihnen das Leben geschenkt sein, wenn sie die Lindwürmer in dem Schilfsumpfe aus dem Wege räumen würden. Sie entschloßen sich zu dieser That und mußten das Loos werfen. Obgleich nun das Loos zuerst die Magd traf, so übernahm es doch zunächst ihr Liebhaber sich der Gefahr des Kampfes mit den Lindwürmern auszusetzen. Mit Spieß und Schwert bewaffnet eilte der Knecht muthig und beherzt nach dem Sumpfe. Hoch stand die

Sonne am Himmel, es war gerade zur Mittagszeit am Johannistage und die beiden Ungeheuer lagen, die Schwänze in einander geschlungen am Ufer sich zu sonnen. Langsam schlich sich der Kämpfer heran und hieb mit einem Streiche beide Schwänze ab. Ein schwarzer Blutstrom quoll aus den Leibern der Lindwürmer, beide aber waren todt, denn in den Schwänzen war ihr Leben.

Zum Andenken an diese That wurde dort ein Brunnen gefaßt, mit einer eisernen Kelle zum Trinken versehen und in einen Stein zwei Lindwürmer mit verschlungenen Schwänzen gehauen. Dieser Stein wurde zunächst an dem Brunnen angebracht, später kam er nach Apolda in die Kirchhofsmauer, wurde aber nachher in die Mauer der Kirche selbst eingesetzt. Der Brunnen neben einem kleinen, mit Steinen eingefaßten Teiche ist noch verhanden und daran hängt an einer Kette die eiserne Kelle, das Wahrzeichen des Dorfes Schöten, im Munde des Volks Schütten genannt, das nach und nach an der Stelle des großen, verschütteten Sumpfes entstanden ist. Auch wurde jährlich am Johannistage ein feierlicher Umzug gehalten und dabei aus dem Brunnen mit dem eisernen Löffel getrunken. Bei diesem Umzuge pflegte man sonst einen Burschen ganz in Laub zu kleiden und mit Kornblumen und Kränzen zu schmücken, in seiner Hand trug der Laubmann ein mit Blumen umwundenes Schwert zur Erinnerung an den siegreichen Kampf mit den Lindwürmern. Als aber im Jahre 1768 ein furchtbares Hagelwetter die Feldfrüchte auf der Flur von Schöten gänzlich vernichtete, soll der damalige Pfarrer diesen bisher üblichen Umzug abgestellt haben. Seit jener Zeit feierte nur die Schuljugend noch den Johannistag. Festlich gekleidet, in der Hand einen langen weißen, blumenumwundenen Stab mit einem Kreuze, woran ein schöner Kornblumenkranz hing, zogen die Kinder geistliche Lieder singend von Haus zu Haus. Der Brunnen war mit Blumen geschmückt. Bei ihrem Umzuge erhielten die Kinder von den Ortsbewohnern Geld, Eier, Semmeln und andere Victualien, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiteten.

292.

Das schwitzende Bild in der Kirche zu Ober-Roßla.

Theatrum Europ. VII, 136.
Happelii relat. curios. V, 325.

In der Kirche zu Ober-Roßla bei Weimar, sagt man, habe sich im Jahre 1651 dieses zugetragen.

Der Pfarrer predigte eines Sonntags vom Greul der Verwüstung in der christlichen Kirche und führte insonderheit an, wie noch gar viele aus Halsstarrigkeit oder Unbedachtsamkeit Kirchen und Schulen zu bauen und zu beßern unterließen und in solcher Weise den Verwüstungsgreul handhabten. Dabei brachte er zur Erweichung der Gemüther einige Worte aus Luthers Schriften vor. Während dieser Predigt wollen nun etliche Zuhörer, die auf dem Chore standen und Luthers Bildniß, das ein Hofprediger in Weimar der Kirche in Ober-Roßla verehrt hatte, genauer betrachteten, wahrgenommen haben, daß Luthers Angesicht auf dem Bilde voller Schweißtropfen war, an Größe und Farbe den Thränen nicht ungleich; auch haben sie gesehen, daß drei große Tropfen von dem Haupte auf das offene Buch herabfloßen. Nach dem Gottesdienste ist das Bild von dem Pfarrer, dem Schuldiener und den Altarleuten genau besichtigt worden und es hat sich befunden, daß der Staub auf dem Bilde überall ganz trocken, auch sonst keine Feuchtigkeit weder an dem Rahmen noch an der Leinwand vorhanden war, und obgleich man die Schweißtropfen aus dem Gesichte abwischte, sind doch an deren Stelle bald andere häufig hervorgetreten. Erst am Nachmittage verlor sich dieser Schweiß und das Bild ward wieder trocken.

293.

Die Nixe der Ilm.

Nr. 293—296 schriftl. Mittheil. von Herrn K. Aue in Weimar.

1.

Eines Tages ging ein Mägdlein mit einigen Erwachsenen nach dem Lustschloße Belvedere. Sie nahmen den Weg durch Tuck's Garten, wie

der Theil des Parkes heißt. Als sie in die Nähe der Brücke kamen, welche die rothe oder Schafbrücke genannt wird, sah das Kind eine wunderschöne Jungfrau in weißem Kleide und mit langen gelben Locken am südlichen Ufer hin und her gehen. Bebend verkündete es die Erscheinung den Begleitern, die aber nichts sahen und das Kind verlachten. Sie gingen der Brücke näher und als sie dieselbe betraten, verschwand die Erscheinung vor den Augen des Kindes.

Nicht weit von der genannten Brücke bildet der Fluß eine Krümmung und ist dort sehr tief. Nach der Sage der Leute befindet sich tief unten das unsichtbare Schloß der Ilmnixe und ein großer Keßel voll Goldes liegt dort gleichfalls verborgen.

2.

Zu einem Fleischer kam oft die Nixe Fleisch zu kaufen. Sie hatte gelbe Zähne und der Saum ihrer Kleider war naß. Sie sprach kein Wort, sondern deutete auf die Stücke die sie haben wollte. Den Fleischer ärgerte das, er sprach davon und man rieth ihm, der Nixe, wenn sie wieder auf das Fleisch zeige, die Hand abzuhauen. So geschah es. Da that die Nixe ihren Mund auf und sprach: „merke wohl, was du gethan hast und hüte dich vor dem Waßer.“ Seitdem vermied der Fleischer das Waßer auf alle Weise. Als er aber einmal an einen kleinen Tümpel gekommen war, fuhr die Nixe heraus und erdroßelte ihn.

3.

Ein Mädchen hatte auf einer Wiese an der Ilm in Tuck's Garten, gerade an der Krümmung, wo tief unten das unsichtbare Schloß der Nixe steht, Heu zu machen. Es war Mittags von 11 bis 12 Uhr. Dem Mädchen kam mächtiges Grausen an, ohne daß es von der Unheimlichkeit des Ortes Kenntniß hatte. Da trat mit einem Male gänzliche Windstille ein und alsbald begann ein heftiges Rauschen rings um das Mädchen und umgab es auf jedem seiner Schritte. Das währte bis es zwölfe schlug.

Einige sagen auch, daß in dem Theile der Ilm, der in Tuck's Garten begriffen ist, zwei Nixen einander gegenüber wohnen.

4.

Ein Soldat ging auf dem untern Tieffurter Wege sich in den Gebüschen Stöcke zum Ausräumen des Gewehrs zu schneiden. Als er nun damit beschäftigt war, drang aus der nahen Ilm zuerst ein Geplätscher, dann schallendes Gelächter an sein Ohr und als er sich umsah, stund ein nacktes schönes Weib mit goldglänzenden langen Haaren in dem Fluße und winkte ihm, rief ihn bei seinem Namen und fuhr dann fort zu plätschern und zu lachen. Der Soldat enteilte so schnell er konnte.

5.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter eines Abends durch den Park nach Belvedere. Als sie auf dem untersten Wege rechts von den Wiesen an der Ilm waren, sahen sie ungewöhnlich lange Bleichstücke bis an den Fuß der Höhe, wo der Weg führet, ausgebreitet liegen. Die Tochter beschloß schon hinab zu gehen und sich die Leinwand anzueignen, als sich wundersüßer Gesang von dem Fluße her hören ließ. Sie eilten vorwärts und als sie sich umsahen, war die Leinwand verschwunden, der Sang aber tönte bezaubernd hinter ihnen.

Zu einer andern Zeit Abends denselben Weg gehend sahen sie die Wiese unter Waßer und der Zaubersang ließ sich daraus vernehmen.

6.

Ein Mann kam Abends von Oberweimar. Als er auf dem untersten Wege die Stelle erreichte, wo eine Thür die Höhle verschließt, welche die Parkknechte zum Aufbewahren ihrer Geräthe benutzen, war im Nu der Weg vor ihm durch einen breiten Waßergraben versperrt. Wohl wißend, daß dieß kein natürlicher Graben sei, nahm er Zuflucht zu einem bekannten Mittel, er trat drei Schritte zurück: Sogleich verschwand der Graben, erschien aber sofort wieder, als der Mann fürder schreiten wollte. Er wiederholte sein Zurückschreiten noch zweimal, da blieb die Erscheinung endlich aus.

294.

Die Kirche der Geister.

Der Magd des Stadtkirchners in Weimar deuchte einmal in der Christnacht es müße Zeit sein die Kirche zu öffnen. Sie stieg auf und sah die Kirche erleuchtet. Aengstlich machte sie auf und war heftig betroffen, da sie die ganze Kirche voll kleiner Mönche sah, die nicht höher waren als einer Elle. Augenblicklich zog sie sich zurück. Man hatte sie aber wahrgenommen und warf ihr eine große Kugel nach, die sie aufhub und floh. Außer sich ging sie heim, erzählte den Vorfall und starb vor dem neunten Tage. Die Kugel war von Golde und soll noch aufbewahrt werden, doch ist ungewiß von wem und wo.

Man erzählt von dieser Kirche noch folgende Sage. Als der Herzog Wilhelm dieselbe, die vor Zeiten eine katholische Kirche war, zu einer protestantischen einweihen ließ, verbot er den Mönchen die Kirche je wieder zu betreten und keinen Fuß in dieselbe zu setzen. Und weil die Mönche sie in Eile verlaßen mußten, vergaßen sie auch ihre großen Schätze, welche darin verborgen waren, mitzunehmen. Dieß ärgerte sie ganz besonders und sie gruben deswegen vom Kornhause, was ihr Kloster war, einen Gang unter dem Hause hinweg zu der Kirche und räumten in einer Nacht alles Werthvolle heraus. Wegen dieser That mußten sie nach ihrem Tode alljährlich eine Stunde vor der Christmette in der Kirche erscheinen und unter Gepränge in Prozession so lange in der Kirche umher ziehen, bis der Kirchner die Lichter anzündete. Alsdann verschwanden sie wieder, einer nach dem andern.

295.

Nachrede stört der Todten Ruhe.

Zwei Schwestern in Weimar waren nicht recht einig. Die eine starb. An dem Sterbetage mußte die andere auf ihr Krautland gehen und als sie da arbeitete, ging die verstorbene vorüber. Bald darauf besuchte die überbliebene das Leichenhaus, ihre Schwester noch einmal zu sehen. Es war weiter Niemand zugegen. Als nun die Trauernde die

Leiche mit Innigkeit betrachtete, erhub sich die Leiche mit dem Oberleibe und starrte die Schwester an, dann legte sie sich wieder. Die Todtenfrau kam dazu und verwunderte sich über das verstörte Ansehen der Frau, die den Vorfall nun erzählte. In der dritten Nacht nach dem Todesfalle kam die Ruhelose an das Bett der Schwester, die muthig sprach: „warum hast du doch keine Ruhe? Ich bin ja gut mit dir.“ Der Geist antwortete: „du störst mich, denn du sprichst zu viel von mir.“ Die Schwester versprach es zu unterlaßen und der Geist schied für immer.

296.

Der Schatz in der Schanze.

Auf dem Wege von Weimar nach Belvedere, Oberweimar gegenüber, ist eine mit Holz bewachsene Höhe, an die sich nördlich kleine Hügel schließen. Die südliche nun abgedachte Seite zeigte die Eingänge zu mehreren Höhlen, die sich weithin bis in den Park, eine der Sage nach bis unter die Stadtkirche ziehen. Diese Erhöhung heißt die Schanze, auch die Schwedenschanze, und stund sonst die Feste Falkenburg dort.

Einige Mädchen gingen an einem Sommermorgen sehr früh nach Belvedere. Als sie an die Schanze gekommen waren, sahen sie einen Topf voll glühender Kohlen mitten im Wege stehen. Sie waren betroffen über diese Erscheinung, brachen ihre Gespräche ab und stießen einander an. Behutsam gingen sie um den Topf, besahen ihn von allen Seiten, hüteten sich aber wohl ihn zu berühren. Sie eilten nach Belvedere zu ihrem Vater, der sie sehr darum tadelte, daß sie nicht etwas ihrer Kleidung auf die Kohlen geworfen hätten, so wäre der Schatz ihnen sicher gewesen. Die Kinder erklärten sich sehr bereit auf ihrem Rückwege nach seiner Vorschrift zu thun, er aber bedeutete sie, daß sie, nachdem sie gesprochen, den Schatz nicht wieder finden würden, denn wenn man einen Schatz sähe, müßte man schweigend etwas von der Kleidung darauf werfen. Und so geschah es. Die Mädchen sahen den Topf nicht wieder.

297.

Der Reiter ohne Kopf im Webicht.

Thuringia. 1843. S. 535.
Mündlich.

In dem bei Weimar gelegenen Hölzchen, das Webicht genannt, läßt sich des Nachts oft ein Reiter sehen, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht aus dem Holze heraus, daher man vor ihm sicher ist, sobald man das Holz verlaßen hat.

Zuweilen zeigt sich der Geist auch anders. So gingen einige Mädchen in dieses Holz Beeren zu suchen. Eins dieser Mädchen sah zu einem dichten Gebüsche sich beugend unter ihm das obere Theil eines Mannes in Jägerkleidung aus der Erde ragen als wenn er darin mit halben Leibe verscharrt wäre. Er drohete mit dem Finger und das Mädchen floh schreiend davon.

298.

Der Wihbrunnen (Weihbrunnen) bei Tieffurt.

Nach mündlichen Erzählungen.

Zwischen Tieffurt und Crommsdorf befindet sich eine Quelle, die sogleich in die Ilm fällt. An einem Markttage gingen zwei Bauerweiber von Weimar zurück nach Crommsdorf. Es war schon die Dämmerstunde gekommen. Da sahen die beiden Marktfrauen an dieser Quelle, welche der Wihbrunnen genannt wird, ein wunderschönes Kind sitzen, welches etwa 1 ½ Jahr alt ist. Die beiden Frauen fragten es aus, aber das Kind redete nicht verständlich, so daß sie gar nichts von ihm erfahren konnten. Weil es aber schon dunkel wurde und Niemand sich sehen ließ, der das Kind abgeholt hätte, so nahmen es die Frauen mit und übergaben es dem Geistlichen des Orts, der mit seiner Frau schon bejahrt war und selbst keine Kinder hatte. Dieser nahm das Kind gern bei sich auf und war in aller Weise auf eine gute Erziehung desselben bedacht. Indeß war es merkwürdig, daß das kleine Mädchen so gern im Waßer spielte und darin patschelte; doch geschah ihm nie ein Leid. Fiel es auch

einmal in den Teich oder selbst in die Ilm, so trugen die Wellen es sanft ans Ufer und munter sprang es wieder fort. Erschienen die hohen Festtage, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Michaelistag, so bekam das Kind jedesmal in der Nacht von einer vornehmen Dame, die aber so schnell wieder verschwand als sie gekommen war, Spielsachen, Kleider und Backwerk. Wenn man fragte, wie die Dame ausgesehen habe, sagte es, sie sei in einen weißen Schleier gehüllt gewesen. Das Kind war aber gut, spielte gern mit den Dorfkindern und unterrichtete sie. Alle Leute hatten es lieb und nannten es die gute Pastorstochter. Aus einem geringen Stande konnte sie nicht sein, das zeigte ihr Gesicht und ihr Gebahren. Ihren Pflegeältern war sie stets folgsam, nur wenn sie mit ihnen ausging und an dem Brunnen vorbei kam, achtete sie nicht auf ihre Worte sondern tanzte allemal um den Brunnen herum und that überhaupt als wäre ihr die größte Freude widerfahren. Als aber der alte Pfarrer gestorben und das Mädchen zu Verwandten desselben gekommen war, begab es sich bald in einen verbotenen Umgang und entfloh, um sich keine Schande und den Verwandten keinen Verdruß zu bereiten. Merkwürdiger Weise ward die Pastorstochter an dem Weihbrunnen wiedergefunden. Hier sah sie beständig ins Waßer oder sie tanzte und hüpfte um den Brunnen herum und gebehrdete sich dabei als wenn sie mit Jemand spreche; wenn aber die vorübergehenden Leute sie grüßten, dankte sie stets recht freundlich. Eines Morgens aber war sie wieder verschwunden und einige Zeit darauf fand man im Brunnen ein neugebornes Kind, welches nach der Leute Glauben und Vermuthen der guten Pastorstochter gehört hatte. In den Fasten und in der Adventszeit ließ sich dann jedes Jahr an der Quelle ein stetes Wehklagen und Wimmern hören und eine Lichtgestalt ging an der Quelle auf und ab. Kam Jemand in die Nähe der Quelle, so wurde er irre geführt, auch glaubte man noch lange Zeit, daß böse Menschen dort Strafe erhielten, weshalb die Leute in der Umgegend, welche nicht auf Berufswegen gingen und nicht reines Herzens waren, des Abends den Ort mieden.

Von demselben Brunnen erzählt man auch folgende Geschichte. Es war einmal ein roher, schlechter Mensch, der weder das dritte und vierte, noch das siebente und achte Gebot kannte. Des Sonntags lief er schon früh in die Schenke und spottete derer, die in der Kirche waren. Er mishandelte seine Eltern und stahl, wo er etwas stehlen konnte. Einige seiner Freunde hatte er durch falsche Beschuldigung und ungerechte Aus-

sagen um Geld und Gut oder sonst ins Verderben gebracht. Dieser Bösewicht war einmal an einem Wintertage in Tieffurt gewesen und wollte Abends wieder nach Cromsdorf, seinem Heimathsort, zurückgehen. Sein Weg führt ihn am Brunnen vorüber und plötzlich muß er stehen bleiben und kann weder vorwärts noch rückwärts einen Fuß bewegen. Da fällt ihm ein, daß hier der Platz sei, wo die Bösen verderben und er stößt gottlose Flüche und Verwünschungen aus, ruft auch, so laut er kann, um Hilfe, aber die Bauern, die ihn erkennen, eilen aus Schrecken und Angst zurück und laßen ihn in seiner Noth stecken. Am andern Morgen wird er todt an der Stelle gefunden und das Blut strömt ihm noch aus Mund und Nase heraus, als sei er eben erwürget worden. Rings um ihn herum war der Schnee wie auf einer Tenne fest getreten.

Zu einer andern Zeit ging Abends von Cromsdorf nach Tieffurt ein Mädchen mit einem Kind unter ihrem Herzen zu einer Freundin auf Besuch. Da sie aber die Nacht über nicht wieder nach Hause kömmt, gehen am andern Morgen die Angehörigen aus sie zu suchen. Da finden sie zuerst ihren Hut, nicht weit davon die Schürze und am Wihbrunnen liegt die Leiche des Mädchens, aber so zerfetzt und zerrißen, daß man sie kaum wieder erkennt. Auch liegt das Kind todt neben ihr.

Noch lange Zeit darauf sah man an dem Brunnen drei Lichter brennen, das der Pastorstochter, des Knechtes und des Mädchens, auch hörte man Wehklage, Aechzen und Wimmern. Viele Leute sind an dieser Stelle schon irre geführt worden und Jedermann weiß, daß es am Wihbrunnen nicht geheuer ist.

299.

Das gebannte Weib.

Schriftl. Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein wenig über Lützendorf, einem Gasthofe und Kammergute an der Stelle des im Bruderkriege verwüsteten Dorfes gleiches Namens bei Weimar, gegen die Höhe des Ettersberges ist ein unheimlicher Ort, wo in einen kleinen Kreiß der Geist eines Weibes gebannt ist. Zu Mittage erscheint der Geist den Leuten, die der Stelle nahen und greift nach ihren Kleidern. Kommen sie in den kleinen Kreiß, so sind sie verloren, denn der Geist ergreift sie am Kleide und von Stunde an werden sie nicht mehr

gesehen. Der Geist trägt neun Mützen über einander, die eine immer schöner als die andere, führet ein Beil und hat ein kläffendes Hündlein bei sich. Oft wenn Holzleser in die Nähe kommen, finden sie einen Haufen Reiser. Sie dürfen aber den Korb nicht dahin legen, weil er nach Verlauf der Mittagsstunde verschwindet und erst wieder sichtbar wird, wenn der Geist wieder erscheinen darf.

300.

Der Riese auf dem Ettersberge.

Mündlich.

Ein Riese mähete einst Gras auf einer Lichtung des Ettersberges, ein anderer stand auf der nördlichen Höhe von Buttelstädt. Da rief dieser dem ersten zu: „meine Sense ist stumpf geworden, wirf mir doch einmal deinen Wetzstein herüber.“ Jener erfüllte sogleich diesen Wunsch und warf seinem Nachbar den Stein hinüber. Dieser Wetzstein ist noch heute 500 Schritte von Buttelstädt an dem Wege in einem uralten, verwitterten, spitz zulaufenden Steinhaufen auf einem Postamente zu sehen.

301.

Die Schlacht auf dem Walser Felde.

Alte Volkssage.
K. Herrmann bibliotheca erfurtina. Erf. 1863. S. 101.

Auch in der Gegend zwischen Erfurt und Weimar hat sich eine Erinnerung an die Schlacht auf dem Walser Felde erhalten. Das Volk erzählt, daß bei dem Dorfe Pfiffelbach einst jene große Schlacht vorfallen soll, in welcher die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vernichtet werden soll. Da wird so viel Blut vergoßen, daß es den Rossen bis an den Bauch geht, und an den zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennholz haben. Andere verlegen die Schlacht bei das Dorf Nohra.

In einer handschriftlichen Chronik der Stadt Erfurt aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts findet sich ein Gespräch in Versen, welches Creuzers Ueberfall der Stadt Erfurt im J. 1547 behandelt und also beginnt:

Man sagt von einer Prophezey
In welcher solt gemeldet sei
Daß man zwischen Weymar und Erffurdt
Gehen solt in großem blut
Auch manchen man schlagen zu tode
Welches sich Creuzer hat unterstanden u. s. w.

302.

Das Loch in der Kirche zu Ettersburg.

Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen S. 214.
Mündlich.

An der Kirche zu Ettersburg ist ein Loch, das kann man nicht zumauern, und so oft mans auch versucht hat, andern Tags ist es immer wieder zu sehen gewesen. Der Teufel hat nämlich den Stein, der in dieses Loch gehört, damals als die Kirche erbaut wurde, weit fort geschleudert nach Ramslau und dort liegt er noch.

303.

Die Lohlaterne.

Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen u. Gebräuche S. 210.

Im Loh, einem Hölzchen bei Buttstädt, zeigt sich die Lohlaterne, die bewacht dort einen Schatz, den nur der heben wird, welcher siebenmal hintereinander niest. Man sieht sie nie in ganzer Gestalt, sondern nur ihre eine Hand, in der sie eine Laterne hält; so umwandelt sie einen gewissen Fleck und verschwindet dann. Sie thut Niemandem etwas zu Leide, wenn sie nicht gereizt wird; einer aber, der sie einmal erblickte, war neugierig, sie in der Nähe zu sehen, da ritt er auf sie zu, aber indem kam sie ihm auch schon entgegen und zerschlug ihn so gewaltig, daß er nur Gott dankte, noch mit dem Leben davon zu kommen.

304.

Die drei Lohjungfern.

Ebend. S. 211.

In demselben Hölzchen laßen sich auch zu Zeiten drei weiße Jungfern sehen, die sind wunderschön und sitzen dann an einem goldenen

Tische, auf dem köstliche Speisen stehen. Das sind die Lohjungfern. Man sagt, sie seien drei Fräulein gewesen, denen das Loh gehört habe; bei ihrem Tode hätten sie es den Armen von Buttstädt vermacht, der Rath habe es denen jedoch in späterer Zeit wieder abgenommen und seitdem haben die Lohjungfern keine Ruh im Grabe.

305.

Ein Kind wiegt schwerer als der Teufel.

Ebend. S. 212.

Zu Buttstädt auf dem Brühl wohnte einmal ein Ehepaar, das war schon lange verheirathet, aber ihre Ehe war kinderlos geblieben und sie wünschten sich doch so sehr ein Kind. Da ließen sie sich endlich vom Teufel verblenden, der versprach ihnen, sie sollten eins haben, wenn es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Mutter gebar auch danach einen Knaben; aber als sie das unschuldige Kind nun zum erstenmal lächeln sahen, da wards ihnen doch so wehe ums Herz und es wurde ihnen immer bänger und bänger, und sie flehten zu Gott, daß er das Unglück wenden möge. Da sandte ihnen der Herr einen Engel, der gebot dem Teufel, sich auf die eine Schale einer Wage zu setzen, legte das Kind in die andere und sagte, wenn er schwerer sei, so solle ers behalten. Da sank die Schale, in der das Kind saß, tief hinab und sogar, als der Teufel noch einen Mühlstein nahm und mit sich auf die Schale setzte, konnte er doch nicht herunterkommen. Da ging er zornig von dannen. Zum Andenken aber hat man auf dem Rathsbrunnen einen Engel mit einer Wage, in deren Schalen der Teufel mit dem Mühlstein und das Kind sitzen, abgebildet.

306.

Warum die Raben im Brachmonat Durst haben.

R. Köhler in Wolfs Ztschr. für deutsche Mythol. u. Sittenkunde III, 409. Nach mündlicher Mittheilung.

In der Gegend von Buttstädt war unter den Leuten der Glaube, daß die Raben im Brachmonat ihre Schnäbel immer vor Durst aufsperren, aber nicht trinken können, zur Strafe für den Ungehorsam jenes

Raben, der von Noah ausgeschickt war und nicht zurückkehrte. In ähnlicher Weise meinten die Griechen, der Durst der Raben sei eine von Apollo über sie verhängte Strafe, weil einer nach Waßer ausgeschickt auf einer Wiese zu lange blieb.

307.

Vom Anfang der Stadt Erfurt.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 121 f.
Falkenstein Historie der Stadt Erfurt S. 2 u. 5.
Additiones ad Lambertum Schafnaburg. in Scriptores rer. Germ. ed. Struve. Tom. I. p. 439 sq.

Als Merwig König in Thüringen war, hat derselbe eine Burg an demjenigen Orte angelegt, wo noch jetzt das Dorf Möbisburg vorhanden ist, und sie nach seinem Namen Merwigsburg genannt, wo er beständig gewohnt und Hof gehalten, auch den einfallenden Völkern Widerstand gethan hat. Dort ist nachgehends auch St. Dionysii Kirche erbaut worden.

Der König Merwig hat auch einen Saal auf dem Petersberge erbauet, sonst ist aber von der Stadt noch nichts vorhanden gewesen, außer daß unten am Berge ein Dorf Namens Schilderoda gestanden hat, wo heutiges Tages die St. Andreaskirche zu sehen ist.

Da nun aber männiglich geschäftig war, das Land in Arbeit zu bringen, war unter andern ein vornehmer Kriegsmann und Edler am königlichen Hofe zu Burgscheidungen, Namens Erpo oder Erff. Der wählte sich den Ort bei Schilderoda und baute eine Mühle im Brühl, daher man ihn einen Müller geheißen; und weil nicht aller Orten durch das Waßer zu reiten oder zu fahren war, ließ er eine Furt durchgraben an dem Orte, wo jetzt die Furtmühle ist, damit man auf Schilderoda bequem durchgehen könne. Die hieß man Erpsfurt. Also hat er unter König Hoyers Regierung den ersten Stein zur Stadt Erfurt gelegt.

Man hat von Erfurts Urzeit auch diese Sage.

Im 707. Jahre nach Christus hat der König Dagobert ein Kloster in Erfurt erbauet auf dem Berge, den man vor Alters Merwigsburg genannt hat von Merwig, dem heidnischen Könige der Franken, welcher ein Sohn Merwigs, des Fürsten von Thüringen und ein Oberältervater des Königs Dagobert gewesen ist. Nachdem er den heidnischen Namen der Stadt oder des Bergs hinweg gethan, hat er denselben Petersberg ge-

nannt und daselbst ein einsam Mönchsleben eingerichtet; hat auch die Burg zerstört und St. Peters Münster gebaut auf Bitten des Mönchs Adeodat oder Trutmann, welcher um dieselbe Zeit von Kygibert, dem Erzbischofe zu Mainz, bei der Kirche St. Blasii zum Mönch gemacht worden war. Auch übergab er alles, was er in Thüringen von mütterlicher Erbschaft besaß, dem heil. Petrus und den daselbst Gott dienenden Mönchen. Diesen Besitz hat nachmals der heil. Bonifazius wieder weggenommen, ein Bisthum daselbst gemacht und den Mönchen nur so viel gelaßen, als ihnen zur täglichen Nahrung nöthig war.

308.

Der Schatz unter der Kirche des heil. Dionysius.

Falkenstein thür. Chron. I, 219.
Ders. Historie von Erfurt S. 3.
Thuringia. 1842. S. 79.

Unter der Kirche des heil. Dionysius soll ein großer Schatz liegen, welchen drei Männer mit einander zu heben sich vorgenommen hatten, nämlich ein Schmidt, ein Schneider und ein Hirt oder Schäfer. Von den bösen Geistern aber, welche über den Schatz Macht und Gewalt hielten, wurden alle drei umgebracht und ihre Häupter sind zum Andenken oben an dem Gesims der Kirche unter dem Dache in Stein ausgehauen nebst einem Hufeisen, einer Scheere und einem Schäferstock oder einer Weinmeisters-Hippe.

Eine andere Sage lautet: Als die Kirche gebaut wurde, ließen sich drei Männer von Jesuiten belehren, wie der Schatz gehoben werden müßte. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde, Mittags um 12 Uhr, als alle Arbeiter fortgegangen und sie ungestört waren, schickten sie sich zur Beschwörung an. Da kamen wider ihren Willen und gegen das Verbot der Jesuiten die Weiber der zwei verheiratheten Männer mit dem Mittageßen. Kaum waren diese zu ihren Männern getreten, als ein Mann in rothem Kleide auf einem kleinen Wagen, mit weißen Böcken bespannt, den rodischen Berg herab und auf sie zu gefahren kam. Der rothe Mann ergriff sie und drehte einem nach dem andern den Hals um.

Oben an der Kirchmauer unter dem Dache sind fünf Köpfe von drei Männern und zwei Weibern in Stein gehauen noch heutiges Tages zu sehen.

309.

Die zwölf deutschen Schüler.

Falkenstein thür. Chronik I, 218.
Ders. Historie von Erfurt S. 8 f.

Der König in Frankreich hatte zwölf Studenten, die wurden „deutsche Schüler“ genannt und hießen alle Johannes. Diese fuhren auf einer Glücksscheibe in der ganzen Welt herum, konnten also in vier und zwanzig Stunden alles erfahren, was in der ganzen Welt passirte, und das berichteten sie dem Könige. Der Teufel aber ließ alle Jahre einen davon herunter fallen und nahm ihn zum Zolle. Den letzten davon ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen, der hieß zuvor „Berbersberg“. Der König war bekümmert wo doch der letzte hingekommen wäre, und da ers erfuhr, daß es ein schöner Berg sei, ließ er eine Capelle bauen und nannte sie Corporis Christi; setzte auch einen Einsiedler hinein. Es war aber lauter schiffreiches Waßer da und nichts angebaut. An der Capelle hing eine Laterne, nach der sich die Leute richteten. Endlich wurde das Waßer an der Sachsenburg abgestochen. Die Laterne liegt unten in der Capelle, die hat ein doppeltes Gewölbe.

310.

Die Grabsteine ohne Köpfe.

Falkenstein thür. Chronik I, 218 f.

Auf dem Petersberge bei Erfurt liegen ein Bruder und eine Schwester begraben und sind auf dem etwas erhabenen Leichensteine abgebildet. Die Schwester war so schön, daß ihr Bruder, der eine Zeit lang in der Fremde gewesen war, sich nach seiner Heimkehr in sie verliebte und mit ihr sündigte. Der Teufel riß alsbald beiden die Köpfe herunter. Auf dem Leichensteine waren ihre Bildniße ausgehauen, aber die Köpfe sind auch hier von den Leibern weggekommen und nur der Stachel war übrig geblieben, an dem sie befestigt waren. Man setzte andere Köpfe von Messing darauf, aber auch diese kamen weg und wenn man mit Kreide Köpfe darauf malte, so war am andern Morgen alles ausgelöscht. Auf den Leibern blieben keine Köpfe.

311.

Kinder tanzen von Erfurt nach Arnstadt.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 397.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 355.
Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 139.
Binhard thür. Chronica I. 180.
Falkenstein Histor. von Erfurt S. 84.

Im Jahre 1237 versammelten sich zu Erfurt mehr denn tausend Kinder, zogen über die Waget, richteten einen Tanz und Spiel an, bis sie gen Arnstadt kamen. Da blieben sie über Nacht und es war ein groß Wunder, daß sie auf dem ganzen Wege keinem Menschen begegnet waren. Die Eltern suchten ihre Kinder und es war viel Jammer und Noth, bis sie erfuhren, daß sie zu Arnstadt angekommen waren. Da richteten sie Karren und Wagen zu — denn viele dieser Kinder waren sehr klein und es war zu verwundern, wie sie haben fortkommen können — und ließen sie wieder heim holen. Man konnte aber von Niemand erfahren, wodurch es geschehen war oder wer die Kinder geführt hätte. Das begab sich am 15. Juli am Tage der Apostel Theilung.

312.

Die Kirche zum heil. Brunnen.

Hogel's Chronik. Mspt. S. 150 ff.
Falkenstein Historie von Erfurt. S. 89 f.

Es begab sich im Jahre 1250, daß eines Sonntags ein Barfüßer Mönch von Eisenach nach Erfurt gelaufen kam und berichtete, es wäre unlängst ein fremder Mann nach Eisenach gekommen und hätte, als er krank gewesen, unter andern Sünden auch gebeichtet, daß er im vorigen Jahre am heiligen Abende vor Mariä Verkündigung des Nachts die St. Martinskirche intra zu Erfurt erbrochen, das Sacramentshäuslein geöffnet und die silberne Monstranz mit neun Hostien gestohlen habe. Damit sei er auf den Roßmarkt gelaufen und habe die Hostien aus der Monstranz in die nächste schlammige Grube geworfen. Weil nun diese Hostien, meinte der Mönch, gewiß schon consecrirt gewesen und in den Leib des Herrn verwandelt, er es aber für ein Greul halte, daß dieselben in einer Pfütze liegen sollten, so habe er dieses den Geistlichen berichten wollen, sie möchten nun am angezeigten Orte den Leib des Herrn suchen und an eine geweihte Stätte bringen. Man lief hin, fand die Hostien und wie man

erzählt, soll die Pfütze allenthalben gefroren gewesen sein außer an der Stelle, wo die Hostien lagen in dem Corporal trocken noch eingewickelt, wie sie der Dieb hingeworfen hatte. Auch kam ein Caplan herbei und sagte, er hätte manche ganze Nacht gesehen, daß es daselbst so licht und helle gewesen wäre.

Dieses Gerücht kam auch vor den Erzbischof Christian II. von Mainz, der damals zu Erfurt war. Dieser nahm die Sache so zu Herzen, daß er eilends eine große Litanei und Prozession anstellte, selber mit Singen und Beten auf den Roßmarkt ging samt der ganzen Clerisei, seinen Herrgott mit tiefer Ehrfurcht aus der kalten Pfütze, darin er leider gefallen war, aufhub und mit dem Corporal auf den Dom trug. Dort that er eine Predigt zum versammelten Volk und ermahnte, man sollte zum Gedächtniß solches Wunderwerks auf der Gruben eine Kirche hinsetzen und jährlich diesen Tag der Erfindung des heil. Leichnams Christi feierlich begehen. Solches geschah. Es fand sich ein Bürger, Namens Ulrich Vierling, der an jenem Orte auf dem Roßmarkte zur Mittagsseite an der Pfütze eine Kirche, zum heiligen Brunnen genannt, hinsetzen ließ. Auch eine Pfründe für einen Messpriester ward darin gestiftet und noch anno 1479 ist ein Collegiat in der Himmelspforte Domherr zum heil. Brunnen gewesen.

Man findet diese Historie im Dom und etlichen andern Kirchen abgemalt; dazu hat man folgende alte Reime:

Man schreibt tausend und zweihundert Jahr
Und neun und vierzig, das ist wahr,
Da dies Sacrament gestohlen ist,
Ueber fünf Monden es geschah,
Daß ein Dieb kam gen Eisenach,
In seiner Beicht hats offenbahrt,
Daß dies Sacrament funden ward.
Hie funden sie den wahren Gott
In der Gestalt der Himmel Brodt.
Aus Freuden sprachen sie alle süß
Nunc venite, adoremus
Ihn Gott Vater, Bischof zu Mayntz
Erhoben hat dies Sacrament
In neun Particuln aus dem Born
Da sonst alle Waßer warn gefrorn.

313.

Das Schloß Dienstberg bei Erfurt.

Falkenstein Historie von Erfurt S. 181 f.

Vor Zeiten hielten die Bürger in Erfurt ihren Walperzug und durften dabei im mainzischen Gehölze, die Wagweide genannt, vier Eichen fällen, den vier Rathsherrn zu Ehren. Die Ursache des Zugs soll diese gewesen sein.

Es lag auf der Kuhweide ein festes Schloß, darin sich Räuber aufhielten. Nun war ein Fleischhauer aus der Stadt verwiesen. Der kam im Felde zu ihnen und sie nahmen ihn als Koch mit sich in das Schloß, dazu sie durch verborgene Wege unter der Erde kamen. Nach einer Zeit waren die Räuber ihrer Gewohnheit nach auf weißen Pferden ausgeritten und hatten den Schlüßel einer alten Frau anvertraut. Da bat der Koch die Frau, daß sie ihn nur auf eine kleine Zeit wolle ausgehen laßen, und nachdem er dieses erlangt hatte, lief er in Eile der Stadt zu, verlangte, daß vom Rathe Jemand zu ihm herausgeschickt werden möchte, dem er eine große Heimlichkeit offenbaren wollte. Als nun Einige zu ihm kamen, so versprach er ihnen das Schloß ohne Mühe in die Hände zu liefern, wenn sie ihn als einen ehrlichen Bürger wieder aufnehmen wollten. Man gab ihm dieses Versprechen und er sagte ihnen weiter, daß sie auf eine gewiße Stunde, die er ihnen schon offenbaren wollte, wenn die Räuber auf Beute ausgeritten wären, auf weißen Pferden vor das Schloß kommen sollten, damit die andern gedenken möchten, ihre Kameraden kämen wieder zurück; da wollte er sich des Schlüßels bemächtigen und ihnen das Thor aufmachen. Dieses ging nun alles richtig an und die Räuber, welche im Schloße waren, wurden gefangen genommen. Des folgenden Tages kamen die weggerittenen auch wieder und weil sie von dem, was geschehen war, nichts wußten, ritten sie ganz unbesorgt zum Schloße hinein, wurden alsbald festgenommen und ihnen nachgehends ihr Recht gethan. Das Schloß aber wurde gänzlich zerstört.

In einer andern Chronik wird die Sache so beschrieben. Da die Edelleute Friede hielten, ehe sie die Leute beraubten, gingen die Bürger auf die Wagweide ins Schloß Dienstberg zum Biere, wie jetzt nach Daberstädt. Als aber die Edelleute zu Räubern wurden, kam Kaiser Rudolf nach Erfurt und ritt hinaus nach Dienstberg. Da wurde durch

die Erfurter alles zerschlagen und das Schloß zerstört. Die Edelfrau hatte zwei junge Söhne, die behing sie mit allem ihren Geschmeide, kam heraus und that dem Kaiser einen Fußfall und bat um der Kinder Leben, welches sie auch erhielten und auf Pferden nach Erfurt gebracht wurden.

Beim Walperzuge nun, den man zum Gedächtniß „Jüfel" gehalten hat, pflegte man auch zwei Knaben mit güldenen Ketten und Geschmeide auszuputzen und zu Pferde mit in die Stadt einzuführen.

Wiewohl nun die Wagweide oder Wagede dem Erzstifte Mainz gehörte, so verdienten die Bürger mit diesem Zuge in das mainzische Gehölze nicht allein keine Ungnade, sondern auch eine solche Freiheit, daß sie von der Zeit an alle Jahre den letzten April des Abends einen Haufen Träger und Zimmerleute auf die Wagede durften gehen laßen, welche vier Eichbäume umhieben und des Nachts über Wache hielten, bis den Tag darauf am 1. Mai etliche Compagnien Bürger und Bauern wie in einem Heerzuge zu Roß und Fuß mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in den genannten Wald zogen, sich dort ein paar Stunden lagerten, ihr freies Waffenrecht ausübten und dann mit grünen Büschen in guter Ordnung unter dem Donner des groben Geschützes auf der Cyriaksburg und Trommelschlag und Trompetenklang sich wieder nach Hause begaben.

314.

Von einer Erfurter Hexe.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 1040 f.

Zu Erfurt wohnte ums Jahr 1549 hinter dem Berge ein Pfaff, Ulrich Erkenberger, der mit einer Köchin Haus hielt, welche gern ihres Herrn Diener Anton zur Ehe haben wollte. Er aber mochte das Weibsbild nicht, darum gedachte sie sich an ihm zu rächen, daß es ihm den Kopf kosten sollte. Nun war in der Stadt eine bekannte Hexe, die hatte ein Kind von Wachs gemacht und „wöllene Stecknadeln" gekauft, die sie hier und dort in der Stadt ausstreuen wollte zu dem Ende, daß eine jede ledige Weibsperson, die eine solche Nadel aufgehoben hätte und in ihre Haare gebracht, zur H . . . werden, eine verheirathete aber von ihrem Manne laufen sollte. Sie ward aber von einem Schneider verrathen, der ihr Vorhaben gesehen hatte.

Zu dieser Hexe, ehe sie noch einkam, ging jene Pfaffenköchin und ließ durch ihren Rath und Beistand genannten Anton, der damals in Goßlar war, in vier Stunden des Nachts auf einem Bock durch die Luft gen Erfurt fahren. Der Bock führte ihn oben zwischen den Thurmspitzen auf dem Stift Mariä so nahe hin, daß er mit seinen Füßen an einen Knauf anstieß und darauf beim Pfaff Ulrichen sanft zum finstern Kellerloche hineinfuhr. Dabei war ihm, wie wenn Himmel und Erde auf ihm liege und aus allen seinen Fingern und Zehen lief ihm das Waßer heraus wie Milch. Als er nun im Keller war, da wischte die Köchin auch hinein, sieht ihn, lauft zu ihrem Herrn hinauf und spricht: „Anton, der Bube, ist unten im Keller und hat etwa im Sinn euch heimlich zu erwürgen." Herr Ulrich gehet flugs hinunter, siehet ihn auch und fraget, wie er da wäre hinein kommen und was er da mache. Anton erzählt, wie es ihm ergangen und der Pfaff berichtet es geschwinde an den Rath. Sobald dieser es vernommen, ließ er den Knecht und die Magd holen samt jener Hexe, examinirte sie und ließ den Anton zwar wieder dahin ziehen, die Köchin aber und die Hexe auf einem Karren zur Stadt hinaus fahren und beide lebendig verbrennen.

315.

Die große Armbrust in Erfurt.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 62.

Wie vormals zu Erfurt des Scharfrichters Haus mit dem Kak und einem Stocke auf dem großen Markte vor den Graden gestanden hat, so soll auch der Galgen Anfangs daselbst gewesen sein, welcher Platz erst vor der Mauer der Stadt gelegen und wie ein offen Feld gewesen ist. Es hätten aber die Bürger mit der Zeit erlangt, daß der Galgen nach Erweiterung der Stadt von dem alten Orte weggenommen und so weit hinaus ins Feld gesetzt werden durfte, als man mitten aus der Stadt mit einem Pfeile würde schießen können. Dazu habe man sich derjenigen großen Armbrust, die noch zum Gedächtniße auf dem Rathhause oben an einem Balken hänget, bedienet und den Pfeil auf dem langen Stege losgeschoßen, daß er über die Stadt hinausflog und auf dem Stollberge der Stadt gegenüber niederfiel. Daher der Galgen auf diesen Berg, wo er noch stehet, gebaut worden ist.

316.

Der eiserne Dolch am Rathhause zu Erfurt.

Thür. Vaterlandskunde. 1802. S. 782.
Falkenstein Historie von Erfurt S. 243.

An der Ecke des Rathhauses nach den Wölfen zu siehet man einen alten eisernen Dolch befestigt, wie man ihn in alten Zeiten zu führen pflegte. Von diesem Dolche erzählen die Leute, daß mit demselben einst ein Sohn seinen Vater ermordet habe; der Sohn sei geköpft und das Mordgewehr zum schauderhaften Andenken hier aufbewahrt worden. Doch findet man die Geschichte in keiner Chronik verzeichnet, obwohl dergleichen Begebenheiten in den alten Zeitbüchern getreulicher als andere wichtige Sachen bemerkt sind. Andere meinen, der Dolch sei am Rathhause befestigt worden, um sich die Meßer darnach verfertigen zu laßen, die man vor Zeiten zu seiner Vertheidigung tragen durfte. So heißt es in den alten Zuchtbriefen der Stadt Erfurt: „Des Tages soll Niemand Waffen oder Wehr tragen, als ein Bürger und Bürgers Kinder; des Nachts aber Niemand als der Rath und seine Diener. Will einer ein Meßer tragen, so soll es nach dem Maße am Rathhause sein."

317.

D. Faust's Gäßchen in Erfurt.

Thür. Vaterlandskunde. Erfurt 1804. S. 719.

Gegen die Mitte der Schloßgaße in Erfurt sieht man ein schmales Gäßchen durch welches kaum eine einzelne Person mit Mühe hindurch kann, weshalb es das enge oder bisweilen auch des Doctor Faust's Gäßchen genannt wird. Die Sage erzählt nämlich, D. Faust sei einst durch dasselbe mit einem zweispännigen Fuder Heu hindurch gefahren. Der Wagen habe sich in einen Strohhalm, die Ochsen in Mistkäfer verwandelt und so sei dieses Fuhrwerk leicht hindurch gekommen. Am Ausgange in der Borngaße standen Wagen und Ochsen wieder da.

318.

Von einer Vorlesung des Doctor Faust in Erfurt.

Wahrhaftige Historien des D. Johannes Faustus durch G. R. Widmann. Gedr. zu Hamburg 1599. 1. Thl. 38. Cap.
Hogel's Chronik S. 1055.

Der Doctor Faust war zu Erfurt namhaft und in einem großen Ansehn. Er pflegte, wenn er von Wittenberg dahin kam, in einem Hause zu St. Michael zu wohnen unweit dem großen Collegium, auch hatte er sich einen solchen Anhang verschafft, daß ihm erlaubt wurde sich öffentlich auf dem Lehrstuhl hören zu laßen. So hat er denn auf eine Zeit den Studenten den griechischen Poeten Homerus erklärt und dabei die vorkommenden Kriegshelden so lebendig beschrieben, daß den Studenten ein großes Verlangen ankam, dieselben in eigener Person zu sehen. Auf ihr bittlich Ansuchen bewilligt ihnen Faust, daß er in der nächsten Lection diese Helden vorstellen wolle. In dieser Vorlesung sah nun Faust, daß wegen seiner gethanen Zusage mehr Studenten als gewöhnlich zugegen waren, und er hat mitten in der Lection angefangen und gesagt: „ihr lieben Studenten, weil ihr begehrlich seid die berühmten Kriegsfürsten, deren der Poet allhier gedenkt, in der Person, wie sie damals gelebt, anzuschauen, so sollen sie euch nun begegnen." Darauf sind alsbald diese Helden in ihrer damals gebräuchlichen Rüstung in das Lectorium nach einander herein getreten, haben sich männlich und frisch mit ganz zornigen und grimmigen Augen umgesehen, die Köpfe geschüttelt und sind dann wieder davon gegangen. Zuletzt kam noch der gräuliche Riese Polyphemus, der an der Stirne nur ein Auge hatte, auch einen langen, zottigen, feuerrothen Bart; ein Mensch, den er eben verzehrte, hing ihm noch mit dem Schenkel aus dem Maule heraus, überhaupt war er so gräßlich anzusehen, daß allen Studenten die Haare zu Berge standen. Ueber diesen Schrecken mußte Faust nicht wenig lachen, auch ängstigte er die Studenten noch damit, daß Polyphemus nicht wieder zur Thür hinaus gehen wollte, sich vielmehr umsah mit seinem erschrecklichen Gesicht und die Hände ausbreitete als ob er nach etlichen Zuhörern greifen und sie verschlingen wollte, dabei stieß er mit seinem gewaltigen Spieße, der wie ein Weberbaum war, gegen den Fußboden, daß das ganze Collegium erzitterte. Zuletzt aber winkte ihm Faust mit dem Finger, da trat er

hinaus und Faust beschloß seine Lection, womit die Studenten wohl zufrieden waren, denn sie hatten den Teufel im Glas gesehen, und begehrten fortan nicht wieder solche Erscheinungen von ihm.

319.

Wie Faust die verlorenen Komödien des Terenz und Plautus wieder zur Stelle schaffen will.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 1058 f.

Auch folgende Geschichte wird vom D. Faust in Erfurt erzählt. Als bei einer Magister-Promotion im Beisein vieler Theologen, Professoren und Abgeordneten des Raths darüber gesprochen wurde, daß so viel von den Komödien des Terenz und Plautus vor Zeiten verloren gegangen sei, erbot sich D. Faust, wenn es mit Erlaubniß der Herrn Theologen und ohne seine Gefahr geschehen könne, alle diese verlornen Komödien wieder ans Licht zu bringen und auf einige Stunden vorzulegen, daß man sie in Eile durch einige Studenten könne abschreiben laßen, wenn man sie haben und ihrer nachher nützen wolle. Aber weder die Theologen noch die Rathsherren wollten auf diesen Vorschlag eingehen denn, sagten sie, der Teufel möchte in solche neu erfundene Komödien allerlei ärgerliche Sachen mit einschieben und man könnte ja auch ohne dieselben aus denen, die noch vorhanden wären, genug gut Latein lernen. So durfte der Teufelsbanner hierin kein Meisterstück sehen laßen.

320.

Faust kommt plötzlich von Prag nach Erfurt zu einem Abendeßen.

G. R. Widmann D. Joh. Faustus I, 39.
Hogel's Chronik S. 1056.

In der Schloßergaße zu Erfurt ist ein Haus, zum Anker genannt. Darin hat damals ein Stadtjunker gewohnt, bei welchem sich D. Faust die ganze Zeit über, so er in Erfurt gewesen, am meisten aufhielt. Nun trug es sich zu, daß dieser Junker auf eine Zeit, als Faust in Prag war, viel guter Freunde zum Abendeßen zu sich berief. Da waren sie nun bei

der Mahlzeit lustig und fröhlich, der Junker aber wünschte, daß Faust auch gegenwärtig wäre, sie würden dann noch fröhlicheren Muthes sein. Einer unter ihnen nahm ein Glas, streckt das mit der Hand in die Höhe und sprach: „o guter Freund Faust, wo steckst du heint, daß wir dein müßen entbehren? Wärest du da, wir wollten unsere Fröhlichkeit anders zubringen; weil es aber nicht kann sein, so will ich dir dennoch eins gebracht haben, kann es aber geschehen, so komm zu uns und säume dich nicht." Darauf hat er einen Jauchzer gethan. Indem klopft Jemand an der Hausthür stark und ein Knecht läuft an das Fenster zu schauen, wer da wäre. Da stieg D. Faust von seinem Pferd ab, hatte sein Roß beim Zügel und gab sich zu erkennen, daß er der wäre, den man gerufen hätte. Der Knecht zeigt dem Junker an, Faust stehe vor der Thür, sei von dem Pferd abgestiegen und begehre Einlaß. Der Junker spricht: „was sagst du? Bist du toll oder närrisch? Ich weiß wohl, wo Faust ist und er kann nicht unten an der Thür stehen." Es klopft nochmals; der Junker geht nun selber zum Fenster, schaut hinaus und wird Faust gewahr. Sogleich ward die Thür geöffnet und Faust von allen wohl empfangen; des Junkers Sohn nahm das Pferd, führt's in den Stall und gab ihm Futter, Faust aber setzt sich zu Tisch. Als man ihn nun fragt, wie er so bald wieder käme, antwortet er: „da ist mein Pferd gut zu; weil mich die Herrn Gäste so sehr wünschen und begehren und mich gerufen, habe ich ihnen willfahren und bei ihnen erscheinen wollen, wiewohl ich nicht zu lange bleiben darf, sondern noch vor Tage zu Prag sein muß." Also fingen sie wieder ihre fröhliche Mahlzeit an, Faust aber trieb allerlei Possen und fragte sie auch, ob sie nicht einen fremden Wein versuchen wollten, es sei gleich, ob es Reinfall, Malvasier, spanischer oder Franzwein sein solle. Und da sie lachend antworteten: „sie sind alle gut", fordert Faust einen Bohrer, macht damit in das Tischblatt vier Löcher, stopft sie mit Pfröpflein wieder zu, nimmt frische Gläser, zapft aus dem Tische die genannten Weine hinein und trinkt mit der Gesellschaft lustig fort.

Indessen kommt der Sohn des Junkers in die Stube und spricht: „Herr Doctor, wie soll ich das verstehen? Euer Pferd frißt ganz unersättlich; es hat schon etliche Scheffel Haber verschluckt, steht aber und siehet stets, wo dessen mehr sei; nun will ich aber noch einmal hingehn und ihm von neuem Futter geben, daß es satt habe und sollt ich auch etliche Malter Haber anwenden." „Laßt das bleiben," spricht Faust,

„es hat genug bekommen, es fräße euch alles Futter vom Boden, ehe es voll würde." Es war aber dieses Pferd sein Geist Mephistopheles.

Mit diesen und andern kurzweiligen Possen brachten sie den Abend hin bis Mitternacht. Da that das Pferd einen hellen Schrei, daß man es durch das ganze Haus hörte. „Ich muß fort," sagte Faust, „ich bin citirt," und wollte gute Nacht geben, aber sie hielten ihn auf. Faust knüpft einen Knoten an seinen Gürtel und sagt ihnen noch ein Stündlein zu, als aber das Pferd zum zweiten Mal anfing zu schreien, da wollt er wieder fort, ließ sich jedoch von der Gesellschaft abermals bewegen und blieb noch eine Stunde, beim dritten Schrei aber, den der Gaul that, ließ er sich nicht weiter aufhalten, nahm seinen Abschied und die Gäste gaben ihm das Geleit bis zur Hausthür, ließen ihm sein Pferd vorführen und Faust setzte sich darauf. Wie er nun die Schloßergaße hinauf reitet schwingt sich das Pferd mit ihm in die Luft, so daß seine Freunde ihn bald nicht mehr sehen konnten. So kam Faust noch vor Tagesanbruch gen Prag.

321.

Wie Faust seine Gäste bewirthet.

Hogel's Chronik S. 1058.

Als nach etlichen Wochen Faust von Prag nach Erfurt zurückgekehrt war, bittet er dieselben Freunde zu sich bei St. Michael zu Gaste. Als sie nun kamen, sahen sie in der Stube noch keinerlei Vorbereitung zur Bewirthung. Faust schlug aber mit einem Meßer auf den Tisch und sogleich erschien ein Diener. „Wie schnell und behende bist du?" fragt Faust. „Wie ein Pfeil," antwortet der Diener. „Das ist mir zu langsam," sprach Faust, „du dienst mir nicht, gehe hin, wo du hergekommen bist." Nun schlug er wieder mit dem Meßer auf den Tisch und es kam ein zweiter Diener, „schnell wie der Wind." „Es ist wohl etwas beßer," sprach Faust, aber er entließ ihn dennoch und klopfte zum dritten Male. Da trat der dritte Diener herein, welcher schnell war, wie die Gedanken der Menschen. „Du bist der rechte, du wirst's thun," sagte Faust und ging mit ihm hinaus und gab ihm Befehl, was er thun sollte, dann kam er wieder herein zu den Gästen und hieß sie niedersitzen. Bald brachte der Diener selbdritte ein jeder drei gedeckte Schüßeln voll, und das geschah

viermal. So wurden also 36 Schüßeln aufgetragen mit Wildpret, Vögeln, Gemüßen, Pasteten und anderm Fleische, ohne das Obst, Confect und Kuchen. Alle Becher, Gläser und Kandeln wurden leer auf den Tisch gebracht und Faust fragte die Gäste, was ein jeder trinken wollte von Bier oder Wein, setzte darauf das Geschirr in's Fenster und nahm es bald wieder voll des Getränkes herein, das man haben wollte. Die Musik, welche ein Diener spielte, war so lieblich, daß dergleichen die Gäste noch nie gehört hatten. So waren sie lustig und guter Dinge bis an den hellen Morgen.

322.

D. Faust muß die Stadt Erfurt verlaßen.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 1059 f.

Weil nun aber Faust der Possen so viele machte, daß Stadt und Land von ihm schwatzte und manche vom Adel auf dem Lande ihm gen Erfurt nachzogen und die Sorge überhand nahm, es möchte der Teufel die zarte Jugend und andere Einfältige verführen, daß sie auch zur schwarzen Kunst Lust bekämen, so wurde Anleitung gegeben, daß sich doch der benachbarte Barfüßermönch D. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er ihn vom Teufel reißen und bekehren könne. Dieser kommt herbei und redet erst freundlich mit ihm, sodann hart und scharf, erklärt ihm Gottes Zorn und ewige Verdammniß, so auf solchem Wesen stünde, zuletzt aber sagt er, er wäre ein fein gelehrter Mann und könne sich mit Gott und Ehren wohl sonst ernähren, darum möchte er solche Leichtfertigkeit, dazu er sich vielleicht in seiner Jugend vom Teufel habe bereden laßen, abthun, Gott seine Sünden abbitten und also Vergebung derselben hoffen, die Gott keinem noch verschloßen hätte.

Faust antwortete: „mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihr es gerne gut mit mir sehen möchtet, weiß auch das alles wohl, was ihr mir jetzt vorgesagt habt, ich habe mich aber so hoch verstiegen und mit meinem eigenen Blute dem Teufel verschrieben, daß ich mit Leib und Seele ihm ewig zugehören will. Wie kann ich denn nun zurück oder wie kann mir geholfen werden?“ „Das kann wohl geschehen,“ entgegnete D. Klinge,

„wenn ihr wahre Reue und Buße thut, der Zauberei und aller Gemeinschaft mit dem Teufel euch enthaltet und Niemand ärgert noch verführt; wir wollen auch in unserm Kloster für euch Messe halten, daß ihr wohl des Teufels sollt los werden.“ „Mess' hin, Mess' her,“ sprach Faust, „meine Zusage bindet mich zu hart. Ich habe Gott muthwillig verachtet, bin meineidig und treulos an ihm geworden, habe dem Teufel mehr geglaubt und getrauet als ihm, darum ich zu ihm nicht wieder kommen noch seiner Gnade, die ich verscherzet, mich trösten kann. Zudem wäre es nicht ehrlich noch mir nachzusagen rühmlich, daß ich meinem Brief und Siegel, so doch mit meinem Blute gestellet ist, widerlaufen sollte. Hat mir der Teufel redlich gehalten, was er mir zugesagt, so will ich auch wieder redlich halten, was ich ihm zugesagt und verschrieben habe.“ „Ei,“ sagte der Mönch, „so fahre immer hin, du verfluchtes Teufelskind, wenn du dir nicht willst helfen laßen und es nicht anders haben.“

Von da ging der Barfüßermönch zum Rector der Universität und zeigte es ihm an. Dieser berichtete es an den Rath und es ward Verschaffung gethan, daß Faust den Stab weiter setzen mußte. So ward Erfurt den bösen Menschen los.

323.

Faust's Luftfahrt.

Hogel's Chronik S. 1056.

Faust bediente sich seines Mantels, um auf demselben in die Lüfte zu fahren. So hat er sich mehrmals in dem Hause des Junkers in der Schlößergaße, das durch den Anker auf der steinernen Spitze des Daches noch kenntlich ist, auf den Mantel gesetzt und da die Treppen des Hauses so geschickt angebracht sind, daß sie an den Mauern hinweg gehen und in der Mitte einen Raum bis unter das Dach zulaßen, so ist dieses der Weg gewesen, den Faust bis in die obere Luft genommen hat. Daher konnte auch die Oeffnung im Dache nie zugemauert werden, sondern es fielen die Ziegeln des Nachts immer wieder herunter, die man am Tage aufgelegt hatte.

324.

Wie Faust Fische und Wein herbeischafft.

Historia von D. Johann Fausten. Gedr. zu Frankfurt a. M. durch Joh. Spies. 1587. (Scheible's Kloster 2. Bd. S. 1010.)

Faust kam einmal mit andern Reisenden in ein Wirthshaus in Thüringen und sprach mit seinen Begleitern die Wirthin in Abwesenheit des Wirths freundlich um Herberge an. Die Wirthin aber war unfreundlich und wollte die Gesellschaft nicht aufnehmen, denn sie habe nichts zu eßen und ihr Mann sei nicht zu Hause. „Liebe Wirthin," sprach Faust, „das laßt euch nicht irren, wir wollen für gut nehmen und desto enger zusammen sitzen." Die Wirthin ließ sich etwas bewegen und versprach ihnen zwar Herberge, wollte ihnen aber nichts zu eßen geben. Da sagten Einige aus der Gesellschaft: „hätten wir ein Stück oder etliche von dem Hechte, so uns heut zu Mittag übrig geblieben sind." Faust sprach: „gelüstet euch nach Hechten, so will ich sehen, was mein Koch vermag," klopfte damit ans Fenster mit einem Finger und rief: „bring, was du hast," griff bald darauf zum Fenster hinaus und brachte eine große Schüßel voll abgesottener Hechte sammt einer großen Kanne mit gutem rheinischen Wein. Da waren sie alle fröhlich, weil es so gut ging, und obwohl sie sich etwas entsetzten, ließen sie sich doch leicht überreden, aßen und zechten und lebten wohl.

325.

Faust frißt einem Bauer ein Fuder Heu mit Wagen und Pferden.

Historia von D. Joh. Fausten. Frankf. 1587. S. 1032.

Auch nach Gotha kam Faust, wo er zu thun hatte. Nach dem Nachteßen ging er mit einigen Bekannten vor das Thor um den Graben spazieren. Da begegnet der Gesellschaft ein Wagen mit Heu, Faust aber ging in den Fahrweg, daß ihn der Bauer nothgedrungen ansprechen mußte, er möchte ihm ausweichen und sich neben dem Fahrweg halten. Faust, der wohl bezecht war, antwortet ihm: „nun will ich sehen, ob ich dir oder du mir weichen mußt. Hast du nicht gehört, daß einem vollen

Manne ein Heuwagen ausweichen soll?“ Der Bauer ward darüber erzürnt und gab Faust viel trotzige Worte, dieser aber entgegnete: „Bauer, mach' nicht viel Umstände oder ich freß dir den Wagen, das Heu und die Pferde.“ „Ei, meinetwegen,“ sprach der Bauer. Faust verblendete ihn hierauf nicht anders, als daß der Bauer meinte, jener habe ein Maul so groß als ein Zuber und fresse und verschlinge zuerst die Pferde, darnach das Heu und den Wagen. Erschrocken lief er zum Bürgermeister und berichtete ihm mit der Wahrheit, wie alles ergangen wäre. Der Bürgermeister ging mit ihm diese Geschichte zu besehen und als sie vor's Thor kamen, fanden sie des Bauern Roß und Wagen im Geschirr stehen, wie zuvor. Faust hatte den Bauer nur geblendet.

326.

Faust macht einem Wirthe einen Poltergeist in sein Haus.

G. R. Widmann's Historie von Faust. Hamburg 1599. 2 Thl. Cap. 4.

Zu einer andern Zeit geschah es, daß Faust in einem Wirthshaus in Gotha über 14 Tage wohnte und sich's darin in aller Weise wohl sein ließ. Man hielt ihn auch stattlich und ehrlich, denn da war immer frisch Geld, und der Wirth, dem das gar wohl gefiel, trug ihm nicht allein zu eßen und zu trinken auf, sondern bestellte ihm auch viel Saitenspieler. Zuletzt aber sollte die Sache noch einen bösen Ausgang gewinnen. Faust war nämlich mit der Frau des Wirths gar vertraut geworden, was der Hausknecht zeitlich wahrnahm und seinem Herrn, der eines Sonntags früher als gewöhnlich aus der Kirche kam, anzeigte. Sogleich überlief der Wirth seinen Gast mit Stangen und Spießen, ehe sich's dieser versah, und machte so dem bösen Handel ein Ende. Diese Schmach konnte Faust nicht vergeßen und er gedachte sich deshalb zu rächen. Als im Herbste der Wirth Most und Wein in den Keller brachte und der Hausknecht oft hinab gehen mußte, so verlöscht ihm allewege das Licht und man konnte weder mit Fackeln noch Laternen in den Keller kommen, da sie immer ausgeblasen wurden, dazu hörte man noch die ganze Nacht in dem Keller ein solches Poltern mit Küfermeisterschlägeln, daß es nicht allein den Leuten im Hause ein großer Jammer war, sondern auch die Nachbarn über den Lärm sich bitter beklagten. Und so geschah es, daß der Wirth von

seiner Wirthschaft ablaßen und sie aufgeben mußte, und es geht auch die Sage, daß bis auf den heutigen Tag Niemand in diesem Hause wohnen noch weniger in den Keller kommen könne.

327.

St. Johannisblüthe macht fest.

Joh. Staricius neu vermehrter Heldenschatz. Gedr. im J. 1690. S. 94.

Im Jahre 1601 ward in Erfurt ein Bürger mit dem Schwert hingerichtet. Als er niederknien sollte, sprach der Scharfrichter zu ihm: „ich höre, du seiest fest, darum rath ich dir, mache dir und mir keine weitere Mühe und Ungelegenheit." Der arme Sünder antwortet: „ja es ist wahr; siehe, allhier steckts unter meinem rechten Arme, nimm es hin!" Da nahm er es und sagte nachher, es wäre gedorret St. Johannisblüthe.

Es ist ein Wunderding mit dieser Blüthe, man suche sie wenn man will, so wird sie gar nicht gefunden als Mittags zwischen 11 und 12 Uhr.

328.

Zauberkräuter kochen.

Bräuner's Curiositäten S. 58 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 119. S. 182.

Im Jahre 1672 hat sich zu Erfurt begeben, daß die Magd eines Schreiners und ein Färbergesell, die in einem Hause gedient, einen Liebeshandel mit einander angefangen, welcher in Leichtfertigkeit einige Zeit gedauert. Hernach ward der Gesell dessen überdrüßig, wanderte weiter und ging in Langensalza bei einem Meister in Arbeit. Die Magd aber konnte die Liebesgedanken nicht los werden und wollte ihren Buhlen durchaus wieder haben. Am heiligen Pfingsttage, da alle Hausgenoßen, der Lehrjunge ausgenommen, in der Kirche waren, that sie gewisse Kräuter in einen Topf, setzte ihn zum Feuer und sobald solche zum Sieden kamen, hat auch ihr Buhle zugegen sein müßen.

Nun trug sich zu, daß als der Topf beim Feuer stand und brodelte, der Lehrjunge, unwißend was darin ist, ihn näher zur Gluth rückt und

seine Pfanne mit Leim an dessen Stelle setzt. Sobald jener Topf mit den Kräutern näher zu der Feuerhitze gekommen, hat sich etlichemal darin eine Stimme vernehmen laßen und gesprochen: „komm, komm, Hansel, komm! komm, komm, Hansel, komm!“ Indem aber der Bube seinen Leim umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmerlich Geschrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wohnende Leute, zu sehen, warum der Bube so heftig geschrien, und fanden den guten Gesellen als einen aus tiefem Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen. Indessen ermunterte er sich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Thier, ganz zottigt wie ein Bock gestaltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn also geängstigt, daß es ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum großen Fenster mit ihm hinausgefahren. Wie ihm weiter geschehen, wiße er nicht, auch habe er nichts sonderliches empfunden, nun aber befinde er sich so weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langensalza im Bette gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Catharine, seine vorige Liebste, dieses zu Wege gebracht, indem sie bei seiner Abreise zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wollte sie ihn auf dem Bock holen laßen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedroht, sie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, angefangen herzlich zu weinen und gestanden, daß ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben mit der Unterweisung: wenn sie die sachte würde kochen laßen, müße ihr Buhle erscheinen, er sei auch so weit er immer wolle.

329.

Das stille Kind bei Erfurt.

Falkenstein's Historie von Erfurt S. 1037.

Im Frühjahr des Jahres 1677 ließ sich in der Umgegend von Erfurt ein kleines Mädchen sehen, welches etwa zehn Jahre alt war. Im Gesichte war es ganz blaß, hatte ein weißes Kleid an und seine Haare waren in Zöpfe geflochten. Es ging meist durch die Alacher und

Bindersleber Felder, redete mit sich selbst, aber Niemand konnte seine Worte verstehen. In der Hand trug es ein braunrothes Stäbchen und schlug, während es durch die Getreidefelder oder über die Wiesen wandelte, damit die Blumen ab, daß man solche aller Orten umherliegen sah. Wollte diesem Mädchen Jemand nach oder entgegen gehen, so überkam ihn ein gewaltiges Grauen, so daß er von seinem Gange ablaßen und zurückweichen mußte. Ein Flurschütz hatte das Kind einmal geschlagen, weil es mitten durch die Saaten gelaufen war; seitdem sah er das Kind fort und fort mit Grauen und sprach irre und verwirrt.

330.

Geheimnißvoller Trost.

Schriftl. von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein sehr reicher Mann in Erfurt heirathete eine Lustdirne. Beide liebten sich sehr, erhielten aber keine Kinder. Das Weib starb und der Mann war untröstlich. Da kam ein Mann in der Nacht an sein Lager und sprach: „weine nicht mehr, erhebe dich und komme dein Weib zu sehen.“ Der Mann folgte und ward durch unbekannte Gänge endlich in einen schönen erleuchteten Saal geführt. Da lag das Weib im Sarge sehr schön geschmückt. Der Mann betrachtete seine Frau mit stiller Wehmuth und bemerkte acht Mäuslein auf ihr herumlaufend. Darauf frug er den Führer, was das sei; dieser antwortete, es wären acht Kinder, deren Geburt sie durch ihren Wandel verhindert hätte; die müßten sie nun benagen. Die Frau richtete sich nun auf und reichte ihrem Manne die Hand, sogleich aber gab ihm der Führer einen Stab und bedeutete ihn diesen hin zu reichen. Er that es und wo die Frau angefaßt hatte, war der Stab verkohlt.

331.

Der Schatz im Hause zur Georgenbursche in Erfurt.

Hartung's Häuser-Chronik der Stadt Erfurt. Erf. 1861. S. 157 ff.

Ein sehr altes, vielleicht eins der ältesten Gebäude der Stadt Erfurt ist eine Scheuer auf der Lehmannsbrücke, an dem Hunderte von

Menschen täglich vorübergehen, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die einfache Mauerwand, deren außerordentliche Stärke vielleicht nur wenigen Leuten bekannt ist, und das große Scheuerthor, zu welchem die vormalige kleine Spitzbogenthür erweitert worden ist, mögen wohl Schuld sein, daß das Gebäude so ganz unbeachtet ist. Zur Zeit der Gründung der Universität wurde es als Bursa benutzt, hieß „Georgen-Bursche" und gehörte der Universität; in noch früherer Zeit war es die Grenze des Judenquartiers und hieß wahrscheinlich „zum Jüdenzoll."

Der Vater des gegenwärtigen Besitzers hat erzählt, daß in einer kleinen Nische in der nordöstlichen Mauer ein Schatz in einer Büchse sich befunden habe. Als Knabe, sagte der Mann, habe ich dieses mit Steinen leicht verwahrte Loch in der Wand entdeckt und nach Hinwegräumung der Steine eine Büchse stehen sehen. In demselben Augenblicke aber, als ich darnach greifen will, werde ich bei meinem Namen ängstlich gerufen, springe herunter, laufe ins Wohnhaus und frage meine Eltern, warum sie mich gerufen. Diese versichern, daß sie davon nichts wüßten und ich gehe zu meinem Fundorte zurück, inzwischen war aber die Büchse völlig verschwunden.

Auch der jetzige Besitzer behauptet, daß noch Geld in der alten Mauer stecken müße, denn seine Mutter habe einst in einer Nacht an einem Orte in der Stube eine glühende Kohle gesehen, die offenbar auf einen verborgenen Schatz deute.

332.

Sagen von Möbisburg.

Thuringia. 1842. S. 67 ff.

1.

Am nördlichen Ende des Dorfes Möbisburg erhebt sich eine runde mäßige Anhöhe, theils von der Natur, theils von Menschenhänden so gebildet und geschaffen. Oben, wo jetzt die Kirche und der Gottesacker liegt, stand vor alten Zeiten eine Burg, daher den Hügel noch heute das

Volk den Burgberg nennt. Auf dieser Burg, erzählt die Sage, wohnte in uralten Zeiten ein mächtiger Fürst, dem das ganze Land weit und breit umher gehörte. Aber er haßte den Frieden, führte das ganze Jahr Krieg und je mehr er Feinde hatte, desto lieber war es ihm. Lange war er glücklich in diesen Kriegen, zuletzt aber zogen der Feinde zu viele gegen ihn, schlugen ihn überall aus dem Felde und belagerten endlich seine Burg. Der Burgberg ragte damals aus einem See empor, der das ganze Thal bedeckte und erst später durch Mönche abgeleitet worden ist. Der belagerte Fürst hielt sich sicher vor den Feinden auf seiner Burg im See, aber der Hunger zwang ihn endlich die Burg den Feinden zu übergeben. Die Feinde wollten Niemand freien Abzug gestatten, nur die Fürstin sollte frei abziehen mit soviel ihrer Habe, als sie zu tragen vermöchte, doch sollte dabei nichts Lebendiges sein. Da versteckte sie ihren Gemahl in eine Lade und trug die Last zur Burg hinaus, über die Brücke und durch die Feinde hindurch. Noch war sie in der Nähe der letzten Kriegsknechte, als der Fürst an den Deckel der Lade klopfte und ihr zurief: „mach auf, mir fehlt es an Luft.“ „Ich darf noch nicht,“ flüsterte die brave Frau zurück, „die Feinde sind noch ganz nahe.“ Abermals nach einer Weile pochte der Fürst an die Lade, und abermals erwiederte sie: „ich darf noch nicht, die Feinde schauen uns nach; harre noch ein Weilchen, bald sind wir im Walde.“ Endlich schirmt sie der dichte Wald, da setzt sie Gott dankend die schwere Last ab, öffnet die Lade und findet ihren Gemahl todt in derselben. Jammernd hebt die Fürstin die Lade noch einmal auf ihre Schultern, um der Leiche ein ehrliches Grab zu verschaffen. Als sie nach Riechheim kam und die Bauern, denen sie früher Gutes gethan, um eine kurze Rast und ein Grab für ihren Gatten bat, erlauben ihr diese nicht einmal nieder zu sitzen, sondern jagen sie fort über die Grenze. Schweigend und bitter weinend geht die Fürstin weiter mit ihrer Bürde. Im Walde ruht sie die Nacht unter einer Eiche, die man noch lange gezeigt hat, und dann kommt sie nach Osthausen. Die Osthäuser Bauern nehmen die arme Frau gutherzig auf, begraben ihren Gemahl in geweihter Erde und helfen ihr weiter nach Osten fort. Wo sie geblieben, darüber ist alle Kunde verschollen, aber zum Danke hat sie den Osthäusern und den Bauern der andern Dörfer, die ihr Obdach und Hilfe gewährt, Waldungen geschenkt auf ewige Zeiten. So ist es gekommen, daß Osthausen und die meisten Dörfer von da nach Tannroda und Kranichfeld hin Gemeindewaldung bis auf den heu=

tigen Tag haben, nur Riechheim nicht, obgleich es fast im Holze liegt.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, der Königsstuhl genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern.

2.

Auf der „Burg“ und selbst in der Kirche, weil sie auf den Fundamenten eines alten Fürstenschloßes steht, ist es von jeher nicht ganz geheuer gewesen. Wenn zuweilen Leute, die sich verspätet, in der Mitternacht vorüber gehen, orgelt es in der Kirche. Das ist kein gutes Zeichen, denn wer es hört, muß bald sterben.

Zwei Männer, die an den Birnbäumen auf der Burg, wo der Thurm des Schloßes gewesen ist, sich Nachts auf den Anstand postirt hatten, haben ein weißes Schaf von ungeheurer Größe langsam die Runde innerhalb der alten Burgmauer machen sehen.

3.

Der Schulmeister in Möbisburg ging einmal noch in dunkler Nacht in die Kirche zum Frühläuten. Da lag ein feuriger Hund vor dem Altare. Darüber erschrack der Schulmeister so heftig, daß er den dritten Tag darauf starb. Nach seinem Tode mußten nun zunächst die jungen Burschen der Reihe nach, jedesmal zwei, zur Frühkirche läuten. Da geschah es, daß einmal zwei gute Freunde zusammen auf den Thurm stiegen. Der eine hatte den andern in der Nacht abgerufen, in der Meinung, daß es bald fünf Uhr sei. Als sie den Thurm erstiegen haben, schlägt es aber erst zwölf, zugleich hören sie auch ein Geräusch auf dem Gottesacker. Zur Thurmluke hinausschauend erblicken sie im Mondschein einen Fremden, der hastig über die Gräber läuft, auf einem Grabe niederkniet, es aufscharrt, den Todten entkleidet, auf die Achsel wirft und mit ihm von dannen rennt. „Was gilts,“ spricht der eine Bursche zu dem andern, „ich hole mir das Leichentuch da unten.“ Der andere sucht

ihn davon abzubringen so gut er kann, aber der verwegene Bursche hört nicht, holt das Leichentuch und kommt damit auf den Thurm zurück. Nach einer Weile kommt der Fremde mit dem Todten auf der Achsel wieder zurück, wirft ihn hin und vermißt, als er ihn wieder ankleiden will, das Leichentuch. Sogleich ruft er zum Thurmloche hinauf, an dem die erschrockenen Burschen stehen: „gib das Leichentuch zurück!“ Weil aber der Bursche nicht Folge leistet, so sehr ihn auch sein Freund bittet, so reißt jener Fremde sofort die Thurmthür auf und stürmt die Treppe hinauf. In ihrer Angst kriechen die beiden Burschen unter die Glocke, weil man unter Glocken vor Gespenstern und allem Bösen sicher ist. Der Fremde rennt und tobt um die Glocke herum, doch ohne sie anzurühren. Weil aber ein kleiner Zipfel des Leichentuchs hervorsah, erfaßt er es und trabt mit ihm die Stufen hinab. In dem Augenblicke aber, als er unten den Todten erfaßt um ihn zu bekleiden, schlägt die Thurmuhr eins. Da sahen die Burschen am Thurmloche, wie er Leiche und Leichentuch hinwirft und gleich dem Sturmwinde entflieht. Am andern Morgen fand man die Leiche auf dem Gesichte liegen und über dieselbe das Leichentuch gebreitet.

4.

Ein junges Mädchen aus Bischleben war einst Disteln zu suchen auf die Burg gegangen. Da glänzt ihr plötzlich eine wunderschöne Blume entgegen, wie sie noch nie eine gesehen hatte. Sie pflückt die Blume und in demselben Augenblicke sieht sie ein offenes Thor, das in den Berg führt. Schüchtern geht sie einige Schritte hinein. Da starrte alles von Gold und Silber und am Eingange stand ein großer, glänzender Wagen. Wenn das Mädchen zugegriffen hätte, so wäre alles ihr gewesen, aber so war sie zu furchtsam und nahm nur den Radnagel von dem einen Rade des Wagens. Darüber war ihr die Blume aus der Hand gefallen. Im Augenblicke fängt der Wagen an fort zu rollen. Das Mädchen flieht schnell zurück und als sie eben den Ausgang erreicht hat, schlägt das Thor mit heftigem Krachen hinter ihr zu. Sie läuft nun ins Dorf und erzählt, was ihr begegnet ist. Da machte sich die ganze Gemeinde auf, aber Niemand konnte das Thor wiederfinden.

5.

Ein Bauer aus Möbisburg hatte noch eines Abends spät auf seinem kleinen Ackerstücke auf der Burg mit der Hacke gearbeitet; es war schon um Mitternacht, als er heimging. Beim Herabgehen wirft er noch einen Blick auf den Kirchhof. Da steht oben eine große Mulde voll Thaler und daneben eine wilde Sau. Der Bauer wußte wohl, daß ein Schatz nicht verschwinden kann, wenn man etwas darauf wirft. Er schwang also seine Hacke und warf sie auf die Mulde, dann ging er ruhig heim. Der Wurf mußte aber nicht genau gewesen sein, denn als er am frühen Morgen den Platz wieder betrat, lag neben seiner Hacke nur ein einziger großer alter Thaler von dem feinsten Silber. Der Thaler soll noch lange zu sehen gewesen sein.

6.

Vor vielen Jahren hatte ein armer Mühlknappe, weil er kein Unterkommen in einer Mühle finden konnte, sich als Knecht in der Bischleber Pfarre vermiethet. Die ungewohnte Feldarbeit kam ihn zwar sauer an, aber er blieb munter und unverdroßen. Einmal sollte er eine Leede nahe unter der Burg umhacken. Erst spät Abends um eilf wurde er damit fertig. Er will nun heimgehen, da sieht er plötzlich auf der Burg zwei Männer stehen in langen Mönchskutten und aschgrauen Angesichts, zwischen beiden eine Braupfanne voll Gold. Sie winken ihm und als er unerschrocken näher tritt, sprachen beide zugleich: „nimm, es ist dir beschieden!“ „Wenn ich das haben soll,“ antwortet der Mühlknappe, „so tragt mir's auch heim.“ Da heben die beiden Mönche stillschweigend die Braupfanne auf und tragen sie ihm nach bis vor die Thüre der Bischleber Pfarre. Dort setzen sie das Gold nieder, grüßen ihn noch einmal mit ernsthaftem Nicken und verschwinden. Wer war froher als der Mühlbursche, der eben noch blutarm und jetzt steinreich war. Er bauete alsbald drei Mühlen, die Möbisburger, die Bischleber und die Kühnhäuser, und war und blieb ein reicher Mann bis an seinen Tod. Nach seinem Tode haben die Söhne das Geld mit Metzen getheilt.

7.

Vor Jahren, als Soldaten in Möbisburg einquartirt waren, stand eine Schildwache nahe am Brunnen bei der alten Linde. Um Mitternacht sieht der Soldat eine weiße Frau mit langem Schleier angethan langsamen Schrittes von der Kirche die Stufen hinab an den Brunnen gehen. Dort lehnt sie sich auf den Brunnenrand, schaut lange in die Tiefe hinab, dann wendet sie sich und geht so langsam und unhörbar, wie sie gekommen, die Stufen wieder hinauf und verschwindet. Der Soldat hat nicht das Herz gehabt sie anzurufen.

333.

Der Zauberer.

Schriftl. Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein alter Mann in Eichelborn hatte große Kenntniße in geheimen Künsten und heilte viele Leute. Bekannt ist folgende Erzählung.

Der Mann las Abends in einem alten Buche, als gerade ein Knabe bei ihm in der Stube war. Der Alte wurde hinausgerufen und verbot vorher dem Knaben in dem Buche zu lesen. Verbot reizt, darum übertrat es der Knabe. Kaum hatte er aber einige Worte gelesen, so hörte er ein starkes, immer stärkeres Geräusch an den Fenstern. Es war eine Schaar Raben, die mit den Schnäbeln daran pickten. Der Knabe gerieth in tödtliche Angst, da trat der Alte zornig ein, gab dem Knaben eine Ohrfeige und las schnell einige Worte in dem Buche und die Raben verschwanden. Der Mann hatte jene Worte, die die Raben her beschworen, rückwärts ohne Anstoß gelesen, darum hatten sie wieder weichen müßen.

334.

Das Steinbild am Oberschloß zu Kranichfeld.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 792.
Bechstein Deutsches Museum II, 183 ff.

An der alten äußern Mauer des Oberschloßes zu Kranichfeld befinden sich verschiedene ungethüme Steinbilder, darunter auch das Bild

eines Mannes, das in gleicher Gestalt öfters an alten Bauten vorkommt.

Auf dem Oberschloße, so erzählt man, wohnten zwei Brüder, Wolfer und Lutger. Sie kamen einst in einen heftigen Streit, so daß sie von einander ziehen und ihre Güter theilen wollten. Und das geschah. Sie waren mit der Theilung fertig, da sprach Lutger, der jüngere Bruder, welcher die Burg verlaßen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkranichfeld liegt: „dorthin will ich meine Burg bauen." Darüber lachte Wolfer und entgegnete: „wenn dieser Bau zu Stande kommt, will ich thun, was noch Keiner gethan hat und Keiner thun wird." „Es gilt," sprach Lutger, „ein Ritter hält sein Wort."

Die Burg wurde zu Wolfers Schrecken vollendet und der Bruder war grausam genug auf der Erfüllung jener Zusage zu bestehen, obwohl er wußte, daß es Wolfer damit ans Leben ging, aber er kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen Landes. Auch ließ er seinen Bruder in gezwungenster Stellung an einem Erker des Oberschloßes in Stein hauen und dieses Bild zeigt man noch heute als des Schloßes Wahrzeichen.

Man erzählt aber noch eine andere Sage von dem unanständigen Bilde an der Schloßecke in Oberkranichfeld.

Einst war das Schloß heftig belagert. Der Kommandant wurde zur Uebergabe aufgefordert, vermaß sich aber hoch und theuer, ehe er das Schloß übergebe, wolle er jenes thun. Allein trotz seiner tapfern Gegenwehr und schweren Verheißung wurde das Schloß doch eingenommen und die Feinde waren so grausam vom Kommandanten die Erfüllung seines Wortes zu verlangen. Da diese ihm aber unmöglich war, so schlugen sie ihm das Rückgrat entzwei und zwangen ihn in die unnatürliche Stellung, in der er elendiglich starb. Das Steinbild verewigt die unbedachte Verheißung und der Feinde Grausamkeit.

335.

Der Schatz bei Gotha.

Mone Anzeiger VI, 394.

Einem Handwerksburschen in der Nähe von Gotha träumte einige Nächte hinter einander, er möge mit seinem Freunde in das nächste

Wäldchen an einen bestimmten Platz gehen, von dem Zwiesel, den er dort finde, eine Stange schneiden und sich damit in das angrenzende Wiesenthal begeben, wo ein Keßel voll Gold stehe; stillschweigend sollten sie durch die Ringe des Keßels die Stange schieben, ihn dann forttragen und an das, was ihnen vorkäme, sich nicht im mindesten kehren. Der Handwerksbursche erzählte das seinem Freunde, der die folgende Nacht bei ihm blieb, damit sie, wenn jenem dasselbe nochmals träumte, sogleich zusammen fort könnten. Als nun der nämliche Traum wieder erfolgt war, brachen sie unverweilt auf, fanden richtig den Zwiesel, welchen sie abhieben, daraus eine oben und unten zugespitzte Stange machten und dann in das Wiesenthal gingen, wo sie den Keßel voll Gold stehen sahen. Schnell schoben sie durch dessen Ringe die Stange, legten niedergebückt sie auf ihre Achsel und wollten aufstehen. Da erblickten sie über sich einen Galgen, worauf ein Mann saß, der eine Kette herabraßeln ließ und rief: „welchen soll ich nehmen, den mit dem rothen oder mit dem blauen Hemd?“ „Ach Gott, komm, wir gehen geschwind heim!“ sagte erschrocken der eine, und augenblicklich versank der Keßel, Mann und Galgen verschwanden und nur die Ringe blieben an der Stange hängen, welche man nachmals zu Gotha in der Kirche aufbewahrt hat.

336.

Der Drache als Hase.

Von Herrn K. Aue in Weimar. Schriftlich.

In Schwabhausen zwischen Gotha und Ordruf hatte eine Familie den Drachen. Als die Tochter heirathete, sollte der Schwiegersohn den Drachen übernehmen, denn wer ihn behält bis ans Ende der ist ewig verloren. Das wußte aber auch der Schwiegersohn und weigerte sich und da er die List des Schwiegervaters fürchtete, zog er in ein anderes Haus. Kurz darauf kam oft ein Hase in den Kuhstall und verschwand dann, aber überall fand man in den Ecken des Hauses Brod und Käse. Die Leute wurden reich.

337.

Tut-Ursel.

Otmar Volkssagen S. 241 ff.
Grimm deutsche Sagen Nr. 311.

In einem fernen Kloster zu Thüringen lebte vor Zeiten eine Nonne, Ursel geheißen, die störte mit ihrem heulenden Gesang noch bei Lebzeiten den Chor; daher nannte man sie Tut-Ursel. Noch ärger wurde es nach ihrem Tode, denn von elf Uhr Abends steckte sie den Kopf durch ein Loch des Kirchthurmes und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie ungerufen in den Gesang der Schwestern. Einige Tage ertrugen sie es; den dritten Morgen aber sagte eine voll Angst leise zu ihrer Nachbarin: „das ist gewiß die Ursel!" Da schwieg plötzlich aller Gesang, ihre Haare sträubten sich zu Berge und die Nonnen stürzten aus der Kirche, laut schreiend: „Tut-Ursel, Tut-Ursel!" Und keine Strafe konnte eine Nonne bewegen, die Kirche wieder zu betreten, bis endlich ein berühmter Teufelsbanner aus einem Kapuzinerkloster an der Donau geholt wurde. Der bannte Tut-Ursel in Gestalt einer Ohreule in die Dumenburg auf dem Harz. Hier traf sie den Hackelnberg und fand an seinem huhu! so groß Gefallen, als er an ihrem uhu! und so ziehen sie beide zusammen auf die Luftjagd.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Kleine Beiträge

zur

deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde

in

Sagen und Gebräuchen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.

Zweiter Theil:

Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen.

Wien 1878.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Sagen, Sitten und Gebräuche

aus

Thüringen.

Gesammelt von Dr. August Witzschel.

Herausgegeben

von

Dr. G. L. Schmidt

in Eisenach.

Wien, 1878.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

In der Vorrede zu dem ersten Theile dieser Sagen hatte Professor Dr. Witzschel die Hoffnung und den Wunsch ausgesprochen, daß dessen Veröffentlichung dem Unternehmen freundliche Unterstützung, Beihilfe und Ergänzung zuwenden möge, und dann in einem besonderen Flugblatte namentlich die Herren Geistlichen und Lehrer um Beantwortung bestimmt vorgelegter Fragen gebeten. Eine große Anzahl kurzer und ausführlicher Zuschriften war die Folge davon und es lag nun ein reiches Material, namentlich für den Volksaberglauben, vor. Leider aber war es dem um heimatliche Geschichte und Alterthümer so hoch verdienten Verfasser nicht gestattet, dieses Material zu sichten und zu ordnen. Ein frühzeitiger Tod entriß am 9. December 1876 den noch im kräftigsten Mannesalter Stehenden der Familie, der Schule und der Wissenschaft. Es ist hier nicht der Ort, auf die Verdienste des Verewigten näher einzugehen; ein kurzes, aber wahres und treffendes Bild von seinem Leben und seiner Person hat der Director des Gymnasiums Dr. Weniger im Programm von Ostern 1877, S. 13 und 14, entworfen.

Nur ein Theil der in diesen Band aufgenommenen geschichtlichen Sagen lag druckfertig vor; das übrige Material zu sichten und zu ordnen übernahm der Unterzeichnete, obwohl er sich bis dahin mit diesen Gegenständen nicht beschäftigt hatte, aus Pietät

gegen den verewigten treuen Freund und um die werthvollen Sammlungen nicht unbenützt liegen zu lassen. Daß sie in kundigerer Hand eine bessere Verwerthung gefunden haben würden, darüber ist er sich keinen Augenblick zweifelhaft, und bittet für die sich findenden Mängel um gütige Nachsicht. Namentlich wolle man die Wiederholungen, die sich trotz mehrmaliger sorgfältiger Durchsicht in der Darstellung der abergläubischen Sitten eingeschlichen haben, freundlich entschuldigen. Von den Ortssagen sind manche von geringem Werthe; doch glaubte ich sie nicht ganz weglassen zu sollen. Ganz besonders werden Kenner der Sagengeschichte mit mir bedauern, daß Witzschel die erklärenden Anmerkungen nicht vollendet hat, welche Ursprung, Bedeutung und Zusammenhang der einzelnen Sagen mit anderen Sagen, volksthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen erläutern sollten. Die wenigen, welche sich ausgearbeitet vorfanden, lasse ich hier folgen.

Eisenach, den 30. Juli 1877.

Dr. G. Schmidt.

Erklärende Anmerkungen.

Zu B. I, Sage Nr. 26.

Hauswarmung, auch Hauswarmde und Hauswärme genannt, ist eine noch heute in Thüringen und Eisenach gekannte und geübte Sitte und, wie aus dieser Erzählung ersichtlich ist, schon am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich noch früher heimisch und im Gange. Johannes Rothe verlegt sie nach seiner Weise zu erzählen schon in die Zeit Ludwig's mit dem Barte und läßt ihn zugleich mit der Kirchweihe auch die Einweihung seiner neu erbauten Burg halten. Die Sitte besteht darin, daß der Erbauer, auch wohl der Käufer eines neuen Hauses nach dem Einzuge in dasselbe seinen Verwandten und guten Freunden einen Einzugsschmaus und damit dem Hause gleichsam seine Weihe gibt. In anderen Gegenden von Thüringen heißt dieselbe Sitte „Hausrauch", und in hennebergischen Ortschaften wird, wenn das Haus fertig gebaut und bezogen ist, „der Herd gewärmt"; in Schwarzburg-Sondershausen wird „der Herd begossen". Wenn in Eisenach und der Umgegend Jemand in eine neue Miethswohnung gezogen ist, so veranstalten seine Freunde einen Einzugsschmaus, gewöhnlich des Abends; „es wird ihm," wie man sagt, „der Tisch gerückt". Auch bei Halle ist oder war der „Hausrauch" in Uebung und „Hauswermet" in Schlesien. Vergl. Grimm, d. Wörterb. IV, 2. Jedenfalls ist die Sitte uralt und war ehemals ganz allgemein verbreitet und stand im Zusammenhange mit einer kirchlichen benedictio domus. S. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, 1, 97. 2, 81. 87.

Zu Nr. 31.

Sagen von Landerwerb durch List und Meineid sind nicht selten. Aehnliches erzählt die Kaiserchronik über die Gründung von Byzanz durch den Kaiser Constantin. Wie Ludwig mit der Erde von seinem Grund und Boden den Berg der Herren von Frankenstein überschüttet, so bestreut und bedeckt der Sachse mit der von einem Thüringer gekauften Erde dünn und fein ein großes Stück thüringischen Landes, und fortan behaupten die Sachsen ihr Recht auf dieses Land mit dem Schwerte gegen die Thüringer. S. Grimm, d. Sagen Nr. 416.

Zu Nr. 34.

Der weit verbreitete und oft geübte Brauch der Vorzeit, nach einem sündhaften und schuldbeladenen Leben vor dem Tode noch in einen Mönchsorden zu treten und dessen Kleid anzunehmen, beruhte auf dem frommen Glauben, den der heilige Benedict hervorgerufen haben soll, daß die Seele auch des größten Sünders aus der Gewalt des Teufels und der Pein des Fegefeuers errettet werde, wenn sich derselbe auch nur kurz vor dem Tode in seinen Orden begebe und sein Ordenskleid anlege. Die Franziskaner behaupteten sogar, das einzige Mittel, den Teufel zu retten, wäre, ihn zu überreden, das Ordenskleid des heiligen Franziskus anzunehmen, und versicherten, der heilige Franziskus komme alljährlich einmal in's Fegefeuer und erlöse daraus alle diejenigen, welche bei ihrem Sterben sein Kleid getragen; dagegen behaupten die Karmeliter, an jedem Freitage hole die heilige Jungfrau die aus dem Fegefeuer, welche in der Karmeliterkutte begraben seien. Daher befahlen Viele, welche, vom Tode überrascht, nicht mehr in einen Mönchsorden eintreten konnten, daß sie wenigstens in Mönchskutten begraben würden, in der Hoffnung, alsdann auch an den Verdiensten des Ordens Theil zu haben. Vergl. Vulpius, Curiositäten, I, 69 ff. III, 360. IV, 77. V, 358 f. Menschen aller Stände und Classen, Fürsten und Adelige, Gelehrte und Ungelehrte, Leute des Mittelstandes, sofern sie nur die üblichen Sporteln zu entrichten vermochten, haben nach dem Begräbniß in einer Mönchskutte verlangt. Und die Mönche mögen sich ihre Kutten nach den Umständen theuer genug haben bezahlen lassen. S. Joh.

Fischart in seinem Bienenkorb (1586. 8.) S. 23 b. Unsere nach Cäsarius aus Heisterbach erzählte Sage war auch Luther wohl bekannt. Vergl. Tischr. 3, 302 und S. 178, wo allerdings mit Landgraf Ludwig dem Eisernen Ludwig der Springer und mit dessen Gemalin Adelheid die Landgräfin Margarethe, Albrecht's des Unartigen Gemalin, verwechselt werden.

Weitere Beispiele von solchem Eintritt hoher und vornehmer Herren in einen Mönchsorden, der von der Kirche als Buße für begangene Sünden auch auferlegt ward, sind unnöthig.

Zu Nr. 52.

Die Sage vom Löwen erzählen die Schleswig-Holsteinischen Sagen auch von Isern Henrik. Ebenso hat Herzog Adolf, König Friedrich's I. Sohn, der Sieger über die Ditmarschen, am Hofe der Königin Elisabeth von England zur großen Bewunderung Vieler einem ihm entgegenkommenden Löwen die Hand unbeschädigt auf den Kopf gelegt und zu den Zuschauern gesagt, man solle es ihm nachthun. Vergl. Müllenhoff, S. 25, 525. Die dänische Volkssage erzählt dasselbe von Christian IV.

Zu B. II, Nr. 18.

Der Schluß der Erzählung beruht auf dem im Mittelalter ganz allgemein verbreiteten Glauben an die Untrüglichkeit der sogenannten Gottesgerichte, hier insbesondere dem Glauben an das Bahrgericht oder Bahrrecht, auf das man noch bis in die jüngste Zeit herab glaubte, einen rechtskräftigen Beweis gründen zu dürfen. Wenn nämlich eine Mordthat verübt worden war, der Thäter aber nicht ermittelt werden konnte und auf Mehrere der Verdacht fiel, so ward der Körper des Ermordeten, an den Wunden entblößt, auf eine Bahre gelegt, und Alle, die im Verdacht des Mordes standen, mußten sich der Leiche nähern und sie berühren. Wenn der Mörder an die Bahre trat und den Leichnam berührte, so fingen nach dem allgemeinen Glauben die Wunden wieder an zu bluten oder es floß, wie hier bei einer Vergiftung, Blut aus der Nase, oder trat in's Gesicht und aus den Augen. So kennzeichnete dieses noch bis in's 17. Jahrhundert übliche Gottesgericht den Mörder. So wird Hagen

im Nibelungenliede als Siegfried's Mörder erkannt. Auch Hartmann's Iwein thut des Bahrrechts Erwähnung, 1355 ff. Bei Shakespeare, König Richard III., Act 1, Sc. 2, blutet Heinrich's IV. Leiche, als Richard ihr nahet. Noch im 17. Jahrhundert wird das Bahrgericht in der Hessen-Darmstädter Landesordnung vom Jahre 1639 gesetzlich angeordnet. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist das Bahrrecht stillschweigend außer Gebrauch gekommen. Eine ziemlich ausführliche Erzählung von einem in Eisenach angewendeten Bahrgericht gibt Hesse, Jen. Ztschr. 4, 436.

Inhalt.

Seite

I. Geschichtliche Sagen.

II. Orts- und Volkssagen.

III. Aberglaube, Sitten und Gebräuche.

I.

Geschichtliche Sagen.

1.

Vom Grafen Ludwig, genannt der Springer.

Dür. Chron. S. 260 ff.

Nach dem Tode Ludwig's des Bärtigen kam sein Sohn Ludwig, den man nachher den Springer nannte, zur Herrschaft und besaß seines Vaters Erbe und Güter in Thüringen. Obwohl er noch jung war und erst sechzehn Jahre alt, so zeigte er sich doch in allen seinen Geschäften verständig und weise. Nach einigen Jahren kaufte er auch Sangerhausen mit seiner ganzen Zugehörung seines Bruders Sohne ab, dem Grafen Konrad von Honstein; auch andere Güter kaufte er, wo er sie haben mochte, und brachte sie zu seiner Herrschaft. Seine Freunde und Herren riethen ihm, daß er sich verändern sollte und eine gute Freundschaft gewinnen, um Rath und Hilfe zu haben, wenn es ihm nöthig wäre. Man freiete ihm des Herzogen Ulrich's von Sachsen Tochter und die nahm er im andern Jahre zur Ehe. Als er sie aber heimgebracht hatte, ward sie hoffärtig und ließ sich bedünken, daß der Graf Ludwig ihr nicht würdig wäre, weil ihr Vater ein Herzog war, er aber und sein Vater neue Grafen, und obwohl ihr Gemal ein junger, stolzer, freidiger und schöner Mann war, that sie ihm doch so viel Schmach mit Worten und Werken an, daß er das von ihr nicht länger leiden wollte und sie ihrem Vater wieder heimschickte, bis er ihr gut genug würde. Ihr Vater, ihre Mutter und die andern Freunde straften sie darum also sehr mit Worten, daß sie in ihrem Herzen sich zu härmen und zu grämen anfing, in eine Krankheit verfiel und noch in demselben Jahre starb.

2.

Ludwig, der dritte Graf in Thüringen, wird ein Landgraf.

Schlorff Bl. 41.

Ludwig, der dritte Graf zu Thüringen, war ein Sohn Ludwig's des Springers. Derselbe nahm zur Ehe des Herzogs Lotharius von Sachsen Tochter, genannt Hedwig. Als der Herzog Lotharius nachher Kaiser geworden war und sah, daß sein Eidam ein gestrenger Ritter war, tüchtig und weise in den Geschäften des Kaisers und mächtig in Thüringen und Hessen, da machte er ihn nach dem Rathe der Fürsten zu einem Landesfürsten mit Paniere nach solcher Herrlichkeit wie gewöhnlich ist, und fürstete ihn mit zwölf Grafen zu seinem Hofgesinde und gab ihm die Lehnschaft über diese Grafen und setzte diesen Grafen andere freie Dienstleute zu Unteramtleuten und theilte allen schönes Lehen zu. Auch gab der Kaiser Lotharius seinem Eidam das Recht, das Kleinod auf seinem Helme silbern zu führen, als es der römische Kaiser golden führet.

3.

Das Nicolaikloster in Eisenach.

Schlorff Bl. 52b—53.

Ludwig, der erste Landgraf und Fürst in Thüringen, hatte eine Tochter, Adelheid genannt. Diese begab sich der Welt, ging in das Kloster St. Nicolaus zu Eisenach und war darin eine Aebtissin. Dieses Kloster baute sie zuerst an die Stätte, da es jetzt gelegen ist. Dort war vorher ein bemauerter Hof mit steinernen Kemnaten und gehörte ehrbaren Leuten, den sie die Hofstätte abgekauft und ein Kloster hergerichtet hatte. Dasselbe Kloster lag früher auf St. Peters Berge in der alten Stadt und war gering an seinem Gebäude; auch das Wasser und die Brunnen waren fern und darum verging das Kloster an dieser Stätte.

Man erzählt auch, daß dieses Kloster zuerst in Sätelstadt sich erhoben habe von einer Königin Reinschwig aus Engelland. Als

dieser Königin ihr Gemal, der König, starb, der ihr über die Maßen lieb war, denn er hatte sie aus einem geringen Geschlechte um ihrer Tugend willen zu einer Königin erwählt, da wollte sie der Treue nicht vergessen und gab nach seinem Tode große Almosen und hielt und ließ halten viele Gebete für seine Seele. Sie meinte, in welchen Peinen er auch wäre, so wollte sie ihn erlösen, sofern ihr das möglich sein möchte. Da ward ihr geoffenbart, daß ihr Herr sein Fegefeuer leide in dem Lande zu Thüringen in einem Berge, der heiße der Hörselberg. Den Namen hatten ihm die Leute, die darum wohnten, gegeben, weil sie oft gar jämmerlich Geschrei hörten von den Seelen, die darin zu leiden hatten. Darum nannten sie denselben Berg „Hör der Seelen Berg," das man nun zusammen spricht der Hörselberg. Das Dorf, das hart daran liegt, nannte dieselbe Königin Satanasstätte, weil die bösen Geister ihr da erschienen; jetzt nennen es die Leute noch Satinstätte. Dort blieb die Königin und baute da eine Kirche und wohnte dort mit ihren drei Jungfrauen manche Zeit und erlöste mit Gebet, guten Werken und Almosen ihres Herrn Seele. Auch nahm sie zu sich noch andere heilige Jungfrauen und diente Gott bis an ihr Ende. Als sie starb, hinterließ sie ihren Jungfrauen eine gar reichliche Habe an Geld und Gut. Damit zogen diese nach Eisenach auf St. Petersberg, nahmen das Kleid und den Orden an sich und wohnten dort mehr denn hundert Jahre.

4.

Landgraf Ludwig der Milde.

Dür. Chron. S. 308.

Landgraf Ludwig III. war gar ein erlauchter frommer Fürst, männlich und tapfer im Streit, vorsichtig und weise in seinen Reden, in Widerwärtigkeiten geduldig und sanftmüthig, gegen arme Leute barmherzig und gütig; er ertrug ihr Geschrei und ihre Klagen, die sie zu ihm thaten, als ob er von Rechtswegen die Almosen ihnen schuldig wäre. Er nährte sie, kleidete sie und gewährte ihnen seinen Schutz. Er war ein so frommer Christ, daß man ihn seiner Demuth und seines Gebetes wegen mehr für einen Mönch hielt als für einen Ritter; er war gegen alle Leute so gütig, daß man ihn den milden Landgrafen nannte.

5.

Ludwig der Fromme und die heilige Elisabeth.

Schlorff Bl. 72.

Ludwig, der sechste Landgraf, Landgrafen Hermann's Sohn, dem die heilige Elisabeth verlobt war, nahm an sich die Herrschaft zu Thüringen nach seines Vaters Tode, als er sechzehn Jahre alt war. Diesen nannten die Leute den frommen, tugendsamen Landgrafen, denn er hatte alle frommen, heiligen Leute lieb und that ihnen Gutes, wo er konnte. Wie jung er auch war und stets frohen Sinnes, so übertrat er doch nie die Tugend und Gottes Gebote weder mit Worten oder Geberden, noch in seinen Werken und bewies seine Tugend Jedermann. Er war nicht zu lang noch zu kurz und hatte ein schönes Antlitz, war fröhlich, gütig und freundlich, schamhaft und züchtig gleich einer Jungfrau, reinlich an seinem Leibe und Kleidern, in allen Dingen weise und verständig, wohlredend, sanftmüthig, geduldig männlich, ehrsam, wahrhaftig, allen seinen Mannen getreu und barmherzig gegen arme Leute.

Die heilige Elisabeth war vollkommener Leibesgestalt, hatte braune Gesichtsfarbe und ein schönes Ansehen, war ernst in ihrem Gange und Wandel, züchtig und sittsam, gütig in der Rede, innig im Gebete, über die Maßen barmherzig gegen Arme, friedsam unter dem Hofgesinde, freundlich und herablassend gegen ihre Dienerschaft, tugendsam und voll der göttlichen Liebe.

6.

Die heilige Elisabeth erlöst ihre Mutter durch ihr Gebet.

Rothe dür. Chron. S. 331.

Mit großer Liebe ward das Kind Elisabeth auf der Burg zu Wartberg erzogen und köstlich mit den Kleinoden, die man mit ihr aus Ungarn gebracht, und dem kostbaren Schmuck gehalten. Als sie sieben Jahre alt war, ward ihre Mutter, Frau Gertrud, von einigen ungarischen Herren wegen Untreue böslich verläumdet, daß ihr der

König öffentlich das Haupt abschlagen ließ. Dieses geschah nach Christus Geburt im 1212. Jahre. Da erschien die Mutter ihrer Tochter des Nachts im Traume und sprach: „Liebes Kind, ich bin gestorben und leide jetzt Pein um meine zum ewigen Heil versäumte Zeit, um meine Eitelkeit und Ueberhebung. Nun richte für mich dein Gebet zu Gott, daß er meine Pein kürze, du vermagst das ja zu thun, und daß er für meine Sünde meinen unschuldigen Tod setze, den ich schmählich empfangen habe.“ Das Kind erwachte und betete sogleich lange Zeit für seine Mutter. Darauf schlief es wieder ein. Und abermals kam die Mutter zu ihrer Tochter im Schlafe, dankte ihr und sprach, daß sie jetzt durch ihr Gebet erlöst wäre und auf dem Wege zum ewigen Leben.

7.

Wie der Landgraf Ludwig zum Ritter geschlagen ward.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 345

Im Jahre nach Christi Geburt 1218 ward der Landgraf Ludwig Ritter an St. Kilians Tage in der Pfarrkirche St. Georgen zu Eisenach. Da segnete ihn der Bischof zum Ritter und gürtete ihm sein Schwert um und seine Grafen und Mannen aus Thüringen und Hessen, die er zu sich entboten hatte, schlugen ihn da zum Ritter während der Messe, die der Bischof von St. Georgen sang. Darnach ward ein großer Hof gehalten mit Turnier und Stechen und der Landgraf in seiner neuen Ritterschaft richtete ein großes Fest aus und begabte seine Gäste gar herrlich; nicht anders wollte er seine Ritterschaft empfangen als von Gott und seinen Mannen.

8.

Elisabeth macht einen Blinden wieder sehend.

Rebhan histor. eccles. Isenac. S. 51 sq. Mspt.

Eines Tages ging die heilige Elisabeth zur Mittagszeit in die Kirche ihre Andacht zu verrichten und begegnete unterwegs einem

armen unglücklichen Menschen, der blind von Geburt war und in seinen Augenhöhlen keine Augen hatte, so daß ein Jeder sich über diesen Anblick entsetzte. Zu diesem ging die fromme Fürstin hin und fragte ihn, was er hier thue. „Ich weiß es nicht", antwortete jener, „denn ich kann nicht sehen und nicht von dem einen Ort zu dem andern ohne Führer gehen. Wenn ich das Gesicht hätte, wollte ich lieber mit meiner Hände Arbeit meinen Unterhalt suchen, als blind mit Betteln. So aber bin ich weder Andern, noch mir selber etwas nütze und beklage wohl mit Recht mein Schicksal." Elisabeth sprach: „Gott hat dir zu deinem Besten dieses Kreuz auferlegt, ohne welches du Gott vergessen und gewiß in allerlei Sünden verfallen würdest." „Ich würde das sicher nicht thun," entgegnete jener, „sondern die Sünde über Alles meiden und mit Fleiß und Arbeit meines Lebens Unterhalt zu verdienen suchen."

Als dieses die fromme Fürstin hörte, befahl sie ihm, seine Bitten mit den ihrigen zu vereinigen und Gott mit ihr im heißen Gebet anzurufen, daß er das Gesicht ihm schenken möchte. Und obwohl jener entgegnete, daß dieses Gebet umsonst sein würde, da er ja blind geboren wäre, so beharrte sie doch dabei und sprach: „Zweifle nicht an der göttlichen Allmacht, denn Gott vermag Vieles über unser Bitten und Verstehen zu thun, wenn wir nur den rechten Glauben haben."

Darauf fielen Beide auf ihre Knie und sprachen in dem echten Geiste und in der Wahrheit ihre Gebete zu Gott. Noch waren dieselben nicht ganz beendigt, da fingen dem Blinden die Augen wunderbar zu wachsen an, daß er gut und wohl sah, alsbald aufstund und Gott und der frommen Fürstin freudig Dank sagte. Diese aber sprach zu ihm: „Gehe hin und diene Gott in wahrer Frömmigkeit und Demuth, arbeite und enthalte dich der Sünde."

9.

Ludwig demüthigt einen Herrn von Salza.

Leben des heil. Ludwig S. 49 ff.
Annall. Reinh. p. 195 sq.

In der Zeit, als der Landgraf in Welschland am kaiserlichen Hofe zu Cremona verweilte und länger als zwei Jahre aus seinem

Lande war, hatte ein Herr von Salza auf dem Aldenberge, auf dem Grund und Boden des Klosters Reinhardsbrunn, einen Bergfrid errichtet und, obwohl ihn die Klosterherren in Güte baten und vermahnten, daß er auf ihr Eigen nicht bauen möchte, so ließ er doch nicht davon ab, sondern machte denselben Bergfrid von Tage zu Tage besser und fester. Als nun der Landgraf wieder in sein Land gekommen war, klagte ihm der Abt des Klosters gar beweglich den Frevel, den der von Salza an ihm begangen hatte, und bat ihn demüthig um Schutz und Hilfe.

Der milde Fürst überlegte die Sache bei sich und erwog, was hier zu thun sei. Bald darauf kam er an einem Sonnabend mit wenig Leuten nach Reinhardsbrunn, hatte aber seine Ritter in der ganzen Umgegend entboten und ihnen befohlen, daß sie am nächsten Sonntage früh bei guter Zeit mit Heerkraft zu ihm kommen sollten beim Aldenberge. Den Sonnabend übernachtete der Landgraf im Kloster zu Reinhardsbrunn. Am Sonntage gebot er in aller Frühe dem Abt und Convent des Klosters, daß sie keine Prozession gehen, noch das Hochamt singen sollten, bevor er wieder gekommen sei. Und er erhob sich mit seinen Leuten und zog zum Aldenberge.

Dort fand er das Volk, das er entboten hatte, und legte sich sogleich vor den Bergfrid und gewann ihn leicht, nahm den Ritter von Salza mit den Seinen wegen seines Frevels gefangen, ließ sie mit Ketten binden und alle in das Kloster nach Reinhardsbrunn führen. Da mußten sie vor dem Kreuze und der Procession gebunden und gefangen in großer Schande und zum Spott hergehen, und als man den Umgang gehalten und die Herren nach ihrer Gewohnheit mitten in dem Münster standen, da mußten auch die armen Gefangenen dastehen. Darauf hub der Sangmeister nach einem Verse aus dem Psalter an zu singen: „Herr, du hast erniedrigt und gedemüthigt den Hoffärtigen von Salza als einen verwundeten und geschlagenen Mann," und der Chor und Convent sangen den Vers zu Ende. Diese Beschämung mußten sie erdulden, auch mochten wohl Einige ihren Frevel mit dem Tode büßen.

Nach dem Hochamt und der Messe hatten die Herren des Klosters dem Landgrafen ein köstliches Mahl bereitet und den Tisch wohl gedeckt und man that sich gütlich an Speise und Trank. Solches war

früher nicht geschehen. Denn wenn der Landgraf das Kloster besuchte und darin Wohnung nahm, so war er mit Speise und Trank selbst versehen und brachte Futter mit für seine Pferde, denn es wäre ihm leid gewesen, das Gotteshaus zu Kosten und Aufwand zu nöthigen.

Als man gegessen und wohl gelebt hatte und der Landgraf mit seinen Leuten wieder von dannen reiten wollte, rief er seinen Kammermeister und gebot ihm, daß er vergüten und bezahlen sollte, was man verzehrt und verthan hätte. Als dieser zu den Herren des Klosters kam und ihnen die Rede und den Willen seines Herrn mittheilte, entgegneten sie: „Lieber Kammermeister, was wir arme Klosterbrüder haben und vermögen, davon wollen wir unserm Herrn und den Seinigen gerne mittheilen, nicht allein jetzt, sondern so oft es ihm beliebt und er darnach begehrt; er soll uns keine Kosten erstatten.“ Als der Hofmeister diese Rede hörte, ließ er sich das gesagt sein und bezahlte nichts, wie es die Gewohnheit der Mächtigen ist, daß sie das Geld gern behalten, wo es nur geht. Aber der Landgraf erfuhr, daß die Klosterherren nicht bezahlt waren und er beschied seinen Hofmeister zu sich und sprach: „Da du nicht bezahlen willst aus unserm Säckel und mit unserm Gelde, was wir neulich in Reinhardsbrunn verzehrt haben, so sollst du bezahlen mit deinem Gelde und es soll nicht anders sein.“

So zwang ihn der Herr, daß er bezahlte die Zehrung bis auf den letzten Pfennig.

10.

Elisabeth's Demuth.

Dür. Chron. Cap. 480.

Als die heilige Elisabeth mit ihrem Friedel, dem Landgrafen Ludwig, Hochzeit gehabt hatte und in den Stand der Ehe getreten war, vergaß sie, wie lieb sie auch ihren Herrn hatte, doch Gottes Liebe und seines Dienstes niemals. Denn alle Nächte stand sie auf, fiel vor ihrem Bette nieder auf ihre Kniee und lag da in ihrem innigen Gebete. Und das ließ der tugendsame Landgraf gern geschehen. Unter ihren schönen Kleidern trug sie stätlich ein hären Hemde. Gott

that ihr Gnade, daß sie in ihrem ehelichen Leben mit dem Landgrafen Ludwig drei Kinder gewann. Sie gebar einen Sohn, der hieß Hermann, der ward ein Landgraf zu Thüringen nach seines Vaters Tode; und darnach eine Tochter, die nahm der Herzog von Brabant, und dann noch eine Tochter, die blieb eine Jungfrau und kam in das Kloster zu Aldenburg, da ward sie eine Aebtissin.

Die heilige Elisabeth übte sich auch ohne Unterlaß in den Werken der Barmherzigkeit. Sie reinigte der armen Leute Kleider, sie nähete und machte sie ihnen zurecht, heilte die Kranken und erfüllte ihnen alle ihre Nothdurft und Gebrechen, wo sie nur konnte.

Zu einer Zeit hatte ihr Vater aus Ungarn eine Botschaft zu ihr gethan und seine ehrbaren Ritter kamen auf die Wartburg. Da sprach zu ihr der Landgraf: „Ach, liebe Schwester, nun schäme ich mich gar sehr, daß du vor diesen Gästen also ärmlich gehen sollst mit deinen Kleidern und dich mit armen Leuten so sehr bekümmerst, daß du darüber dich selber vergißest." Darauf antwortete sie: „Lieber Herr und Bruder, ich habe den Vorsatz und festen Willen, niemals mit Kleidern zu prunken und mir ein vornehmes Ansehen zu geben." Als sie aber vor die Gäste trat, da erschienen ihre Kleider so schön, daß alle Leute darüber staunten und Landgraf Ludwig in große Freude und Verwunderung versetzt ward.

11.

Ludwig's Keuschheit.

Schöttgen u. Kreyssig S. 94.

Zu Eisenach ward einmal eine Hochzeit gefeiert und ein großer Tanz auf der Rolle gehalten, daran viele Jungfrauen und Frauen Theil nahmen. Der Landgraf Ludwig war an diesem Tage gerade in dem Landgrafenhofe zu Eisenach und stand dem Tanze zusehend an einem Fenster. Da trat zu ihm einer seiner Diener und sprach: „Herr, sehet ihr dort die schöne, junge, säuberliche Frau? — dabei zeigte er sie ihm — die will ich euch in euern Arm schicken, wenn ihr das begehrt." Da antwortete ihm der Landgraf gar zornig und sprach: „Schweig solcher Reden gegen mich und laß mich dergleichen

nie wieder von dir hören, sofern du meine Gnade und Freundschaft behalten willst. Denn wäre es auch, daß ich das ohne Sünde und Schande thun könnte, so wollte ich es doch lassen zu Liebe meiner lieben Elisabeth.“ Daran merket nun die Tugend des frommen Fürsten.

12.

Ludwig demüthigt einen fränkischen Ritter.

Schlorff Bl. 79b—80a.

Auf seinem Schlosse im Lande zu Franken saß ein Ritter, der war ein Räuber und Wegelagerer und hatte dem Kloster zu Reinhardsbrunn ein Fuder Wein und sechs Pferde weggenommen. Das klagten die Mönche dem Landgrafen Ludwig. Dieser schrieb für sie einen Brief an den Ritter und gebot ihm, daß er den Wein und die Pferde ohne Verzug dem Kloster zurückgeben solle. Das geschah aber nicht. Der Landgraf sammelte nun ein Heer, zog damit nach Franken, belagerte das Schloß des Ritters und zwang und brachte ihn dazu, daß er in seinem Hemde vor ihn kommen, ein bloßes Schwert an seinen Hals setzen und sich ihm und seiner Gnade übergeben, auch das Fuder Wein mit den sechs Pferden zur Stunde wieder nach Reinhardsbrunn senden mußte. Solche Arbeit und Mühe, Kosten und Abenteuer bestand der tugendsame Landgraf oft um seiner Klöster und auch armer Leute willen.

13.

Der heiligen Elisabeth wird Wasser in Wein verwandelt.

Passional hsgb. von Köpke S. 620, 76—89.

Die heilige Elisabeth hatte einmal Verlangen zu fasten und sich der gewöhnlichen Speisen, die man am Hofe aufzutragen pflegte, zu enthalten. Sie begab sich deshalb an einen einsamen, abgelegenen Ort, wo sie von Niemand gesehen ward und allein war, und hatte sich Wasser und Brot dahin tragen lassen. Durch Zufall führte aber den Landgrafen Ludwig sein Weg ebendahin. Er setzte sich zu ihr nieder,

aß und trank mit ihr und es wollte ihn bedünken, als ob er seit langer Zeit keinen so guten Wein getrunken hätte. Als er nachher berichtet ward, daß man seiner lieben Elisabeth nur Wasser gebracht habe, merkte und verstand er wohl, daß Gottes Gnade und Huld in allen Dingen mit ihr sei.

14.

Ludwig nimmt das Kreuz.

Im Jahre 1227 nach Christi Geburt wurde in der ganzen Christenheit eine allgemeine Heerfahrt nach Jerusalem unternommen, um den Heiden das heilige Land zu entreißen. Der Kaiser Friedrich und mit ihm viele Erzbischöfe und Bischöfe, Fürsten, Ritter, Knappen und viele andere Christenleute nahmen auf Geheiß und mit Willen des Papstes das Kreuz, auch der Landgraf Ludwig hatte es vom Bischof Konrad in Hildesheim empfangen und sich damit zeichnen lassen, um für Gott und den Glauben zu streiten wider die Feinde unseres Herrn und Heilandes. Er hielt es aber noch eine Zeit lang verborgen vor den Augen seiner lieben Elisabeth und wollte es nicht offen an seinem Gewande tragen, damit sie nicht erschrecken und sich betrüben möchte über seinen Weggang und baldigen Abschied, denn sie hatte ihn über die Maßen und von ganzem Herzen lieb. Doch auf die Länge konnte es wohl nicht verborgen bleiben. Es geschah eines Abends, daß sie an seinen Gürtel faßte und in sonderlicher Freundschaft etwas suchen wollte in seiner Tasche, ehe er es gewahr wurde. Da fand sie das Kreuz und erschrack so sehr, daß sie ohnmächtig nieder zur Erde sank. Der milde Fürst hub sie auf, tröstete sie freundlich mit Worten und Ermahnungen aus der heiligen Schrift und benahm ihr die Betrübniß und den Schrecken, denn sie trug ein Kind unter ihrem Herzen. Dieses Kind hatten beide Eltern Gott darzubringen gelobt und zu einem geistlichen Leben bestimmt. Wenn nämlich ein Knäblein geboren würde, so sollte es in das Kloster nach Rummersdorf gethan werden, würde aber ein Mägdlein geboren, so sollte es nach Aldenburg kommen in den Orden der Prämonstratenser, die nach der Regel des heiligen Augustinus leben.

Als nun der edle Landgraf Ludwig sein Land verlassen und ausziehen wollte als Pilger in das ferne, fremde Land, hatte er bei sich beschlossen, die Reise auf eigene Kosten zu unternehmen, damit Niemand geschatzt und beschwert werden möchte. Denn er bedachte, daß er seine Herrschaft, sein Land und seine Leute von Gottes Gnade hatte und daß er davon Gott dienen sollte und geistliche Ritterschaft treiben. Als nun Alles vorbereitet war, was er zu seiner Reise bedurfte, da gebot er allen seinen Leuten, Herren, Grafen, Rittern und Knappen, daß sie zu einem Landtag kommen sollten in die Stadt Kreuzburg. Als sie da versammelt waren, redete er zu ihnen und sprach, daß er Willens sei, eine Heerfahrt zu thun in das heilige Land, legte ihnen vor, wie es stand in seinen Ländern und ermahnte sie mit Fleiß, daß sie ihren Leuten und Unterthanen in Gerechtigkeit vorstehen und wo sie könnten und vermöchten, nach Frieden trachten sollten. Darnach hub er an in seiner Herzensgüte und sprach zu Allen diese Worte: „Ihr wisset, meine Freunde und lieben Getreuen, ihr Grafen, Freien, Ritter und Knechte und ihr meine lieben getreuen Bürger und Bauern, daß zu den Zeiten meines Vaters Krieg und Streit, Unglück und Ungemach dieses Land gar sehr verwüstet haben, denn sein Muth war groß und reizte Völker und Reiche, daß sie mit Krieg ihn überzogen, doch behauptete er mit seiner Kühnheit und Mannlichkeit, daß sein Name über viele Länder weithin bei Königen und Fürsten gefürchtet und ein Schrecken war. Nun hat der Herr bei meinen Zeiten mir Friede und Gnade gegeben, den Landen und den Leuten, und ihr sehet, daß durch Gottes Güte und durch seine Gnade die Länder in reichem Frieden stehen. Nun will ich um Gottes Liebe und für den christlichen Glauben willig verlassen und aufgeben diesen großen Reichthum, die Ehre und Herrlichkeit reicher Länder und Leute, dazu auch meine lieben Brüder; ich will verlassen meine allerliebste Hausfrau und ihre Kinder, die mir durch mein Herz gezogen sind; ich will aufgeben Freunde und Verwandte und allen Trost dieser Welt und will als ein Pilgrim mich der Heimat begeben und über das Meer ziehen. Bittet Alle zu Gott, ob es sein heiliger Wille ist, daß er gesund mich wieder heimsendet euch und dem Lande zum Glück und Trost, denn ich befehle mich in seine Gnade mit Land und Leuten."

Von diesen Worten des edlen Fürsten wurden Aller Herzen sehr bestürzt und tief betrübt und die Herren, Ritter und Knappen und alle Unterthanen beklagten mit Thränen diese Heerfahrt.

Als sie nun hier von einander geschieden waren, zog er in die Klöster und Gotteshäuser in seiner Herrschaft, sowohl in die Klöster der Mönche als auch der Frauen, und empfing ihren Segen und befahl sich demüthig in ihr Gebet. So kam er auch in das würdige Münster nach Reinhardsbrunn mit besonderer Herzlichkeit und Liebe, die er zu demselben trug, denn hier war es ihm besonders wohl und heimisch vor allen andern Klöstern, und empfing auch hier den Segen.

Es war zur Zeit der letzten Hora, als er kam. Als diese gesungen war und die Herren aus dem Chore zu dem Weihkessel gingen, wie sie zu thun pflegten, da trat der Fürst zu dem Weihpriester und grüßte Jeden besonders freundlich und gütig, beide die alten und die jungen. Sonderlich nahm er die jüngsten Schulkinder freundlich in seine Arme und küßte ein jedes auf seinen Mund. Als nun die andern Herren diese Güte und Demuth des edlen Fürsten sahen und gedachten, wie er es mit dem Kloster und den Leuten darin stets so gut und herzlich gemeint, wie er es geschirmt und geschützt hatte und nun so weit von ihnen in das heilige Land ziehen wollte, wurden sie alle zu Thränen bewegt und begannen über den Abschied und die Trennung ihres getreuen Herrn und Vormunds zu weinen. Und als nun der milde Fürst die große Betrübniß der Herren sah, vermochte er die Thränen nicht länger zu halten und weinte bei ihnen stehend in dem Münster und weissagte ihnen auch Noth und Jammer, den Gott ihm offenbarte und der über das Kloster später kommen sollte. „Meine Lieben,“ sprach er, „ihr möget wohl weinen und euch betrüben, denn ich weiß und erkenne, daß viele Noth und Jammer nach meiner Hinfahrt über euch kommen wird, denn Räuber und Wölfe werden über euch herfallen und euch und eure Nahrung zerreißen, zerfleischen und zerstören. Wenn das geschieht und ihr in Armuth und Kummer lebt, dann erst vernehmt ihr und erkennt, daß ich euer Schutz und Schirm gewesen bin, den ihr verloren habt, und könnet meiner nicht vergessen. Doch ich will euch auch einen Trost geben. Ich weiß wohl und gewiß, daß Gott der Herr meiner Fahrt, die ich aus meiner Heimat in das ferne Land thue, um seiner Liebe willen nicht vergessen will, sondern wenn es

ihm die Zeit dünket, will er euch und diesem Kloster seine Barmherzigkeit herrlich beweisen; das bitte und begehre ich von ihm jetzt und allewege in meinem Herzen."

Mit diesen Worten schied er von ihnen und segnete sie. Sie aber folgten ihm bis vor das Thor mit weinenden Augen in großer Betrübniß und in Liebe.

Von Reinhardsbrunn kam der Landgraf in seine Stadt Schmalkalden und fand da seine vertrautesten Freunde, die er dahin beschieden hatte um mit ihnen noch vertrauliche Unterredung zu pflegen. Namentlich trug er seinem Bruder, dem Landgrafen Heinrich, die Zerstörung des Schlosses Eitersburg auf, weil es dem nahen Kloster vielen Schaden gethan hatte. „Lieber Bruder," sprach er, „ich habe mich nun ganz vorbereitet auf den Gottesweg, den ich mit seiner Hülfe zu wandern gedenke, und habe Alles ausgerichtet und bestellt, was noth ist zu dem ewigen Heile, und habe nichts vergessen; nur um eins will ich dich bitten. Du weißt, daß unser Vater uns geheißen und geboten hat, daß wir das Schloß Eitersburg, davon das Kloster dabei schon oft Schaden genommen hat, zerstören und zerbrechen sollten. Das ist nicht geschehen. Darum bitte ich dich, mein lieber Bruder, wenn ich weggegangen bin, daß du es von Stund an zerstörst und brichst." Darnach nahm er von Allen, die gegenwärtig waren, mit großer Betrübniß Abschied und gab ihnen seinen Segen. Seinen Brüdern befahl er seine liebe Gemalin mit ihren Kindern. In großer Liebe küßte er seine Mutter an ihren Mund, vor großem Jammer konnte er nicht zu ihr reden. Eins das Andere da in seine Arme schloß und großer Jammer durch ihre Herzen ging. Wen sollte das nicht erbarmen? Es wurden Thränen vergossen viel mehr, als ich jetzt sagen kann. Die Mutter hielt ihren Sohn, die Hausfrau bat ihren Mann, jede zog ihn zu sich, ob er nicht noch bleiben wollte. Die heilige Elisabeth rief mit lauter Stimme aus: „Weh mir viel armen Weibe!" Alle, die gegenwärtig waren, wurden traurig und weinten alle. Wer kann aussprechen die Liebe und das Leid, das da vermischt war? Auch der edle Landgraf war voll Traurigkeit und Jammer, er konnte aber doch nicht bleiben. Zuletzt faßte er einen starken Muth und entwand sich ihnen mit Gewalt und setzte sich auf sein Roß, der milde, friedsame Fürst. Die andern Pilger, seine Begleiter, die mit dem Kreuze ge-

zeichnet waren, standen fertig und bereit, er aber dachte nicht, daß er sein Thüringerland nimmer wiedersehen sollte. Es zog mit ihm ein stattliches Heer von Freien, Rittern und Knechten, und mancher Edelmann aus Thüringen, Sachsen und andern Ländern, und grüßten scheidend alles Volk, das da blieb. Hin zogen sie mit den Glückwünschen des Volks und lobten Gott mit Herzen und mit Munde.

Es geschah im Brachmonat um St. Johannistag, daß sie sich erhoben. Großes Jammern, Klagen und Weinen ward gehört von denen, die umkehrten. So war Freude und Betrübniß wunderlich vermischt, denn die Einen weinten und rangen ihre Hände, die Andern sangen und lobten Gott in Freuden.

Obwohl das andere Volk nun umkehrte und heimzog, so folgte die liebe Elisabeth dem milden, süßen Fürsten doch noch weiter. Ihr Herz war des Jammers zu voll, da sie ihren liebsten Freund aus dem Lande Thüringen als Pilger in das weite fremde Land fortziehen sah und leider nicht wissen konnte, ob sie je mit ihren Augen ihn wieder sehen sollte. Wohl wäre es Zeit gewesen, daß die edle Frau jetzt umgekehrt wäre, aber ihres Herzens Schmerzen, Liebe und Leid wollten es ihr nicht gestatten, daß sie so bald von ihrem lieben Herrn sich trennte und Abschied nahm.

15.

Ludwig's Begräbniß.

Als die Grafen und Herren, die mit dem tugendsamen Landgrafen aus dem Lande gezogen waren, von ihrer Kreuzfahrt wieder nach Otranto zurückkamen, wo der Leichnam ihres Herrn einstweilen begraben war, bereiteten sie denselben, um ihn nach seinem Begehr und Befehl wieder mit sich in sein Land zu bringen. Das Fleisch ward von dem Gebeine gesotten und in einem Tuche in die Erde begraben in christlicher und ehrbarer Weise, die Gebeine aber, die weiß und reinlich waren gleich dem frisch gefallenen Schnee, legte man in einen Schrein, überdeckte ihn mit einem Tuche und heftete darauf ein silbernes Kreuz, mit Edelsteinen besetzt, wie es einem christlichen Fürsten und seinen getreuen, gläubigen Dienern gerecht und ziemlich war. So führte man ihn in die Heimat.

In einer jeden Stadt, wo die Herren des Nachts herbergten, setzten sie die Todtenlade in die Kirche, begingen den Leichnam des Abends mit der Vigilie und des Morgens, ehe man weiter zog, mit der Messe, ließen auch in jedem Kloster oder Stifte, wo der Leichnam des Nachts blieb, um seiner Seele willen ein gutes seidenes Tuch und thaten unterwegs auf ihrem Zuge nach der Stadt Bamberg hin manch' schönes Opfer.

Als nun der Bischof in Bamberg von ihrer Ankunft hörte, ließ er sogleich die liebe heilige Elisabeth von ihrem Schlosse Bottenstein nach der Stadt kommen, daß sie ihrem Herrn entgegen gehen möchte, dessen Gebeine man brachte; auch bestellte er vornehme Herren und Edelleute, welche derselben warten und bei ihr bleiben sollten. Als nun die Zeit kam, ging der Bischof selber mit seinen Domherren unter dem Geleite der ganzen Pfaffheit dem Zuge entgegen, dazu noch viele andere Leute aus der Stadt, Männer und Frauen, mit Gesang und unter dem Geläute der Glocken. Man brachte den Schrein in die Kirche, wo er die Nacht unter stetem Gottesdienste blieb. Als nun dort mit großem Jammer und Betrübniß die fromme Elisabeth die Gebeine ihres Herrn und Gemals gesehen hatte, ließ sie dann die Grafen und Herren, die seine Begleiter auf der Meerfahrt gewesen waren, zu sich rufen in eine Capelle außerhalb der Kirche und bat sie, mit ihr sich zu setzen, da sie nicht mehr zu stehen vermochte. Dann redete sie mild und gütig zu ihnen, bat sie um ihren Rath und Beistand um Gottes und ihres Herrn willen und daß sie ihre und ihrer Kinder Vormünder und Beschützer sein möchten, klagte ihnen auch, wie untreu und schmählich ihre Schwäger, die Landgrafen Heinrich und Konrad, mit ihr umgegangen wären und wie sie Mangel und Noth in Eisenach habe leiden müssen. Auch der Bischof kam und sprach mit ihnen über das Leibgedinge seiner Niftel Elisabeth und daß sie darauf sehen sollten, daß ihr zu Theil werde, was ihr von Rechtes wegen und nach Billigkeit und Möglichkeit gebühre, anders wolle er sie nicht von sich lassen. Das gelobten ihm die Herren treulich und darauf ward noch eine schöne Todtenmesse von dem Bischofe herrlich gehalten, zu der die ganze Stadt herbeikam. Die fremden Gäste ließ der Bischof an diesem Tage wohl verpflegen und bezahlte Alles für sie in den Herbergen. Am andern Morgen hielt man noch eine Früh-

messe, dann zog man weiter und die fromme Elisabeth folgte mit des Bischofs Erlaubniß ihrem Herrn nach Reinhardsbrunn in Thüringen.

Gar bald kam die Botschaft von ihrer Ankunft zum Landgrafen Heinrich, seinem Bruder, und auch zu andern vornehmen Leuten. Sie machten sich auf und gingen nach Reinhardsbrunn zum Begräbniß des tugendsamen Landgrafen. Dahin kam auch viel anderes Volk, Edle und Unedle, Männer und Frauen, Pfaffen und Laien, und große Klage und Betrübniß war unter denselben. Als man den Leichnam in das Kloster brachte, da geschah ein überaus herrliches Begängniß, groß Gebet und viele Messen wurden gehalten, reiche Opfer und Almosen gegeben. Die Herren nahmen die Lade mit den Gebeinen und setzten sie in einen Steinsarg und begruben ihn bei seinen Vorfahren. Auch seine Mutter, die Landgräfin Frau Sophie, war gegenwärtig und fast alle Grafen, Herren und ehrbaren Leute in Thüringen, um des tugendsamen Fürsten, auch um der Herren und Freunde willen, die wieder heimgekommen waren.

Nach dem Begräbniß ging ein Jeder, der dort nichts weiter zu schicken hatte, wieder in seine Heimat, der Landgraf Heinrich aber und sein Bruder Konrad blieben mit ihrer Mutter noch dort und bestellten, daß die Begräbnißkosten dem Kloster wohl bezahlt und vergolten wurden; auch Elisabeth war geblieben mit den Herren, die aus dem heiligen Lande mit den Gebeinen ihres Herrn wieder gekommen waren, und diese traten zusammen und hatten nicht vergessen, was ihnen der Bischof in Bamberg mit den Landgrafen für die Witwe Elisabeth zu reden und auszurichten aufgetragen hatte.

16.

Der Schenk von Varila versöhnt Landgraf Heinrich und Elisabeth.

Dür. Chron. S. 377 ff.

Unter diesen Grafen und Herren war keiner so geschickt im Reden als Herr Rudolf von Varila, der Schenk. Diesen baten die Herren insgesammt, daß er ihrer aller Wort bei dem Landgrafen Heinrich und seinem Bruder führen möchte, und das that er. Sie

gingen zu dem Fürsten, umringten ihn und der Schenk hub also an: „Herr, alle meine Freunde und eure Mannen, die hier gegenwärtig sind, haben mich gebeten mit euch zu reden. Wir haben gehört und vernommen in Franken und auch hier in Thüringen von euch solche Unmilde, daß unser Gemüth erschrocken ist und unser Angesicht von Scham gefärbt ward, darüber daß an euch solche Unfeinheit, Untugend und Hartherzigkeit erfunden ist. Ei, junger Fürst, was habt ihr gethan! Wer hat euch das gerathen, daß ihr eures Bruders Weib, die betrübte Witwe, die Tochter eines edeln Königs, die ihr billig getröstet und geehrt haben solltet, ohne Ursache aus euerm Schloß und aus euern Städten gewiesen habt, wie ein übelthätiges schnödes Weib, da doch ihr schöner Leumund aller Orten und Enden dem widerspricht, und habt sie so gar unedel und unfein verstoßen und in eurer Stadt darben und Mangel leiden lassen gleich einer Bettlerin? Und eures Bruders kleine Waisen, die ihr solltet erzogen und in redlicher Vormundschaft gehalten, denen ihr Liebe und Güte solltet bewiesen haben, die habt ihr lästerlich von euch gewiesen! Wo war da eure brüderliche Treue? Solches hat euch euer seliger Bruder, der tugendsame Fürst, nicht gelehrt, der das nicht dem geringsten seiner ehrbaren Mannen gethan hätte. Wie mögen wir wohl Treue und Gnade bei euch suchen, dieweil ihr solche Untreue bewiesen habt?“

Zu diesen Reden schwieg der Landgraf; er wußte vor Scham nicht, was er darauf antworten sollte, und schlug sein Haupt nieder. Da hub der Schenk wieder an: „Herr, was habt ihr von der kranken, verlassenen, betrübten Frau gefürchtet, die aus einem fremden Lande ohne Freunde und Verwandte hier gewesen ist, und was würde euch die heilige und tugendsame Frau gethan haben, selbst wenn sie alle eure Schlösser inne gehabt hätte? Wie gar untugendlich lautet das, wenn man dessen in andern Ländern gedenket! Pfui der Schande, die von Fremden und Bekannten nun unsere Ohren oft hören müssen! Ihr habt sehr übel daran gethan. Ihr habt ohne Zweifel Gott erzürnet, euch selbst Unehre angethan, das ganze Thüringerland gelästert und den fürstlichen Leumund geschwächt, und wahrlich ich fürchte, daß die Rache Gottes über dieses Land kommen wird, es sei denn, daß ihr gegen Gott das büßet und euch gütlich mit der frommen

Frau sühnet und ihr das wieder gebet, das ihr und eures Bruders Kindern von euch gekürzt worden ist.“

Alle Grafen, Ritter, Herren und Knechte, die da gegenwärtig standen, verwunderten sich, daß der Schenk so kühnlich mit dem Fürsten redete. Dieser aber begann heftig zu weinen, daß er lange nichts antworten konnte; endlich aber sprach er: „Was ich gethan habe, das ist mir herzlich leid und denen, die mir solchen Rath gegeben, mag ich nimmer wieder hold werden, darum daß ich meiner Schwester Elisabeth Huld und Freundschaft wieder erlange; Alles, was sie von mir will, werde ich gerne thun und ihr sollet Macht haben, das in's Gleiche zu bringen, soweit mir Leib und Gut reichen mag.“ Da sprach der Schenk: „Das ist recht!“

Darauf trösteten die Grafen und Herren die trostlose Wittwe und sagten ihr, daß sie mit ihrem Schwager, dem Landgrafen Heinrich, ihretwegen geredet hätten und daß er gesagt, er wolle sich freundlich mit ihr versöhnen und was sie von ihm begehre und haben wolle, das würde er gerne und willig thun, darüber hätte er ihnen volle und ganze Macht gegeben. Da sprach die heilige Frau: „Seiner Burgen und Städte, seines Landes und seiner Leute und alles dessen, davon man der Leute wegen nur Sorge und Bekümmerniß hat, begehre ich nicht. Nur so viel als mir von Rechts und meiner Mitgift wegen gehört und das Leibgedinge meines seligen Mannes, das bitte und begehre ich von ihm mir zu geben und folgen zu lassen, wohin ich will, zum Heil und zur Seligkeit meiner lieben Freunde.“

Nach diesen Worten brachten die Herren den Landgrafen Heinrich zu ihr; der bat sie freundlich und um Gottes willen, ihm zu vergeben, was er an ihr gethan hätte, es wäre ihm leid, und er wolle ihr das vergüten nach Schuldigkeit und Vermögen und nahm sie freundlich in seine Arme. Da begann die selige Frau also bitterlich zu weinen, daß der Landgraf mit ihr weinte und die Herren, die mit dem Landgrafen Ludwig außer Land gewesen waren, erneuerten ihre Betrübniß und Klage, daß sie einen so tugendsamen und gnädigen Herrn verloren hatten. Dann nahmen sie Urlaub vom Landgrafen Heinrich, seinem Bruder und ihrer Mutter und von der heiligen Elisabeth und baten nochmals, daß man ihr Gutes thun möchte; dann ritt ein jeder heim zu seinen Freunden.

17.

Die heilige Elisabeth in Marburg.

Dür. Chron. S. 380 ff.

Herrlich und ehrbar brachte nun Landgraf Heinrich seine Schwägerin Elisabeth mit seiner Mutter wieder nach Eisenach und auf die Wartburg und behielt sie dort in Güte und Liebe bei sich mit ihrer Dienerschaft, so viel sie deren haben wollte, und erbot ihr alle Ehre und Aufmerksamkeit wie seiner Mutter. Dasselbe that auch seine Mutter und sein Bruder und waren ihr auf alle Weise gefällig und zu Willen. So blieb sie bei ihm wohl ein Jahr und er hätte sie gern länger bei sich behalten, wäre es ihr nur eben und recht gewesen; allein sie suchte immer die Einsamkeit, zog sich von den Hofleuten zurück und je mehr Ehre man ihr erbot, umsomehr demüthigte und erniedrigte sie sich selber. Sie begehrte auch von dem Landgrafen, daß er ihr eine bequeme Stätte ausersehen möchte, wo sie nicht viel bekannt wäre, ihre Nahrung haben könnte und ihr eigen Gemach. Da ging er mit sich zu Rathe und bestimmte Marburg mit seiner ganzen Zugehörung an Dörfern und Zinsen, Gerichten und Renten zu ihrem Leibgedinge; auch gelobte er fünfhundert Mark ihr zu ihrer Einrichtung dort zuzusenden. Sie dankte ihm und ihrer Schwiegermutter und sprach, daß ihr an dieser Erstattung und Besserung wohl genüge. So zog sie aus dem Lande zu Thüringen nach Marburg und nahm das in ihren Besitz. Die Leute dort erwiesen ihr aber so große Ehre, daß sie es nicht ertragen konnte und zog auf ein Dorf.

Ein Spital ließ Elisabeth mit dem Gelde, das sie aus Thüringen mitgebracht hatte und das ihr zufiel von ihrem Leibgedinge, vor der Stadt Marburg erbauen und daneben für sich ein kleines, ärmliches Häuschen, in das sie mit ihren beiden Dienerinnen, Isentrud und Jutta, von dem Dorfe zog, wo sie einstweilen in einem alten verfallenen Hause gewohnt hatte. Sie zog auch ein ärmliches Kleid an von grobem und ungefärbtem Tuche und kleidete in dasselbe Tuch auch ihre Dienerinnen, und denen genügte auch solche Kleidung und war ihnen gut genug. In den Spital, sobald dessen Bau soweit gediehen

war, nahm sie kranke, gebrechliche Leute und übte an ihnen ihre große Demuth und Barmherzigkeit; sie hub und trug sie, wusch und reinigte sie, und was man kranken und siechen Leuten erweisen soll, das that sie Alles und ließ nichts unterwegen. Der Landgraf Heinrich schickte ihr durch Meister Konrad, ihren geistlichen Pfleger, dem sie vom Papste Gregorius IX. befohlen war, fünfhundert Mark Landeswährung, wie er ihr bei ihrem Weggange und Abschiede in Eisenach gelobt hatte. Dieses Geld ward an den Spital gelegt und reiche Almosen wurden davon den armen Leuten verabreicht.

Ihr Vater, der König von Ungarn, hatte von ihrem ärmlichen Leben gehört und er sendete zu ihr einen Grafen, mit Namen Panias, daß er sie zu ihm heim bringen sollte. Als dieser ihr ärmliches Leben sah, weinte er und bat sie inständigst, daß sie mit ihm zu ihrem Vater nach Ungarn ziehen möchte. Das wollte sie aber nicht thun und sprach, ihr genügte an ihrem Leben wohl.

18.

Landgraf Hermann wird von Bertha von Seebach vergiftet.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 398.
Anall. Reinh. S. 223.

Der junge Landgraf Hermann, der Sohn des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth, starb auf dem Schlosse zu Kreuzburg, wo er wohnte, in einem Alter von achtzehn Jahren, und wie man sagte durch Gift, das ihm eine Edelfrau, genannt Bertha von Seebach, gegeben hatte. Etliche Leute gaben die Schuld dem Landgrafen Heinrich, darum weil er hoffte, selber Erben zu dem Lande zu gewinnen; Andere sprechen, es sei auf Anstiften des Markgrafen von Münster geschehen, weil Landgraf Heinrich nicht Leibeserben hatte und er Erbe zu dem Lande werden wollte, noch Andere aber meinten, es sei aus Haß und Bosheit der genannten Frau Bertha geschehen. Wie es nun damit bestellt ist, das weiß Gott am allerbesten; derselben Frau Bertha hat aber Niemand etwas darum gethan. Der junge Landgraf hatte vor seinem Tode noch bestellt und angeordnet, daß man ihn bei seiner Mutter in Marburg begraben sollte. Als man nun seine Leiche hin=

wegführte nach Marburg, begegnete ihnen der Landgraf Heinrich von Thüringen, und auf seine Frage, wen sie dahin führten, erhielt er zur Antwort, den Sohn seines Bruders, den Landgrafen Hermann. Sofort gab er den Befehl, man solle ihn nach Reinhardsbrunn bringen, denn er fürchtete, wie man sagte, seine Mutter möchte ihn vom Tode wieder zum Leben erwecken.

Man begrub ihn nun in Reinhardsbrunn mit großen Ehren. Es geschah aber, daß Frau Bertha von Seebach mit vielen andern Edeln und Vornehmen des Landes bei dem Begräbniß zugegen war, und bei ihrem Eintritt in das Kloster floß Allen sichtbarlich Blut aus dem Leichnam des Landgrafen durch die Nase. Als das der Schenk Ritter Rudolf von Bargila mit den andern vornehmen Rittern sah, riefen alle unter Thränen und Wehklagen: „Bringet die gottlose Uebelthäterin hinweg, die uns unseren Herrn so abscheulich geraubt und getödtet hat.“ Darauf ward sie von ihren Freunden heimlich hinweg geführt und bei Seite gebracht.

19.

Landgraf Konrad und Bischof Sigfrid.

Nach Christi Geburt im Jahre 1232 forderte der Bischof Sigfrid von Mainz von dem Abte zu Reinhardsbrunn eine Summe Geldes, wie er solches auch von der gesammten Pfaffheit in seinem Bisthum begehrte. Das offenbarte der Abt dem Landgrafen, der ihm verbot bei Verlust seiner Huld und Gnade die geforderte Bede zu bezahlen, denn seine Vorfahren hätten dem Bischofe keinen Zins von dem Kloster zu Reinhardsbrunn gestiftet. Also hielt der Abt das Geld zurück. Darum that ihn der Bischof in den Bann und brachte ihn zur höchsten Buße. Da ging der Abt, wie ihm von seinen Freunden gerathen ward, heimlich nach Erfurt zu dem Bischofe und versöhnte sich mit ihm und gab sich in seine Gnade. Da sollte er nun unbekleidet im bloßen Hemde vor den Bischof kommen und seine Buße empfangen.

In derselben Zeit geschah es, daß Landgraf Konrad, Landgrafen Heinrich's Bruder, von dem Schloße Neuenburg nach der Wartburg reiten wollte zu seinem Bruder und in Erfurt über Nacht Herberge

nahm. Des andern Tages ließ er in aller Frühe die Pferde satteln, um weiter zu reiten, ging aber hervor mit seinen Dienern zu unseren lieben Frauen auf das Stift, die Frühmesse zu hören. Da saß nun der Bischof mit den Thumherren in dem Capitelhause und der Abt war in dem Kreuzgange und zog sich aus bis auf sein Hemd, nahm in jede Hand eine Ruthe und schickte sich an also vor den Bischof zu gehen. Da sah er des Landgrafen Diener und Reiter, die nicht gern lange in der Kirche blieben, den Abt aber gar wohl kannten. Alsbald liefen sie zu ihrem Herrn und sprachen: „Der Bischof von Mainz hauet jetzund unseren Abt zu Reinhardsbrunn gar jämmerlich auf dem Capitelhause mit Gerten. Der Landgraf ging mit den Seinigen auf das Capitelhaus und sah, wie sein Abt nackt vor dem Bischofe kniete mit den Ruthen in der Hand. Da erfaßte ihn der Zorn also mächtig, daß er mit gezogenem Dolche auf den Bischof stürzte, ihn bei den Haaren faßte und erstochen haben würde, wenn ihm nicht seine eigenen Leute in die Arme gefallen wären und daran gehindert hätten. Die Thumherren und der Bischof mit den Seinen brachen auf und das Capitel ging alsbald auseinander.

Der Landgraf eilte in seine Herberge, warf sich auf sein Pferd und rannte mit seinen Dienern zur Stadt hinaus. Er kam zu seinem Bruder auf die Wartburg, klagte über den Bischof von Mainz und erzählte, was derselbe gegen den Abt von Reinhardsbrunn unternommen und an ihm begangen hatte, bat auch zu gestatten, daß er solches an dem Bischof rächen dürfe. Sogleich ward eine große Heerfahrt gegen das Schloß des Bischofs unternommen. Das war aber dem Bischof verkundschaftet worden und er besetzte das Schloß gar wohl und stark.

Da zog der Landgraf vor Fritzlar, verbrannte die Vorstadt und zerstörte die Mühlen sammt den Brücken. Als ihn nun bedünkte, daß er Schaden genug gethan und sich wohl an dem Bischof gerächt habe, steckte er das Lager an und wollte mit seinem Heere davonziehen. Da liefen die gemeinen Weiber, die mit den Rheingauern darin waren, auf die Mauern zu den Zinnen und spotteten des abziehenden Landgrafen in lästerlicher und schandbarer Weise. Wie er diesen abscheulichen Spott sah und hörte, ließ er sofort sein Volk umkehren und belagerte abermals die Stadt, schoß Feuer hinein, stürmte hertlich, verbrannte die Stadt mit Weibern und Kindern und auch die Kirche mit Allem,

was darin war. Zuletzt kam der Bischof mit zweihundert ehrbaren Leuten heraus, die wurden durch ein Fenster an einer Kemnate, die an der Stadt lag, an Seilen heruntergelassen und gaben sich dem Landgrafen gefangen. Derselbe ließ dann die Mauern und Thürme bis auf den Grund niederwerfen, dazu verbrannte er auch das Münster und Kloster, das damals außerhalb der Stadt gelegen war, wo jetzt das Stift ist. Da ließen die von Hersfeld St. Wiprechten, der in der Kluft begraben war, von dannen nach Hersfeld führen und daselbst ehrbarlich begraben.

Dieses geschah im Herbste nach des heiligen Kreuzes Tage.

20.

Landgraf Konrad thut Buße und wird Hochmeister der deutschen Herren.

Schlorff Bl. 90a—b.

Als man zählte nach Christus Geburt 1233 Jahre, da reueten den Landgrafen Konrad seine Sünden, die er in so schrecklicher Weise begangen hatte, und er zog nach Rom zum Papst Gregorius und gab dort große Almosen. Der Papst löste ihn selber von seinen Sünden, setzte ihm aber zur Buße, sich mit den Leuten, deren Verwandte er erschlagen oder verbrannt hatte, auszusöhnen, auch sollte er sich in einen Orden begeben, und weil er die Kirchen zerstört hatte, den Münster wieder erbauen und mit seinem Gute die Gotteshäuser reichlich begaben.

Das Alles hat er nachher gethan. Er söhnte sich mit den Leuten aus, gab den Zehnten von seinen Dörfern und Gerichten dem Stifte zu Fritzlar, den sie daselbst noch haben. Zu Eisenach bauete er das Predigerkloster in St. Johannes Ehre, dessen Münster er zu Fritzlar zerstört, und der heiligen Elisabeth, die er nach seines Bruders Tode gar übel behandelt hatte; er selbst aber begab sich in den Orden der deutschen Herren und ward ihr Hochmeister. Den Hof zu Griffstädt gab er zu dem Spital in Marburg. Er starb nach Christi Geburt im 1240. Jahre und ward begraben zu Marburg.

21.

Landgräfin Margaretha.

Dür. Chron. S. 434 ff.

Landgraf Albrecht von Thüringen, genannt der Unartige, vergaß zur Zeit, als er auf der Wartburg wohnte, aller ehelichen Liebe und Treue gegen seine Gemalin Margaretha, die Tochter Kaiser Friedrich's II., weil er heimliche Liebe pflog mit einer Jungfrau, Kunigunde von Eisenberg, die zur Dienerschaft der Frau Landgräfin gehörte. Nun hätte er seine Gemalin gerne durch Gift um's Leben gebracht, konnte aber vor den getreuen Dienerinnen, die Frau Margaretha um sich hatte, nicht dazu kommen, daß es füglich geschehen möchte. Deshalb machte er mit einem armen Knechte, der mit zwei Eseln Brod, Fleisch und Holz auf die Wartburg in die Küche zu bringen pflegte, den Anschlag, daß er des Nachts über die Frau Landgräfin kommen sollte als ob er der Teufel wäre, und sollte sie erwürgen und ihr den Hals brechen. Dafür gelobte er dem Eseltreiber viel Gutes zu geben, dieser aber mußte ihm sofort schwören, daß er das niemals einem Menschen sagen wollte. Diesem armen Knechte ward nachher bange und leid, doch wagte er Niemand darüber um Rath zu fragen, bei sich aber dachte und sprach er also: Tödtest du deine Herrin, die dir freundlich und gütig zuspricht, so thust du als ein Schalk und Bösewicht und wirst nimmer wieder froh, denn wenn deine Eltern auch arme Leute gewesen sind, so waren sie doch fromme Leute, und du könntest das vor Gott nimmer büßen. Läufst du nun hinweg, so fürchtet dein Herr, daß du es andern Leuten sagst und meldest, und er schickt dir nach und läßt dir das Leben nehmen und spricht vielleicht, du hättest gestohlen, und deine Freundschaft wird durch dich beschämt. Sagst du aber, du wolltest es nicht thun, so läßt er dich auch tödten, und weil er nun die Bosheit Willens hat, so kann deine gnädige Frau und Herrin dem Tode nicht lange entgehen, sie muß gleichwohl sterben."

Mit diesen Gedanken ging er Tag und Nacht in großen Sorgen umher. Einmal hatte er dieses Willens, ein andermal etwas Anderes. So trieb er es wohl vierzehn Tage lang.

Da däuchte dem Landgrafen Albrecht, daß der Knecht die Sache verziehen wolle, und sprach ihm deshalb ernstlich also zu: „Hast du gethan, was dir befohlen und aufgetragen ward?" „Herr, ich will es thun," gab jener zur Antwort. Und weil dieser nun sah, daß er es nicht länger verziehen und aufhalten konnte, kam er des Nachts zu seiner Herrin, fiel nieder auf ihr Bett und sprach: „Liebe, gnädige Frau, gnadet mir des Leibes." Sie fragte: „Wer bist du?" Da nannte er seinen Namen. Sie frug weiter: „Ei, was hast du denn gethan?" „Ich habe nichts gethan, Herrin," war seine Antwort. Sie sprach: „Warum fliehest du zu mir und bittest Gnade?" Darauf antwortet der Knecht: „Herrin, ich soll es noch thun." „Du bist wohl trunken oder nicht bei Sinnen," entgegnete die Landgräfin; er aber sagte: „Wie es auch darum sei, gnadet mir und euch und höret mich mit Ruhe und Geduld." „Ei, wie kommt das?" sprach die Landgräfin. Der Knecht: „Mein Herr hat mich geheißen, euch zu tödten, das kann und will ich nicht thun, ich will lieber mit euch sterben. Könntet ihr aber einen Rath finden, daß wir Beide lebendig blieben, so wäre das uns Beiden besser." Da hieß ihn die Landgräfin zu ihrem Hofmeister gehen und ihn zu ihr rufen. Das that der Knecht, und als der Hofmeister kam, bat sie denselben unter vielen Thränen um seinen getreuen Rath. Der rieth ihr, daß sie ihre Kleider, Gold und Kleinode zu sich nähme, er wolle ihr helfen, daß sie heimlich von der Wartburg käme, das wäre ihr Bestes. Sie machte sich fertig mit einem Hoffräulein und ihrem Hofmeister und ging dann auf das gemalte Haus bei dem Thurme, wo ihre beiden Kinder in Hotzen lagen, das eine von anderthalbem Jahre, das andere von drei Jahren, und fiel in ihrer großen Betrübniß nieder auf den ältesten und biß ihm seine beiden Backen beinahe durch und wollte den andern auch beißen. Das wehrte ihr aber der Hofmeister. Sie sprach: „Ich will sie zeichnen, daß sie an dieses Scheiden ihr Leben lang gedenken."

Im Ritterhause hatte man Seile und Leibache zusammengebunden und die Landgräfin ward mit demselben Knechte, der sie tödten sollte, mit einem Hoffräulein und einer Frau, die ihr beide lieb und vertraut waren, zu einem Fenster den hohen Fels hinabgelassen. Sie gingen die ganze Nacht in großem Jammer und Betrübniß nach dem Kreienberg. Daselbst kamen sie des Morgens früh an. Von dort holte

sie der Amtmann des Abtes von Hirsfeld und geleitete sie nach Fulda, wo sie von dem Abte ehrbar empfangen und dann weiter nach Frankfurt gebracht ward. Die Bürger nahmen sie gar wohl auf, denn sie war des Kaisers Tochter und suchte bei ihnen Freundschaft und Zuflucht, und sorgten für sie in aller Weise. Sie lebte dort in stetem Betrübniß und starb im andern Jahre darnach vor Leid und Jammer. In dieser Stadt ist sie auch begraben.

22.

Das Spiel von den fünf weisen und fünf thörichten Jungfrauen.

Schlorff Bl. 113 ff.

Im Jahre 1322 nach Christus Geburt ward vierzehn Tage nach Ostern am Sonntage Misericordias domini, an welchem Tage die Prediger ihren Ablaß hatten, ein Spiel zu Eisenach gegeben von den fünf weisen und fünf thörichten Jungfrauen, wie es im Evangelium erzählt wird. Wie nun die fünf thörichten verdammt wurden, thaten sie gar sehr kläglich und unsere liebe Frau und die Heiligen baten für sie, aber es half ihnen gar nichts. Das war nun etwas zu hart gespielt. Denn Maria und die Heiligen bitten für keinen Sünder, der verdammt ist, und sie wollen nicht anders als Gott will. Auch will Gott an dem jüngsten Tage nicht mehr gnädig und barmherzig sein, sondern ein gestrenger Richter. Vorher in dieser Zeit ist er uns gnädig und barmherzig und wer sich also mit seiner Reue und Buße hier auf Erden oder in dem Fegefeuer versäumet, der muß den Schaden haben.

Zu diesem Spiele war auch Landgraf Friedrich der Freidige gekommen und sah und hörte das Alles und nahm es sich so zu Herzen, daß er in großem Zorne sprach: „Was ist der Christen Glaube und unsere Hoffnung, wenn es nicht hilft, daß für uns Sünder unsere liebe Frau bittet und alle Gottes Heiligen flehen? Wozu dienen wir ihnen, warum sollen wir sie ehren, wenn wir durch sie nicht Gnade erwerben?“ So blieb der Landgraf fünf Tage lang in großem Unmuthe und man konnte ihn kaum verständigen, daß dieses erst an dem

jüngsten Tage geschehe und nicht eher. Darauf schlug ihn der Schlag, daß er gelähmt ward an der einen Seite und die Sprache ihm entfiel, daß man ihn übel verstand.

Er lebte nach diesem Zufall wohl noch vierthalb Jahre und starb, nachdem er sein Seelgeräthe gesetzt hatte, in einem Alter von fünfundfünfzig Jahren. Man begrub ihn vor Eisenach zu St. Katharinen in der Capelle des heiligen Johannes.

Bald nachher hätte sein Sohn, Friedrich II., den man nannte den ersten Landgrafen in Thüringen und Markgrafen in Meißen, gern erfahren, wie es um die Seele seines Vaters gewesen wäre und bestellt sei. Das ließ er versuchen einen Meister von der schwarzen Kunst und dieser offenbarte ihm, daß die Seele des Markgrafen ihr Fegefeuer leide in dem Grunde hinter Wartburg unter dem hintersten Thurme.

II.

Orts- und Volkssagen.

23.

Mönch und Nonne.

Auf der Abendseite des Mittelsteins gegenüber der Wartburg ragen aus Bäumen zwei hohe Felsen empor, welche „der Mönch und die Nonne“ genannt werden. Davon hat man schon in alten Zeiten die Sage gehabt, daß ein Mönch und eine Nonne, welche heimliche Liebe zu einander gefühlt, aus ihren Klöstern in Eisenach entwichen, hier zusammengekommen seien und sich geliebkost haben. Zur Strafe dafür, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen, und zur Warnung für Andere sind sie an derselben Stelle, wo sie ihre Sünde begangen, in Stein verwandelt worden.

24.

Der Siebenborn.

Allgem. Thür. Vaterlandskunde. 1823. S. 347.

Eine kleine halbe Stunde westlich von der Stadt Eisenach, am sogenannten Klosterholze, liegt eine helle und gesunde Quelle, der Siebenborn genannt. Die Leute erzählen davon folgende Geschichte:

Sieben Männer, welche auf der Wiese der Quelle gegenüber Gras mäheten, bekamen großen Durst und näherten sich einer nach dem andern der Quelle, in welcher sich kurz vorher ein Molch gebadet und dabei aus seinem warzigen Körper einen milchartigen, giftigen Saft zurückgelassen hatte. An diesem Gifte sind jene Grasmäher, die das Wasser der Quelle getrunken haben, alle gestorben. Von diesem traurigen Vorfalle soll die Quelle ihren Namen erhalten haben.

25.

Warum die Zeiten jetzt so schlecht sind.

Hoffmeister in der Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde IV, 114.

Warum die Zeiten jetzt so schlecht sind und des Mangels und der Klagen so viel — begann ein alter Graukopf, nachdem er seine Pfeife mit dem Span angezündet hatte — das will ich euch sagen: daran ist das Menschenvolk schuld und sein Uebermuth. Früher, vor langen, langen Jahren war's besser auf der Erde; da wuchsen an den Kornhalmen die Aehren und Körner von unten an bis oben hinauf und so lang der Halm war, so lang war auch die Aehre. Aber da die Menschen so reichlich und so viel ernteten, wurden sie voll Muthwillens und achteten des Segens Gottes nicht. Einst hatte sich ein Kind verunreinigt, da riß die Mutter die reichen, schönen Aehren aus und trocknete ihr Kind damit ab. Darüber erzürnte der Herr im Himmel und befahl, daß die Kornhalme hinfort keine Aehre mehr tragen sollten, weil die Menschen ihrer nicht werth seien. Nun erschracken die leichtsinnigen Menschen, flehten und sprachen: „Ach, Herr, laß nur für die Hühner etwas daran, damit diese sich sättigen können.“ Und so geschah es. Die Aehren, welche das Korn noch jetzt hervorbringt, sind das Wenige, was Gott um der Hühner willen übrig gelassen hat.

26.

Weissagung vom Streit zwischen Kaiser und Papst.

Cod. monac. germ. 351. Bl. 1866.
Aretin's Beiträge IX, 1134.

Ein altes deutsches Gedicht, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet, weissagt von einem großen Streite zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, dem Papste und dem Kaiser, und sagt, daß Kaiser Friedrich zum heiligen Grabe ziehen und dort seinen Schild an einen dürren Ast hängen werde, der dann wieder grünen und tragen solle. Der Kaiser bringe dann auch reines Recht wieder

in's Reich zurück, dem alle Heiden unterthan werden, wie er der Juden Kraft darnieder legen werde und aller Pfaffen Meisterschaft; auch die Klöster werde er zerstören und die Nonnen zur Ehe geben. Wein und Korn werden gedeihen und „wenn das geschieht, kommen uns gute Jahre".

27.

Von Werwölfen.

Histor. de Landgrav. Thur. ap. Pistor. 1, 1359.
Joh. Rothe dür. Chron. §. 751. S. 649.

Um das Jahr 1350 und später ließen sich in Thüringen Werwölfe sehen. Namentlich erschienen um das Jahr 1400 im Gebiete der Herren von Wangenheim und in der Umgegend solche Werwölfe und verschlangen Knaben, auch einige, die schon fünfzehn Jahre alt waren, ja sie kamen am hellen Tage in die Bauernhöfe, nahmen die Kinder von den Hausthüren im Beisein ihrer Eltern weg und trugen sie davon.

28.

Drei Feuer über dem Hörselberge.

Ursinus bei Menken III, 1324.

Im Jahre 1389 wurden in St. Elisabethsnacht in der Gegend von Eisenach und Scharfenstein drei große Feuer gesehen, die fielen in den Hörselberg, wie es gar viele Leute wahrgenommen haben. Das war ein Vorzeichen des Mordens, das in dem Jahre darnach zu Wirzburg geschah.

29.

Die Wichtel in Förtha.

Mündlich.

Die Wichtelfrauen waren bekanntlich neidisch auf die Kinder der Menschen, raubten dieselben, wo sie nur konnten, und legten abscheuliche Wechselbälge an deren Stelle. Darum pflegte die Bäuerin ihr

Kind, das sie mit auf's Feld genommen hatte, nie in eine Furche, sondern stets auf die Höhe der Sottel zu setzen oder zu legen, weil dort der Wichtel ohne Macht über das Kind war. Hatte dennoch ein Wichtelfrauchen ein Kind geraubt und ihren Wechselbalg dafür in's Haus gebracht, so durfte man denselben trotz seines Schreiens nicht anrühren. Dadurch ward die Wichtelfrau gezwungen das rechte Kind zurückzubringen.

In Förtha hörte eine Mutter in der Stube ein fürchterliches Geschrei und fand zu ihrem großen Schrecken ihr schönes Kind von der Wichtelfrau aus der Wiege geraubt und dafür einen abscheulichen Wechselbalg unter der Bank liegen. „Schrei dich satt, ich rühre dich nicht an!" sprach sie, ließ es liegen und ging ihrer Arbeit nach. Als sie Abends wieder in die Stube tritt, findet sie ihr Kind in der Wiege liegen, der Wechselbalg unter der Bank aber ist verschwunden.

Die Wichtel in Förtha hatten ihre Wohnung nahe am Dorfe in einer Höhle. Einmal ackert ein Bauer über derselben und hört unten an der Höhle vernehmlich die Worte rufen: „Schießt aus! schießt aus!" „Ei," spricht er, „bringt mir auch etwas!" und ackert weiter. Als er mit seinem Pfluge wieder herunterkommt, steht vor ihm ein Teller mit frisch gebackenem, herrlichem Kuchen, den er verzehrte.

30.

Wichtel.

Mündlich.

Wichtel, ein altes Männchen und Frauchen, haben einem Marksuhler einst schwarze Beeren abgekauft und ihm Geld dafür gegeben, das Niemand kannte.

31.

Der tolle Jäger.

Mündlich.

Ein Mann von Herda geht über den Wald. Unterwegs hört er um sich jagen und sieht doch Niemanden. Es fällt ihm ein, auch hoi! mitzurufen. Da klopft man ihm auf die Schulter und doch

sieht er Niemanden. Voller Angst hört er auf zu rufen und läuft davon. Am andern Morgen liegt vor seiner Hausthür ein Reh mit einem Zettel, welcher die Aufschrift hat: „Hast du mit gejagt, so sollst du auch mit tragen.“

32.

Wüthendes Heer.

Mündlich.

In Herda war ein Mädchen auf der Wiese, als das wüthende Heer vorüberzog. Eine aus demselben war ermüdet, daß sie nicht mitkonnte, und rief dem Mädchen zu: „Schürz' mich, gürt' mich, daß ich mitkomme.“ Da warf ihr das Mädchen das Schürzband zu, welches sie erfaßte, und alsbald war sie wieder beim Heere, dem Mädchen dreimal zurufend: „Lohn dir's Gott!“

Einst besuchte Einer seinen Bruder, einen Förster. Er bat diesen Abends mit auf den Anstand zu gehen. „Ach!“ sprach der Förster, „ich gehe nicht mit hinaus, denn das wüthende Heer spukt.“ Jener lachte darüber und ließ sich von seinem Vorsatze nicht abhalten. Der Förster und einige Andere begleiteten ihn bis an den Wald, um Wache zu halten und ihn in Gefahr zu beschirmen. Der Bruder begab sich mit geladenem Gewehr in den Wald. Das wüthende Heer kam gezogen mit Feuer und Geschrei. Da schoß er hinauf und als ein Feuerklumpen stürzte herab ein — Schuhu. (Die Schuhu mit ihrem Geschrei in der Balzzeit sollen das wüthende Heer gewesen sein.) Voll Schrecken liefen die Wachehaltenden davon. Der Schütze aber brachte seinen Schuhu mit dem Bemerken nach Hause: „Seht da euer wüthendes Heer!“

33.

In der Kemnate zu Herda.

Mündlich.

In der Kemnate zu Herda spukte in früherer Zeit ein Geist, der mit Acten im Hause herumging und zu Zeiten auch sogar in die Wohnstube eintrat. Einst lagen Herr und Frau des Hauses in der

Nebenkammer, in welcher die Thüre nach der Stube offen war, in ihren Betten. Der Actenmann tritt in der Wohnstube ein, setzt sich nieder und blättert in den Acten. Da ruft die Hausfrau das Kindermädchen und gibt ihr den Befehl, aus der Wohnstube ein Tuch zu holen, welches gerade da liegt, wo der Actenmann sitzt. Das Mädchen holt das Tuch und gleichwohl sieht es den Mann nicht, welcher von seinem Sitze aufsteht und sich auf einen andern Stuhl setzt.

34.

Das Gericht zwischen Herda und Berka.

Mündlich.

Auf dem Gerichte zwischen Herda und Berka erschien früher jede Nacht ein Mann mit Dressenhut auf dem Kopfe und einem Steine unterm Arme, rufend: „Wohin soll ich den Stein nur setzen?“ Da kommt einst Einer gegangen und ruft ihm zu: „Dahin, wo du ihn genommen hast!“ „Das hab' ich schon lange gern wissen wollen!“ antwortet der Geist, verschwindet und hat sich seit jener Zeit nicht wieder sehen lassen.

35.

Vom Knottenfräulein auf der Brandenburg.

Mündlich.

Von der Brandenburg und dem gegenüberliegenden Brandenfels wird erzählt, daß sie zwei Meister in Einem Tage erbaut hätten, sich gegenseitig den Hammer zuwerfend.

Ein Schäfer weidete an der Brandenburg, als gerade das Burgfräulein Mittags Knotten klengte. Der Schäfer muß an den Knotten vorbei und kann der Schafe halber denselben nicht ausweichen, so daß ihm einige in die Schuhe fallen. Da ihn dieselben darin drücken, zieht er eine Strecke davon die Schuhe aus, um die Knotten auszuschütten. Siehe! es waren lauter Goldstücke. Er weidete darauf wieder zurück, um auf diese Weise zu einem noch größeren Schatze zu kommen, aber Burgfräulein und Knotten waren verschwunden.

Nach einer andern Fassung der Sage sah der Hirt viele schöne ihm unbekannte Blumen, die aber die Schafe nicht fraßen. Er pflückte

mehrere und steckte sie an seinen Hut. Da begegnete ihm das Burgfräulein und fragte, woher er die Blumen habe. Er erzählte den Vorgang und daß noch viele dort gestanden hätten. Das Fräulein bedauerte, daß er nicht mehr davon gepflückt habe, und gab ihm die Weisung, zu Hause nach seinem Strauße zu sehen. Als er dies that, waren die Blumen in Gold verwandelt. Hocherfreut bestimmte ihn seine Frau, wieder hinzugehen und noch mehr Blumen zu pflücken; als er aber hinkam, waren keine mehr zu sehen.

36.

Die Wünschelruthe.

Mündlich.

Wenn eine einjährige Haselruthe in der Walpurgisnacht zwischen 11—12 Uhr gebrochen und mit gewissen Zaubersprüchen, um Metall zu suchen, beschworen wurde, dann zeigte diese Wünschelruthe in der Nacht das im Boden liegende Metall, indem sie sich bog und durch Neigung die Stelle desselben im Boden anzeigte. Schlug man da ein, so fand man das Metall.

In Markfuhl begaben sich einst einige Männer Nachts mit einer Wünschelruthe an eine Stelle im Walde, von der die Sage ging, daß daselbst Geld verborgen wäre. Man gebrauchte die Ruthe an mehreren Plätzen und sie neigte sich zur Erde, daß sie fast brach. Man schlug ein und fand an einem Orte einen eisernen Keil, an andern auch Eisen. Aber man suchte nach dem Gelde. Siehe, da entstand plötzlich ein Gebrause und Getöse im Walde, die Laterne erlosch, als ob der böse Geist erschienen sei, der keinen Wohlgefallen am ferneren Suchen habe. Voller Angst flohen die Männer dem Walde zu und versuchten die Wünschelruthe nie wieder.

37.

Der Hungerbrunnen bei Lauterbach.

Paullini, Philosophischer Feierabend, p. 284 ff.

„Eine Meile von hier (Eisenach) über Lauterbach am Holze, in dem sogenannten Kalkofen, ist ein Platz, wo nach Aussage der Alten,

wenn es theuer werden will, zugleich viele solcher Quellen hervorfließen, und zwar so stark, daß sie auch wohl eine Mühle treiben könnten, in maßen dergleichen auch bisher geschehen, dahero für solchem Ausfluß der Brunnen fast den ganzen vorigen Sommer Niemand mit einem Wagen in's Holz kommen können. Deswegen auch solche Brunnen von langen Jahren her die Hungerbrunnen heißen. Zu Bischoffroda ist auch ein solcher Ort, welcher die Hölzenau genannt wird, in dem langen Thal, da eben dergleichen Brunnen das Jahr vorhero, ehe es theuer wird, pflegen zu entspringen."

38.

Die heilige Klara von Kreuzburg.

Mündlich.

Es war im Jahre 1343, als die Fluthen der Werra zu einer grausenerregenden Höhe stiegen und nicht nur mit schäumender Gewalt die Mauern der Stadt überragten, sondern auch in entfesselter Wuth die nächsten Häuser zerschellten und Alles, was ihrer feuchten Umarmung nicht zu entfliehen vermochte, auf ihren brausenden Wellen von hinnen führten. So waren denn auch die zagenden Nonnen des nahen Augustinerklosters von den wilden Wogen bis in die obersten Räume ihres festen Obdaches getrieben und lugten zitternd in die Gräuel der Verwüstung, die sich rings den scheuen Blicken boten. Siehe, da tanzt auf den schäumenden Wellen ein Bettlein heran, in dem zwei zarte Kinder, von den Engeln des Himmels bewacht, in süßem Schlummer ruh'n. Und nah' und immer näher trägt der Strom die Wiege, bis sie an des Klosters Mauern, wie in einem sicheren Hafen landet. Da erwachen die Kleinen und strecken weinend ihre Händchen nach der Mutter aus, die sie in Schlaf gelullt. Doch ach! die Mutterhand ist fern und die Gefahr so nah! Die Nonnen jammern, rufen, weinen; aber ihr Geschrei verhallt im brausenden Getöse der Wellen. Da ergreift die Schwester Klara eine schöne heilige Begeisterung. Mit einem frommen Blick zu Dem, „dem Wind und Meer gehorsam sind," eilt sie hinab und lenkt den Kahn, den die wachsende Fluth an die Pforte getrieben, kühn in die wirbelnde

Brandung. — Schon hat sie die Wiege erreicht; schon hat sie eines der Kinder in den Kahn gerettet, und schon beugt sie sich hinüber, auch das zweite, das durch Thränen ihr entgegenlächelt, an ihr Herz zu bergen. Da faßt ein Wirbel das schwankende Fahrzeug und die Arme, über Bord gelehnt, das Kindlein seinem Bettchen zu entnehmen, strauchelt — und versinkt, den Säugling, den sie schnell erfaßt, in die Arme schließend, lautlos in das feuchte Grab. Der Nachen aber schwankt mit seiner Beute, wie von einem unsichtbaren Fährmann getrieben, in des Klosterhofes stillen Port. — So ist die fromme, schöne Klara ihres menschlichen Gefühls und ihres hehren Christenthumes unrettbares Opfer geworden? — O nein! Die Heiligen wachen ob ihren Getreuen. Und Augustin, des Klosters wunderthätiger Patron, umhüllt mit einem weiten Mantel seinen Schützling und die wild empörten Wogen tragen, wie von höherer Macht besänftigt, ihre leichte Beute in die Arme der mit Freudenthränen sie begrüßenden Schwestern. Und Klara wurde fortan als eine Heilige geliebt und verehrt; noch nach langen Jahren, als sie altersmüde eingegangen in das Reich des Friedens, beteten die gläubigen Seelen vor ihrem wunderthätigen Bildniß, und erflehten, wenn der Werra wild empörte Fluth Gefahr und Unheil drohte, ihren Schutz und ihre Hilfe. Und sie versagte diesen Schutz und diese Hilfe nimmer, also daß seit jenem Jahre (1343) eine gleiche Ueberschwemmung Kreuzburgs Bürger nicht geschreckt und nicht gefährdet hat.

39.

Der Fund in Buchenau.

Mündlich.

In Buchenau, einem Hofe bei Kreuzburg, spielte ein Mädchen in einem Garten und grub mit einem spitzen Holze in die Erde. Plötzlich kommen einige Kupfermünzen aus dem gegrabenen Loche zum Vorschein. Das Kind, erfreut über seinen Fund, eilt zu seinem Vater, um ihm sein Glück zu verkünden. Der Vater nimmt sogleich Spaten und Schaufel zur Hand und eilt zu der Stelle, wo das Kind gegraben. Aber er mochte die Erde aufwühlen, so viel er wollte, es zeigte sich kein Geld mehr. Das Kind hätte nicht plaudern sollen.

40.

Der Schatz in Buchenau.

Mündlich.

Ebendaselbst erschien in einer Nacht einem Bauer eine ganz weißgekleidete Frau, die ihn mit bittender Miene bedeutete ihr zu folgen. Der Mann aber fürchtete sich und zog die Bettdecke über sich. Allein in der nächsten Nacht wiederholt sich die Erscheinung, und zwar mit noch viel traurigerer Miene als das erste Mal. Aber wieder läßt der Bauer die Bitten der Frau unerhört, beschließt jedoch, da ihm die Erscheinungen zu seltsam vorkommen, am nächsten Tage seine Frau über die Sache zu Rathe zu ziehen. Diese bestimmt ihn, wenn die Erscheinung sich wieder zeigen sollte, ihr zu folgen. Und richtig! in nächstfolgender Nacht steht abermals die Erscheinung vor dem Bette des Landmanns und bewegt ihn endlich, ihr zu folgen. Vor der Hausthüre bedeutet sie ihn, Grabscheit und Schaufel zu nehmen und sie weiterhin zu begleiten, aber kein Wort zu reden. Dann treten sie in die Scheune, von da gelangen sie durch eine Thüre in den Garten und bleiben unter einem Baume stehen. Hier heißt die Frau ihren Begleiter einschlagen. Nach einiger Zeit erschien der Rand eines Kessels, welcher letztere ganz mit Geld angefüllt war. Da heißt die Frau den Bauer anfassen und den Kessel herausheben. Er hebt und hebt — da will ihm der Athem ausgehen, aber die Frau nähert sich ihm und haucht ihm in den Mund, so daß der Mann den Kessel glücklich an's Tageslicht fördert. Als er sich umsieht, war die Frau verschwunden. Der Bauer hatte aber seit jener Zeit durch den Hauch des Weibes eine schwarze Zunge erhalten, welches Uebel aber weit vor dem unermeßlichen Schatze zurücktrat.

41.

Der Reiter ohne Kopf bei Mihla.

Mündlich.

Wenn man von Kreuzburg nach Mihla geht und den Weg über den sogenannten Waldsteg einschlägt, so passirt man einen Wald,

das Klosterholz, an dessen Ende eine gewaltige Buche ihre Aeste in die Luft reckt, die unter dem Namen „die dicke Buche“ bekannt ist. Aus diesem Baume tritt zu gewissen Zeiten ein Reiter ohne Kopf hervor. (Der Ritter soll einer jener Raubritter gewesen sein, die von den hohen Felsen, die in jenem Grunde an der Werra sich erheben, das Thal beherrscht haben. Die Stelle, wo die Burg gestanden haben soll, wird noch gezeigt. Es erhebt sich nämlich in der Nähe der Gypsmühlen, die sich nicht weit von dem Klosterholze befinden, eine Anhöhe, die auf ihrem Rücken ein ziemlich großes Plateau zeigt, wo eine Burg schon Platz genug finden kann. Auch scheinen einige fest eingelegte, von der Kunst zusammengefügte Steine an der einen Seite der Anhöhe auf einen Bau hinzudeuten.) Jener Reiter ohne Kopf also erscheint an dem Ende des Klosterholzes aus der dicken Buche in der Nacht, verfolgt den Weg nach Mihla weiter bis zu einem Punkte zwischen Hahnroda und Mihla, dem „spanischen Ritter“, und verschwindet hier, um von neuem seine Wanderung von der dicken Buche bis hierher anzutreten.

42.

Der Schenk von Vargila.

Poccenstein Theatr. Sax. p. 185.

Ein Schenk von Vargila hatte Gott eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gelobt. Als er dies Gelübde erfüllt hatte und in seine Heimat wieder zurückkehren wollte, wurde er von den Sarazenen gefangen genommen und dem Sultan als Geschenk überbracht. Seine schöne Gestalt, sein ritterlicher Anstand, sein Muth und seine Tapferkeit gewannen ihm die Gunst des Sultans und er wurde gut behandelt und in Ehren gehalten. Weil aber damals die Ungläubigen im Kriege gegen die Christen waren und die tapferen Ritter des heiligen Johannes aus dem Lande vertreiben wollten, mußte sich der Schenk von Vargila wider die Christen brauchen lassen und gegen seinen Willen mit ihnen streiten; er that es aber nur, um sich den Sultan wohl geneigt zu machen, daß er ihm mit der Zeit die Freiheit wiedergeben und ihn in die Heimat ziehen lassen möchte.

Bald darauf wurde er auch gegen die Tartaren in's Feld geschickt und er wagte sich in diesem Kampfe so tapfer und todesmuthig unter die Feinde, daß er in ihre Gefangenschaft gerieth. Der Anführer der Tartaren, welcher seiner Abkunft nach ein Pole war, nahm den Ritter von Vargila mit sich und hat ihn gleichermaßen wohl gehalten und eine so gute Zuneigung zu ihm gefaßt, daß er ihm ein Stück Land gab und zuletzt auch seine eigene Tochter zur Ehe.

Obwohl der Schenk von Vargila in solcher Weise zu hohen Ehren und Würden gelangt war, so dachte er doch beständig auf Mittel und Wege, wie er seine Reichthümer, sein Hab und Gut durch Kaufleute nach Deutschland bringen und sicher dort niederlegen, sich selbst auch von den wilden Heiden befreien und wieder in seine Heimat nach Thüringen gelangen könnte. Nun geschah es, daß er in einer wichtigen Angelegenheit mit andern Tartaren an den König in Polen geschickt wurde. Auf dieser Reise begleitete ihn in männlicher Kleidung seine Gemalin, die mit ihm unerkannt aus dem Lande gegangen war. Als die Geschäfte verrichtet waren und die Gefährten ihren Rückweg wieder antraten, suchte der Schenk von Vargila ihnen heimlich zu entkommen und gelangte glücklich mit seiner Gemalin durch Polen und Böhmen nach Thüringen in sein Heimatland.

Da er aber nach Ablauf von 21 Jahren wieder heimkam, fand er gar vieles in seiner Herrschaft verändert, und ihn selbst wollte zuerst fast Niemand erkennen und er hatte Anfangs Noth, sich als den rechtmäßigen Herrn seiner Güter und Schlösser auszuweisen. Nachdem er aber genugsam Zeugniß von sich gegeben hatte, wurde er von Allen lieb und werth gehalten.

Seine Gemalin, die treulich bei ihm gehalten, ist bald nachher gestorben und im Kloster Reinhardsbrunn begraben worden. Man hat ihr allda ein stattliches Grabdenkmal errichtet, das lange Zeit gestanden hat, später aber niedergelegt wurde. Auf dem Grabsteine, der noch später dort zu sehen war, sollen diese Worte gestanden haben, jedoch ganz dunkel und böse zu lesen: Anno Domini 1286, obiit Cythavia Russica Generosi Domini Baronis de Vargila gemma lucidissima. Orate pro ea.

43.

Woher die „blinden Hessen“ und „Mühlhäuser Pflöcke“ kommen!

Die Stadt Mühlhausen war einst mit einigen hessischen Rittern in harter Fehde begriffen. Die Hessen versuchten zum öftern die Stadt bei nächtlicher Weile zu überrumpeln, aber die Bürgerschaft war immer wachsam, verließ niemals die Mauer, um der Ruhe zu pflegen, und schickte jedesmal die Feinde mit blutigen Köpfen heim. Nun geschah es einmal, daß in der Stadt ein lustiges Bankett gefeiert wurde. Da bezeigten denn wenig Bürger große Lust die alten Stadtmauern zu hüten, während ihre guten Freunde und Nachbarn weidlich zechten oder am Reihentanze sich vergnügten, und doch war man keine Nacht vor dem Ueberfalle der Feinde sicher. Was war da zu thun? Der Frauen List und Klugheit half auch hier mit einem guten Rathe aus. Es wurden Schanzpfähle zugehauen und diese, angethan mit Kleidern und Pickelhauben und versehen mit blinkenden Waffen, rings auf der Stadtmauer aufgestellt. Während nun unten in der Stadt beim Bankett männiglich sich erfreute und vergnügte, sei es beim Weine und in fröhlicher Unterhaltung mit guten Freunden, oder im raschen, lustigen Tanze mit schönen Frauen und Jungfrauen, siehe, da erschienen wirklich die Hessen kampfgerüstet und kampfbegierig vor der Stadt. Als sie aber die zahlreiche und wohlbewehrte Besatzung erblickten, wurde es ihnen doch unheimlich zu Muthe und sie machten sich schnell wieder aus dem Staube, ohne einen Angriff unternommen zu haben.

Die Mühlhauser frohlockten gar sehr über das Gelingen ihrer List und nannten fortan einen Jeden, der seine Augen nicht recht zu gebrauchen versteht, einen blinden Hessen, dagegen mußten sie sich den Ehrennamen Mühlhäuser Pflöcke gefallen lassen.

44.

Das Fräulein vom Husfeld.

Mündlich.

Zwischen Pferdsdorf und Daſt liegt ein Feld „das Husfeld“ genannt. Auf ihm sind einige Lachen trüben Wassers. Dort hat

früher eine stattliche Burg gestanden; darinnen wohnte ein wunderschönes Fräulein. Ein benachbarter Ritter warb vergebens um ihre Liebe. Einst war Kirmeß in Pferdsdorf und auch das Fräulein vom Husfeld war dazu herabgekommen. Kaum erfuhr es der Ritter, da erschien auch er bei dem Feste. Aber das Fräulein stieg sogleich zu Roß und sprengte ihrem Schlosse zu; hinterdrein verfolgend der Ritter. Fast hatte er sie erreicht; da stürzt sie sich verzweifelnd in das Wasser der Teiche. Wüthend sticht der Ritter ihr nach in die aufwallenden Fluthen. Ein rother Blutstrahl färbt das wieder ruhig werdende Wasser. Seitdem werden die Teiche blutroth, so oft die Pferdsdorfer Kirmeß wiederkehrt.

45.

Die drei Linden bei Dankmarshausen.

Mündlich.

An dem Wege, der von Berka nach Dankmarshausen führt, steht eine alte große Linde. Es sollen hier früher drei Linden gestanden haben. An diesen Ort knüpfen sich folgende zwei Sagen.

Zur Zeit einer Hungersnoth wollte ein Familienvater sein ältestes Kind dem Tode weihen, um dadurch seine übrige Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Er hatte schon sein Messer gezückt, um den Todesstreich zu führen, da gewahrte er plötzlich eine Hirschkuh vor sich. Da ließ er ab von dem furchtbaren Kindesmorde. Zum Danke für dieses Wunder des Himmels wurde von den Dankmarshäusern an demselben Orte eine Capelle erbaut, von der jedoch jetzt keine Spur mehr zu finden ist.

In späterer Zeit hielten hier zwei Bauernmädchen aus Dankmarshausen um der Liebe eines Burschen willen ein Duell mit Sicheln. Sie trafen sich beide tödtlich und starben an ihren Wunden. Sie wurden nun auch an diesem Orte begraben. Kein Grabmal, sondern nur ein einfacher Grenzstein bezeichnet ihre Ruhestätte. Als nach längerer Zeit dieser Stein einmal versetzt wurde, schwebte er, von unsichtbaren Händen getragen, wieder an seinen alten Platz zurück, wo er noch bis zum heutigen Tage steht.

46.

Das Kloster Sinnershausen.

Volkssage.

Vergl. Brückner, das Kloster Rosenthal oder Sinnershausen. Progr. 1855. S. 8 ff.

In den beiden benachbarten Dörfern Eccardts und Friedelshausen wohnten zwei Grafen. Als sie einst auf der Jagd uneins wurden, erschlug der von Friedelshausen den von Eccardts auf der Stätte, wo die Klosterkirche von Sinnershausen erstand. Der Mörder empfand über seine That tiefe Reue und er pilgerte zu Fuß nach Rom, um daselbst seine Sünde abzubüßen. Der Papst gebot ihm auf der Stelle des geschehenen Mordes ein Kloster zu bauen. Der Graf erfüllte nach seiner Heimkehr dieses Gebot und sein Versprechen, erbaute das Kloster und die Kirche und nannte es Sündershaus. Auch ging er selbst in dieses Kloster und beschloß darin als Mönch sein Leben.

47.

Die Kohlhause in Helmershausen.

Mündlich.

Der letzte männliche Sprosse derer vom Hüthsberg und Frankenberg war Veit von Helmreich. Nachdem diese Schlösser zerstört worden waren, wohnte er in dem sogenannten Kohlhause in Helmershausen. Dieser hatte eine Tochter, welche sich mit einem Knechte vergangen hatte. Sobald es ihr Vater erfuhr, beschloß er sie einmauern zu lassen, und führte diese That auch wirklich aus. Auf diese Weise hauchte sie ihr Leben aus. Vor einigen Jahren, als man das Gebäude einriß, fand man das Gerippe der Unglücklichen in der Mauer, es wurde aber durch die Unwissenheit der Bauern zu Grunde gerichtet. Des Ritters Bild ist an der Kirche in Stein gehauen zu sehen.

48.

Die verfluchte Wiese bei Träbes.

Mündlich.

In der Nähe von Träbes (an der Geba) befindet sich ein ungeheurer Kessel, das Träbeserloch genannt. Von diesem geht folgende

Sage. Einst habe eine Rittersfrau hier gewohnt, die zwei Söhne gehabt habe. Diese hätten sich, als sie ihr Erbe getheilt hätten, um eine Wiese gestritten und sich nicht einigen können. Da nun hätte ihre Mutter diese Wiese verflucht, und am andern Morgen sei sie ein schauerliches Loch gewesen.

Dasselbe erzählt man von einer Wiese bei Seeba (bei Bettenhausen), nur daß diese in einen grundlosen Teich verwandelt worden sei.

49.

Die Duisburg.

Mündlich.

Einige erzählen, daß auf der nahen Duisburg bei Wohlmuthhausen wie auf dem Hüthsberg ein Schloß gestanden habe, Namens „Duisburg oder Dispargum", welches der alte fränkische König Chlodwig bewohnt habe. Die Besitzer der Duisburg und des Hüthsberges hätten einander durch's Sprachrohr von ihren Mauerzinnen zurufen können. Unten im Aschenhäuser Wiesengrund, dem Röderhof, sieht man noch in dem Bach die Radgrube, wo die Mühle gestanden haben soll, welche dem Burgherrn das Mehl geliefert habe. Jetzt sind nur noch große Steinhaufen zu sehen. Andere sagen, es sei ein Opferplatz unserer alten Vorfahren gewesen, denn es liegt noch ein stubenhoher Stein oben. Dieses soll der Opferstein gewesen sein.

50.

Die breite Linde bei Kaltenwestheim.

Mündlich.

Zwischen Kaltenwestheim und Klings auf der Huth steht eine große Linde, „die breite Linde" genannt. Es soll dort nicht geheuer sein. Dort hielten die Hexen des Oberlandes ihre Zusammenkünfte mit dem „Federhänschen". Einige Kaltenlengsfelder Marktleute gingen in der Nacht auf Walpurgis nach der Tann. Als sie bei der breiten Linde vorüberkamen, war da Musik und Tanz. Sie mußten mittanzen und bekamen zuletzt Geld. Als sie vor der Stadt dasselbe besehen wollten, war es lauter Koth.

51.

Federhänschen auf dem Steinberg.

Mündlich.

Ein Schäfer Namens Lorenz soll eines Abends „Federhänschen“ (ein gebräuchlicher Name des Gott sei bei uns) gesehen haben, wie er mit Speck, Schinken und Würsten beladen, um es einem seiner Gehilfen zu bringen, auf einem Zwetschenbaume gesessen und sich ausgeruht habe. Der Alte rief: „Bring' mir doch auch einmal Fleisch.“ Am andern Morgen beim Morgenstallschlagen (das heißt bei dem Pferchfortschlagen) lag ein Stück Fleisch vor der Hütte und schnellte immer in die Höhe. Er war erschrocken und konnte es nicht eher zur Ruhe bringen, als bis der katholische Pfarrer von Zella gerufen wurde. Alsdann wurde es ruhig.

52.

Kloster Zella.

Mündlich.

Auf dem nahen Heuberge hat ein Schloß gestanden, welches die Herren von Nitharteshusen bewohnten. Nachdem Neidhartshausen zum evangelischen Bekenntniß übergetreten, haben sie sich auf die nahe katholische Zella zurückgezogen. Einer von diesen Herren hatte eine Tochter, welche sich mit einem Herrn von dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Schlosse Fischberg vergangen hatte. Als es der Alte erfuhr, hat er sie in das Burgverließ werfen und elendiglich umkommen lassen. Der Ritter hat aber später keine Ruhe mehr gehabt, und als er eines Morgens im Hochsommer zum Fenster heraussah, hat er an dem Orte, wo die Zella jetzt steht, Schnee liegen sehen. Er hat darin einen Wink Gottes gesehen und ein Kloster dort gebaut. Ein Theil von Neidhartshausen hat bis jetzt noch den Namen „Rittersberg“. Das Fräulein soll sich noch alle sieben Jahre in einer weißen Gestalt zeigen, mit dem Gewimmer eines Kindes begleitet.

53.

Der Stein bei Dermbach.

Mündlich.

Ein alter Forsthüter hat, als er einen Rundgang machte, in einer mondhellen Nacht auf dem nahen „Stein“ bei Dermbach, als schon Schnee lag, Knotten klengeln (d. h. Knotten dürre machen) sehen. Da ihn Furcht anwandelte, lief er weg und ließ sie liegen.

54.

Die Hexenlinde bei Ostheim.

Mündlich.

Hinter dem Hollerstrauch am südlichen Abhange des Lindenberges stand vor 40 Jahren noch eine Linde, die Hexenlinde genannt. In der Walpurgisnacht kamen hier alle Hexen der Umgegend zusammen, um unter der Linde ihren Tanz zu halten. Sie kamen auf Besen geritten, die im März geschnitten sein mußten. Wer die Hexen kennen lernen wollte, mußte sich am Abend vor Walpurgis in den Zweigen der Linde verstecken und ein Messer bei sich tragen, auf welchem drei Kreuze sich befanden. Sobald der Hexentanz begonnen hatte, mußte das Messer unter die Hexen geworfen werden, und sofort erschien jede in ihrer menschlichen Gestalt.

55.

Der Maienbrunnen bei Ostheim.

Mündlich.

Auf einer Wiese im Käfig befindet sich eine Quelle, der Maienbrunnen. In diesem Brunnen hausten drei Jungfrauen, die zur Kirchweih alle Jahre sich einfanden, um den Kirmeßtanz mit zu feiern, vor Sonnenaufgang sich jedoch regelmäßig entfernten. Einst werden dieselben von den Burschen mit Gewalt zurückgehalten, dann von denselben begleitet,

bis sie zum Maienbrunnen kommen. Hier erklären die Jungfrauen, daß sie zum letzten Male zum Kirmeßtanz gewesen seien, weil sie über die ihnen bestimmte Zeit ausgeblieben; dann schlägt eine von ihnen mit einer Ruthe in's Wasser; es thut sich dasselbe auseinander und eine Treppe wird sichtbar, auf welcher sie hinabsteigen. Unter Donner verschwindet die Treppe, bedeckt vom blutigen Wasser der Quelle.

56.

Der gebannte Geistliche.

Mündlich.

Am großen Dachsberge in einer Waldallee läßt sich in der Morgen- und Abenddämmerung die Gestalt eines im vorigen Jahrhunderte in Ostheim angestellt gewesenen Obergeistlichen sehen, welcher dahin verbannt sein soll. Derselbe soll sich nach seinem Tode öfters in der Kirche haben sehen lassen. Ein alter Kuhhirte, Namens Luchse, habe zwei Söhne gehabt, von denen einer ein Sonntagskind war, d. h. er sei an einem goldenen Sonntage geboren gewesen. Dieser habe den wandelnden Geist in der Kirche gepackt (dabei habe er eine tüchtige Ohrfeige bekommen), eingesackt und mit Hilfe seines Bruders an oben besagten Ort verbannt. Als Belohnung sei ihm das Bürgerrecht von Ostheim zugesprochen worden.

57.

Gespenst durch Fluchen vertrieben.

Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bander in Mone's Anzeiger, VIII, 60.

Ein Bauer aus dem Rhöngebirge, der Nachts an der Ulster ging, sah aus der jenseitigen Ferne ein Licht herankommen, welches stets größer wurde und zuletzt ein feuriger Mann war. Mit einem Schritte trat derselbe über das Wasser, sprang dem Bauer auf den Rücken und ließ sich von ihm forttragen. Vergebens suchte dieser durch Beten sich von dem Gespenste zu befreien; endlich fing er an zu fluchen, und sogleich wich der feurige Mann von ihm.

58.

Schlitzöhrchen.

Jäger, Briefe über die hohe Rhön. 1803. Th. 3, S. 12. (Grimm, I. 80, 63.)

Leute, die unter Mellrichstadt über das Flüßchen Streu gehen, werden durch einen Wassergeist, Schlitzöhrchen genannt, in den Fluß getaucht und oftmals ersäuft.

59.

Wie eine Nonne als Kindesmörderin entdeckt wurde.

Wie ein neugeborenes Kindlein im Klosterteich zu Bischofsheim gefunden ward und man die Schuld auf eine Nonne im selbigen Kloster geben wollte, kam die Aebtissin Lioba also hinter die Wahrheit. Sie ließ alle Nonnen in's Bethaus oder eine Capelle kommen und jede also lange mit kreuzweis ausgereckten Armen stehen, bis der ganze Psalter hinausgesungen war, und hernach dreimal des Tags, um drei, sechs und neun Uhr, mit der Kreuzfahne und Litaneien um's Kloster herumgehen und Gott den Herrn um Abwendung der Strafe wegen des Kindesmordes ersuchen und also den Ort wieder reinigen und heiligen. Wie das zweimal geschehen war und man zum drittenmal in der Kirche fertig stund, auch alles Volk dabei sich versammelte, trat Lioba bei dem Altar vor's Kreuz, reckte ihre Hände gen Himmel und bat, Gott möchte doch die Thäterin eröffnen. Siehe, da plagte der Teufel die Kindesmörderin dermaßen, daß ihr nicht anders deuchte, als ob sie mitten in den Flammen wäre, bekannte Alles ordentlich, deshalb sich männiglich entsetzen mußte.

60.

Woher Metzels seinen Namen hat.

Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen. II, S. 83.

Den Namen Metzels hat der Ort von dem grausamen Metzeln und Morden, so einst daselbst geschehen, bekommen. Denn als die

böse Gewohnheit gewesen, daß auf das Kirchweihfest — damals auf den Sonntag gefeiert — das junge Volk von den nahen Dörfern partieweise mit Spielleuten und Gewehr nach Glattenstein zum Tanz aufgezogen und fast allezeit wegen des Tanzplatzes Zank und Schlägerei angefangen, ist auch einstmal eine solche grausame Schlägerei entstanden, daß ihrer drei auf dem Platze todt geblieben, wie denn noch heute drei Steine zum Wahrzeichen unter der Linde stehen. Darauf ist nicht nur das Fest auf 100 Jahre verboten, sondern auch der Name des Dorfes verändert worden. Die Bewohner haben zwar öfters ihren alten Namen wieder haben wollen, ist aber von der Obrigkeit nicht genehmigt worden.

61.

Der Clausbrunnen bei Metzels.

Brückner ebend. S. 84.

Als einst die Mellrichstädter St. Nicolai Bildniß, das in der Kirche zu Metzels in Lebensgröße von Holz geschnitzt und vergoldet stand, auf einem Wagen mit vier Pferden bespannt abholen und nach Hause fahren wollten und damit an den nach Meiningen zu gelegenen Berg kamen, konnten sie es nicht weiter fortbringen und mußten es dort liegen lassen. An dem Orte, wo das Bild damals gelegen hat, ist ein Brunnen entsprungen, welcher nach Metzels geleitet wurde und noch heute von den Bewohnern des Ortes gebraucht wird.

Der Brunnen heißt der Clausbrunnen und der Berg der Clausberg.

62.

Das Gespenst als Eheweib.

Bräuner's Curiositäten 353—355.
Erasm. Francisci holl. Proteus. 1097—1098.
(Grimm. I, 347, 259.)

Zur Zeit des Herzogs Johann Casimir von Coburg wohnte dessen Stallmeister G. P. v. Z. zuerst in der Spitalgasse, hierauf in dem Hause, welches nach ihm D. Frommann bezogen, dann in

dem großen Hause bei der Vorstadt, die Rosenau genannt, endlich im Schloß, darüber er Schloßhauptmann war. Zu so vielfachem Wechsel zwang ihn ein Gespenst, welches seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleich sah, also daß er, wenn er in die neue Wohnung kam und am Tisch saß, bisweilen darüber zweifelte, welches seine rechte leibhafte Frau wäre, denn es folgte ihm, wenn er gleich aus dem Hause zog, doch allenthalben nach. Als ihm eben seine Frau vorschlug, in die Wohnung, die hernach jener Doctor inne hatte, zu ziehen, dem Gespenst auszuweichen, hub es an mit lauter Stimme zu reden und sprach: „Du ziehest gleich hin, wo du willst, so ziehe ich dir nach, wenn auch durch die ganze Welt.“ Und das waren keine bloßen Drohworte, denn nachdem der Stallmeister ausgezogen war, ist die Thüre des Hinterhauses, wie mit übermäßiger Gewalt zugeschlagen worden und von der Zeit an hat sich das Gespenst nie wieder in dem verlassenen Hause sehen lassen, sondern ist in dem neubezogenen wieder erschienen.

Wie die Edelfrau Kleidung anlegte, in derselben ist auch das Gespenst erschienen, es mochte ein Feierkleid oder ein alltägliches sein und von welcher Farbe es wollte; weßwegen sie ihren Hausgeschäften nie allein nachging, sondern immer von Jemand begleitet. Gemeiniglich ist es in der Mittagszeit zwischen elf und zwölf Uhr erschienen. Wenn ein Geistlicher da war, so kam es nicht zum Vorschein. Als einmal der Beichtvater Johann Pruscher eingeladen war und ihn beim Abschied der Edelmann mit seiner Frau und seiner Schwester an die Treppe geleitete, stieg es von unten hinauf und faßte durch ein hölzernes Gitter des Fräuleins Schurz und verschwand, als dieses zu schreien anfing. Einstmals ist es auf der Küchenschwelle mit dem Arm gelegen und als die Köchin gefragt: „was willst du?“ hat es geantwortet: „deine Frau will ich.“ Sonst hat es der Edelfrau keinen Schaden zugefügt. Dem Fräulein aber, des Edelmanns Schwester, ist es gefährlich gewesen und hat ihm einmal einen solchen Streich ins Gesicht gegeben, daß die Backe davon aufgeschwollen ist und es in des Vaters Haus zurückkehren mußte. Endlich hat sich das Gespenst verloren und es ist ruhig im Hause geworden.

63.

Der Teufel als Freier auf Schloß Hartenberg.

Mündlich.
Gottschalk, Ritterburgen VI, 144 ff.

Unweit der Stadt Römhild lag gegen Osten zu auf einer Anhöhe zwischen den beiden Gleichbergen eine Burg der Grafen von Henneberg genannt Hartenberg. Nur wenige Schutthaufen bezeichnen ihr ehemaliges Dasein. Von dieser Burg erzählt man folgende Sage.

Ein Graf auf Hartenberg hatte eine einzige, wunderschöne Tochter. Viele Grafen und vornehme Herren warben um die Hand des schönen Fräuleins, aber keiner von ihnen fand Gehör bei dem alten Grafen. Da wurde eines Tages, als schon der Abend dämmerte, die Ankunft eines stattlichen, vornehmen Ritters auf dem Schlosse gemeldet. Der fremde Ritter begehrte das zarte Fräulein zur Ehe. Sein einnehmendes und wohlgefälliges Betragen fand Beifall bei dem Grafen und der Glanz seines Anzuges und seines Gefolges blendete die Augen des alten Vaters, so daß er dem fremden Ritter die Einwilligung zur Vermählung mit seiner Tochter gab, wenn diese ihn zum Gemal begehren würde.

Als das Fräulein den Ritter sah, entdeckte ihr scharfer Blick alsbald in der vermummten Gestalt des Fremdlings den wahrhaftigen Teufel. Aus Furcht vor dessen Rache, wenn sie ihm eine abschlägige Antwort geben würde, und gehorsam dem erklärten Willen ihres Vaters gewann sie es über sich, dem Bösen ihre Hand zuzusagen, jedoch unter einer Bedingung. Er sollte nämlich noch in derselben Nacht, ehe der Hahn den Morgen verkünden werde, um die schon befestigte Burg Hartenberg noch eine zweite Ringmauer aufführen, wenn er diesen Bau aber nicht zu Stande bringe, der Hand des Fräuleins verlustig werden.

Der Böse willigte in diesen Vorbehalt. In banger Erwartung brachte das Fräulein die Nacht hin, und das schauerliche Getöse, welches von allen Seiten zu ihren Ohren drang, ließ sie fürchten, daß der Unhold seine Zusage erfüllen werde, und schon meldete eine dienende Zofe, daß die Mauer bis auf ein kleines Stück aufgerichtet

sei, und Tausende von Arbeitern wären beschäftigt, das Werk zu vollenden.

Eben wurde die letzte Steinlast von des Teufels Gesellen über die Höhen bei Themar in der Luft dahergeführt, als in dem Dorfe Bergfeld der Hahn zum erstenmale krähte, und alsbald stürzte die letzte Steinbürde, die noch zum Abschluß des ganzen Baues nöthig war, aus der Luft zur Erde und die fast vollendete Mauer um Hartenberg zerfiel in Trümmer. So war das Fräulein aus der Gewalt des Teufels gerettet.

Noch heute sieht man bei Themar auf der Höhe eines Berges diesen „Feldstein“, einen gleichsam künstlich aufgerichteten, ganz frei stehenden, etwa 70 Fuß hohen Felsen aus lauter beweglichen, vom Ganzen nicht trennbaren Steinen derselben Gattung, wie sie auf dem Gleichberge und auf der Stelle zu finden sind, wo sonst die Burg Hartenberg gestanden hat. Auch ist es auffällig, daß außer dem genannten Feldsteine, einer Basaltmasse, das Gebirge jener Gegend, wo er ruht, lediglich aus Kalk- oder Sandstein besteht.

64.

Von dem kleinen Gleichberge bei Hildburghausen.

Nach mündlicher Erzählung in Büsching's wöchentl. Nachrichten, Bd. III, 143 ff.

Zwei Stunden von Hildburghausen liegen gegen Westen zwei nicht unbedeutende Berge mit Namen Gleichen. Sie sind an Gestalt und Form einander gleich, nur ist der eine größer als der andere. Beide grenzen an einander, stehen aber in keiner Verbindung mit dem nahen Thüringer Waldgebirge und sind in der ganzen Gegend umher sichtbar. Den Landleuten dienen sie als Wetterzeichen. Sind beide in Nebel gehüllt und der große wird zuerst helle, so verkündigt er gutes Wetter, wird aber der kleine zuerst helle, so bedeutet es Regen. Daher das alte Sprichwort:

Wenn der kleine dem großen nimmt den Hut,
So wird das Wetter gut;
Nimmt aber der große dem kleinen die Kappen,
So wird dich das Wetter ertappen.

Beide sind Basaltberge, und zwar kommt der Basalt darauf nicht in regelmäßigen Säulen, sondern in unzähligen Trümmern und Stücken von verschiedener Größe vor. Auf dem kleinen Gleichberge liegen diese Basalttrümmer in drei verschiedenen Schichten und umziehen den Berg gleichsam als drei verschiedene Gürtel, zwischen welchen Gras und Holz gewachsen ist. Diese besondere Anlagerung des Basalts hat zu folgender Sage Veranlassung gegeben.

Vor alter Zeit hatte ein Graf auf diesem Berge eine Burg gebaut, dieselbe aber gegen feindliche Angriffe nicht hinlänglich geschützt und gesichert. Er sieht den Fehler erst ein, als er mit einem seiner Nachbarn in eine Fehde verwickelt und mit einem feindlichen Ueberfall bedroht war. Voll Unmuth und in tiefen Gedanken über das drohende Unglück geht er eines Tages am Abhange des Berges umher; da erscheint ihm auf einmal der Teufel und fragt ihn nach der Ursache seines Kummers. Als er sie erfahren hat, erbietet er sich sogleich dem Ritter noch vor dem ersten Hahnkrat eine dreifache Mauer um den Berg zu ziehen, wenn er sich verbindlich machen wolle, ihm als Lohn seine einzige schöne Tochter zu verschreiben. Der Graf geht den Vertrag ein. Aber kaum ist er in seine Burg zurückgekehrt, so reut ihn der Handel und er wird noch trauriger und muthloser als vorher, so daß endlich die Tochter, die den Kummer des Vaters in seinen Mienen liest, in ihn dringt und ihm endlich durch gute Worte und Bitten das schreckliche Geheimniß entlockt. Weinend und voll Verzweiflung über das ihr bevorstehende Geschick wirft sie sich in die Arme ihrer alten Amme und fleht sie um Hilfe und Rettung aus den Klauen des Bösen an. Die Alte bedenkt sich die Sache und verspricht Hilfe.

Der Teufel kommt zur bestimmten Zeit mit seinen Gesellen und Gehilfen und baut und wirthschaftet die ganze Nacht, um die dreifache Mauer zu Stande zu bringen. Schon ist das Werk fast vollendet, da tritt das kluge Mütterchen vor den Hühnerstall, patscht auf ihre Schürze und — der Hahn kräht zum erstenmal, ehe der Teufel noch fertig geworden. Er merkt sogleich, daß er betrogen ist und aus Rache und Aerger wirft er den ganzen Bau über den Haufen und verschwindet. Die Steine von der dreifachen Mauer liegen noch bis auf den heutigen Tag da.

65.

Vom Siechenhause bei Sonneberg.

Keßler von Sprengeisen's Topographie.
Brückner, Landeskunde II, 462.
Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. S. 77.

Zur Zeit der Kreuzzüge soll ein Nürnberger Kaufmann auf der Straße von Nürnberg nach Leipzig, welche bis etwa vor fünfzig Jahren über Judenbach führte, da, wo das vormalige Siechenhaus stund, mit dem Wagen gestürzt sein und beide Beine gebrochen haben. Aus Dank für seine Errettung vom Tode habe er nach seiner Heilung das Siechenhaus gestiftet. So erzählen die Leute noch heutigen Tages.

66.

Der Mukberg.

Hensolt, Beschreibung von Sonneberg, 1845. S. 117.
Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. S. 77.

Daß die Strauchritter vordem auch in der Gegend bei Sonneberg sehr thätig waren und die Nürnberger Waarenzüge in bedenklicher Weise beunruhigt haben mögen, darauf deutet die Sage, die noch vor wenigen Jahren im Munde alter Einwohner lebte, daß die Nürnberger sich die größte Mühe gegeben hätten, den Mukberg käuflich zu erlangen und auf demselben eine starke Festung zum Schutze ihrer Waarenzüge zu erbauen; es sei ihnen aber nicht gestattet worden, obgleich sie sich erboten hätten, die ganze Tafelfläche dieses Berges in Form eines Kreuzes mit Laubthalern als Kaufgeld zu belegen.

67.

Das Heidengrab auf dem Dellberge.

Mündlich.

Ein Steinhügel auf der Kuppe des Dellberges bei der Stadt Suhl heißt das Heidengrab und die Sage erzählt, daß Carl der

Große hier eine Vertilgungsschlacht gegen die heidnischen Sachsen geschlagen habe. Auch spukt dort eine weibliche Gestalt, welche Trauerkleider trägt.

68.

Die verzauberte Jungfrau im Rothenstein.

Mündlich.

In dem Rothenstein, einem Porphyrfelsen nahe an dem Wege von Suhl nach Oberhof, ist eine verzauberte Jungfrau eingeschlossen. An diesem Felsen schweigt jeder mit Sang und Klang vorüberziehende Hochzeitszug, weil daraus einmal eine Geisterstimme gerufen hat: „Heute roth, über's Jahr todt!" Ein Jahr darauf war die junge Frau gestorben.

69.

Das Gottesfeld bei Vesser.

Mündlich.
Bechstein, Thür. Sagenschatz III, 244 ff.

Ueber dem Dorfe Vesser, an dem gleichnamigen Bache gelegen zwischen Schleußingen und Suhl, ragt der Adlersberg empor. Am Südabhange dieses Berges liegt eine grüne, baumlose Trift, einsam und verrufen, das Gottesfeld genannt. Auch sieht man darauf viele kleine Hügel, ähnlich den Hünengräbern.

Die Volkssage erzählt, daß dort einst eine Stadt gestanden habe, welche Gott in die Erde versinken ließ, weil die Bewohner gottlos und lasterhaft waren. Lange Zeit nachher hat eine wilde Sau eine Glocke aus dem Berge gewühlt, welche dem Thurme der versunkenen Stadt angehörte. Ein Hirte fand die Glocke und man brachte sie nach Schleußingen auf den Thurm. Wie sie aber zum erstenmale geläutet wurde, gab sie einen ganz schauervollen Ton von sich. Nicht anders war es beim zweiten Läuten, und als man sie zum drittenmal zog, zersprang sie. Man goß sie um, aber ihr Ton und Schall war derselbe; es klang, als ob sie riefe: Sau aus, Sau aus! und zersprang dann wieder. So geschah es dreimal; immer war der Klang derselbe und immer zersprang sie wieder.

70.

Die vierzig Ritter in Eisfeld.

Mündlich.

In uralter Zeit floß zu Eisfeld zwischen dem Schwan und dem Adler die Werra hindurch und bildete einen sumpfigen Weiher. In diesen geriethen, von Feinden verfolgt, vierzig geharnischte Ritter. Sie blieben wegen ihrer schweren Rüstungen mit ihren Pferden in dem Sumpfe stecken und kamen darin um.

71.

Von dem Eschenloche bei Welkershausen.

Mitgetheilt von L. Wucke in Salzungen.

In dem Muschelkalke des Eschenberges, wie ein Theil der Spitzberge genannt wird, die sich von Welkershausen an dem rechten Werra-Ufer thalwärts hinziehen, hat sich ziemlich oben am Plateau ein tiefer Trichter gebildet, das Eschenloch. Von ihm geht folgende Sage: Während sie drunten im Dorfe Welkershausen vor Zeiten das Sommer- oder Sonnenwendfest feierten, weidete droben am Eschenberge, wo im Schatten der Eibe der Seidelbast und die Haselwurz mit der Küchenschelle, dem blauen und rothen Leberblümchen, der Judenkirsche, dem weißen Dixtam und dem blauen Enzian wie um die Wette blühen und duften, ein junger Schäfer seine Schafe. Da war's ihm, als tönte vom Eschenloch her eine gar liebliche Weise zwischen das Heerdengeläute. Er spitzte die Ohren und richtig es war so. Und bald war er auf dem Wege nach dem Loche. Wie aber erstaunte er, als er an seiner Stelle ein prächtiges Schlößchen erblickte, aus dessen Innerem ihm jene wunderbare Weise entgegen klang. Eine Weile lauschte der Schäfer nach den lieblichen Tönen; dann aber vermochte er es nicht länger über sich, er trat durch das offene Thor und befand sich bald in einem kostbaren Zimmer. Es war leer. Da lockte die Stimme ihn weiter und immer weiter, bis er in dem letzten der Gemächer sich der auf einem kostbaren Lager ruhenden Sängerin gegenüber be-

fand. So etwas Schönes aber hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Die Jungfrau schien zu schlafen, oder sie wollte den staunenden Schäfer in seinem Anschauen nicht stören. Doch nun fing sie an zu reden und um die Herzensruhe des Schäfers war es geschehen; denn sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn schon seit lange gekannt, daß seine Wiege aus einer Esche gezimmert sei, die in gar naher Beziehung zu ihr gestanden habe, und daß er, wenn er wolle und den Muth dazu habe, sie Beide glücklich machen könne. Der Schäfer vermochte kein Wort herauszubringen, sondern nickte nur freudig zustimmend. Und die Jungfrau fuhr fort und bat ihn, sie am nächsten Johannistage hier wieder aufzusuchen, wo sie ihm freilich nicht in ihrer jetzigen, wahren Gestalt, sondern nur als ein abschreckendes Ungeheuer erscheinen dürfe. Er solle sich aber nur nicht fürchten, sie vielmehr in der Gestalt des Thieres dreist umarmen und auf die Stirne küssen, und dies drei Johannistage hinter einander wiederholen, denn dann erst würde sie erlöst und sie Beide die Glücklichsten unter der Sonne sein. Der Schäfer war außer sich vor Freude, und als er dies Alles zu thun gelobt, verschwand mit einem furchtbaren Krachen das Schloß; er aber stand verduzt und schaute noch eine Zeit lang in die Tiefe des Eschenlochs. Und der Schäfer hielt Wort. Am nächsten Jahannistage durchschritt er wieder die Gemächer des Schlosses. Auf der Schwelle des letzten jedoch blieb er vor Entsetzen wie gebannt einen Augenblick stehen, denn statt der herrlichen Jungfrau zischte ihm ein scheußliches Gewürm entgegen. Schon wollte er Reißaus nehmen, da fielen ihm die Worte der Jungfrau wieder bei und er faßte sich ein Herz, trat ein, packte die Schlange und küßte sie auf die Stirne. Mit einem furchtbaren Krachen war das Schloß alsbald wieder verschwunden; doch aus der Tiefe des Eschenlochs erkannte er der Jungfrau Stimme an dem „hab' Dank!", das sie ihm zurief. Ebenso erging es ihm am nächsten Johannistage, nur mit dem Unterschiede, daß er anstatt der Schlange ein blutgieriges Raubthier zu küssen hatte und die Jungfrau ihm ein zweimaliges „hab Dank!" nachsandte. Mit verstärktem Muthe schritt unser junger Schäfer das drittemal hinauf zum Eschenloch. Doch diesmal faßte ihn solches Entsetzen vor dem gräulichen Lindwurm, der ihm feuerspeiend entgegensprang, daß er vor Bestürzung weder an die Jungfrau noch an ihre Worte dachte und Hals über

Kopf aus dem Schlosse rannte. Das verzauberte Schloß sank krachend in die Tiefe, aus der jetzt der Schäfer durch das Wimmern der Jungfrau zu spät an deren Worte und sein Versprechen erinnert wurde. Seit jener Zeit aber war es aus mit dem Schäfer. Und als sie drunten im Dorfe im nächsten Jahre das Sonnenwendfest feierten, da fanden sie den Schäfer entseelt droben am Eschenloche. Um seine Schläfe war ein Kranz von blauem Enzian gewunden. Als sie ihn zu Grabe trugen, da umflatterte ein buntgefiedertes Vöglein, das gar wunderbare Weisen sang, den Sarg. Und als sie ihn auf dem Friedhofe einsenkten, entschwebte das Vöglein hinauf nach dem Eschenloche.

72.

Die Jungfrau auf dem Frankenstein.

Mündlich.

Auf der wüsten Burg des Frankensteins bei Kloster-Allendorf erscheint alle sieben Jahre eine weißgekleidete Jungfrau über dem Gewölbe sitzend und winkend. Als ihr ein Bauer folgen wollte, aber unschlüssig am Eingange stehen blieb, kehrte sie um und gab ihm eine Hand voll Kirschen. Er sprach „habt Dank!“ und steckte die Kirschen ein. Da geschieht plötzlich ein Knall; Keller und Jungfrau waren verschwunden und betäubt eilte der Bauer nach Hause. Als er seine Kirschen besieht, sind sie in Gold- und Silberstücke verwandelt.

73.

Die weiße Jungfrau in Atterode.

Bechstein IV, 165.

Hinter dem alten Schloß Liebenstein liegt eine alte Wüstung, Atterode genannt. Dort haben um den Kellerborn viele Leute zum Oefteren eine weiße Jungfrau gesehen, die bald Wäsche, bald Weizen im Mondschein trocknete.

74.

Burg Liebenstein.

Mitgetheilt von H. Schwerdt.

Der unglückliche Asmus von Stein hatte zwei Brüder; der eine hauste auf dem Landsberg bei Meiningen, der andere bewohnte eine dicht verwachsene Capelle im „alten Wahl“ (einem Wiesengrunde südlich vom Dorfe Liebenstein). Nachdem nun die Burg, ungeachtet des lebendig eingemauerten Kindes, von Feindes Hand zerstört ward, da ist der alte Asmus im Schmerze der Verzweiflung zu seinen Brüdern geeilt, und hat sie erdolcht. Und weil auch er den Fall seines Ahnenschlosses nicht überleben mochte, so hat er seinem letzten Diener, nachdem er mit ihm all' seine Kostbarkeiten und 9000 Gulden baaren Geldes in den halbverschütteten Keller geborgen, und sich selbst den Tod gegeben. Nun aber wandert er, ein gespenstiger Geist, durch das öde Gemäuer, und Viele wollen den alten Herrn mit einem dreieckigen Hute, mit einem langen, großknöpfigen Rocke und mit hirschledernen Hosen angethan gesehen haben. Aber der Keller, in welchem die Schätze sammt drei Fässern kostbaren Weines, der, nachdem die hölzernen Dauben vermodert, eine dichte Haut um sich gebildet hat, ruhen, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, so viele schatzsüchtige Hände auch darnach gegraben.

Innerhalb der Ringmauern prangt ein Kranz von Ahornbäumen. Durch ihre Zweige flüstert folgende Sage: „Einst hat einem Bauernmädchen des Dorfes Liebenstein aus der Heller'schen Familie drei Nächte hindurch geträumt, daß sie zur Burg kommen und ein verwünschtes Fräulein erlösen solle. Sie hat's gethan, nachdem sie ihr Vater bis in den Schloßgraben geleitet. Da hat sich ein lichter Nebel aus dem Innern der Burg herabgesenkt, der sich zu einer weißen Dame gestaltet und sie also angeredet hat: „Gehe in drei benachbarte Kirchen und lege für meine Sünden einen Gottespfennig in das Cymbelsäcklein und backe Brod und theile es unter die Armen. Dann komme zum Palmsonntage wieder hieher, wo ich erlöst zur Gnadenpforte eingehen werde, und du sollst eines Schatzes theilhaftig sein, der nur dir oder deinen Nachkommen bestimmt ist; und wenn du,

dereinst in Noth, dich nach dem Schatze sehnst und die Stätte nicht finden könntest, allwo er ruht, so will ich zum bleibenden Merkmal einen grünen Kranz darum wachsen lassen." Die Gestalt verschwand und das Mädchen that, wie ihm geheißen ward. Und als sie an dem nächsten Palmsonntage im Abenddämmerschein mit einer Freundin zur Burg geht, da flötet süße Musik ihr entgegen und sie denkt, es seien die Steinbacher, die zuweilen in dem alten Schlosse ihre Kunst entfalteten. Als sie aber den Burghof betreten, da verstummt die Musik, und das Mädchen ahnet, daß die weiße Frau die Stunde ihrer Erlösung feiert; doch an den Schatz denkt sie nicht. Erst da sie alt geworden und von Noth und Kummer heimgesucht war, da spricht sie zu ihrer Tochter: „Was grämen wir uns. Habe ich doch einen Schatz auf dem alten Liebenstein, den wollen wir heben!" Und das gebeugte Mütterchen wanket mit ihrer Tochter zum Berg hinan und sie arbeiten innerhalb des Ahornkranzes, der seitdem gewachsen war, in die Erde hinein. Doch bald ermüden die Hände und es seufzet mit frommer Entsagung die alte Frau: „Sind wir zuvor arm gewesen und nicht gestorben, so wollen wir auch arm in die Grube fahren!"

Aber die Nachkommen der Heller'schen Familie haben das Versprechen der weißen Dame bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und sie haben kundige Schatzgräber gedungen, daß sie den Zauber lösen und den reichen Schatz ihnen heben möchten. Und es soll geschehen sein, daß sie einmal in einer tiefen Grube, die sie gearbeitet, den eisernen Topf, der wahrscheinlicherweise den Schatz geborgen, mit lüsternen Augen geschaut; aber ein unberufener Theilnehmer des Geschäftes, der nicht zur Familie gehörte, sei hinabgesprungen und habe mit gieriger Hand den verrosteten Deckel des Topfes emporgerissen. Husch! sei der Schatz verschwunden und bis auf den heutigen Augenblick nicht wieder erspäht worden.

75.

Geisterspuk am Gensberge.

Thüringen und der Harz, IV, S. 264.

Fuhrleute von Broterode sind zur Adventszeit früher oft mit den bloßen Pferden nach Hause gekommen, weil ihnen durch Geisterspuk

der Wagen so schwer geworden ist, daß sie ihn haben stehen lassen und die Pferde ausspannen müssen. Anderen, die um Mitternacht den Gensberg heraufgekommen, hat sich der Alp mit solcher Macht und Schwere aufgehockt, daß sie nur mit der größten Anstrengung und mit Schweiß bedeckt die Höhe erreicht haben, wo das Gespenst unter Hohnlachen sie wieder freigelassen hat.

76.

Die Gründung des Klosters Georgenthal.

Thüringen und der Harz, V, 45.
Northof, chronicon comitum de Marca et Altena in Meibom rerum Germanicarum, I, p. 283 ff.

Von der Gründung der vormaligen Cistercienserabtei Georgenthal erzählt man diese Sage:

Zwei Brüder, Eberhard und Adolf, Grafen von Altena und Mark, kamen aus unerheblicher Ursache mit dem Herzog von Brabant und den Grafen von Löwen und Brabant in Feindseligkeit. Sie machten wider ihre Gegner mit dem Herzog von Limburg ein Bündniß, doch war das Recht nicht auf ihrer Seite. In dem Kampfe wurde viel Blut vergoßen. Das geschah um's Jahr 1126. Der Graf Eberhard empfand über sein Unrecht bald heftige Gewissensbiße. Er ging aus der Schlacht als ein reuiger Mann und kehrte nicht wieder nach Hause zurück, verbarg seinen vornehmen Stand und irrte als Büßender in der Fremde umher. Um sich ganz vor dem Herrn zu erniedrigen und Vergebung seiner schweren Sünde zu erlangen, wurde er in Frankreich in der Champagne sogar Schweinehüter. Ein Zufall aber führte zur Entdeckung seines Standes und Namens und der Abt der Cistercienserabtei Morimond (Morimunt) veranlaßte den Grafen in sein Kloster zu treten. So wurde der Graf Eberhard ein gottesfürchtiger und glaubenseifriger Cisterciensermönch, dem das Klosterleben bald so sehr gefiel, daß er aufbrach, um in seinem Vaterlande und in den Besitzungen seiner Verwandten Klöster seines Ordens zu errichten.

Eberhard kam auch nach Asolverod, einem Dörfchen zwischen der Leina und Apfelstädt, welches dem Grafen Sizzo von Käfernburg gehörte und nach einem thüringischen Edlen Asolv benannt worden war, der hier den Wald gerodet und eine Ansiedlung angelegt hatte. Sizzo war aber ein Verwandter des Grafen Eberhard und wurde von ihm beredet, in der Nähe von Asolverod auf einem waldbewachsenen Berge ein Cistercienserkloster zu gründen. Diese Stiftung wurde dem heiligen Georg gewidmet und hieß ebenfalls Asolverod oder auch St. Georgsberg. Graf Eberhard wurde der erste Abt desselben.

Noch zeigt man den Berg, auf welchem der erste Bau gestanden hat. Er liegt westlich vom Georgenthale und man gelangt dahin durch den Erfurter Grund; nicht weit davon steht nach Norden zu der Kandelaber, wo nach der Sage Bonifacius die erste christliche Kirche in Thüringen erbaut haben soll. Die Waldblöße wird noch immer Singörgen (St. Görg) genannt und Apfelsroth die Stelle, wo Asolverod gestanden hat.

77.

Der Jägerstein am Schneekopf.

L. Storch, in Thüringen und der Harz, VI, 86 ff.
L. Bechstein, der Sagenschatz der Thür. Landes, III, 151 ff.
Mündlich.

Abseits vom Wege, der von der Schmücke nach dem Schneekopf führt, steht etwa 50 bis 60 Schritte weit im Walde nach Nordosten zu ein einfacher Stein, ohngefähr 3 Fuß hoch. Das ist der Jägerstein, den die Besucher des Schneekopfes gern aufsuchen. An seinen beiden Seiten ist folgende Inschrift zu lesen: „Anno 1690 den 16. September ist Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F. zu Gräfenrode von seinem Vetter als Schwestersohn Caspar Greiner unversehends erschossen worden.“ Darunter stehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. Von diesem Steine erzählt man folgende Sage:

Caspar Greiner war Jägerbursche bei seinem Ohm, dem Förster Grahner in Gräfenrode, und der beste Schütze auf dem Thüringer Walde. Sein Jagdglück erregte den Neid des Försters und er dachte Nacht und Tag darauf, seinen Neffen um den schönen Schützenruhm

zu bringen. Da er selbst kein Mittel ausfindig machen konnte, so kam er auf böse Wege und ging zu einem alten Weibe, das über dem Gebirge in einem Walddorfe wohnte. Das Weib war in der ganzen Umgegend übel berüchtigt und Niemand traute ihr über den Weg.

Nicht lange nachher ging der Jägerbursche fröhlich und guten Muths auf den Anstand an die Kuppe des Schneekopfes. Bald hört er auch ein Thier durch den Wald kommen und bald darauf sieht er einen prächtigen Vierundzwanzigender vorüberschreiten, wie ihm noch niemals ein Hirsch vorgekommen war. Er legt an, schießt und der Hirsch — springt unverletzt davon. Der Jäger ist über diesen Fehlschuß nicht wenig betroffen, er vermag nicht zu glauben, was ihm begegnet ist, er sucht nach Schweiß, aber vergebens, der Hirsch ist eben gefehlt. Im höchsten Unmuthe kehrt er heim in's Forsthaus nach Gräfenrode und am anderen Morgen ist er ganz verstimmt. Sein Unmuth wird noch vermehrt, da der Förster seinen Spott und Hohn nicht unterdrücken kann, daß er gestern Abend ohne Beute heimgekehrt sei und gewiß den schönen Hirsch gefehlt habe, von dem die Köhler am Schneekopf ihm gestern erzählt hatten. Verdrießlich und ärgerlich geht der Jägerbursche bei guter Zeit aus dem Forsthause fort in den Wald und gegen Abend wieder auf den Anstand am Schneekopf. Er hat seine Büchse wohl geladen, Alles ist in bester Ordnung; der Hirsch tritt wieder aus dem Gebüsch, der Jäger schießt und — fehlt abermals. Auf und davon ist das schöne Thier. Verzweiflung erfaßt jetzt den Jäger; noch am anderen Morgen irrte er im Walde umher und er will nicht wieder nach Hause, um nicht neuen Spott und Hohn zu erfahren. In diesem Zustande der Verzweiflung begegnet er dem alten Glasmeister aus der nahen Glashütte Gehlberg, der ihn kennt und über sein verstörtes Wesen nicht wenig verwundert ist. Auf das Bitten und Drängen des Glasmeisters erzählt der Jägerbursche sein Unglück. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," erklärt der alte Glasmeister; „hier ist ein Zauber im Spiele. Schweige gegen Jedermann und komm', wenn der Mond voll ist, auf die Glashütte, da wollen wir um die Mitternachtsstunde eine gläserne Kugel machen und ich will den Segen darüber sprechen. Eine solche Kugel zerstört jeden bösen Zauber."

Der Jägerbursche befolgt diesen Rath; die gläserne Kugel wird in der gehörigen Weise gefertigt und in die Büchse geladen. Am nächsten Abende geht Greiner auf den Anstand. Der Hirsch tritt bald hervor und schreitet fast höhnend vorüber; der Jäger legt an, zielt scharf, der Schuß fällt und der Hirsch bricht zusammen. Jubelnd eilt der Bursche hinzu und findet zu seinem Entsetzen seinen Ohm, den Förster, im Blute liegen.

Auch das Kirchenbuch in Gräfenrode sagt aus, daß der Förster erschossen worden sei „in Verblendung einer Hirschgestalt".

78.

Das Holloch.

Brückner, Landeskunde des Herzogthum Meiningen, II, 789.

Bei der Stadt Kranichfeld ist das Holloch gelegen, eine Höhle an der Ilm. Daraus soll ehedem Frau Holle, wenn sie ihren Umzug durch Thüringen hielt, gezogen sein. Daher der Name. Auch die kleinen Kinder sollen aus derselben Höhle kommen.

79.

Der rothe Berg bei der Wachsenburg.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hauste auf der Wachsenburg in seiner rohen Ritterweise Apel von Vitzthum, den das erbitterte Volk wegen seiner Verheerungen durch Mord und Brand den Brandmeister nannte. Dieser Ritter beherbergte auch drei Raubgesellen, welche Zeisig, Fink und Storch hießen, so daß von ihnen das Volk sagte, es hätten drei saubere Vögel auf der Wachsenburg genistet. Mit diesen Strolchen verkürzte sich der Ritter Apel von Vitzthum die Zeit. Unter anderen tollen Streichen, die sie ausführten, ließ er von ihnen auch einen Mönch einfangen, den er in einen großen Käfig, gleich einem Vogelbauer, einsperrte. In dieser Haft mußte der Mönch bei Trinkgelagen den rohen Zechgästen zur Kurzweil dienen und allerlei Hohn und Spott über sich

ergehen lassen. Bei einer solchen Gelegenheit bat der geängstigte Mönch den Ritter demüthig und inständigst um Befreiung aus seiner schimpflichen Haft. Der Käfig wurde geöffnet, als aber der Mönch aus demselben hervorgekrochen war, erfuhr er andere Mißhandlung, denn jeder der Zechgäste gab ihm einige Nasenstüber. Da verließ den Mönch alle Geduld und im höchsten Zorn schlug er seinen Peiniger Apel in's Gesicht. Dieser Schlag kostete ihm das Leben. Der ergrimmte Ritter ließ ihn sogleich binden und noch an demselben Tage auf der nördlich von der Burg gelegenen Anhöhe hinrichten. Vor seinem Tode auf dem Wege nach dem Richtplatze sprach der Mönch den Fluch aus, daß der Berg, auf dem er unschuldig enthauptet werde, die Farbe seines Blutes tragen und auf ewig unfruchtbar werden solle. Nach kurzer Zeit ist dieser Fluch erfüllt worden. Der fruchtbare Boden des Berges wurde gänzlich hinweggespült und nackt, gewächslos und verödet steht seine Oberfläche aus rothem Schieferthon noch heute da. Er wird der rothe Berg genannt und ehedem war hier der Richtplatz mit dem Galgen für das Amt Wachsenburg.

80.

Die Venetianer auf dem Reinsberge.

Auf dem Wege von Reinsfeld nach Arnstadt, der sich schlängelnd über den hohen Reinsberg windet, steht oben der Reinsburg gegenüber auf luftiger Höhe ein altes steinernes Kreuz. Nicht weit von diesem Kreuze war früher ein dichtes Dornengestrüpp und unter demselben öffnete sich für den Kundigen ein geheimer Gang, der unter dem Gebirge hinweg zur Reinsburg führte.

Einst kamen zwei Venetianer nach Ilmenau, die sich sorgfältig bei einem verschwiegenen alten Manne, Namens Escher, nach der Reinsburg erkundigten. Sie nahmen ihn als Führer mit. Er erfuhr von den fremden Leuten, daß Thüringen gar reich an Gold sei und daß die Bewohner gar nicht wüßten, welch' reiches, gottgesegnetes Land sie bewohnten; auch kannten sie die Goldadern des Gebirges, wuschen Goldkörner aus den Bächen, wußten köstliche Edelsteine zu

suchen und waren kundig, verborgene Schätze zu heben, die sich in dem verfallenen Gemäuer alter Burgen finden.

Escher führte die Venetianer zuerst an die alte Mauer der Reinsburg, wo sie prüfend die Wünschelruthe schlugen und dabei hin und her maßen. Endlich deuteten sie auf die gegenüberliegende Wand des Reinsberges, die sich steil über dem Dorfe Reinsfeld erhebt. Dahin wanderten sie eiligst mit allerlei Instrumenten versehen, begleitet von ihrem Führer. Endlich hatten sie das Kreuz erreicht und abermals begann ihr geheimnißvolles Messen. Sie befahlen ihrem Führer stehen zu bleiben und verschwanden in dem dichten Dornengestrüpp. Dort schlugen sie ein und fanden auch nach kurzer Arbeit den verborgenen Gang. Nun zündeten sie Fackeln an und verschwanden in die Tiefe vor den Augen des Führers, der Stunden lang vergeblich auf ihre Rückkehr wartete. Endlich gewahrte er auf der gegenüberliegenden Reinsburg zwei Männer, die schwer beladen von dannen zogen.

Die Venetianer sind seitdem nicht wieder gesehen worden und der Führer wartete umsonst der tückischen Fremden, die, durch Thüringens Schätze bereichert, ohne Dank in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

81.

Der Schatz im Reinsberge.

Thuringia 1843, S. 15.

Ein Schäfer aus dem nahen Kleinbreitenbach hütete oben auf der Reinsburg seine Heerde und blies auf seiner Schalmei ein lustiges Stücklein. Dabei war er ein frommer, gottesfürchtiger Mensch, der sein Gebetbüchlein nach frommer Schäfer Sitte immer bei sich trug. Wenn nun Sonntags da unten im Thale die hellen Kirchenglocken die Gläubigen zum Gottesdienste riefen, da faltete er auch die Hände und betete aus seinem Himmelswege, und wenn dann gegen Abend die Feierabendglocke des nahen Dorfes durch das stille Thal erklang, da sprach er wieder sein stilles Vaterunser und schickte sich an zum fröhlichen Heimgang.

Einst bemerkte er am Abhange des Felsens eine wunderschöne Blume, wie er noch keine gesehen hatte. Er steckte sie als Seltenheit

an seinen runden Schäferhut. Als er nun langsam dahinschritt, nahm er eine Felsengrotte wahr, die er früher noch nie gesehen. Er schritt auf dieselbe zu und die Neugierde trieb ihn, sie näher zu untersuchen. Sie führte weit, sehr weit in das Innere des Berges und ein seltsamer Glanz erleuchtete sie. Im Hintergrunde glänzten große Haufen von Gold, Silber und kostbaren Steinen. Bei seiner Ehrlichkeit aber wagte er nicht etwas davon zu berühren, denn er gedachte an die Fallstricke des Satans. Mit Angst und Zittern machte er sich auf den Rückweg. Erst in der freien Natur athmete er wieder freier und er nahm seinen Hut ab, denn der Angstschweiß rann ihm von der Stirne. Da sah er nicht mehr die seltene Blume an seinem Hute und als er sich umblickte, war auch die Grotte verschwunden.

Die Schätze des Berges wären sein gewesen, wenn er muthig zugegriffen hätte. Erst nach hundert Jahren wird die Blume wieder blühen und ein Glücklicher wird sie pflücken. Sie ist der Schlüssel zu den verborgenen Schätzen, die nur ein frommer, unschuldiger Mensch heben kann.

82.

Wein in den Kellern der Reinsburg.

In den verschütteten Kellern der Reinsburg lagert eine Menge köstlichen Weines. Einst wird der Tag erscheinen, an welchem der Berg sich aufthut. Dann wird ganz Thüringen mit den Wellen des Weines überfluthet werden.

In dem Kriege 1806, da die Preußen vor der Schlacht bei Saalfeld hier lagen, erzählten einige Soldaten aus Pommern auch von der Reinsburg und wußten, daß in diesem Berge eine große Menge köstlichen Weines verborgen liege. Es sei in ihrer Heimat bekannt, daß dieser Berg einst bersten werde und seine Weinfluthen würden das ganze Land überschwemmen. Man bete deshalb in ihrem Lande, daß dieses nicht geschehen möge.

83.

Das schöne Feld bei Stadt Ilm.

Rudolstädter Vaterlandsfeind 1841, S. 45.

Der Teufel hatte einmal eine Seele geholt, deren Besitz ihm sehr theuer zu stehen gekommen war, da der Eigenthümer überaus harte Bedingungen gestellt hatte. Vom langen Fluge ermüdet, läßt er sich auf dem schönen Felde bei der Stadt Ilm nieder, um ein wenig auszuruhen; die Seele aber wickelt er sorgsam in seinen ungeheuern Mantel ein und legt sie neben sich. Während er nun so daliegt im tiefen Schlafe und schnarcht, kommt ein Dieb des Weges daher und wickelt den Mantel auseinander, weil er glaubt, daß er darin sicher etwas finden werde, was des Stehlens werth sei; die gefangene Seele aber nimmt sogleich die Gelegenheit wahr und entflieht.

Als nachher der Teufel wieder erwacht und seine Beute entronnen sieht, breitet er sogleich seinen unermeßlichen Mantel über die ganze Ebene aus und greift unter dieser Decke wie ein Krebsfänger jeden Wachholderbusch durch, durchsucht jede Steinrutsche, um die entwichene Seele, die nach seiner Meinung noch in der Nähe sein mußte, wieder einzufangen. Aber vergebens war sein Suchen und Mühen. Die Seele hatte sich eiligst davon gemacht und in der St. Cyriax-Capelle bei Blankenburg ein sicheres Versteck gefunden. Wüthend über den Verlust stößt der Teufel einen furchtbaren Fluch über jene Höhe aus, so daß seit jener Zeit stets ein scharfer Wind dort weht, und der Wanderer, der darüber gehen muß, sich die Augen zudrücken möchte, und weiter kein Geschöpf sich dort gefällt, als Trappen und Hasen.

84.

Der Königsstuhl bei Kranichfeld.

Brückner, Landeskunde des Herzogthum Meiningen, II, 798.

Im kalten Grunde zwischen Osthausen und Kranichfeld ist eine Gemeindewaldung gelegen, welche schon seit den ältesten Zeiten der Gemeinde Osthausen gehört hat.

Als einst eine Gräfin, erzählt die Sage, verfolgt wurde, haben die Bauern von Osthausen, Achelstädt, Riechheim und von anderen nahen Dörfern dieselbe in Schutz genommen, sie geborgen und ihre Feinde bewältigt. Darauf hat die Gerettete aus Dankbarkeit den einzelnen Gemeinden große Strecken Waldes geschenkt und auf dem nahen Berge eine Gedenktafel mit einem darauf abgebildeten königlichen Sessel errichtet und der Berg ist zur Erinnerung an ihre Flucht Königsstuhl genannt worden.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, Königsstuhl genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern.

85.

Die Riesen auf der Reinsburg und dem Singerberge.

Mündlich.

Auf dem Rücken des Singerberges und auf der Höhe der benachbarten Reinsburg, nordwestlich gelegen, wohnten in grauer Vorzeit Riesen. Sie lebten in beständiger Fehde und trieben ihr neckisches, für Menschen unheimliches Spiel. Die kleinen Menschen betrachteten sie als Spielzeug, hoben oft Reiter und Pferd in die Luft und setzten sie an einem anderen Orte wieder auf die Erde.

Einst bekämpften sich zum Zeitvertreib die Riesen der Reinsburg und des Singerberges. Der auf der Reinsburg warf mit einem mächtigen Streithammer nach seinem Gegner auf dem Singerberge. Allein er erreichte nicht sein Ziel, der Hammer fiel an des Berges Fuße nieder. Das Dorf Hammersfeld bezeichnet noch jetzt die Stelle seines Falles. Erzürnt warf der Riese des Singerberges mit einem großen Klumpen Schmer nach seinem Gegner auf der Reinsburg. Der Ballen fiel am Fuße der finsteren Halskoppe, da wo der Bach der Brotte hervorrieselt, nieder. Zur Bezeichnung dieser Stelle ist nachher das Dorf Schmerfeld dahin gebaut worden.

86.

Der Schatz im Singerberge.

(Die Sagen vom Singerberge sind meistens durch Herrn Axthelm aus dem Munde des Volkes gesammelt.)

Im finsteren Schooße des Singerberges lagen große Schätze, erbeutet von jenen gottlosen Rittern. Einem frommen und muthigen Menschenkinde ist es vergönnt sie zu heben. Aber noch Niemand hat bis jetzt den Muth gehabt durch die enge Pforte in die unterirdischen Hallen zu dringen. Vor mehr als hundert Jahren hütete ein Schafknecht des Rittergutes Griesheim seine Heerde an den mächtigen Felsen des Berges. Auf seinen Stab gelehnt und vor sich hinschauend gewahrte er hinter einem Felsen eine kleine Thür, alt und rostig und stark mit Eisen beschlagen. Ein graues Männchen mit silberweißem Bart hielt davor Wache und winkte ihm freundlich einzutreten. Die Thür öffnete sich und der Schäfer erblickte einen langen dunkeln Gang, aber er konnte sich nicht entschließen einzutreten. Traurig drehte ihm das graue Männchen den Rücken zu und die Pforte schloß sich auf viele, lange Jahre wieder zu. Mit innerem Grausen trieb er seine Heerde weg von dem unheimlichen Orte. Abends bei hellem Mondscheine erzählte er sein Erlebniß einem guten Freunde. Dieser redete ihm zu, mit ihm hinauszugehen, die Pforte zu suchen und den Schatz zu heben. Er wußte genau noch die Stelle, wo das Thor gewesen war. Sie suchten lange, aber keine Thür war zu sehen und der gute Freund warf ihm vor, daß er ihn wohl nur zum Besten gehabt habe. Lange Zeit war der Schäfer betrübt, daß er die Stunde des Glücks nicht benutzt hatte. Erst nach hundert Jahren wird sich der Zugang wieder öffnen, und wer Muth hat einzutreten, wird Herr von den unterirdischen Schätzen werden.

87.

Der Schäfer im Singerberge.

Mündlich.

Ein anderer Hirte war gleichfalls in den Singerberg gerathen; ihm hatte eine weiße Frau gewinkt. Durch viele unterirdische Gemächer war er bereits hindurchgekommen, da tritt er in einen Saal, worin

eine Tafel steht, gedeckt und besetzt mit den köstlichsten Speisen und Getränken. Ihr lieblicher Geruch lockt ihn an, er langt zu, ißt und trinkt und schläft alsbald ein. Als er wieder erwacht, hört er in dem Gemache nebenan ein Pochen; er öffnet die Thür und sieht darin an einer Tafel viele Ritter sitzen, aber alle schlafen. Während er dieselben noch verwundert betrachtet, erwacht einer und fragt: „welche Jahreszahl schreiben wir heute?“ Der Hirte nennt die Zahl und seufzend antwortet der Ritter: „noch lange nicht! Ach, schone die gelben Blumen!“ Der Hirte sucht in seiner Verwirrung eine Entschuldigung vorzubringen, da hört er im Berge ein gewaltiges Krachen, Alles verschwindet vor seinen Blicken und er steht wieder unter Gottes freiem Himmel. Er sieht sich nach seiner Heerde um, aber diese ist nicht mehr da; angstvoll geht er den Berg hinab in sein Dorf Singen, da begegnen ihm überall nur fremde Gesichter und der Ort kommt ihm ganz verändert vor, neue und größere Häuser stehen da, wo er nur Gärten und Wiesen kannte. Zuletzt ergibt es sich, daß er gerade hundert Jahre in dem Berge verschlafen hat.

88.

Das verzauberte Ritterfräulein im Singerberge.

Mündlich.

In dem Singerberge wohnt ein verzaubertes Ritterfräulein oder eine Prinzessin von schöner Gestalt mit lang herabwallendem Haar, im weißen Gewande, und, wenn sie sich zeigt, mit betrübter, flehender Miene. Sie wartet ihrer Erlösungsstunde und sucht Sterbliche mit ihren Schätzen zu beglücken. Auf der Platte des Singerberges hat sie ein großes Leinentuch ausgebreitet und dörrt Flachsknotten, die im Sonnenschein knistern.

Einst kamen Musikanten von Singen aus einem benachbarten Dorfe, wo sie zum Tanz aufgespielt hatten. Sie sahen die Prinzessin bei ihren Flachsknotten stehen; sie winkte ihnen freundlich zu, ihre Taschen mit den Knotten zu füllen, aber die Spielleute wagten aus Furcht nicht näher zu treten. Nur einer war so kühn und schritt mit seinen Schuhen durch die Knotten über das ausgebreitete Tuch hin.

Als sie den Berg nun wieder herabgehen, klagt dieser, daß harte Körner in seinen Schuhen ihn drücken und das Gehen erschweren. Er zieht deshalb die Schuhe aus, die Sache näher zu untersuchen, und findet, daß Flachsknotten, die ihm zufällig in die Schuhe gekommen waren, in Goldkörner sich verwandelt haben. Sofort laufen die Andern zur Stelle zurück, um sich die Taschen mit den köstlichen Knotten zu füllen. Allein weder die Prinzessin noch die Flachsknotten waren zu sehen; kleine, verwitterte Steine lagen da, wo sie die Erscheinung gehabt hatten.

89.

Frau Holla und der treue Eckart.

Prätor. Weihnachtsfratzen propos. 55.
Falkenstein, thüring. Chronik, I, 167.
(Grimm, I, 9, 7.)

In Thüringen liegt ein Dorf Namens Schwarza, da zog Weihnachten Frau Holla vorüber und vorn im Haufen ging der treue Eckart und ermahnte die Leute aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das sie nach Haus tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Gespenster nahmen aber die ganze breite Straße ein, da wichen die Dorfjungen mit ihren Kannen abseits in eine Ecke; bald näherten sich verschiedene Weiber aus der Rotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, wußten jedoch nicht, was sie zu Hause sagen sollten, wenn sie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das rieth euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch eure Hälse umgedreht worden; gehet nun flugs heim und sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nicht gebrechen." Dieses thaten die Knaben und es war so, die Kannen wurden niemals leer, und drei Tage nahmen sie das Wort in Acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache, da war es aus und die Krüglein versiegten. Andere sagen, es sei dies nicht eben zu Weihnachten geschehen, sondern zu einer anderen Zeit.

90.

Der Greifenstein bei Blankenburg.

Die Umgegend von Blankenburg gehörte in alter Zeit einem Grafen von Käfernburg, welcher alljährlich der Jagd halber mehrmals dahin kam. Bei einer solchen Jagd geschah es, daß dem Grafen ein kostbarer Jagdfalke, Namens Greif, entflog. Es wurde Alles aufgeboten, das edle Thier zu finden und wieder einzufangen. Am andern Tage war der Graf selbst so glücklich, den Vogel auf einer Anhöhe zu finden. Dort hatte er sich auf einen großen Stein niedergelassen. Als er seinen Herrn erblickte, flog er ihm sofort auf den dargebotenen Arm. Der Stein aber, auf dem er saß, soll früher ein Opferaltar gewesen sein, der noch aus der Heidenzeit übrig war. Andere sagen auch, daß man an dem Orte in alter Zeit öffentliches Gericht gehalten und der Stein den Gerichtsplatz bezeichnet habe.

Als nun der Graf, der früher noch nie auf diesen Berg gekommen war, sich ein wenig umschaute, wurde er von der herrlichen Aussicht, die sich ihm nach allen Seiten hin aufthat, so erfreut, daß er beschloß, auf demselben Berge eine Burg zu erbauen und öfter dort zu wohnen. Nach zwei Jahren war schon der größte Theil der Burg fertig und im dritten Jahre wurde der Bau mit einem hohen Thurme vollendet. Man sagt, dass bei diesem Baue der Mörtel mit Wein gemengt worden sei, damit er die Steine um so fester binde. Der Graf nannte die Burg seinem Vogel Greif zu Ehren Greifenstein.

Die Burg liegt jetzt in Schutt und Trümmern und nur Ruinen lassen ihre vormalige Größe noch erkennen. Das Volk nennt sie das alte Schloß und sagt, sie sei bei einer Belagerung zerstört und verbrannt worden.

91.

Der Fiedler auf dem Schauenforst.

Bei Orlamünda liegen auf einem ziemlich hohen und steilen Berge die Trümmer und Ruinen der alten Burg Schauenforst und unten am Fuße des Berges die Dörfer Dorndorf, Rödelwitz und Engerda.

Einst war in Dorndorf Kirmes und die Musikanten aus Engerda spielten den Burschen und Mädchen lustig zum Tanze auf. Als man sich satt getanzt und den Kehraus gemacht hatte und männiglich müde den Tanzplatz verließ, begaben sich auch die Musikanten auf den Heimweg nach ihrem Dorfe. Es war eben Mitternachtsstunde, als sie von dannen zogen. Ihr Weg führte am Schauenforst vorüber. Da kommt Einem von ihnen, dem Baßgeiger, der Gedanke bei, dem alten Berggeiste oben auf dem Schauenforst noch ein Ständchen zu bringen und einen lustigen Tanz aufzuspielen. Gesagt, gethan. Er steigt keck und muthig den Berg hinauf, obwohl ihn seine Gefährten von dem gefährlichen Wagniß abzubringen suchen, aber er läßt sich nicht halten.

Als er oben angekommen ist, kratzt er tüchtig auf seiner Baßgeige und spielt einen Reigen, der schauerlich weithin durch die Nacht erklingt, so daß den muthigen Fiedler fast selber ein Grauen ankommt. Während er spielt, tritt aus dem zerfallenen Gemäuer näher und näher lauschend der Berggeist hervor und beginnt seinen Tanz. Als der Reigen zu Ende war, tritt der Geist zum Musikanten, belobt ihn und reicht ihm als Lohn einen Beutel, gefüllt mit Goldstücken. Ermuthigt spielt der lustige Fiedler den zweiten Tanz und erhält denselben Lohn, und noch ein dritter Reigen wird in gleicher Weise bezahlt.

Doch nun ist es genug, er eilt von dannen und kommt wieder zu seinen Genossen, die unten am Berge seiner harren. „Seht,“ ruft er ihnen jubelnd entgegen, „diesen Lohn gab mir oben der Geist von seinen Schätzen.“ Staunend umringen ihn Alle, und als sie das Gold sehen, kommt einen Jeden die Lust und Begierde an, einen gleichen Lohn zu verdienen. Eilend steigen sie den Pfad hinauf zu den Trümmern der Burg, aber Keiner ist je wieder herunter gekommen. Was mit ihnen geworden ist, weiß Niemand zu sagen.

92.

Das Jüdenschloß bei Neustadt.

An dem Wege von Linda nach Moderwitz bei Neustadt a. d. Orla liegt ein Feld, das „Jüdenschloß“ genannt. Dort, erzählt die

Sage, hat vor Zeiten ein Kloster gestanden. Ein Einwohner aus Moderwitz ging diesen Weg von Linda nach Hause. Als er an das Jüdenschloß kommt, erblickt er dort ein hohes Gebäude mit erleuchteten Fenstern. Erschrocken und neugierig zugleich, geht er auf das Gebäude los, die Thür öffnet sich dem Drucke seiner Hand und er tritt in die weiten Räume eines Klosters. Nachdem er sich in dem ganzen großen Gebäude umgesehen hat, ohne auch nur ein einziges lebendes Wesen zu gewahren, betritt er auch den Klostergarten. Dieser ist hell erleuchtet, viele Mönche gehen in demselben umher und betrachten verwundert den Fremdling, aber dieser kehrt sich nicht weiter daran, sieht sich überall im Garten um und verläßt dann das Kloster. Kaum ist er einige Schritte gegangen, so sieht er sich noch einmal um, da ist aber das hellerleuchtete Kloster völlig verschwunden.

93.

Der weiße Hase in Dreitzsch.

Vor vielen Jahren brach einmal auf dem Rittergute Dreitzsch unter dem Vieh eine Seuche und ein Sterben aus. Der Pächter des Ritterguts ließ einen weisen Mann kommen, der durch allerlei Mittel die Seuche verbannte und dem Sterben Einhalt that, zugleich aber auch dem Pächter gebot, ein Jahr lang nicht über Sonnenuntergang außerhalb seiner Wohnung zu bleiben. Der Pächter folgte lange Zeit diesem Gebote und begab sich allezeit noch vor Untergang der Sonne in seine Wohnung. Eines Tages kam aber sein Bruder aus weiter Ferne zum Besuche nach Dreitzsch und dieser wußte den Pächter zu bewegen, mit ihm nach Sonnenuntergang noch in das Wirthshaus zu gehen. Als der Pächter nach einigen Stunden in sein Haus zurückkehrte, war das sämmtliche Vieh gestorben und auch der Pächter starb noch in derselben Nacht unter heftigen Schmerzen.

Seit dieser Zeit läßt sich bisweilen auf dem Rittergute Dreitzsch ein weißer Hase, nach anderer Erzählung ein schwarzer Hund sehen, und so oft man auch nach demselben geschossen hat, so ist derselbe doch niemals getödtet oder nur verletzt worden.

94.

Der Dockenteich.

J. Schmidt, Reichenfels. Leipzig 1827.

Eine halbe Stunde nordwestlich von Merkendorf bei der Auma-mühle liegt ein Teich, der Dockenteich genannt. Vor langer Zeit sollen in ihm ein Vater und zwei schöne Töchter gewohnt haben, deren Zartheit und Anmuth die Leute nicht besser zu bezeichnen wußten, als daß sie dieselben mit dem Namen der Docken bezeichneten. Diese Mädchen liebten auch den Tanz und kamen daher oft nach Merkendorf und Piesegitz mit den jungen Burschen zu tanzen. Sie fanden bald Liebhaber und diese unterließen nicht, sie nach Hause zu geleiten. Wenn sie an dem Teiche ankamen, fanden sie immer eine Art Thür darin, stiegen Stufen hinab und gelangten zu einer bequemen und geräumigen Wohnung. Aber die Mädchen versteckten ihre Begleiter sorgfältig hinter der Hausthüre, sprechend, ihr Vater müsse erst zur Ruhe sein, denn er könne keine Christen riechen (leiden). Da konnten nun die Burschen mit Zittern ein Gespräch zwischen den Töchtern und dem Vater belauschen, worin dieser sagte: „Entweder habt ihr Christen bei euch, oder ihr seid bei Christen gewesen.“ Erst als die Mädchen gestanden, daß sie bei Christen zum Tanze gewesen, wurde der Vater ruhiger. Einst kehrten aber ihre Begleiter nicht wieder zurück und die beiden Mädchen hat man später auch nicht mehr gesehen, daher man fürchtete, der grausame Vater habe an ihnen das Aergste vollbracht.

95.

Die Nixen im Abgewehr bei Loitsch.

Bei Loitsch befand sich sonst ein Teich, dessen Spuren noch zu erkennen sind und das Abgewehr heißen. Darin wohnten zwei Nixen mit ihrem Vater. Die Mädchen kamen zu Zeiten nach Gräfenbrück zum Tanze und waren noch dadurch besonders bemerklich, daß ihre halben Röcke naß waren. Die Burschen unterließen nicht, sie auf

dem Heimwege zu begleiten, doch wenn sie etwa den halben Weg gegangen und an das so genannte Häsel gekommen waren, sagten die Mädchen zu ihren Begleitern, sie möchten nun umkehren, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollten, von ihrem Vater umgebracht zu werden. Die Burschen benutzten diese Mahnung und kehrten um.

Diese Nixen haben an dem Ufer des Teiches oft auch weiße Wäsche ausgebreitet. Ein Paar Handwerksburschen kamen einmal des Weges daher und fanden am Teiche viele weiße Wäsche hingelegt; als sie sich darnach niederbückten, rief eine Stimme: „Wenn euch euer Leben lieb ist, so laßt die Wäsche unberührt.“

96.

Kloster Querfurt bei Pöltschen.

Zwischen dem Dorfe Pöltschen und der Angermühle bei der Stadt Berga hat vor Zeiten ein Kloster Querfurt gestanden, was jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Dort ist es noch jetzt nicht ganz geheuer. Am Weihnachts- und Neujahrs-Heiligenabend brennen dort viele Lichter, und um diese herum tanzen Katzen unter abscheulichem Geheule. Einst kam an einem Weihnachtsabende ein Mann aus Pöltschen mit Mehl aus der Angermühle gefahren. An der alten Klosterstelle sah er viele Lichter, und als er näher hinzuging, auch eine Menge Katzen, darunter seine eigene, die um die Lichter herumtanzten. Am andern Morgen, als er kaum aufgestanden war, saß seine Katze vor dem Fenster und wollte eingelassen sein. Der Bauer öffnete das Fenster, ließ die Katze in die Stube und als er das Fenster wieder verschlossen hatte, schlug er sie mit seiner Mütze, sagend: „Du warst ja Nächten auch mit im Kloster drüben!“ Da sprang ihm die Katze in's Gesicht, zerkratzte ihn, sprang durch die Fensterscheibe in's Freie und ist nicht wieder gesehen worden.

Man erzählt auch von vielen Schätzen, die an der Stelle, wo das Kloster gestanden, verborgen gewesen sind.

Der Knecht eines Bauern in Pöltschen ging alle Tage in die Klosterruine und fand stets einen blanken Mariengroschen. Sein Herr wurde das Geld bei ihm gewahr und fragte, woher er dasselbe be-

kommen habe. Aufrichtig gestand ihm der Bursche, daß er es täglich im Kloster finde. Als er aber am andern Tage wieder in's Kloster ging, fand er keinen Mariengroschen und nie wieder war er so glücklich, etwas zu finden, so oft er auch dort suchte.

Ein Venetianer kam einmal nach Pöltschen, der von dem großen Schatze gehört hatte, der in dem Kloster Querfurt verborgen liegen sollte. Mit einem Bauer aus dem Dorfe ging er des Nachts dahin, ihn zu heben. Bei einer Beschwörungsformel, die der Venetianer sprach, öffnete sich der Erdboden und eine Kiste mit Goldstücken wurde sichtbar. Der Bauer stieß vor Freude und Staunen einen Schrei aus, als er den großen Schatz gewahrte, und sogleich war der Schatz verschwunden. Die Schatzgräber hatten das Nachsehen. Später soll jedoch ein Kaufmann aus Erfurt diesen Schatz gehoben haben. Dieser kam von Culmitzsch, ging des Nachts den Steinberg bei Berga hinaus und erblickte an der Stelle des Klosters ein Licht. Er kehrte um, nahm aus Pöltschen einen Bauer mit, ging in das Kloster, hob den Schatz und schaffte ihn noch in derselben Nacht fort. Seinem Gehilfen hat er nichts davon gegeben.

97.

Schätze bei Teichwolframsdorf und bei Nußdorf.

Auch in dem Schloßberge bei Teichwolframsdorf liegt ein Schatz in einer großen Kiste und an der Stelle steht ein brennendes Licht. Nicht weit davon liegt auch ein neugeborenes Kind. Der Schatz ist nämlich mit einem Kinde versetzt und nur Derjenige vermag ihn zu heben, welcher ein Kind daransetzt oder opfert.

Ein anderer Schatz liegt bei Nußdorf auf einer Wiese vergraben. Man sagt, auf einem hohen Berge über dem Rittergute Nußdorf habe eine Burg gleichen Namens gestanden, auf welche das Wasser in einer kupfernen Röhrenleitung unten aus der Elster hinauf geführt worden sein soll. Unter dem Burgberge liegt eine Wiese und auf dieser sieht man eine runde Einsenkung. Dort soll das Brauhaus gestanden haben und noch jetzt eine ganze Braupfanne voll Geld verborgen sein. Nur wenn einst in dem adeligen Geschlechte

der Herren von Posern ein Knabe geboren wird ohne Hände und Füße, ist es möglich, durch diesen den Schatz zu heben.

98.

Der Riesenfisch im Hühnerhaus.

In derselben Gegend stößt sich die Elster gewaltsam an einen Felsen, wodurch eine tiefe Brandung in dem Flusse entstanden ist, das „Hühnerhaus“ genannt. Dort haust ein Riesenfisch, der alle fünf Jahre ein Menschenopfer haben muß.

99.

Der wilde Jäger bei Berga.

In der Gegend von Berga hat sonst häufig der wilde Jäger sein Wesen getrieben. Mit Peitschengeknall und Hundegebell beim Schall des Jagdhorns und unter lautem Hussa-Geschrei zog er zu Weihnachten und zur Zeit der heiligen drei Könige dahin und schreckte die Wanderer, die ihm begegneten, aber mit dem zwölften Glockenschlag hörte der Spuk auf und die Erscheinungen zerstoben. Vor vielen Jahren ging der Besitzer des Hammers unterhalb der Stadt Berga im Elsterthale bei Nacht von Berga heim. Als er in die Gegend der sogenannten Weinkanzel kam, konnte er nicht weiter, denn dort hatte der wilde Jäger Netze gestellt und hielt große Jagd. Der Hammerschmied verbarg sich in eine Steinkluft am Elsterufer und horchte dort auf das Rüdengebell, das Klatschen der Peitschen, das Tönen des Jagdhorns und das Schreien, Hetzen und Schießen und sah den wilden Jäger mit seinem Gefolge mehrmals in den Lüften an sich vorüberziehen. Da schlug es in Berga 12 Uhr, plötzlich war Alles still, der Spuk zerstob, die Netze verschwanden und der Hammerschmied konnte nun ruhig seinen Weg nach Hause gehen.

Oft nahm der wilde Jäger auch die Hunde der Bauern mit auf die Jagd, indem er sie des Nachts von der Kette losmachte. Wenn dann die Hunde am Morgen wieder nach Hause kamen, waren

sie gewöhnlich mager und abgezehrt und starben gewöhnlich mehrere Tage darnach.

Ein Knecht von Albersdorf, der auf dem Schloß Berga Frohnfuhren gethan hatte, fuhr des Nachts nach Hause zurück. Es war um die Weihnachtszeit und der wilde Jäger hielt eben Jagd. Als der tolle Jagdzug in den Lüften dahin fuhr, rief der Bursche auf seinem Wagen: „Schießt mir auch ein Stück Wildpret mit.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein großer Sack mit Fleisch aus der Luft herab und gerade auf seinen Wagen niederfiel. Dem Knechte wurde Angst und bange, im gestreckten Galopp fuhr er nach Hause und verscharrte den Sack mit Fleisch im Miste. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er am Morgen erwachte und den am Abend vergrabenen Sack mit Fleisch in seiner Kammer auf dem Erdboden neben seinem Bette liegen sah. Was er auch forthin that, um sich jenes Fleisches zu entledigen, immer bekam er es wieder zurück. Einst versenkte er den Sack mit Fleisch, mit großen Steinen beschwert, an eine tiefe Stelle in der Elster, als er aber den nämlichen Tag sich in der Küche auf dem Herde etwas Suppe kochen wollte, kam Sack und Fleisch zum Schornstein hereingefallen. Darüber wurde der junge Bursche ganz wehmüthig und ängstlich, aß und trank nicht mehr und härmte sich ab. In seiner Krankheit ging er nach Berga zum Caplan, um zu beichten, und theilte diesem den Vorfall mit. Der geistliche Herr gab ihm den Rath, in einer Nacht, wenn der wilde Jäger abermals Jagd hielt, mit dem Sack voll Fleisch auf einen Kreuzweg zu gehen, den wilden Jäger anzurufen und von ihm Salz zu seinem Fleisch zu verlangen. Das that der Bursche. Als er die wilde Jagd wieder hörte, trat er vor dem Dorfe auf einen Kreuzweg und rief: „Fleisch habt ihr mir wohl gegeben, aber kein Salz dazu; gebt mir auch Salz, daß ich mein Fleisch genießen kann.“ Sogleich erhob sich ein heftiger Windstoß, der den Sack mit Fleisch von ihm weg und in die Lüfte führte. Von nun an war der Bursche auf immer jenes Fleisches ledig.

100.

Das graue Männchen im Lele.

Im „Lele“, einer engen Schlucht zwischen Albersdorf und Wernsdorf bei Berga, erscheint nicht selten ein kleines, freundliches,

graues Männchen. Hat sich Jemand in der Nacht dort verirrt, so kommt es herbei, mit einer Laterne leuchtend, und führt den Wanderer wieder auf den rechten Weg zurück. Auch unterhält es sich gern mit den Leuten, die ihm begegnen, und begleitet sie oft große Strecken weit, dabei ist es nicht selten neckisch und spaßhaft, verschwindet mitten im Gespräch und purzelt den Leuten als ein großer Erbsenstrohbüschel vor den Füßen herum und hindert ihr rasches Weitergehen.

101.

Teufelsgraben und Teufelskanzel bei Markersdorf.

Bei dem Dorfe Markersdorf in der Nähe von Berga ist ein tiefes Wiesenthal. An der einen hohen, waldigen Bergwand befindet sich eine tiefe Schlucht mit einem herabstürzenden Waldbach, welcher der Teufelsgraben genannt wird. Ueber derselben ragt auf einem freien Platze ein Felsblock empor, die Teufelskanzel, worauf der Teufel gepredigt und in der Walpurgisnacht seine Feste gefeiert haben soll.

Auch im Elsterthale bei Großdraxdorf ist eine solche Kanzel, worauf der Teufel oft verweilt, mit den Hexen in der Nacht Zusammenkünfte gehalten und sie in allerlei Zauberkünsten unterrichtet haben soll.

102.

Der reiche Flederwisch.

Jul. Schmidt, Reichenfels, S. 158 ff.

Ein Klodramüller hatte an vielen Orten 50 Thaler borgen wollen, sie aber nirgends erhalten. Ganz betrübt ging er den Berg hinauf, um noch in Wernsdorf einen Versuch zu machen. Als er den Berg halb erstiegen hatte, begegnete ihm ein kleines Männchen, welches ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Verlaufe auch die Ursache von des Müllers Gesuch erwähnt wurde. Das Männchen sagte hierauf, der Müller sollte nur morgen wieder auf diesen Fleck kommen, wo er das Geld erhalten würde. Der Müller kam und er-

hielt 50 Thaler mit der Weisung, dasselbe, wenn er es wieder bezahlen könne, auf diesen Fleck zu bringen und nur Flederwisch zu rufen. Nach drei oder vier Jahren konnte der Müller das Geld bezahlen, ging auf die bezeichnete Stelle und rief Flederwisch. Sogleich erschien ein anderer Mann, welcher dem Müller sagte, er solle nur das Geld behalten, denn Flederwisch sei gestorben.

103.

Die weiße Frau auf dem Schloße zu Berga.

Thuringia 1843, S. 280.

Auf dem Schlosse zu Berga läßt sich zuweilen ein Gespenst sehen, die weiße Frau genannt, denn marmorweiß ist ihr Gesicht, schneeweiß ihr Gewand, ein weißer Schleier umwallt die schlanke Gestalt und an der Seite hängt ein Schlüsselbund. Ohne ein Wort zu reden, durchwandert sie das weitläufige Gebäude, thut keinem Begegnenden etwas zu Leide, aber ihr Erscheinen verkündigt Trauer, gleich dem Picken der Todtenuhr.

104.

Der Reiter ohne Kopf bei Berga.

Thuringia 1843, S. 280.

Unweit der Stadt Berga nach der Mühlstraße zu, an jener Stelle, die das gemeinschaftliche Gericht heißt, läßt sich oft ein Reiter sehen, der keinen Kopf hat. Fuhrleute, die ihres Weges daher gefahren kamen, hat er oft geschreckt und weite Strecken begleitet.

105.

Der Hausgeist auf dem Schloße zu Waltersdorf.

Auf dem Schlosse zu Waltersdorf bei Berga hielt sich lange ein wunderlicher Hausgeist auf, der sich in allerhand Arbeiten

gegen das Gesinde gutthätig und fleißig erwies. In der Küche wusch er Nachts für die Mägde auf, kehrte Küche und Zimmer aus, schaffte Wasser ins Haus und säuberte Eimer und Zuber. Eben so zeigte er sich im Stalle. Er wartete der Pferde, striegelte sie fleißig, daß sie glatt anzusehen waren und zu Jedermanns Verwunderung sichtlich zunahmen, wie früher zu keiner Zeit. Das ging eine gute Weile so fort. Aber nur die Mägde zeigten sich dankbar gegen den guten Hausgeist und bereiteten ihm öfter zum Frühstück eine süße Milch; die Knechte dagegen sahen seine Arbeiten als eine Schuldigkeit an. Das verdroß den Hausgeist. Er hörte auf, sich um die Arbeiten der Knechte, um Stall und Pferde zu kümmern, neckte die Knechte, wo er nur konnte und brachte sie, wenn sie Abends zusammen saßen, mit einander in Streit und ins Handgemenge. Ließ Einer etwas unter den Tisch fallen und bückte sich darnach, so gab er ihm rückwärts eine Ohrfeige, während er seinen Nachbar in's Bein zwickte. Da geriethen beide mit einander in Wortwechsel, es gab Streit und Schläge, und da die anderen Knechte gewöhnlich Partei nahmen, so entstand ein allgemeines Handgemenge, dem der Hausgeist nicht ohne Vergnügen zusah.

106.

Der Drache in Waltersdorf.

Mündlich.

Einst hatte eine Frau in Waltersdorf einen Drachen. Wenn die Frau buttern wollte, ging sie auf den Boden und die Magd, welche horchte, hörte dann fragen: „Was soll ich bringen?“ Die Antwort war: „Aus 100 Dörfern von jedem Hause 1 Nösel Milch.“ Nun ging auch einmal die Magd hinauf, als die Frau abwesend war, und forderte „von jedem Hunde aus 100 Dörfern einen Dreck“. Als die Frau heimkehrte, konnte sie vor Hundedreck fast nicht in's Haus kommen.

107.

Der Berggeist bei Etzdorf.

Bei Etzdorf in der Nähe von Pößneck war auf einem Berg die Wohnung eines Berggeistes, eine sogenannte Gütelstätte. So oft

die Einwohner von Etzdorf brauen wollten, borgten sie jedesmal von dem Berggeiste die Braupfanne und gaben sie dann wieder zurück mit einer Reihe Semmeln. Ein Schäfer war des Berggeistes Liebling. Wenn sich dieser an einen andern Ort vermiethete, so brachte ihn der Berggeist in der Nacht unsichtbar wieder nach Etzdorf, und als der Berggeist zuletzt ganz aus der Gegend wegzog, übergab er ihm alle seine Schätze. Der Schäfer machte in dortiger Kirche eine Stiftung, nach welcher die Armen des Dorfes alljährlich jeder eine Reihe Semmeln erhielten. Ein Pfarrer wollte einmal diese Stiftung abschaffen, da wurde aber in der Nacht von unsichtbaren Händen Alles in der Kirche ruinirt. Die Stiftung wurde deshalb aufrecht erhalten.

108.

Der Kamsenberg.

Mündlich.

Nördlich von Rehmen liegt ein alter verfallener Felsenberg. Das ist der Kamsenberg. Den Namen hat er von dem daran vorbeifließenden Bächlein, der Kamse. Von diesem Berge erzählt die Sage Folgendes:

Einst weidete hier ein Schäfer seine Schafe; auf einmal fing es in dem Berge zu singen an und es kam eine weißgekleidete Frau und nahm ihn mit in den Berg. Hier waren viele Schätze, und die Frau sagte zu ihm: „Nimm, so viel du willst, aber diesen Ring stecke ich dir an zum Zeichen, daß du dich nicht verlobst."

Weil dieser Schäfer jetzt so reich war, wurde er der goldene Ritter genannt. Viele Jahre hindurch hielt er das Gebot und verlobte sich nicht. Einst aber auf einer Jagd rettete ihn eine schöne Jungfrau von dem Anfall eines Bären, und sogleich verlobte er sich mit ihr.

Nun dachte er erst wieder an jene weiße Dame, als sein Ring vom Finger weg war. Lange vermied er den Berg, aber einmal trieb es ihn hin und er stand plötzlich vor der Dame. Sie nahm ihn mit sich und sagte: „Weil du mein Gebot übertreten hast, so sollst du für ewig verflucht sein." Der Schäfer ist nie wieder heraus gekommen.

109.

Die Altenburg.

Zwischen Pößneck und Wernburg liegt ein kegelförmiger Berg, welcher die Altenburg heißt.

In Wernburg brauten die Leute früher des Jahres einmal. Sie hatten aber keine Braupfanne. Deshalb gingen sie den Tag vorher hin auf die Altenburg und sagten: „Morgen wollen wir brauen.“ Den andern Tag stand eine Braupfanne da.

Wenn sie diese Pfanne wieder hintrugen, so legten sie eine Flasche Wein und eine Semmel hinein. Dies sah einmal ein Schäfer, der seine Heerde in der Nähe weidete. Er nahm den Wein und die Semmel, aß und trank.

Auf einmal sinkt er mit der Pfanne ein. Als auf sein Geschrei die Leute herbeikamen, sagte er: „Ich bin verloren, aber nehmt mein Geld und baut zu Wernburg eine Kapelle.“ In dieser Kapelle wird alle Jahre an dem Tage, da dies geschehen ist, Kirche gehalten.

110.

Die Wunderblume bei der Heinoldsmühle.

Ein armer Hirte aus Liebsdorf trieb einmal seine Heerde in die Nähe der Heinoldsmühle. Da sah er drei wunderschöne Blumen, wie er dergleichen noch nie geschaut hatte. Er pflückte sie ab und steckte sie in seine Tasche. Abends in seiner Wohnung fielen ihm die Blumen wieder ein, er griff in die Tasche und holte statt der Blumen drei blanke Gulden heraus. Am andern Morgen trieb er seine Schafe wieder nach der Heinoldsmühle und fand an derselben Stelle abermals drei Wunderblumen. Natürlich pflückte er sie, steckte sie in seine Tasche, in der sie am Abend sich in drei Gulden verwandelt hatten. So ging das Ding eine Zeit lang fort; der Hirt fand alle Tage an der nämlichen Stelle drei Blumen, die Abends in seiner Tasche drei Gulden geworden waren. Endlich wurde seine Frau neugierig und fragte ihren Mann, woher er nur immer die schönen,

blanken Guldenstücke bekomme, und gutmüthig erzählte ihr der Mann den Hergang der Sache. Das hätte er aber nicht thun sollen. Denn von nun an blühten ihm, er mochte seine Heerde nach der Mühle treiben so oft er wollte, keine Wunderblumen mehr.

111.

Die Zeuchmacher in Weida gehen nach Naumburg zum Bier.

Die Zeuchmacher in Weida lieferten in früheren Zeiten ihre Fabricate fast ausschließlich an Naumburger Handelsleute und verdienten dabei ein hübsches Stückchen Geld. Da geschah es einmal, daß einige Zeuchmacher, die eben von Naumburg Zahlung erhalten hatten, heiter und vergnügt einen blauen Montag feierten. Nachdem sie nun in der Stadt an verschiedenen Orten tüchtig gezecht hatten, kam ihnen in den Sinn, auch das Veitsberger Bier zu versuchen, und in Hemdärmeln und Pantoffeln, wie sie standen und gingen, machten sie sich dahin auf den Weg. Inzwischen warteten daheim die Frauen mit dem Essen auf ihre Männer, und weil diese immer nicht nach Hause kamen, so ging eine nach der andern in die verschiedenen Bierhäuser der Stadt, ihren Mann zu suchen. Bald waren alle Frauen beisammen und weil sie gehört hatten, daß ihre Männer nach Veitsberg gewandert seien, so kamen sie überein, denselben nachzuziehen und eine jede ihren Mann nach Hause zu führen. Ihre Besorgniß und Zärtlichkeit fand aber bei ihren Eheherren wenig Anerkennung und sie wurden keineswegs so freundlich aufgenommen als sie meinten verdient zu haben; barsch hießen die Männer ihre Frauen nach Hause gehen und um ihrer Oberherrlichkeit in und außer dem Hause nichts zu vergeben, machten sie sich flugs auf die Beine, nun auch das Naumburger Bier zu versuchen. In demselben Anzuge, in dem sie nach Veitsberg gekommen waren, zogen sie des andern Morgens in Naumburg ein und ließen sich nach einer Wanderung von 14 Stunden auch dort das Bier vortrefflich munden.

Zum Andenken an diese Begebenheit soll noch jetzt in irgend einem Bierhause zu Naumburg, vielleicht auf dem Rathskeller, eine Abbildung jener Zeuchmacher aus Weida, wie sie beim Naumburger Bier sich gütlich thun, vorhanden sein.

112.

Der Jungfernthurm in Weida.

Thuringia 1841, S. 491.

In der Stadt Weida steht zwischen dem Katzschthor und dem Widenthor ein alter runder Thurm, der Jungfernthurm genannt. Der Sage nach rührt sein Name daher, daß eine Jungfrau, welche sich geweigert, ihren Bräutigam zu heiraten, ja denselben mit Gift hat vergeben wollen, im Jahre 1409 in demselben lebendig eingemauert worden ist.

113.

Erbauung der Stadt Weida.

Thuringia 1841, S. 491.

Nach einer Sage soll die Stadt Weida bereits im 8. Jahrhundert erbaut worden sein. Karl der Große soll in der Nähe derselben eine Menge Heiden überwunden und in dem Flusse Weida haben taufen lassen.

114.

Die Stiftung des Klosters Mildenfurt.

Thuringia 1848, S. 541 ff.

Heinrich Voigt von Weida, der Reiche genannt, befand sich im Jahre 1193 auf dem Reichstage in Magdeburg. Am Feste der Reinigung Mariä hatte er einen fürchterlichen Traum, in welchem ihm die Strafen des Brudermordes vor die Augen traten. Da er nun in seiner Jugend das Unglück gehabt hatte, seinen jüngern Bruder Bernhard durch einen schnell zugeschlagenen Thorflügel dermaßen zu beschädigen, daß er gebrechlich wurde und bald darauf starb, so bekümmerte ihn dieser Traum sehr. Er beichtete deshalb dem Erzbischof von Magdeburg und dieser legte ihm als Buße auf, der Himmelskönigin Maria zu Ehren ein Kloster nach Weise der Regelherren zu

Magdeburg zu errichten, und so stiftete Heinrich das Kloster Mildenfurt bei Weida, Prämonstratenser Ordens, und dotirte es reichlich.

115.

Die gebannte Nonne in Mildenfurt.

Thuringia 1841, S. 682.

In dem ehemaligen Kloster, jetzigen Gutsgebäuden von Mildenfurt, soll sich noch eine Klosterzelle befinden, in welche der Geist einer Nonne gebannt war. Ein Bett, welches darin stand, mußte alle Tage aufgeschüttelt und gemacht werden, wollte man im Hause Ruhe haben; alle Morgen aber fand man es wieder eingerissen, gleich als wenn Jemand darin geschlafen habe. Wurde es ja einmal vergessen, so hatte Niemand im Hause Ruhe; die Magd, der das Bettmachen oblag, wurde von unsichtbaren Händen aus dem Bette geworfen und dabei rumorte und lärmte es treppauf und treppab, daß Niemand schlafen konnte. So oft dagegen die Magd das Bett machte, fand sie auf dem Stuhle daneben eine alte Silbermünze vom Werth eines Groschens. Eine Magd plagte einst die Neugier, zu sehen, wer in dem Bette wohl schlafen möchte. Sie steckte sich deshalb am Abend unter den in der Zelle befindlichen Tisch, um aufzupassen, wer sich in das Bett legen würde. Das mißfiel aber dem Geiste und seit jener Zeit verschwand er aus der Zelle, die thörichte Magd fand aber auch keine Silbermünzen mehr.

116.

Des Teufels Hut.

Taschenbuch für Liebe und Freundschaft 1816, S. 237 ff.
Grimm, Deutsche Sagen, I, 205, S. 282.

Nicht weit von Altenburg, bei dem Dorfe Ehrenberg, liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn auf den Kopf sich legte, damit herumging und ihn als seinen Hut trug. Einmal sprach er in Stolz und Hochmuth:

„Wer kann, wie ich, diesen Stein tragen? Selbst der ihn erschaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erschien Christus der Herr, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn davon. Beschämt und gedemüthigt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Orte erblicken. Und noch heute sieht man in dem Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger.

117.

Ritter und Edelfräulein im Siegel der Stadt Triptis.

Mündlich.

Im Siegel der Stadt Triptis befindet sich ein Baum, unter welchem ein Ritter und ein Edelfräulein, Jedes mit einem Becher in der Hand, stehen. An dieses Bild knüpft sich folgende Sage: Ein Graf von Arnshaugk (5 Minuten von Neustadt a. d. Orla, jetzt noch ein unbedeutendes großherzogliches Schloß; die Grafen von Arnshaugk waren früher das mächtigste Geschlecht im Orlagau) liebte ein Edelfräulein, „Bertha“, von Triptis. Dasselbe wohnte in der dortigen Burg, von welcher jetzt noch eine thurmartige Ruine sich vorfindet. Da der reiche Graf von Arnshaugk das arme Edelfräulein von Triptis nicht heiraten sollte, so trafen sich die Liebenden öfters heimlich unter einem Baume auf der „Breite“, einer Wiese, und tranken miteinander aus ihren silbernen Bechern. Als sie einst wieder unter dem Baume saßen, versank derselbe in die Erde und nur mit Mühe und Anstrengung rettete der Graf seine Bertha. Das außerordentliche Ereigniß bestimmte endlich die Eltern zur Einwilligung in die Heirat der Liebenden. Im Volksmunde nennt man letztere Adam und Eva.

Noch jetzt sieht man an der betreffenden Stelle eine jedes Jahr grünende Weide, welche in die Erde gesunken ist und über welche das Wasser eines Sumpfes fließt. Man hört deshalb oft das Wort:

„In Triptis auf der Breite
Hängt die Pfütze über der Weide.“

118.

Bigamie des Grafen Ernst von Oppurg.

Thuringia 1842, S. 396.

Zu Oppurg erzählt man von einem Grafen Ernst und seinen beiden Frauen fast wörtlich dieselbe Sage, wie sie von dem Grafen Ernst von Gleichen bekannt ist.

119.

Der Salzteich bei Growitz.

Thuringia 1842, S. 396.

Von einem tiefen Brunnen bei Growitz, in dem sich kein Wasser mehr befindet, dem sogenannten Salzteiche, sagt man, daß die Quelle mit einem seidenen Kleide verstopft worden sei.

120.

Nixen in der Elster.

An den Ufern der Elster befinden sich an zwei Stellen Felswände, die eine im Eckertsthale oberhalb Großdraxdorf, die andere bei dem Dorfe Wolfsgefährt. Beide haben den Namen Nixenstein und an beiden Stellen wohnten Nixen in der Elstertiefe. Die eine Nixe vom Nixenstein bei Wolfsgefährt kam öfters nach Meilitz zum Tanze. Sie war sehr schön und schneeweiß gekleidet. Nur war immer der Saum ihres Kleides naß. Als sie einmal auf dem Tanzboden war, kam ein Knecht aus Untitz, der auf dem Meilitzer Hofe diente, dahin und warnte die Burschen, nicht mit ihr zu tanzen, weil sie eine Wasserfrau sei. Den Burschen wurde bange und sie tanzten nun nicht mehr mit der Nixe. Wenige Tage darauf fährt jener Knecht mit einem Wagen von Wolfsgefährt nach Meilitz durch die Elster in der Nähe des Nixensteins. Da geschah es, daß er vom Pferde herab in die Tiefe gezogen wurde und elendiglich umkam. Jene Nixe aber hat man nie wieder auf dem Tanzboden gesehen.

121.

Von der Judasmühle.

Nach einem alten Manuscript.

In jenen Zeiten, als noch dichte Wälder die Gegend überall bedeckten, lag im Grunde zwischen Rudolstadt und Teuchel eine Mühle, nach ihrem Besitzer Judas Kauz die Judasmühle genannt und in der ganzen Umgegend weit und breit verrufen. Denn der Müller war ein Erzbösewicht, welcher die Reisenden unter allerlei Vorgeben in sein Haus lockte, ihrer Habe beraubte und dann ermordete und auf diese Weise großen, ungerechten Reichthum an sich brachte. Des Müllers Sohn, rothhaarig wie der Vater, mußte demselben bei seinem grausamen Geschäfte Gehilfe sein und die Tochter mit goldgelben Haaren die Gemordeten begraben.

Eines Tages, als der alte Müller gerade nicht daheim war, verirrte sich ein Prinz mit seiner Schwester, die oberhalb Teuchel von Räubern waren angefallen worden, in diese Mühle und suchten Schutz und Zuflucht darin. Als sie beweglich um Aufnahme baten, rührte ihre Artigkeit und Schönheit dergestalt die wilden Gemüther der beiden Müllerskinder, daß sie dem Prinzen und der Prinzessin das Leben zu erhalten beschlossen, wenn diese den Sohn und jener die Tochter des Müllers heiraten wollten. Der verirrte Prinz willigte mit seiner Schwester ein in dieses Verlangen, da sie ja ganz ohne Hilfe und Beistand in dieser Wildniß waren und auch wohl gehört hatten, daß bei der Heimkunft des alten Müllers ihr Leben unvermeidlich verloren sei. Man traf nun sogleich Anstalten zur Flucht. Der Müllerssohn nimmt von des Vaters Schätzen soviel mit sich als er tragen kann, während seine Schwester sich nur mit wenig Kost und Nahrung versieht. Sie versteckt sich zunächst mit ihrem Prinzen in das dickste Gebüsch des Kreuzgrabens, ihr Bruder aber verbirgt sich mit der Prinzessin an einem anderen Orte. Als Abends ihr Vater in die Mühle kommt, findet er das Haus leer und einen guten Theil seiner Schätze entwendet; in der ersten Wuth und Aufregung über diese Entdeckung schwört er seinen Kindern den Tod, doch nach und nach besinnt er sich wieder und beschließt, ihnen

zu vergeben, wenn er sie nur wieder finden könnte. Er macht sich auf den Weg sie zu suchen, aber erst nach einigen Tagen fand er im Kreuzgraben seine Tochter mit dem Prinzen, die eben Anstalten machten, weiter zu ziehen. So zornig sich auch der Müller anfangs gegen beide bezeigt, so läßt er sich doch endlich begütigen, zumal da die Tochter alle Schuld dem Bruder gibt, der sie zu diesem Unternehmen beredet habe. Nun wendet sich des Vaters Grimm gegen den Sohn, den er mit der Tochter und dem Prinzen rastlos sucht. Eines Tages sahen sie in der Ferne aus dem Walde Rauch aufwirbeln, sie eilen der Gegend zu und finden den Sohn, der eben für seine Prinzessin ein Mahl bereitet. Der Vater will ihn sofort in das Feuer stürzen, aber der Sohn sucht ihn zu besänftigen und stellt ihm vor, daß er nur deshalb geflohen sei, um das böse Räuberhandwerk zu verlassen, das ja kein gutes Ende nehmen könne und beruft sich dabei zum Beweis, daß er recht daran gethan habe, auf eine Feuerprobe. Er wirft nämlich von sich und seiner Schwester Haare in's Feuer, die nicht verbrennen, sondern in Gold sich verwandeln und zusammenschmelzen. Aber nichts kann den erzürnten Vater milder stimmen und er geräth nur noch in größeren Zorn, da der Sohn ihm seine vielen Räubereien und abscheulichen Mordthaten der Reihe nach vorhält. In seiner Verstocktheit will er den Sohn mit der unschuldigen Prinzessin in's Feuer werfen; da aber die Kinder ihn daran hindern und mit ihm ringen, so geschieht es, daß er selbst von ungefähr in die Flamme fällt, die so schnell ihn ergreift und so hastig sich ausbreitet, daß ihn Niemand retten kann. Alle umherstehenden Bäume und Dornen werden alsbald vom Feuer erfaßt, so daß die Kinder eiligst fliehen müssen, um nur ihr Leben zu retten. Sie kehren nochmals zur Mühle zurück, nehmen die noch vorhandenen Schätze mit sich und ziehen nun in des Prinzen Land, wo die Müllerskinder mit der Prinzessin in ein Kloster gehen, der Prinz aber anderweitig sich vermält.

122.

Der Lindwurm bei Leutnitz.

In der Umgegend von Blankenburg hauste in alter Zeit ein ungeheurer Lindwurm, der sein Lager in einer großen

Höhle bei Leutnitz hatte, von der man noch jetzt die Spuren sehen kann.

Wenn der Lindwurm Durst hatte, so streckte er seinen Leib bis zum Rinneflüßchen hinüber, ohne daß er dabei mit den Hinterfüßen und dem Schwanze seine Höhle verließ, und wenn er seinen Durst stillte, mußte die abwärts gelegene Mühle mehrere Stunden lang still stehen. Menschen und Thiere, die in seine Nähe kamen, waren unrettbar verloren. Was das Ungeheuer verschlungen und verzehrt hatte, ging als weiße Kalkmilch wieder von ihm. Mit der Zeit versteinerte diese Kalkmilch und es entstand daraus der weiße, schöne Schwerspath, der bei Leutnitz in der Nähe der ehemaligen Lindwurmshöhle gebrochen wird.

Als die fromme Paulina, welche das Kloster Paulinzelle erbaut hat, einst von diesem Lindwurm bedroht war, rief sie den Schutz des Himmels an, und dem Unthier, das eben seine Beute verschlingen wollte, sprang der Unterkiefer des Rachens aus der Pfanne. Unverletzt zog Pauline vorüber, der Lindwurm konnte aber fortan seinen Rachen weder schließen noch öffnen. Mit weit aufgesperrtem Rachen lag das Thier nach mehreren Tagen, als sein Hunger immer heftiger wurde, auf der Lauer und in der Erwartung da, daß irgend ein Mensch oder ein Thier in seines Leibes weite Höhle gerathen möchte. Kein Mensch, kein Thier ließ sich sehen oder hören, denn Alles floh den Ort seines Aufenthaltes. Endlich kam des Wegs ein fremder Fuhrmann mit einem schweren Wagen daher und über des Thieres harte Zunge, die gleichsam eine Brücke von der Fahrstraße in den Rachen des Lindwurms bildete, rollte der Wagen in den hohlen Leib desselben hinab. „Johann! Wir haben uns verfahren und müssen umwenden!“ rief der Fuhrmann seinem Knechte zu, kehrte mit seinem Wagen um und kam glücklich wieder aus dem Leibe des Lindwurms heraus. Um aber den rechten Weg nicht noch einmal zu verfehlen, zündete der Fuhrmann seine Laterne an und gewahrte nun mit Schrecken und Schaudern, welchen gefährlichen Weg er gefahren und wohin er sich verirrt gehabt hatte, zugleich erkannte er aber auch den Zustand des Thieres. Ohne Säumen nahm er seine scharfe Axt zur Hand und hieb dem Lindwurm eine hochangeschwollene Halsader entzwei. Das schwarze Blut floß Monate lang aus der tödt-

lichen Wunde und verwandelte die Gegend auf lange Zeit in einen Sumpf. Da, wo der Lindwurm seinen Tod fand, gibt es noch heute nasse Wiesen und Felder.

123.

Die Nonne im Keller.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Der Burgkeller in Jena ist ein altes Gebäude, das von der Stadtkirche nur durch ein schmales Gäßlein getrennt ist. Seine Keller sind durch einen Gang mit den Kellern unter der Stadtkirche verbunden. Nun trug es sich zu, daß zu manchen Zeiten in einem der Keller, wo die Thüre nach den Gewölben der Kirche ist, sich eine Nonne sehen ließ, und die Leute, die in den Keller gesendet waren, bestürzt wiederkamen und sich hinabzugehen für immer weigerten. Glücklicherweise ging eine Alte in dem Hause aus und ein, die oft die Nonne gesehen zu haben behauptete, aber darob verlacht war. Sie erklärte sich bereit, zu den Zeiten, wo die Nonne erschien, den Keller zu besuchen, da sie gar keine Furcht vor dem Geiste hätte. Und so geschah es; ja sie saß Stunden lang mit irgend einer Arbeit unten und erfreute sich, wie sie sagte, des Anblicks ihrer Nonne, die nie von ihrer Thüre sich entferne und fromm und demüthig aussähe.

124.

Der spukende Gelehrte.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Nach dem Tode eines berühmten Gelehrten in Jena ward es in seinem Hause unheimlich, die Bewohner wurden von einer unsichtbaren Gewalt geneckt und erschreckt. Eines Abends ging die Haushälterin über einen Gang und hörte hinter sich ein Geräusch. Sie blickte sich um und sah den alten Herrn im Schlafrocke und mit der Perücke daher kommen und an ihr vorüber nach seiner seit seinem Tode verschlossenen Stube schreiten. Der Frau schwanden die Sinne, sie that einen Schrei und fiel mit dem Lichte nieder, bis man sie, da man sie vermißte, suchte und fand.

In dem Hause dieses Mannes wohnten sonst viele Studenten. Einem unter ihnen gelüstete nach des Verstorbenen Büchern, und da die Stube, in welcher sie waren, die Studirstube des Gelehrten, verschlossen war, beschloß er, durch das Kamin einzudringen und den Raub zu begehen. Es gelang ihm auch soweit, daß er bereits daran war, die Thüre zu öffnen, die aus dem Kamine in das Zimmer führte. Aber wie erschrak er, als er, die Thüre öffnend, den Todten an seinem Tische arbeitend sah! Er schrie und blieb dann halbtodt liegen. Nachdem er zur Besinnung gekommen, hat er den Vorfall selbst erzählt.

125.

Der Poltergeist im Schlosse zu Jena.

Einem Manne, der über dem Marstalle des Schloßes schlief, begegnete, wie man sagt, Folgendes. Er lag eines Nachts mit seinem Sohne zu Bette, als sich unter ihm im Stalle ein gewaltiges Getöse erhob. Es war, als ob sämmtliche Rosse durcheinander gejagt würden. Er gerieth in Verwunderung und Angst. Nachdem der Aufruhr unter ihm eine gute Weile gedauert hatte, hörte er hastige, stolpernde Tritte die Treppe heraufkommen, die Thüre that sich auf und ein großer Mann in breitkrämpigem Hute, langen Stiefeln mit Sporen und in einem Wamse trat ein und fuhr den von Schrecken Halbtodten mit den Worten an: „Ich sage dir, wenn solche Unordnung noch einmal vorkommt, drehe ich dir den Hals um.“ Auf dieses Begebniß ward der arme Mann krank, als man aber nach dem Stalle sah, fand man die Rosse alle mit den Schwänzen zusammengebunden.

126.

Der verwünschte Vogelsteller in den Teufelslöchern bei Jena.

Heinrich Döring.

Wer über die Camsdorfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen, in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter

dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: „Ha, ha!“ Das merkte sich sein Vetter Kurt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Kurt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: „Ha, ha!“, vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein alter Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend, fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. „Welchen Vogelsteller?“ entgegnete Kurt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du,“ entgegnete der Waidmann, „nie etwas gehört haben von Einem, der sich Kauz nennt? Er hat hier seinen Vogelherd, sucht sich im Frühjahr Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk.“ Kurt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen,“ fuhr der Jäger fort, „so begib dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten.“ Kurt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien,“ sprach der Waidmann, ihn mit finstern Blicken betrachtend, „sonst kommt er selbst hervor.“ So sprechend schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Kurt in die Stadt eilte und, nachdem er seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Ehe er sich's versah, lag er im Schlamm der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin und warnte ihn ernstlich vor dem bösen

Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch Niemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Kurt,“ sprach er, „und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wanderung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt.“

Es begab sich aber, daß Kurt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobedaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Lust in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Kurt aufgenommen unter die Lobedaer Knappen. Der junge Fischer erschien nun in stattlichem Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf den Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Kurt seinem Herrn das Abenteuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich den Klang von Geigen und Flöten im Innern des Felsens, als würde dort zu einem festlichen Tanze geblasen. „Laß uns eilen,“ sprach der Graf, „daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!“ Kurt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben im Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst betrachtet, und sich in's Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Erfaßt von dem allgemeinen Taumel ergreift Kurt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihn ein alter unbekannter Knappe hinaus

unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, da er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft eine hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Kurt's Neugier ward immer reger, als ihm Jener vertraute, daß er selber in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin," sprach der Fremdling, „bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Darüber habe ich mich nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatte ich freilich den Krötenstein mit, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet; doch nicht zu allen Zeiten." Kurt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandtniß habe, als der laute Ruf: „Zu Rosse, zu Rosse!" das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen.

„Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem scheidenden Kurt die Hand drückend.

Einst streifte dieser mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Kurt begrüßte ihn freundlich und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohne und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre Mancher, wenn er dich fände!" sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Kurt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen," sprach der Fremd-

ling, daß diesem Steine manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der ihn bei sich führt, zeigt er an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit!" So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Kurt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern vorüber. Da umtönte ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er erblickte hinter einem Felsenvorsprung hervortretend die holdselige Dirne, mit der er getanzt im Zechhause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte mit dem Rufe: „Willkommen, mein Tanzgesell!" in eine Schlucht, augenblicklich verschwindend. Kurt aber, von unwiderstehlicher Neugier gefoltert, kroch durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmälig erhellte. Da bot sich ihm ein wundersamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet, sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Kurt stand staunend da, versunken in den Anblick. Da erscholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Bursche!" rief eine Stimme. „Was hast du hier zu thun?" Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Kurt erzählte ihm, was er Alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut?" versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsenklippe hindeutend. Dort stand eine wundersame Gestalt, mit braunrothem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruthen gingen aus der Brust hervor, unter ihm, auf dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!" sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Kurt nach Burgau gehen, und, um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten, oder nach der Lobedaburg zurück-

kehren solle, erblickte er, in der Hausthüre stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt im Zechhause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelslöchern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer dieses Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Hufschmieds Klärchen. Da ging er auf sie zu und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen und bat ihn, einzutreten in das Haus und vorlieb zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein,“ fügte sie hinzu, „meine Eltern sind nicht daheim.“ Als nun Kurt, der freundlichen Einladung folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihn ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden grünen Augen nicht von ihm hinwegwendend, als das Mädchen hinausging, das Frühstück zu holen. Kurt lehnte sich in's Fenster, der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich ihren Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Kater einen so lauten Schrei, daß Kurt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!“ sprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Kurt's Lippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener, als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!“ Klärchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!“ zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons,“ rief Kurt entrüstet, „so bedarfst du meiner nicht! Leb' wohl, du listige Katzenbraut!“ So sprechend, verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobedaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, sich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit dir scherze und tanze ich nicht wieder!“ sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber überfiel ihn, als er kaum angekommen auf der Veste. Dem herbeigerufenen Pater Liberius vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein sei es ja bekannt, daß Clara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der

hier Gaurichter sei, sie bisher in seinen Schutz genommen. „Aber tröste dich," fügte er hinzu, „mein Freund, der Abt Lukas im Kloster Bürgel wird dich mit leiblichem und geistlichem Trost in deiner gegenwärtigen Trübsal unterstützen." Dorthin ward Kurt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, wirf den Krötenstein in's Wasser und sprich: Weiche von mir, du Teufelsbrut! Dann schlage ein Kreuz vor dich und neben dich zu beiden Seiten, bet' ein Vaterunser, das Ave Maria und ziehe fort aus dieser Gegend!"

Als Kurt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen, mit goldenen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebeslieder. „Singt wie ihr wollt," sprach Kurt, „ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn!" Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick von Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Kurt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand, in seiner wundersamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt.

„Furchtsamer Gesell!" sprach er, freundlich den Erschrockenen anblickend, „vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Damen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werde ich dich entlassen. Denn du gefällst mir wegen deines Muthes und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz."

„Hebe dich hinweg von mir!" unterbrach ihn Kurt, sich bekreuzend, wie es der fromme Abt Lukas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Kurt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heutzutage zu sehen.

Im Munde des Volkes erhielt sich noch lange die Sage vom verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wanderer in mannig-

achen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren a mmelnd.

127.

Der Drache bestiehlt die Bank.

Ein Jesuit fuhr eines Morgens von Roda aus über Zwätzen ich weiß nicht wohin. Bei Zwätzen rief der Kutscher, der Drache käme geflogen. Als nun der Drache herangekommen war, fragte ihn der Jesuit: „Wo kommst du her?“ „Von Leipzig,“ war die Antwort; „ich habe 400 Thaler aus der Bank geholt, die nach Klosewitz sollen an N.“ Der Jesuit frug den Kutscher: „Willst du das Geld haben? Es hilft dir aber nur so lange du ledig bist.“ Der Kutscher verneinte und der Jesuit gebot dem Drachen fortzufliegen.

128.

Ein Edelmann bannt das Wild.

Hundertachtunddreißig neu entdeckte Geheimnisse rc. Frankfurt und Leipzig. 1726. S. 81.

In Thüringen war ein Edelmann, welcher in den Wäldern ein jedes Wild, das ihm vorkam, mit etlichen fremden Wörtern bannte. Da es nun zum Sterben kam, ängstigte ihn diese Sache auf das heftigste, daß er nicht mit geruhigem Gewissen sterben konnte. Man schickte die gedachten Wörter auf die Universitäten und es ward zu Jena ein Professor gefunden, welcher selbige Sprache verstund und sie für arabisch hielt. Der Kranke bedauerte es mit der Betheuerung, daß er nimmermehr Gott und das höchste Gut auf solche Weise beleidigt hätte, wenn ihm die gottlose Schrift wäre bekannt gewesen. Hierauf examinirte er sein Gewissen, bezeugte eine starke Reue und verschied ganz sanftmüthig in guter Hoffnung.

129.

Bonifacius in Ziegenhain.

Thüringen und der Harz. Bd. II, S. 177.

Auch bis zum Dorfe Ziegenhain, welches unten am Fuße des Hausberges gelegen ist, soll einst auf seinen Bekehrungszügen der

fromme Apostel Bonifacius gekommen sein und versucht haben, die Heidenvölker in dieser Gegend zu bekehren.

In der Kirche zu Ziegenhain wird eine alte Fahne aufbewahrt, welche auf der einen Seite den Heiland am Kreuze zeigt, mit der verblichenen Unterschrift: anno domini 1028, und auf der anderen Seite den Apostel im erzbischöflichen Gewande, und darunter die jetzt erloschenen Worte: Sancte Boneface ora pro nobis. Man meint, daß Bonifacius auf jenem Bergrücken eine Kapelle, und um sie zu schützen, auch eine Burg erbaut habe, die davon den Namen Kirchberg erhielt.

130.

Der Brunnen zu Lichtenhain.

Mündlich.

Das Dorf Lichtenhain gehörte noch im 16. Jahrhundert zu der Grafschaft Ranis. Der dort regierende Graf wurde von einer Krankheit befallen, die kein Arzt heilen konnte. Ein Schäfer, der Leibeigener des Grafen war, hatte sich einer Sünde schuldig gemacht, die mit dem Tode bestraft wurde. Als er von der Krankheit des Grafen hörte, begab er sich zu ihm, that einen Fußfall und bat den Grafen, er solle ihn begnadigen, dann wolle er ihm auch von seiner Krankheit helfen. Der Graf willigte ein und der Schäfer zeigte ihm eine Quelle, die er ganz allein kannte, und befahl dem Grafen, daraus zu trinken, dann würde er wieder gesund werden. Der Graf folgte der Weisung des Hirten und wurde auch wirklich gesund. Er hielt sein Wort und gab den Hirten frei. Er ließ einen Brunnen graben und denselben mit einem Gewölbe umgeben. An diesem Gewölbe stehen der Schäfer und der Graf in Stein gehauen mit der Jahreszahl 1571. Aus diesem Brunnen wird das berühmte Lichtenhainer Bier gebraut.

131.

Der Nixenteich bei Cospeda.

Mündlich.

Etwa eine Viertelstunde nördlich von Cospeda befindet sich ein kleiner Teich, welcher der Nixenteich heißt.

An diesen knüpft sich folgende Sage:

Einst kam die Wassernixe zu einem Fleischer, um sich Fleisch zu kaufen. Der Fleischer wollte ihr einen Schabernack anthun, deshalb sprach er zu ihr: „Komm' und halte mir so lange, bis ich dir dein Theil herunter gehackt habe." Die Nixe hielt das Stück Fleisch, aber während sie hielt, hieb ihr der Fleischer die rechte Hand ab. Dieser Spaß kam ihm aber sehr theuer zu stehen, denn als der Fleischer wieder einmal an dem Teich vorbeiging, zog ihn die Nixe hinein.

132.

Die Apostelbilder in Altengönna.

Mündlich.

In der Kirche zu Altengönna stehen vier Apostel: Paulus mit der Bibel, Petrus mit dem Schlüssel, Johannes mit dem Kelche, Jacobus, und die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde aus Erz und übergoldet. Davon geht folgende Sage: Als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena in das Dorf kamen und in der Kirche das Bild sahen, wollten sie es mitnehmen. Es wurde auf einen Wagen geladen und mit zwei Pferden fortgefahren. Als sie ein Stück gefahren waren, konnten die Pferde den Wagen nicht mehr ziehen. Es wurden vier, sechs, acht Pferde vorgespannt, aber der Wagen rückte nicht von der Stelle. Da sie nun das Bild nicht fortbrachten, so wurde es wieder zurückgeschafft, wobei es zwei Pferde zogen. Dieses Bild steht heute noch in der Kirche.

133.

Der „lange Stein" bei Buttelstedt.

Mündlich.

Ungefähr zehn Minuten von Buttelstedt nach Norden steht an der Buttelstedter Chaussée gleich einem Wegweiser ein 2 Meter hoher Stein, von welchem folgende Sage geht: Einst waren in Thüringen zwei große Riesen, der eine wohnte auf dem Ettersberge und der andere auf dem Harze. Beide wollten mähen, hatten aber nur einen

Wetzstein zum Schärfen der Sensen. Ueber der Arbeit rief der Riese vom Harze seinem Kameraden zu, er möchte ihm doch einmal seinen Wetzstein zuwerfen. Der Riese vom Ettersberge war aber zu angestrengt von der Arbeit und konnte den Wetzstein nur bis über Buttelstedt werfen, wo er heute noch steht.

134.

Der Ochsenstieg bei Oldisleben.

Mündlich.

Der Weg auf dem Kamme der Hainleite, welche sich westlich von Oldisleben hinzieht, wird Ochsenstieg genannt; dieser Name kommt daher, weil früher daselbst geopfert und die Ochsen zum Opfern hinaufgetrieben wurden.

Wahrzeichen dafür sind noch die Scherben von Bluttöpfen, welche man daselbst finden kann.

Hinter Oldisleben im Walde hat früher das sogenannte Möllendorf gestanden, welches im Bauernkriege zerstört worden ist. Daselbst soll ein Eber die große Glocke in Oldisleben herausgewühlt haben.

135.

Das verbannte Schwein bei Daasdorf.

Mündlich.

In Daasdorf b. B. ist ein Ort, wo Erlen und Pappeln stehen; früher aber hat ein Gut daselbst gestanden, welches nun das alte Gut genannt wird. Auf diesem Flecke soll jede Nacht um 12 Uhr eine Sau mit zwölf jungen Schweinen herumgelaufen sein. Viele Leute fürchteten sich, wenn sie vorbeigingen. Da haben sie einen Mann weit hergeholt und ihm vieles Geld gegeben; der hat das Schwein verbannt, daß es nie wieder gekommen ist.

136.

Spuk aus Hopfgarten.

Mündlich.

Ein Mann aus Hopfgarten kehrte in später Nacht aus Erfurt zurück, wo er den Arzt für seine kranke Frau holen wollte. Als er in mondheller Nacht in die Nähe von Utzberg kam, lief ein großer schwarzer Hund, mit mächtigem Schwanze, feurigen Augen und Ketten um den Hals, immer im Kreise um ihn herum. Er wollte ihn verjagen, aber er konnte nicht; er wollte rufen, doch die Stimme versagte ihm; er konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, noch seitwärts; er war wie auf die Stelle festgebannt. So verharrte er in Todesangst bis gegen 1 Uhr, wo das Ungeheuer verschwand. Der Mann starb kurze Zeit darauf.

Ein Schneider aus Utzberg hat auf derselben Stelle einen Reiter ohne Kopf, und eine Frau aus Hopfgarten eine schwarze Katze mit einem weißen Kreuze auf dem Rücken gesehen.

In einem Hause am Ende des Dorfes wird des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr gräßlicher Spuk gehört und in allen Ecken allerhand farbiges Feuer gesehen. Der Frau des Hauses ist dreimal ein Geist erschienen und hat sie gebeten, mitzugehen, um Geld zu heben. Er ging die Treppe auf und ab und klopfte mit einem Schlüssel an die Thüre, worauf dieselbe sich aufthat, obwohl sie innen zugeriegelt war. Ihre Angehörigen, welche auf ihre Bitte mit ihr wachten, als der Geist zum drittenmale kam, bemerkten nur, daß die Thüre aufging, sahen aber den Geist nicht.

Eine andere Frau ging in den Keller, um Kartoffeln zu holen. Da sah sie auf einem kleinen Erdhügel ein brennendes Licht; in der Meinung, ihr Mann habe es stehen lassen, wollte sie es ausblasen, aber in dem Augenblick that sich der Hügel voneinander und Alles funkelte von Gold. Neben ihr stand ein großer Hund und vor ihr ein Geist, welcher ihr winkte, von dem Golde zu nehmen. Als sie sagte, sie habe keine Schürze um, bekam sie eine furchtbare Ohrfeige, und Alles verschwand. Ihr Mann, dem sie es erzählte, wollte es nicht glauben; doch des Nachts kam der Geist mit dem Hunde

vor sein Bett. Als aber der Mann sagte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“, verschwand die Erscheinung und wurde nie wieder gesehen.

137.

Woher der Name Pfuhlsborn kommt.

Mündlich.

In Pfuhlsborn heißt ein Platz der Tempel. Auf diesem soll ein Tempel gestanden haben, in welchem die Heiden ihre Opfer darbrachten. Derselbe war dem Götzen Pfuhl geweihet, welcher an der noch jetzt vorhandenen Quelle seinen Sitz hatte. Nach ihm wurde das Dorf Pfuhlsborn genannt.

138.

Der Pfarrer ohne Kopf in Obernissa.

Mündlich.

In Obernissa geht die Sage von einem Pfarrer, welcher keinen Kopf hat. Er nimmt seinen Weg von der Wechselholzecke bis zur Eselsucht und von da wieder zurück. Meistens wird er von solchen Leuten gesehen, die an einem Sonntage geboren sind; sehen ihn andere Leute, so werden diese von ihm irre geführt. Oft sieht man ihn auch zu Pferde.

139.

Warum die Bewohner von Riethnordhausen ihr Gotteshaus auf den Berg bauten.

Mündlich.

Die Gemeinde von Riethnordhausen hatte beschlossen, eine Kirche im Dorfe zu bauen. Es wurde Material dazu beigefahren und zu bauen angefangen. Als man eines Morgens zum Bau kam, fand man weder Steine noch sonst etwas. Alles war auf den Kirschberg geschafft worden. Man brachte alles Material wieder an seinen

Ort. Da es aber noch mehrmals in der Nacht auf den Kirschberg gebracht wurde, glaubte man, es sei Gottes Wille und baute die Kirche dahin. Die Kirche wird scherzweise die Laterne Thüringens genannt, da man sie weit und breit sieht.

140.

Der Rasselbock in Tonndorf.

Mündlich.

In der Zeit, da die Leute noch an Hexen glaubten, lebte auch zu Tonndorf eine alte Frau, welche der Hexerei beschuldigt war. Die Bauern wollten sie deshalb verbrennen. Als nun die Henker die Frau holen wollten, um sie zum Tode zu führen, flüchtete sie sich vor ihnen. Die Verfolger waren ihr aber hart auf den Fersen. Da verwandelte sie sich in einen Bock und gedachte sich dadurch vom Tode zu retten. Aber die Häscher fingen den Bock und wollten ihn verbrennen. Sie umschlangen ihm die Hörner und den ganzen Leib mit schweren Ketten, damit er nicht wieder entfliehen sollte. Als der Henker ihn auf den Scheiterhaufen heben wollte, sprang er ihm aus den Armen und lief mit sammt den Ketten in das nahe gelegene Holz. Der Henker konnte ihn nicht wieder fangen und so soll der Bock noch jetzt in dem Walde bei Tonndorf spuken und wird der Rasselbock genannt. Er läßt sich aber blos von Sonntagskindern sehen.

141.

Die unheimliche Kammer.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein Schneider in Kleinrommstedt nähete Brautkleider in dem Hause der Braut. Bei der Arbeit wird erzählt, daß in einem gewissen Hause ein Lichtlein in einer düstern unbewohnten Kammer gesehen werde. Der Schneider spricht zu dem Bräutigam: „Ich gehe eben nach Hause; brennt das Licht noch, so rufe ich dich, und wir werfen danach.“ So geschah es. Beide gingen um das Dorf nach dem Hause.

Aber als sie im Begriffe waren, zu werfen, sah eine große schwarze Gestalt aus dem Fenster und sie flohen. — Diese Spuknisse kommen daher, daß der Besitzer des Hauses ein Zauberer war, wie seine Tochter als Kind einmal verrathen hatte.

142.

Der Leichenzug.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein Nachtwächter in Großobringen bei Weimar ging in der Nacht vor dem Thore des Gottesackers vorbei und sah einen Leichenzug die Gasse heraufkommen. Da es mitten in der Nacht war und kein Begräbniß zu erwarten, überkam ihn Furcht, und da der Zug indessen nahe gekommen war, so daß er nicht entgehen konnte, drückte er sich an die Kirchhofmauer. Das Thor that sich ohne Zuthun geräuschlos auf, der Zug ging hinein und hinter ihm schloß es sich wieder. Der Mann erzählte sein Gesicht des andern Tages und starb unerwartet am achten.

143.

Der Geist des Pfarrers.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Die Witwe eines jungen Pfarrers sah oft Nachts um 12 Uhr ihren Mann im Sterbekleide an einer Wand umherschweben. Beunruhigt theilte sie die Sache ihrem Bruder mit, der nun da schlief und sich mit Augen überzeugte. Dieser beschloß sogleich am Morgen, die Commode abzurücken und die Wand zu öffnen, da er vermuthete, daß der Geist an der Wand erscheine, um die Entdeckung einer dort verborgenen Sache zu bezwecken. Man öffnete also die Wand und fand ein Schubfach mit mehreren hundert Thalern, die man wegnahm. Der Geist kam nicht wieder.

144.

Der schwarze Hund.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein Geistlicher ritt an einem Wintermorgen früh von Synderstedt auf ein eingepfarrtes Dorf. Als er an den Bach in dem Thale gelangte, ward das Roß scheu und der Pfarrer nahm eines großen schwarzen Hundes wahr, der sich an dem Thiere aufgerichtet hatte und ihn mit langer feuriger Zunge anbleckte. Das Roß that einige Seitensprünge und floh, der Hund aber folgte bis an das Pfarrdorf, wo er verschwand.

145.

Von der Gründung Rastenbergs und von der Entstehung seines Heilquells.

Kurz vor den Zeiten der großen Völkerwanderung herrschte in Skandinavien der König Gram; der hatte die Schweden die Wucht seines Schwertes schwer fühlen lassen, und auch die Nachbarn und Verbündeten derselben, die Finnen, an der Newamündung durch räuberische Landung hart bedrängt. Da gedachte Simblus, der Finnenkönig, zur Sicherung des Landes und zu der Feinde Demüthigung ein Bündniß mit den Sachsen zu schließen, und damit das Band, welches die Völker von nun an verknüpfen sollte, inniger und dauernder noch um sie geschlungen werde durch die Verbindung der Herrscherfamilien: so freite Heinrich, der junge Sachsenfürst, des Finnenkönigs schöne Tochter. Viel stattliche Kämpen, glänzend im Waffenschmuck, bestiegen mit ihm die bunt bewimpelten Schiffe zur fröhlichen Brautfahrt über das Meer. Ein frischer Wind legte sich in die vollen Segel und mit den Wolken um die Wette flog das Geschwader über die krystallene Fluth. Bald waren sie den ersehnten Küsten nahe, und es landete der theure Held; aber die Sonne ging in Nebeln auf, ein bleicher Lichtschein nur verbreitete sich über die Flächen; die grauen Felsen am Ufer verbargen ihre kahlen Häupter in dem Schaum der Wellen und murmelten Klagelieder aus tiefstem Grunde.

Indeß zu Rasseborg am finnischen Meerbusen, wo Simblus königlichen Hof hielt, erscholl Freude in den festlich geschmückten Hallen; Skiath, die liebliche, saß an des Sachsenfürsten Seite beim hochzeitlichen Mahle, ringsum die Edelsten der befreundeten Völker. Doch ehe die Mitternacht herbeikommt, erschreckt fremder Waffen Getöse die Gäste. Heimlich war der Dänenkönig Gram an das Land gestiegen. Gewaltsam werden die Pforten aufgestoßen und die Freudenmahlsstätte wird zur traurigen Wahlstatt. Skiath fällt bewußtlos zu Boden, der greise Vater wird von dem erbarmungslosen Schwerte der Dänen dahingewürgt; Heinrich selbst aber, schreitend über die theure Leiche und die Braut schirmend, kämpft mit der Kraft eines Gottes. Da dringt der befreundete Klang eines Hifthorns in den Saal, Roderich, des Finnenkönigs Vetter, kehrt vom fernen Kriegszuge heim zur guten Stunde, bricht sich Bahn mit gewaltigen Streichen; die Dänen bestürzt, im Rücken bedroht, müssen weichen und segeln, sich begnügend mit des Königs Mord und dem angerichteten Blutbade, auf beflügelten Schiffen davon.

Bald auch kehrte Heinrich und viele seiner Getreuen, die dem Tode entronnen waren, heim; auch Tausende von den Finnen, von Roderich geführt, verließen damals mit Weib und Kind und Habe den blutgetränkten, feindesoffenen Boden ihrer Väter, um in den Länderstrecken jenseits des Harzes, wo die Thüringer hausten — von den Sachsen, deren Grenznachbarn, dazu ermuntert — eine neue Heimat sich zu begründen. Und wie alle Auswanderer selbst in der Ferne sich noch immer stark angezogen fühlen an das verlassene Vaterland, und lieben, in dem Neuen das Alte gleichsam zu verjüngen, so gab Roderich der Ringburg, welche er auf dem äußersten, nach heißem Streite den Thüringern entrissenen Berge — dem heutigen Streitholze — erbaute, nach der alten Hofburg seiner Väter in Finnland den Namen Rasseburg. Noch zeigt tief im Waldesdickicht bemoostes Gestein und ein Ringgraben dem Wanderer die Stätte wo sie stand.

Doch nimmer konnten es die Thüringer verwinden, daß fremde Eindringlinge mitten in ihrem Lande saßen, und immer von Neuem entbrannte die Fehde. Da erkoren sie endlich den tapferen Segimer zu ihrem Herzog, um die Finnen wieder aus den vaterländischen

Bergen zu vertreiben; selbst die edelsten Jungfrauen des Stammes erschienen im Feldlager, stimmten Kriegsgesänge und heilige Lieder der Barden an und entzündeten in den Herzen ihrer Brüder und Freunde den langgenährten Haß zur wildesten Kampflust; die Priester aber weissagten Sieg. Doch auch die Finnen waren kampfgerüstet; auch ihnen hatten ihre Priester Sieg verheißen. Sie hatten sich aber, den Helden Roderich an ihrer Spitze, der noch keinem Feinde gewichen war, auf dem rothen Berge — wo jetzt das Dorf Rothenberge — gelagert, entschlossen, mit ihrem Blute diese Erde, worauf sie ständen, roth zu färben und zu ihrem künftigen festen Besitzthum dadurch zu machen. Der Aufgang der Morgenröthe gibt beiden Theilen das Zeichen zum Angriff; je höher die Sonne steigt, desto heißer entbrennt der Kampf. Siegesmuthig durchbricht Segimer die Schlachtreihen seiner Gegner, seine Mannen drängen ihm nach. Da trifft ein Speer des Helden Fuß, er wankt, ein Schwertstoß die Brust und er sinkt. Seine Getreuen tragen ihn aus dem Kampfgedränge und legen ihn nieder unter dem Schatten einer breitastigen Buche am nahen Waldesrand; die Finnen dagegen erheben ein lautes Jubelgeschrei und schon halb geschlagen, nutzen sie die entstandene Verwirrung und unentschieden schwankt der Sieg, bis am Abend die Priester dem Morden ein Ende machen und den Spruch der Götter verkünden: „Friede herrsche fortan, und der Thüringer und der Finnen Volk verschmelze in Eines.“ Also geschah es. Blutend aber lag Segimer todesmatt am Waldesrande und wähnte von den Walkyrien auf schnellen Todesrossen schon gen Walhalla erhoben zu werden, da eilt auf die Schreckenskunde von seinem Fall Ludmilla, die Geliebte seines Herzens, die edelste der Jungfrauen, auf die Wahlstatt, den theuren Helden zu suchen. Und sie findet ihn an jenen Baumstamm gelehnt und fällt auf die Knie zu seinen Füßen nieder, und ruft die unsterblichen Götter um Hilfe an und Hertha, die Mutter des Lebens. Und siehe, als sie noch klagte, rieselt aus einer klaffenden Felsspalte ein Quell hervor, frisch und silberklar — der heutige Kläfferbrunnen — ein Zeichen der Erhörung ihres Gebetes und der Gnade der Götter. Wo aber im Thalgrund sie gewandelt und ihre Schmerzensthränen geflossen, da sprudeln heilende Brünnlein aus dem Boden, und sie netzt die Lippen des Sterbenden mit dem Felsenquell

und badet die tiefen Wunden mit dem Heilwasser, und o Wunder, nach kurzer Frist rinnt frisches Leben in den Adern, es heilen die Wunden und neu gekräftigt erhebt sich der Held und beschließt mit Ludmilla, seinem ehelichen Gemal, fortan hier zu rasten an dem Berge, der ihren Schmerz und ihre Wonne gesehen. Und sie bauten bald nachher ein stattliches Haus daselbst und nannten es Rastenberg und lebten allda noch lange Jahre in Frieden und Freude.

146.

Luthart und die Ilmnixe.

Heinrich Döring.

Das adelige Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmaust und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Treffurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus in's Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Ilm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, obschon aus edlem Stamme entsprossen, zum Söldnerdienst beim Krommsdorfer Junker verdammte, für den er oft hatte kämpfen müssen in unrühmlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte ringsumher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Ilm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wundersamen Tönen, die aus einer weiblichen Kehle zu kommen schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne und daneben Reichthum und Ueberfluß, der seiner harre tief unter den Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkürlich dem Ufer der Ilm und rief, leise fragend: „Erlinde!“ Hoch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande umflattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene

Locken ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt,“ sprach sie, „hier bin ich. Was willst du?“ Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth und schilderte unter Anderm, wie er schnöd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stück Tuch zu Wamms und Mantel habe borgen wollen, da beides längst unscheinbar und zerrissen. Erlinde aber reichte ihm, als er seine Erzählung geendet, einen Beutel mit Gold mit dem Bemerken, daß er sich Rüstung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben solle, welches sie ihm, wie sie sagte, leihen wolle, schwebte sie auf ihn zu und sprach, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu sagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu gestehen, daß ich —“

In diesem Augenblicke ließen sich Tritte vernehmen, und Erlinde tauchte wieder hinab in die schäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Lippold, und der weibliche Theil der Hochzeitgäste; sie hatten sich zurückgezogen von dem wilden Zechgelage in der Burg und Angelruthen ergriffen, um sich am Fischfange zu ergötzen. Da schlug die Schwester des Junkers Lippold, die holde Adelheid, die unlängst Witwe geworden, den in tiefe Gedanken versunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und sprach: „Einsamer Schwärmer, willst du auch Fische fangen? Du solltest lieber Herzen zu angeln suchen. Komm zu mir nach Flurstedt,“ fügte sie leise hinzu, während die Anderen beschäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienste, es soll dir wohl ergehen.“ Ihr Blick voll Liebessehnsucht traf den seinigen. Er wußte nicht, was er antworten sollte, schlich sich fort in's Schloß in sein Kämmerlein, versunken in mannigfache Gedanken.

Es begab sich aber, daß er einige Tage später auf Lippold's Befehl dessen Schwester, die holde Adelheid, begleiten sollte nach Flurstedt. Da wiederholte sie den süßen Antrag und schob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerken, er möge es zu ihrem Andenken tragen. Dann drückte sie ihn heftig an ihre Brust und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies Abenteuer war er

zurückgekehrt nach Krommsdorf. Die holde Adelheid stand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloschen in seiner Seele. Er wandelte unter den Erlen an der Ilm umher, schaute hinein in die Wellen und lispelte: „Erlinde!" Da brauste die Fluth, die Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob sich die wohlbekannte Gestalt der Ilmnixe. Aber ihr Auge war nicht so mild und freundlich wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flurstedt," sprach sie warnend, „bedenke, daß du mein Schuldner bist, und vergiß nie, was du mir gelobt!" So sprechend verschwand sie in den rauschenden Wogen.

Bescheiden ritt einst Luthart neben dem Wagen einher, der seinen Herrn, den Junker Lippold und dessen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo sie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenschmiede eine schöne, blanke Rüstung von wundersamer Arbeit, als ein allerliebstes Mädchengesicht, in sittsam bürgerlicher Kleidung, die Frage an ihn richtete, ob er sich hier etwas aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir," flüsterte sie ihm zu, „was du gern hättest!" Dabei reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Gold, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn erhalten habe. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden. Da kaufte sich Luthart allerlei Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht geziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommsdorf und veranlaßte dadurch die Frage des Junkers, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zum Ankaufe erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, er habe es geschenkt erhalten, und äußerte, als der Junker ernstlich in ihn drang, daß er, wenn auch sein Söldner und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig habe, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn in's Burgverließ werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Ilmnixe, ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit," sprach er, seinen Geist aufgebend, „und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl."

Kaum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebte das Burgverließ. Wie Schlossen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Lippold. Es war Erlinde. „Von mir," sprach sie, „empfing Luthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerze, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen vier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Luthart dich gefordert."

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommsdorfer zurück in den Burgsaal. Erlindens Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Lippold der Schlag und ein schneller Tod raffte ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbritzschen.

147.

Von einer wunderbaren Rettung der Stadt Weimar.

Wette, Histor. Nachrichten der Residenzstadt Weimar, 1737, S. 229.

Im dreißigjährigen Kriege wollte eine feindliche Partei Weimar überfallen und plündern und hatte sich in der Nacht am Ettersberge gelagert. Kein Mensch hatte etwas davon gewußt. Da geschieht es, daß dem jungen Herzog Johann Ernst, als er sich eben in's Bett gelegt hatte, ein kleines weißgekleidetes Knäblein vor das Bett kommt, ihm zuruft und spricht: „Mein Herrchen, es ist eine große Gefahr vorhanden, feindliche Soldaten wollen Weimar plündern, es kann aber solches noch abgewendet werden; darum stehet auf und saget solches eurem Herrn Vater." Nach solcher Rede geht das Knäblein wieder weg. Der Prinz steht auf und verlangt vom Kammerdiener, daß er ihn in seines Vaters Schlafgemach führe; dieser weigert sich anfangs, aber der Prinz läßt nicht ab, bis ihn der Kammerdiener hineinführen muß, und da erzählt er, was er eben gesehen und

gehört hatte. Der Herzog hat aber diese göttliche Warnung wohl beachtet, ließ die Sache sogleich näher untersuchen, und da man dieselbe so befand, so wurde durch geeignete Mittel das Unglück von der Stadt abgewendet.

Man erzählt die Sage auch so: Als in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges der Herzog Wilhelm IV. in seinem Bette liegt, steht plötzlich sein verstorbenes Kind vor seinem Bette, weckt ihn und zeigt auf die nicht weit davon stehende Rüstung, als ob er sie anlegen solle. Der Herzog springt erschrocken auf, legt die Rüstung an und folgt dem Kinde bis in den Schloßhof, wo dasselbe verschwindet. In derselben Zeit ertönt die von unsichtbarer Hand geläutete Sturmglocke, deren Ton über die Stadt hindringt. Die Bürger und Soldaten springen entsetzt von ihrem Lager auf und eilen bewaffnet vor das Schloß, von wo aus man dem Feinde entgegenzieht, denn schon sind Boten angelangt und melden, daß hinter dem Ettersberge her feindliche Soldaten ziehen. Durch diese Fügung entging Weimar einem schrecklichen Schicksale.

148.

Der Geist umreitet die Hofkirche.

Als im Jahre 1857 der Grund zu einer Kinderbewahrschule hinter der Hofkirche auf dem alten Gottesacker gelegt wurde, fand man in einem Erbbegräbniß daselbst einen Sarg, auf dem noch ein Helm und ein zerbrochenes Schild lag, was anzeigte, daß mit dem Begrabenen auch sein Geschlecht erloschen sei. Der Sarg wurde aber weggeräumt. Bald darauf sah man jeden Abend nach neun Uhr einen weißen Ritter mit gesenkter Lanze und abwärts hangendem Kopfe dreimal um die Kirche herumreiten, worauf er dann wieder verschwand.

149.

Das Geisterglöckchen in Weimar.

Volkssage.

Thüringen und der Harz, V, 275.

Auf dem kleinen Thurm der Kirche zu St. Peter und Paul in Weimar hängt das Geisterglöckchen, welches noch bis zum

Jahre 1806 jeden Morgen um 2 Uhr geläutet wurde. Das hatte folgenden Grund:

Im sechzehnten Jahrhundert faßten Spanier den Anschlag, Weimar zu überrumpeln und zu plündern. Als sie vom Ettersberg dazu anrückten, wurde um 2 Uhr gerade das Wächterglöckchen geläutet. Da glaubten die Spanier, ihr Plan sei verrathen und hielten das Läuten für ein Lärmzeichen, die Bürger unter die Waffen zu rufen, und ergriffen schleunigst die Flucht. So war die Stadt gerettet.

Die Volkssage erzählt, das Glöckchen habe von selbst geläutet und die Stadt vor dem Ueberfall bewahrt, und deshalb sei fortan immer um 2 Uhr Morgens geläutet worden.

150.

Der Schatz im Keller.

Schriftliche Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

In der Windischen Gasse in Weimar wohnte ein reicher Kaufmann, der einst seine Magd in den Keller sendete, Wein zu holen. Als diese in den Keller kam, sah sie einen großen Haufen glühender Kohlen liegen. Erschrocken sprang sie fort und berichtete es ihrem Herrn. Der sprach: „O wie dumm bist du gewesen! Hättest du doch deine Schürze darauf geworfen! ich hätte dir hundert Schürzen gekauft: es war ein großer Schatz. Nun ist er für uns verloren, da du gesprochen hast."

151.

Der Stallmeister des Herzogs Bernhard von Weimar.

Happel, relationes curiosae. Vol. V, 707.

Der tapfere und heldenmüthige Herzog Bernhard von Weimar hatte unter seiner Dienerschaft auch einen Stallmeister, der sich auf Reiten, Ringen und Fechten über alle Maßen wohl verstand, übrigens aber in alle Ueppigkeit und Wollust, in alle erdenklichen Sünden und

Laster tief versunken war. An seinem Leibe war er so hart als ein Stein, daß weder Schuß noch Stich an demselben haften konnte, und darum hatte er auch nichts weniger als den Tod zu fürchten. In dem Kampfe und Schlachtgewühle bediente er sich stets eines verdächtigen kohlschwarzen Hengstes, den sonst Niemand reiten konnte, und so lange er diesen unter sich hatte, war er vollends sicher und ohne alle Furcht, auch war ihm dann Keiner im Reiten, Rennen und Jagen überlegen und er hatte überall großes Glück. Endlich aber kam sein Verhängniß über ihn. Seine unbeschreibliche Kühnheit machte ihn nämlich so verwegen, daß er ganz blind und rasend in die Feinde eindrang und bei einer solchen Gelegenheit von den Kroaten umringt und gefangen wurde. Ehe er aber noch in ihre Gefangenschaft gerieth, hatten sich die Säbel und Pistolen der Kroaten weidlich an ihm versucht, jedoch ganz ohne Schaden und Wunden. Darüber waren aber die Kroaten nicht wenig verwundert, daß ihre so scharfen Säbel des Schneidens und Durchdringens so gar vergessen und ihre Kugeln stumpf geworden waren. Darum erdachten sie eine List. Sie gruben den Stallmeister bis an den Hals in die Erde, so daß nur der Kopf herausragte, schoßen und warfen mit großen eisernen Kugeln so lange nach seinem Kopfe, bis er endlich sterben und seine Seele den Teufeln zur Beute hinterlassen mußte.

Das war der Ausgang der so großen und berufenen Tapferkeit, welche nicht in der Natur gegründet ist, sondern von dem Teufel herkommt.

152.

Der Tod verkündende Geist.

K. Aue.

Ein Bürger in Weimar starb schnell. In der Nacht nach seinem Tode ward eine Arbeit in dem Hause verrichtet, wozu eine Taglöhnerin bestellt war. Als diese, die von dem Tode des Mannes nichts wußte, mit Licht in den Hof trat, kam der Geist ihr entgegen. Sie bot ihm guten Morgen, er aber antwortete nicht und mit ernster Miene sprach er zu ihr: „Bestelle dein Haus, denn um 11 Uhr bist

du todt.“ Erschrocken eilte sie in das Haus, erfuhr hier, daß der Mann gestorben sei und daß sie folglich seinen Geist gesehen habe. Sie ging heim, bestellte ihr Haus und starb durch einen Nervenschlag zur angegebenen Stunde. Die Angehörigen des Mannes, die anfangs der Frau ihr Gesicht nicht glauben wollten, sahen ihn selber einigemale. Sein Erscheinen war dadurch bedingt, daß er traurig über das Verlassen seiner unerzogenen Kinder hingeschieden war. Die Witwe starb bald hinterher.

153.

Der nächtliche Besucher.

K. Aue.

In einem Gasthofe zu Weimar lebte eine ehrbare Witwe als Erzieherin. Einst erwachte sie in der Nacht und sah mit Schrecken einen Mann in veralteter, wie es schien geistlicher Tracht vor dem Bette stehen. Dieser redete sie an und sprach, sie solle sich aufmachen und mit ihm in Tucks Garten gehen, da werde sie ihr Glück finden. Erschrocken gab die Frau keine Antwort. Der Geist schied mit der ernstlichen Mahnung, ihm zu folgen und dem Versprechen, wieder zu kommen. In der folgenden Nacht erschien er, obwohl die Thür verriegelt war, abermals, trug sein Begehren vor, erhielt aber ebensowenig Antwort, da die Frau sich fürchtete. Seitdem verging einige Wochen hindurch selten eine Nacht, in der der Geist nicht erschienen wäre und dieselben Worte an sie gerichtet hätte, aber stets ohne Erfolg. Einmal wagte die Geängstigte die Frage, ob der Geist ein guter sei, die er bejahte. Indeß ließ die Frau eine Dienstmagd in ihrem Gemache schlafen. Beide wachten die halbe Nacht, und schon glaubte die Frau für diese Nacht Ruhe zu haben, da die Stunde des Erscheinens vorüber war. Da erschien der Geist und redete wie immer. Die Magd schien nichts zu sehen. Als er verschwunden war, fragte die Frau ihre Genossin, ob sie den Geist gesehen und gehört habe. Aber das Mädchen schlief, und als sie erweckt war, wußte sie nichts von dem Geiste, und es ergab sich, daß bei des Geistes Erscheinen das Mädchen in Schlaf gesunken war.

Durch die wiederholten Besuche des Geistes wurde die Frau schwermüthig. Sie sann auf Mittel, ihrer los zu werden. Als sie deshalb ihren Beichtvater befragte, rieth ihr dieser, den Geist zu fragen, ob sie ihn mitbringen dürfe. Das that sie in der nächsten Nacht, erhielt aber keine Antwort von dem Geiste, der sogleich verschwand und nie wieder erschien.

154.

Das unheimliche Haus.

K. Aue.

Der Sitz des Criminalgerichtes (jetzt der Untersuchungsabtheilung des Kreisgerichtes) in Weimar ist ein altes, dem Kornhause, sonst der Kirche des Barfüßerklosters und dem Hause eines Kaufmannes, sonst Kloster der Barfüßernonnen, gegenüberliegendes Haus, gehörte anfangs zu dem erstgenannten Kloster und war zuletzt in dem Besitze eines gewissen adeligen Geschlechtes, welches das Haus vermiethete. Darum war es zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Leuten bewohnt, aber Keinem gefiel es lange, denn ein Geist quälte die Bewohner sonderlich einige Tag und Nacht. So mußte eine adelige Frau das Haus räumen, um Ruhe zu bekommen. Gewöhnlich verkündete starkes Poltern, Schlagen der Thüren und dergleichen die Ankunft des Geistes, die meist bei Nacht statt hatte. In einigen Gemächern warf er die Schlafenden aus den Betten und trieb sein Wesen in allen Theilen des Zimmers zu gleicher Zeit. Kein Riegel half. Blieb man die Nacht auf und erwartete bei Licht den Geist, so war er zur bestimmten Zeit, meist Mitternacht, mit einem Male in Mitte des Zimmers und mißhandelte die Anwesenden. So ging es unter Anderen in den Jahren der französischen Kriege einem Hauptmann, der da wohnte. Dieser Mann war Verächter der Erzählungen von spukenden Geistern und wollte nichts glauben von den Spuknissen des Hauses, bis er sie selber wahrnahm. Denn bald nach seinem Einzuge ward er Tag und Nacht geplagt von dem Geiste, der bald unsichtbar, bald in Gestalt eines Männleins von der Farbe des Löschpapiers erschien. Der Hauptmann beschloß dem Geiste zu trotzen.

Mit einigen Genossen und bewaffnet erwartete er den Geist. In der Stunde der Mitternacht stand der Geist in seinem Zimmer und warf die Stühle umher. Die Krieger hieben auf ihn ohne Wirkung, denn die Hiebe verwundeten nicht, obwohl sie ihn zu spalten schienen, was ein Geräusch gab, als wenn man durch Papier hieb. Wie Andere sagen, drehte er die auf dem Tische liegenden Pistolen nach ihren Eigenthümern herum, und die ihm zugedachten Hiebe verwundeten die Angreifer selbst. Zur Strafe mißhandelte sie der Geist gräulich. Das Ende war, daß der Hauptmann alsbald auszog. Als endlich das Haus zu dem gegenwärtigen Gebrauche eingerichtet war, wich der Geist und man sah und hörte nichts Unheimliches mehr.

155.

Der Mönch.

K. Aue.

Mitten in Weimar steht das große düstere Kornhaus, sonst die Kirche des Klosters der Barfüßer oder Franziskaner, gegründet von Herzog Wilhelm III. auf Veranlassung des Bußpredigers Johann von Capistrano; ihr gegenüber an der Ecke der Rittergasse ein vormaliges Frauenkloster von dem Orden der Franziskaner dritter Regel, das später in ein anderes Haus der Rittergasse verlegt wurde. Das Kornhaus steht seit langer Zeit in dem Rufe, nicht geheuer zu sein. Als die Lehre Luther's sich verbreitete, fand sie auch Anhänger in diesem Kloster, die dafür von den Anderen schwer mißhandelt wurden, so daß mehrere verhungern mußten. Unter den Geretteten war ein gewisser Johann Vogt, nachher Professor in Wittenberg. Der Hauptquäler dieser Anhänger der neuen Lehre war der letzte Guardian des Klosters, von dessen Strafe nach dem Tode eine sehr anziehende Sage geht, die Gräbner in seiner deutschen Vaterlandskunde in dem Jahrgang 1828, S. 217 ff. freilich sehr ausgemalt unter der Ueberschrift „Der Geist an der Ilm“ mitgetheilt hat. In der Kirche war das Grab des Gründers, dessen Leiche nach der Aufhebung in die Stadtkirche gebracht wurde. An diesem Grabe beteten die Mönche in der Nacht vor ihrem Abzuge nach Mainz. Das Kloster ist nur

durch einen schmalen Hof, den Zeughof, von dem besprochenen Sitze des Criminalgerichtes getrennt, welches zuerst zu dem Kloster gehörte.

So viel Geschichtliches, um einige Sagen anzuknüpfen.

Allgemein ist die Rede, daß zu Zeiten ein grauer Mönch aus dem hintersten Thürchen des Kornhauses, das in den Zeughof führt, komme, und nachdem er durch das Thor geschritten sei, das den Hof zwischen dem Kornhause und dem Criminalgerichte schließt, in der Mauer des letzteren, wo nun Gefängnisse sind, verschwinde. So schaute eines Sonntags gegen 3 Uhr nach Mittag ein Mädchen aus ihrem Fenster in der Rittergasse, um die aus der Kirche Kommenden zu sehen. Als sie einmal die Augen nach der andern Seite wendete, wo das Kornhaus mit seinen Nebengebäuden ist, sah sie einen Mönch aus der letzten Thüre des Kornhauses durch den Zeughof kommen und in der Ecke bei dem Thore gleichsam in die Mauer verschwinden. Ein andermal gingen Abends drei Knaben aus einem Hause der kleinen windischen Gasse heim. Bei dem vormaligen Frauenkloster sprach der eine zu seinen Gefährten: „Seht ihr den Mönch?“ Sie verneinten es. Der Knabe bebte den ganzen Weg vor Furcht und sagte zu Hause aus, der Mönch sei aus der Hauptthüre des Kornhauses gekommen und mit ihnen, aber auf der andern Seite, durch die Rittergasse gegangen, bis er am Ende derselben verschwand. Das Kind starb bald.

156.

Das Nonnenkloster.

K. Aue.

In dem Hause der Rittergasse, in welches 1511 das früher dem Kornhause gegenüber befindliche Nonnenkloster verlegt wurde, soll es auch umgehen. Da sind mehrere sonderbare Gemächer, in denen sich zuweilen ein Hahn und ein großer Kater neben einander schreitend zeigen. Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Ein schöner großer Keller ist da, in den aber seit Menschengedenken Niemand gekommen ist, denn er ist verschüttet, und die Bewohner sind gezwungen, sich mit schlechten zu begnügen, in denen sich oft Wasser

sammelt. Dieser Keller ist aber verschüttet, weil er der Herd des Spukes im Hause ist. Es liegt ein Schatz dort, der von einem schwarzen gräulichen Hunde bewacht wird, den man manchmal in früheren Zeiten gesehen hat. Das Haus gehörte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts einer alten Familie, die nie dahin zu bringen war, jenen großen Keller zu öffnen, so sehr sie von den Hausgenossen gebeten wurde, und noch heute ist jener Keller unzugänglich.

157.

Holda.

K. Aue.

Es wünschte Einer die Holda zu sehen. Man sagte ihm, er müsse in den Fasten zur Nacht sich auf einen Kreuzweg stellen. Er folgte dem Rathe. Holda kam mit dem wilden Heere heran. Der Verwegene blieb im Wege stehen; zur Strafe hieb ihm Holda ein Beil in die Achsel, das Niemand herausbrachte. In dieser Noth wendete er sich an den, der ihm den ersten Rath gegeben hatte, der nun sprach: „Stelle dich über ein Jahr zu derselben Stunde an denselben Ort, vielleicht nimmt sie das Beil wieder heraus." Also ging der Arme auf den Kreuzweg. Holda kam heran und sprach: „Voriges Jahr habe ich hier ein Beil in einen Klotz gehauen, das will ich wieder mitnehmen," und zog das Beil heraus.

Eine Magd wollte gern die Holda sehen. Eine Genossin rieth ihr zu Fastnacht die Nacht aufzubleiben und zu spinnen, so werde sie die Holda sehen. Sie that demgemäß. Um elf erschien Holda und gab der Magd zwölf Spulen, die sie bis zwölf vollgesponnen haben müsse. Sie spann eifrig, verzweifelte aber, fertig zu werden. Da sprach die Andere: „Sieh', hier liegt Garn, wickle es auf und sprich, du hättest es gesponnen. Um zwölf kam Holda wieder und fragte, ob die Arbeit geendet wäre. Die Magd antwortete, sie würde gleich fertig sein, und Holda erwiderte: „Das ist dein Glück." — Einige sagen auch, sie hätte der Magd verboten, sie je wieder zu erwarten.

158.

Der Spuk am Grabe.

K. Aue.

An einem Mittage arbeitete der Todtengräber in Weimar an einem Grabe und hatte das Werkzeug, das er in dem Augenblick nicht brauchte, an die eine Seite des Grabes gelegt. Als er nun die gegrabene Erde mit der Schaufel auswerfen wollte und nach dieser griff, wunderte er sich sehr, das Werkzeug nicht zu finden, wohin er es gelegt hatte, sondern es auf der andern Seite zu sehen. Er glaubte sich getäuscht zu haben, merkte aber wohl, wohin er die Schaufel, als er sie nicht mehr brauchte, that. Bald darauf lag aber das Werkzeug wieder auf jener Seite. Er machte den Versuch, das eine Werkzeug auf diese, das andere auf jene Seite zu legen, und kurz darnach waren sie verwechselt.

159.

Der spukende und gebannte Seifensieder.

K. Aue.

Der Besitzer eines seit langen Zeiten von Seifensiedern bewohnten Hauses gegenüber dem heutigen Kornhause war reich, aber geizig, unruhig und ein Zwingherr und Quäler der Seinen. Einige Tage nach seinem Tode ging der Geselle in den Hof und sah seinen Meister in der gewöhnlichen Tracht ihm entgegenkommen. Schreiend floh er in das Haus, aus dem bald geistlicher Gesang erscholl, da man Hilfe und Trost in Gebet und Gesang suchte. Um das Zusammentreffen mit dem Geiste zu vermeiden, blieb die Familie hinter verschlossenen Thüren bei einander; dabei konnte es natürlich nicht bleiben, sondern die Hinterbliebenen mußten ihren Geschäften nachgehen. Daher geschah es, daß, wenn die Witwe in den Hof kam, ihr der Verstorbene in den Weg trat und der Geselle in der Werkstatt viel von ihm ertragen mußte. Stets folgte auf solche Begegnung Gebet und Gesang. Sonderlich schien der Geist den Gesellen

zu hassen: Er warf ihn aus dem Bette und setzte ihm so zu, daß er siechte und starb. Damit noch nicht zufrieden, währten die Erscheinungen fort. Da ließen die Unglücklichen Banner aus Erfurt kommen, und so ward der Geist um Mitternacht auf dem alten Kirchhofe vor der westlichen Thüre der Jakobskirche in den Kreis der Banner geladen. Er kam, kroch in einen aufgehaltenen Sack und wurde weggebracht. Seitdem war Ruhe in dem Hause.

160.

Der spukende und gebannte Geistliche.

K. Aue.

Dem Seifensieder ganz ähnlich war ein gewisser Geistlicher. Als er des Todes verblichen war, spukte er in dem Hause und ängstete die Hinterlassenen, die sich Tag und Nacht deshalb in ihren Gemächern verschlossen und verriegelten, da nach gemeinem Glauben die Geister wohl durch verschlossene, aber nicht durch verriegelte Thüren dringen. Das schien aber nicht zu helfen und es blieb nichts übrig, als Erfurter Geistliche aus dem Kloster kommen zu lassen, den Geist zu bannen. Die Beschwörung ging an dem nämlichen Platze vor sich, wo der Seifensieder gebannt wurde, und auf dieselbe Weise, wie Leute aus den naheliegenden Häusern gesehen haben wollen.

Kurz nach dem Tode des Geistlichen machte der Todtengräber um Mitternacht ein Grab. Da trat ein Mann im Priesterrocke zu ihm und fragte: „Was machst du da?“ Bei dem hellen Lichte der beiden an den Seiten des Grabes befindlichen Leuchten erkannte der Todtengräber jenen Geistlichen. Sogleich ermahnte er ihn muthig, sich zur Ruhe zu begeben, es bekam ihm aber übel, denn der Geist gab ihm eine Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging, und verschwand. Als sich der Mann endlich erholt hatte, ging er hinüber in seine Wohnung, ward krank, erzählte den Vorfall und starb den dritten Tag.

161.

Das ertrunkene Fräulein.

K. Aue.

Vor etwa 50 Jahren ertränkte sich ein adeliges Fräulein bei der Naturbrücke in dem Theile des Parkes, der der Stern heißt, in der Ilm. Ein Bürger kam kurze Zeit danach Abends in die Nähe jener Brücke und sah an dem jenseitigen Ufer ein Weib mit einem schwarzen Mäntelchen lustwandeln; bei ihm war ein kleiner Hund und in der Hand hielt es eine Gerte, damit in dem Sande rieselnd. Der Mann wunderte sich, zu dieser Zeit eine Frau aus den höheren Ständen, denen sie anzugehören schien, hier zu finden. Er war ihr unterdeß bis auf 20—30 Schritte nahe gekommen, als sie seinen Augen entschwand. In der Meinung, sie verloren zu haben, suchte er nach ihr, fand sie aber nicht. Nachdenkend ging er heim und erfuhr, daß es jenes Fräulein sei, das sich in dieser Kleidung ertränkt habe. Sie wurde seitdem noch von Anderen gesehen.

162.

Die Geister der Ertrunkenen.

K. Aue.

An dem Eingange in den Park unterhalb der Bibliothek war sonst ein Thor, das den Weg nach der nahen Naturbrücke verschloß und Abends mit Wache versehen wurde. Der Weg führt an der Ilm hin, die in tiefem Bette ruhig fließt. Der Liebe halben ertränkten sich viele Lebensmüde an jener Stelle. Da geschah es oft, daß die ruhelosen Geister dieser Selbstmörder bei Nacht heraufstiegen und die Wachen so ängsteten und neckten, daß diese, aller Zucht vergessend, auf die Hauptwache liefen. Da der Fall oft vorkam, nahmen die Oberen Rücksicht, ließen früher ablösen und vermehrten die Posten, doch umsonst. Endlich wurde das Thor abgetragen und die Wachen hörten auf.

163.

Die Blitzerschlagene.

K. Aue.

Bei einem schweren Donnerwetter, das vielen Schaden that, schlug der Blitz in die Wohnung des Hofgärtners und tödtete in der Küche die Magd vor dem Herde. Nicht lange darauf saß ein Mann in der sogenannten Schnecke auf der Bank und es klopfte ihm Jemand auf die Achsel. Als er sich umsah, stand die Erschlagene hinter ihm und verschwand alsbald.

164.

Kindermörderinnen gehen um.

K. Aue.

a) In einem nun abgerissenen Hause gebar eine Magd, als sie Kartoffeln für das Vieh kochte, heimlich ein Knäblein. Da sie ihre Frau jeden Augenblick erwarten mußte und nicht wollte, daß diese Zeugin sei, beschloß sie, das neugeborne Kind schleunig zu tödten und that es zu dem Ende in die glühheiße Mischung von Kartoffeln und Wasser. Kaum gethan, trat die Frau ein, die das veränderte Aussehen der Magd bemerkte und durch Fragen auf den Grund zu kommen strebte. Sie versuchte sich zu entschuldigen und zu leugnen. Aber eben trieb die wallende Flüssigkeit ein Aermlein des Kindes empor und sie war entdeckt. Sie wurde festgenommen, gerichtet und enthauptet. Nach ihrem Tode erschien sie eine Zeit lang in der Küche.

b) Eine junge Witwe wurde schwanger, wußte ihren Zustand zu verbergen und gebar heimlich einen Knaben, den sie in einem Kasten verborgen ernährte. Sie war so vorsichtig, daß Niemand die Sache merkte, nur glaubte man zuweilen ein leises, unterdrücktes Geschrei zu hören. Das Füttern besorgte nächst ihr der eine ihrer

beiden älteren Knaben. So mochte das Kind drei oder vier Monate alt sein, als ein leises Gerücht umlief und seinen Weg zu der Obrigkeit fand, die strenge Haussuchung zu thun beschloß. Die Frau bekam Nachricht, tödtete das Kind und vergrub es in dem Garten hinter dem Hause. Unerwartet schnell erschienen die Beamten. Sie wurde vernommen, wußte aber durch einen Vorwand sich die Erlaubniß, das Zimmer zu verlassen, zu verschaffen. Schlau benutzte sie dieselbe, entwich durch die Hinterthür in den Park und ertränkte sich. Lange wartete man auf ihre Wiederkehr, bis man endlich argwöhnisch wurde und das Entweichen entdeckte. Man zog sie todt aus dem Wasser und alle Versuche, sie wieder zu beleben, scheiterten. Der Knabe, der das Geschäft des Fütterns mit der Mutter getheilt hatte, gestand, was er wußte; das Kind wurde in dem Garten gefunden. Es hatte einen Nagel in der Hirnschale. Man begrub die Frau auf dem Friedhofe, und da soll sie sich oft, auf ihrem Grabe sitzend, das ermordete Kind in dem Schoße, Vielen gezeigt haben.

165.

Das weiße Fräulein im Felsenschloß bei Buchfart.

Thür. Vaterlandskunde, 1823, S. 409.

Wenn vor alten Zeiten die ersten Schwalben in das Land einzogen und den Frühling verkündigten, da zog auch aus dem Felsenschlosse bei Buchfart ein wundersames Fräulein und eilte im weißen Gewande über die Berge und streckte schützend ihren goldenen Stab über die ganze Umgegend. Oder sie saß auf einem schönen weißen Hirsche und durchritt über Berge und Hügel die Fluren und Wälder bis über den Ettersberg bei Weimar. Kam aber der Herbst und nahete seinem Ende, dann zog das Fräulein scheidend von der Gegend mit ihrem Hirsche wieder in das Buchfarter Felsenschloß, wo sie den Winter verschlief, bis die lauen Frühlingslüfte sie wieder weckten.

166.

Die wilde Berta kommt.

Crusii annal. suev. p. I. lib. XII. c. 6. p. 339; p. II. l. VIII. c. 7. p. 266.
Flögel, Gesch. des Grotesken, S. 23.
Journal von und für Deutschland 1790, Bd. 2, S. 26 ff.
(Grimm. I, 358, 268.)

In Schwaben, Franken und Thüringen ruft man halsstarrigen Kindern zu: „Schweig oder die wilde Berta kommt!" Andere nennen sie Bildabertha, Hildabertha, auch wohl die eiserne Bertha. Sie erscheint als eine wilde Frau mit zornigen Haaren und besudelt dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Flachs nicht abspinnt, den Rocken. Viele Leute essen diesen Tag Klöße und Hering. Sonst, behaupten sie, käme die Perchta oder Prechta, schnitte ihnen den Bauch auf, nähme das Erstgenossene heraus und thue ihnen Häckerling hinein. Dann nähe sie mit einem Pflugschar statt der Nadel und mit einer Röhmkette statt des Zwirns den Schnitt wieder zu.

167.

Wahrzeichen der Thüringer Fluth in Erfurt.

H. J. Mayer u. J. Ritschl von Hartenbach, der Dom zu Erfurt. Erf. 1818. S. 39.

Am Erfurter Dom findet man außerhalb des Kreuzganges einen Karpfen eingehauen. Nach der Sage stand das Wasser bei einer thüringischen Fluth in sehr alter Zeit bis zu jener Höhe und als es verlief, blieb ein Karpfen zurück.

Noch eine ähnliche Sage aus jener oder einer anderen Fluth geht von dem an den kleinen Stufen befindlichen, jetzt nur noch entfernte Aehnlichkeit mit einem Hunde habenden Steine, bei dem sich noch ein Hund und ein Mann befunden haben soll. Man sagt, daß dieses ein Metzger sei, der sich bei der Fluth hieher gerettet habe.

168.

Das Läuten der Martins-Gans.

Binfard, Thür. Chronik, S. 163 ff.
Hogel's Chronik von Erfurt, S. 115.

Im Jahre 1224 hat es sich zu Erfurt zugetragen, daß zwei Dompfaffen auf St. Martini-Abend in einer Collation bei einander gesessen und ein herrlich Panket von allerlei köstlichen Speisen und Getränken mit ihrer Köchin gehalten haben. Wie sie nun in Fröhlichkeit bei einander sitzen, hat einer derselben zu dem andern gesagt: „Weil wir es dahin gebracht, daß wir also genügliche Zeit haben und täglich mit guten gewürzten Speisen uns ersättigen, so wäre es kein Wunder, wenn die Armen, die nimmer was Gutes zu essen haben, unsern Mist verzehrten.“ Darauf hat der andere geantwortet: „Ich hatte gleich Willens solches auch, wenn ihr mir nicht zuvor gekommen wäret, gegen euch zu gedenken.“ Während sie so reden, fällt das Gemach, darin sie gesessen, unter ihnen ein, und da ein garstiger Sumpf, darin allerlei Unflath aus den heimlichen Gemächern gelaufen war, darunter gewesen ist, sind sie mit einander in denselben gefallen und versunken, daß man keinen derselben weder todt noch lebendig jemals darin gesehen, noch hat finden können. Deswegen hat der Papst von ihren Gütern gestiftet, daß man jährlich auf den Abend St. Martini um 8 Uhr an allen Orten eine ganze Stunde lang ihnen zum ewigen Gedächtniß hat läuten müssen, wie denn dieser Brauch an vielen Orten noch vor kurzer Zeit üblich gewesen ist. Weil aber Niemand wußte, woher solches Läuten gekommen ist, ist es genannt worden „der Martins-Gans läuten“.

169.

Der sprechende Rabe.

Magica. Isleb. 1600, S. 60.
Menzel, Odin, S. 244.

Ein Erfurter Bürger rief einmal einem Raben zum Scherz zu, was er denke. Da antwortete der Vogel: „Ich denke an die alten Tage und an die ewigen Dinge.“

170.

Geschütz kehrt sich um.

Joach. Francius de bello german., p. 98.
Wolf, Deutsche Sagen, S. 514.

Während des dreißigjährigen Krieges bemerkte man zu Erfurt, daß mehreres Geschütz und Gewehr in dem Arsenal sich von selbst bewegte. Eine Kanone, die auf dem Walle lag, kehrte sich von selbst um und wandte die Mündung der Stadt zu. Das erweckte viel Staunen und Verwunderung, doch kannte man die Bedeutung der Erscheinung zuerst nicht, bis die Stadt nicht lange nachher eingenommen wurde; da sah man, was das hatte bedeuten sollen.

171.

Die Heiligen im Kloster Volkenrode.

Caesar heisterb. dial. mirac. VIII, 85.
Nicol. de Siegen. p. 343. ed Wegele.
Wolf, Deutsche Sagen Nr. 182, S. 293.
Paullini, zeitkürzende Lust. II, 210.
Siffried Presbyter lib. I. epitom.

In dem Cistercienserkloster Folcoldesrode (Volkenrode) in Thüringen lebte ein Abt, welcher die Reliquien der Heiligen hoch verehrte. Dieser hatte einmal des Nachts folgende Erscheinung. Er sah sich in die Kirche der heiligen Ursula zu Köln versetzt und erkannte, daß außerhalb dieser Kirche neben einer Mauer die Leichname von drei Jungfrauen begraben seien. Sofort begab er sich nach Köln, ging zu der Kirche und fand sogleich den Ort, welcher ihm in der Erscheinung bezeichnet war. Auch ging er zur Aebtissin, erzählte ihr Alles, was er im Traume gesehen hatte, und bat um die Erlaubniß, nachgraben zu dürfen, welche er auch bald erhielt. Man wies ihn zu einem Manne, Namens Ulrich, dem es oblag, die Körper der heiligen Jungfrauen herauszugraben. Dieser begann seine Arbeit und man fand zwei Sarkophage. In dem einen lag zwischen den Gebeinen ein sehr schöner Kamm. Diesen erbat sich der Gräber Ulrich und

erhielt ihn, steckte ihn dann in seinen Handschuh und mit diesem unter sein Oberkleid auf die Brust. Da hinderte er ihn aber am weiteren Graben; er nahm ihn also wieder heraus und legte ihn an den Rand der Grube. Zufällig ging eine von den Nonnen vorüber, sah und bewunderte den Kamm, steckte ihn zu sich und ging wieder weg. Als man auch den dritten Körper gefunden und alle drei in einen Schrein geschlossen hatte, wollte der Abt am folgenden Morgen mit dem theuren Heiligthume wieder in sein Kloster ziehen. In der Nacht aber erschienen ihm die drei Jungfrauen im Traume und sprachen: „Wir können nicht mit dir gehen.“ Der Abt frug bestürzt: „Warum nicht, geliebteste Herrinnen?“ Darauf gab die eine zur Antwort: „Weil ich meinen Kamm verloren habe, den mir meine Mutter schenkte, als ich mein Vaterland verließ.“ „Wer hat ihn denn, o Herrin?“ frug wieder der Abt und sie antwortete: „Als Ulrich den Kamm in seinem Handschuh auf den Rand der Grube legte, hat ihn eine der Schwestern, Namens Frideriedis, gestohlen.“

Des Morgens trat der Abt vor die Aebtissin und sprach: „Saget mir, wie heißt der Mann, welcher die Jungfrauen ausgrub?“ „Ulricus,“ war die Antwort. „Ist hier nicht eine Schwester, welche Frideriedis heißt?“ frug der Abt weiter und die Aebtissin entgegnete: „Ja, eine unserer Nonnen wird also genannt.“ „Dann lasset den Mann und die Nonne rufen,“ sprach der Abt, und als beide kamen, erzählte er von seiner Erscheinung in der vergangenen Nacht und die Nonne bekannte, daß sie den Kamm genommen hätte. „Dann gebt ihn mir zurück,“ sprach der Abt, „denn sonst wollen die drei Jungfrauen nicht mit mir gehen.“ Die Nonne gab ihm den Kamm. Am anderen Tage reiste nun der Abt weg und wurde mit großem Jubel in seinem Kloster empfangen, wo man die Reliquien an einem schicklichen Orte der öffentlichen Verehrung aussetzte.

In jener Zeit aber, wo Otto und Philipp um die Krone des deutschen Reiches mit einander stritten und Thüringen in großen Kriegsunruhen lag, verbarg man den Kirchenschmuck und die Reliquien. Die drei Körper wurden in eine Ecke unter das Dach gebracht, wo sie sicher lagen. Als aber die Unruhen im Lande zu Ende waren, gedachte Niemand der drei Jungfrauen und sie blieben vergessen in ihrer Ecke liegen. Darüber erzürnt, schlugen sie zu zweien Malen

heftig wider den Schrein, worin sie lagen, so daß es Jeder wohl hören konnte, und als das nichts half, erschienen sie dem Küster zweimal und ermahnten ihn, dafür zu sorgen, daß man sie wegthue von dem Orte, wo sie so verachtet lägen. Aber auch dieses half nichts. Siehe, da erschienen sie in einer Nacht während der Matutine am Eingange des Chores, verneigten sich zuerst gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch eine fast stets geschlossene Thüre die Kirche. Alle hatten das gesehen, aber jeder der Mönche meinte es allein gesehen zu haben.

Nach der Matutine ging ein Mönch zum Abte und erzählte ihm von der Erscheinung. „Die sah ich auch," sprach der Abt und alle Mönche kamen und sagten dasselbe. Da frug sie der Abt, ob sie nicht wüßten, was das zu bedeuten habe, und wer die drei Jungfrauen wären. Man rieth lange hin und her, endlich sprach ein Mönch: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen sein, welche wir von Köln empfangen und die noch unter dem Dache liegen?" Da liefen Alle zu dem Schrein und als sie ihn leer fanden, schickten sie den Abt nach Köln, damit er die drei Jungfrauen zurückhole. Als der Abt der Aebtissin den Vorfall erzählte und man die drei Körper auf derselben Stelle fand, wo sie vordem gelegen hatten, da sprach die Aebtissin zu dem Abte, der die Jungfrauen schon wieder mitnehmen wollte: „Nein, nein, die lieben Herrinnen sind uns gar willkommen, sehr willkommen; und da sie bei euch nicht bleiben wollten, werden wir sie wahrlich nicht wieder zurücksenden." Da gaben sie ihm ein Haupt einer anderen Jungfrau, und mit dem mußte der Abt sich begnügen und zog traurig seiner Wege.

172.

Die Kirche zum heiligen Kreuz in Sondershausen.

Thuringia 1843, S. 747.
Thüringen und der Harz II, 13.

Auf einem Steine, welcher an der Mitternachtsseite dieser Kirche eingemauert ist, befindet sich eine alte Inschrift, wornach die Kirche am 7. September 1392 zu bauen angefangen worden ist. Von ihrer Erbauung erzählt man diese Sage.

Ein Schäfer, Namens Kirchberg, hütete die Schafe am Frauenberge. Er wollte sich von einem Hankelbusche einen Stock abhauen, da erblickte er ein grünes Kreuzchen. Anfänglich entsetzte er sich darüber, er hieb aber den Stock doch ab und sah, daß das Holz blutete. Er zeigte dieses der Obrigkeit an, welche die Geistlichkeit zu Rathe zog und von dieser die Antwort erhielt, daß man das Kreuz in Gold fassen und demselben zu Ehren eine Kirche bauen solle. Dieser Rath ist auch befolgt worden und zum Andenken bewahrte man nicht nur das in Gold gefaßte Kreuz, sondern auch ein Stück der Barte, womit es abgehauen worden war, als Reliquien in der Kirche auf. Das Kreuz, der Schäfer und die Barte wurden über der Thür, die Schafe aber an den äußeren Pfeilern der Kirche in Stein ausgehauen. Das in Gold gefaßte Kreuz wurde bei der Plünderung im Bauernkriege entwendet. Den Schäfer hat der Sturmwind herunter gerissen, das Ueberbleibsel der Barte ist bei dem Brande 1621 verloren gegangen und die Steine, an denen die Schafe ausgehauen waren, sind abgenommen worden, als man die Pfeiler mit Dächern versah.

173.

Der Frauenberg bei Sondershausen.

Vrgl. Thüringen und der Harz, Bd. VII, p. 49—59. Jovius Schwarzb. Chronik.

Bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg liegt gegen Abend ein hoher Berg, der Frauenberg, auf dem ehemals ein heiliger Hain und in demselben das Bild einer Göttin, der Jecha, gestanden haben soll. Auch sei man fleißig zu ihr auf den Gipfel des Berges gewallfahrtet und habe ihr reichliche Gaben an Wildpret und Geflügel als Opfer dargebracht. Am häufigsten sei dies zur Zeit des heutigen Osterfestes geschehen, wo der lieben Frau, so nannte man sie, viel dargebracht wurde. Nach Einführung des Christenthums verschwand aber ihr Bild und die Mutter Maria nahm ihre Stelle ein, der von Bonifacius auf dem Berge ein Tempel erbaut wurde. Auch zu diesem wallfahrtete man und brachte reichliche Opfer dar. So berichtet die Volkssage. Die Zeit hat jede Spur eines Tempels vertilgt und der heilige Hain ist gleichfalls verschwunden, aber noch

immer besteigt das Volk am dritten Ostertage den Berg in großen Schaaren. Der Grund und die Bedeutung dieser Sitte ist ihm selbst nicht bekannt; es ist einmal so der Brauch. Man geht hin, mag es regnen oder schneien, ergötzt sich an der schönen Aussicht und nimmt von den kleinen Schraubenschnecken, die nur an diesem Berge vorkommen, einige als Andenken mit zurück.

An denselben Frauenberg ist noch folgende Sage geknüpft. Der Berg ist innen ganz hohl und in dem hohlen Berge ist ein großer See. Ueber den See ist ein blauer Himmel ausgespannt, an dem viele Sterne glänzen und sich gar herrlich in dem klaren Wasser wiederspiegeln. Auf der ruhigen Wasserfläche rudert aber seit Anbeginn der Welt in ewigen Kreisen ein silberweißer Schwan, der in seinem Schnabel einen goldenen Ring hält. Wenn der Schwan diesen Ring einmal fallen läßt, dann geht die Erde unter und das Ende der Welt ist da.

174.

Der Spatenberg.

Mündlich.

Ein junger Bürger der Stadt Sondershausen war, obschon redlich, fleißig und geschickt, einstmals in große Noth gerathen. Harte Gläubiger drohten mit Auspfändung; gänzliche Zerrüttung seines kaum begründeten Hauswesens stand ihm bevor; er sah sich schon im Geiste mit Frau und Kindern bitterem Mangel preisgegeben. Ein Gang in das Freie sollte seinem beklommenen Herzen für kurze Stunden Erleichterung verschaffen. Bald zog es ihn mit seinem Weh in Waldeseinsamkeit. Er stieg den Göldener hinan, bis ihn auf der Höhe des Spatenberges der grüne Rasenteppich im Schatten alter Buchen zu kurzer Rast einlud. Da mochte er nun in lauten Klagen der Trauer über sein Mißgeschick Worte geben. Doch schickt er sich endlich an zum Weitergehen, als ihm plötzlich eine wunderholde Jungfrau in das Auge fällt, die in Trauergewändern und weinend auf einem bemoosten Steine am Eingange der Höhle des Spatenberges (des sogenannten Jungfernloches) sitzt. Sein Mitgefühl wird bei diesem Anblick noch reger, je tiefer seine eigene Wehmuth ist, er kann

es nicht unterlassen, dem lieblichen Frauenbilde näher zu treten und nach den Ursachen ihres Kummers theilnehmend zu forschen. Sie aber meint, ihr Leid sei viel zu groß, als daß sie Andere durch dessen Mittheilung betrüben könne, und nur darin sehe sie Linderung, daß sie fremde Thränen zu trocknen suche. So habe sie nun von ihm unbemerkt vernommen, was ihn bekümmere, und es gewähre ihrer schmerzerfüllten Seele gar süßen Trost, daß sie ihm helfen könne. Als sie dem Erstaunten das gesagt, heißt sie ihn, ihr in die gedachte Höhle zu folgen. Nachdem sie mehrere düstere Gänge durchschritten, treten sie endlich in ein wundersam erhelltes Gemach, in dessen Mitte eine mit Geld und Schätzen angefüllte Truhe steht, aus der der Begleiter der Jungfrau auf ihr Geheiß soviel Goldstücke entnehmen muß, als nach seiner Meinung hinreichen, um seiner Verlegenheit abzuhelfen. Doch muß er der Holden heilig versprechen, daß er nach Jahresfrist zur bestimmten Stunde an einem gewissen Tage dieselbe Summe an denselben Ort zurückbringen wolle, weil ihr selbst im Falle seines Ausbleibens großes Unheil widerfahren könne. Nachdem der Erfreute das versprochen, entläßt ihn die Jungfrau freundlich mild. Natürlich war er nun seiner Angst und Noth enthoben, und was er ferner von diesem Tage an beginnen mochte, es gedieh ihm sichtlich. Nicht allein, daß er seine Gläubiger befriedigen konnte, er war auch zur bestimmten Frist im Stande, das empfangene Darlehen seinem Versprechen gemäß zurückzugeben. Dankbaren Herzens schickt er sich auch dazu an. Doch im Alltagsgewande kann er nicht zu seiner edlen Wohlthäterin gehen, und der lügnerische Schneider hatte den rothen Sonntagsrock nicht zur rechten Zeit gebracht. Endlich, will er mit der rechten Stunde nicht auch den rechten Tag versäumen, geht er ungeputzt. Doch als er den Bergweg hinaufsteigt, scheint es, als ob die Wipfel der Buchen klagend seufzen. Mit großem Bangen naht er der Höhle. Keine Jungfrau ist zu sehen, darum geht er hinein, und findet sich endlich wieder in seinem Gemache. Aber was muß er sehen. Die helfende Jungfrau liegt mit gramentstellten, schmerzliche Anklagen für ihn verkündenden Zügen eben verscheidend am Boden. Schauerliches Düster hüllt den Erschrockenen ein. Nur der Schatz in der geöffneten Truhe funkelt unheimlich. Ein lange verhaltener Seufzer zittert durch das Gemach. Da wirft der zu spät Gekommene

in seiner Seelenangst, sich fromm bekreuzend, das Geld in die Truhe, die alsbald zuschlägt und mit der todten Jungfrau verschwindet. Ein fürchterliches Brausen erhebt sich. Der von Schrecken Betäubte flieht aus dem Gemache, welches hinter ihm zusammenstürzt, und aus den Gängen der Höhle, die ihm mit einemmale verfallen scheinen. Den fast Hinausspringenden trifft ein sich lösender Stein so heftig an einer Ferse, daß er kaum im Stande ist, bergab nach Hause zu hinken. Athemlos kam er heim. Allein er wurde nicht wieder recht froh, obschon seine Habe sich mehrte und keine Noth ihn bedrückte. Doch mußte er von jenem Tage an stets Pantoffeln tragen, mit denen er selbst zu Pferde stieg, wenn ihn der Handel oder der Feldbau aus den Thoren der Stadt führte. Auch behielt er bis in sein spätes Alter die Gewohnheit bei, beständig mit dem rothen Bratenrocke und dem dreieckigen Hute angethan zu sein, mit welcher Bekleidung er sich sogar zum Mittagsschläfchen niederzulegen pflegte — wohl, um jener vielbeweinten Versäumniß täglich reuig eingedenk zu sein. Alte Leute sahen noch den bejahrten Mann, von dem man es erzählte, öfter mit Hut und Bratenrock auf dem Ruhebette liegen, öfter, mit Pantoffeln angethan, das Feld durchreiten.

175.

Einzingen ist die Mitte der Erde.

Mündlich.

In Einzingen bei Allstedt liegt ein Kieselstein, welcher voll Hufnägel geschlagen ist. Diese soll ein Schmied hineingeschlagen und gesagt haben: „So wahr ich Hufnägel in einen Kiesel schlage, so wahr ist Einzingen die Mitte der Erde.“

176.

Die Nobisschenke.

G. Hesekiel, Frau Schatz Regine, II, 99.

Die Nobisschenke war etwa eine Stunde vom Strande der Unstrut entfernt und ein altes Besitzstück des Hauses auf dem Werder

und war seit undenklichen Zeiten in Erbpacht ausgethan. Die Nobisschenke war auch der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk der ganzen Umgebung. Man sagte, wer in der Nobisschenke nicht Karten spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel den Spielern Späne schnitzen zum Anbrennen ihrer Tabakspfeifen. Andere sagten auch, in der Nobisschenke sei es ungefähr ebenso wie im Himmel.

177.

Die Schlüsseljungfrau von Nebra.

Hesekiel a. a. O. II, p. 103 ff.

Unweit der Nobisschenke, dicht am Ufer des Sees, liegt ein Steinblock, aus welchem die rostigen Köpfe von drei großen eisernen Nägeln hervorragen, welche die Bauern hier eingeschlagen haben zum Zeichen, daß hier der Mittelpunkt der Erde ist. Auch zeigt sich hier in stillen Winternächten die Schlüsseljungfrau von Nebra; sie läßt aber nur ihre rechte Hand sehen, in welcher sie eine Laterne trägt, sonst ist sie unsichtbar. Die Schlüsseljungfrau von Nebra hatte einst auf diesen Stein das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde gekommen war. Die Liebesleute kosten mit einander drüben im Eichengebüsch, als aber die Leichtsinnige zu dem Stein wieder zurückkehrte, da hatte sie ihre Unschuld verloren und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr. Das hatte der Nix geholt und es war der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht das unglückliche Wesen allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte, man sieht es aber nie und nur in dunklen Nächten seine rechte Hand, weil es darin eine Laterne trägt.

178.

Der Jäger Claus in Herrengoßerstedt.

Hesekiel a. a. O., S. 199 ff.

Vor Zeiten war ein Jäger Claus bei der Herrschaft in Herrengoßerstedt, bei den edlen Marschällen in Thüringen, auf die Spring-

wiese hinter Eckardsberge gegangen und hat dreimal auf ein Reh geschossen, es aber jedesmal gefehlt. Zornig deshalb ging er heimwärts. Da begegnete ihm am Pfaffenborn ein unbekannter Mann, der wie ein Jäger gekleidet war und eine graue Mütze trug. Der spottete des ungeschickten Schützen und fragte zuletzt, ob er ihn lehren solle, alle Tage drei sichere Schüsse zu thun. Das war dem Claus willkommen und er sagte, daß er Alles thun wolle, was der Fremde von ihm verlange. Der gab ihm nun eine Wurzel, und befahl ihm damit drei Schüsse zu thun. Claus that die Schüsse, den ersten nach der Sonne, den zweiten gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, den dritten nach einem steinernen Kreuz, das am Pfaffenborn stand. Von dem Tage an trug Claus die Wurzel bei sich und hatte alle Tage drei sichere Schüsse, nicht mehr, und kam dadurch zu ganz gewaltigem Ansehen im Lande, bis er eines Morgens erschlagen gefunden wurde am Pfaffenborn auf der Springwiese.

179.

Der Lieper Heidenbaum.

Hesekiel a. a. O.

Dieser Baum war eine Eiche, ihrer Größe, ihrer Schönheit und ihres Alters wegen berühmt in der ganzen Gegend. Man konnte sie sehr weit sehen, wo nicht Hölzer den Blick hemmten. Aber nicht blos deshalb war die Eiche berühmt, es knüpften sich auch allerlei Sagen daran. Kein Landmann würde es gewagt haben, sich in ihrem Schatten auszuruhen, und zehrendes Fieber überfiel den, der unter ihren Zweigen auch nur hinschritt, mit einem Worte, der „Lieper Heidenbaum“ beschattete einen beschrieenen Platz.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Jeder, der an einem beschrieenen Platze vorbeikam, einen Stein darauf warf oder eine Scherbe, einen Baumast oder was er sonst gerade zur Hand hatte, damit der Platz kenntlich sei und ihn nicht ein Unkundiger betrete, seinem Leibe oder gar seiner Seele zum Schaden. Auch wurden diese Schreckensorte mit Dornen eingefaßt oder auch mit einem Erdwall und Graben umzingelt, wodurch dieselben schon von Weitem wüst und unheimlich erscheinen mußten.

180.

Die Kelle zwischen Nordhausen und Ellrich.

Vergl. Thüringen und der Harz, Bd. VIII, p. 284.

Von dieser Höhle und dem darin befindlichen See leben viele Sagen im Munde des Volkes, und allgemein ist in der Umgegend der Glaube verbreitet, daß sie alljährlich ein Menschenopfer fordere. Um die Wassergeister zu versöhnen, stellte man sonst alle Jahre Processionen nach dieser Höhle an. „Es ist aber solche vermeynte Versöhnung folgender massen geschehen. Auff dem Berge gegen die Höhle oder Kelle über ist eine Capelle S. Johanni geheiliget, in diese ist ein Priester aus Ellrich alle Jahr zu gewisser Zeit, in Begleitung seiner Pfarr-Kinder und andern Benachbarten der Höhle, in voller Prozession mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern derer Heiligen gegangen, so bald nun daselbst der heilige Johannes genugsam verehret worden, hat derselbe mit eben der Prozession sich fort nach der Höhle gemachet, und in dieselbe ein Creutz hinabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

Kommt und kuket in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle."

Diese Prozessionen haben schon längst aufgehört. Auch Nixensagen gibt es von dem See in der Kelle.

181.

Der Pfahlborn und die Dreiherrnbuche bei Guntersberge.

Thüringen und der Harz, VIII, p. 224.

Merkwürdig ist der eine halbe Stunde hinter Friedrichshöhe bei Guntersberge liegende eiserne Pfahlborn und die Dreiherrnbuche. Die Grenzen von Anhalt, Braunschweig (Reinstein), Stollberg und ehedem auch Hohestein liefen nämlich hier in so schmalen Streifen an einem Borne zusammen, daß nach der Sage die Herren dieser vier Länder einst Jeder einen eisernen Pfahl in sein Land geschlagen, dann

eine Tischplatte darüber gelegt und alle dann zusammen gegessen haben, doch so, daß Jeder in seinem Lande saß. So erzählt es das alte 1608 geschriebene Saulbuch. Als aber Hohestein später ausstarb und die vier Grenzen nun in drei zusammenfielen, auf welcher Stelle ehedem eine starke Buche stand, die Dreiherrnbuche genannt, so hat die spätere Sage den oben erzählten Vorfall nachher an diese Buche verlegt.

182.

Der Mönchsstein bei Veßra.

Thüringen und der Harz, VIII, p. 36.

Wenn man von Veßra das Thal aufwärts geht, so findet man in der Nähe der Zollbrücke unterhalb Tappelsdorf auf einer Wiese einen mächtig großen Stein, den das Volk den Mönchsstein nennt. Ein Mönch aus dem Kloster Veßra soll diesen zur Buße bis an diese Stelle fast eine Stunde Wegs auf seinen Achseln getragen und dadurch zugleich das Klostergebiet bis an diesen Stein erweitert haben.

Der Geschichtsschreiber Junker führt in seiner Handschrift „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg“ an, daß der Mönch sich bei der Erbauung des Klosters erboten, den großen Stein eine merkliche Weite zu tragen, mit der Bedingung, daß Graf Gotebaldus dem Kloster so viele Wiesen als weit er den Stein trage, schenken sollte. Dann habe er den Stein vom Kloster eine gute Stunde Wegs bis auf die Wiesen unterm Dorfe Tappelsdorf getragen und sei dann todt niedergefallen.

183.

Der Bauer und das Männlein auf dem Kyffhäuser.

Ein Bauer aus Gehofen wurde auf dem Wege nach Nordhausen von einem Männlein befragt, ob er ihm nicht seine Frucht verkaufen wolle. Da der Bauer nichts dawider hatte, so deutete ihm das Männlein an, den Berg hinauf zu fahren. Als sie nun zusammen oben angelangt waren, mußte er die Säcke vor einer Maueröffnung abladen und dann in eine Halle folgen, in der rings an den Wänden

große Kasten standen, welche sämmtlich mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt waren.

„Hier," sagte das Männlein zu dem Bauer, welcher mit lüsternen Augen die funkelnden Schätze betrachtete, „nimm dir, soviel du in Nordhausen für dein Getreide erhalten haben würdest, aber ja nicht mehr. Hörst du?" „Ja, ja!" entgegnete der Bauer, griff mit vollen Händen in einen Kasten, welcher große Goldstücke enthielt, und steckte, da er bemerkte, daß das Männlein nicht auf ihn achtete, soviel davon ein, als seine weiten Taschen zu fassen vermochten. „So," sagte er, „nun habe ich meine Bezahlung und will nun machen, daß ich nach Hause komme." „Du hast aber doch nicht mehr genommen als dir zukommt?" „Ei, behüte und bewahre!" „Wirklich nicht?" fragte das Männlein streng und blickte dem Bauer scharf in die Augen. Der aber entgegnete ganz ruhig: „Keinen Pfennig mehr! Leb' wohl!" Das Männchen sagte: „Leb' wohl!

Doch hast du mich belogen,
so hast du dich betrogen!"

Der Bauer hörte diese Worte noch, als er den Berg hinabfuhr, und da er fürchtete, das Männlein werde ihm, wenn es den Betrug bemerke, nachfolgen und einen Streich spielen, so hieb er tüchtig auf seine Pferde und gelangte auch bald in ein am Fuße des Berges gelegenes Dorf. Hier wollte er die ermüdeten und vom Schweiße triefenden Rosse etwas verschnaufen lassen und bei der Gelegenheit sein Geld zählen. Kaum hatte er seine Pferde versorgt, so ging er in eine Stube und leerte seine Taschen. Aber was sah er da? Die großen funkelnden Goldstücke hatten sich in blinde, bleierne Münzen verwandelt.

Kaum hatte sich der Bauer einigermaßen von seinem Schrecken erholt, so lief er eiligst wieder zum Kyffhäuser zurück. Der Weg wurde ihm entsetzlich sauer, denn das vorher schöne Wetter war plötzlich umgeschlagen, unendlicher Regen strömte vom Himmel herab, in der Ferne zuckten Blitze, der Donner rollte und ein wilder Sturm durchsauste die Wipfel der Bäume. Endlich langte er oben an, da umgab ihn aber so dichter Nebel, daß er kaum drei Schritte weit vor sich sehen konnte. Aengstlich und immer ängstlicher lief er in der alten Burg umher, schrie nach dem Männchen, bekannte seine Schuld

und bat auf das beweglichste nur um das, was ihm zukomme. Aber kein Männchen erschien; da ward er zuletzt zornig und fing an zu schimpfen und zu fluchen. Nun erhielt er von unsichtbaren Händen so viele und so gewichtige Ohrfeigen, daß ihm die Backen schwollen und er eilends den Berg wieder hinunter stürzte; hinter ihm her ertönten unter lautem Hohngelächter die Worte:

„Hast du mich belogen,
so hast du dich betrogen."

184.

Der Wichtel Rache.

Am rothen Berge im Bechstädter Felde bei Kammerforst hielt sich vor alten Zeiten tief im Schoße der Erde eine Wichtelcolonie auf. Die kleinen Wesen zeigten sich gegen die Einwohner des Dorfes, mit denen sie zuweilen in Verkehr kamen, immer freundlich und freigebig, nur mußte man sich wohl in Acht nehmen, sie nicht zu beleidigen, denn sie waren empfindlicher Natur, dabei boshaft und rachsüchtig.

Einst ackerte ein Bauer aus Kammerforst auf seinem Felde am rothen Berge. Als er nach einiger Zeit an den Pflug gelehnt, ein wenig ausruhte und verschnaufte, vernahm er unter sich tief in der Erde ein dumpfes Gemurmel. Daß dieses von den Wichtelmännern herrühre, war ihm gewiß, und neugierig, was die kleinen Leute unter der Erde wohl treiben und verhandeln möchten, legte er lauschend sein Ohr auf den Boden des Ackers. Da hörte er starkes Klopfen, wie wenn Jemand heftig an eine Thür pocht, und dazwischen rief eine Stimme: „Knetet euren Teig und bringt die Kuchen rasch in's Backhaus!"

Der Wichtel, welcher die Weiber zum Kneten rief, ging wahrscheinlich, wie die Bäckerjungen thun, weiter, und rief einen andern Haushalt, denn nach kurzer Weile ließ sich dasselbe Klopfen hören und der Bauer vernahm dieselben Worte; wieder war es still, dann geschah dasselbe Klopfen mit derselben Aufforderung. „Wenn da unten gebacken wird," rief der Bauer aus Leibeskräften, „so will

ich mir ein tüchtiges Stück Kuchen bestellen!“ Keine Antwort erfolgte, Alles blieb ruhig.

Als nun die Mittagszeit heranrückte und die Thurmuhr in Kammerforst das Zeichen zur Rast gab, schirrte der Bauer sein Pferd ab und ritt nach Hause. Noch war aber das Feld nicht vollständig geackert, deshalb zog er Nachmittags mit dem Gaule noch einmal hinaus, die übrige Arbeit zu thun; aber wie staunte der Mann, als er auf der Pflugschar ein großes Stück Kuchen fand, so warm und frisch, als sei er eben erst aus dem Ofen gekommen. Der Bauer ging lange mit sich zu Rathe, was er wohl thun solle, der Kuchen roch aber so lieblich und einladend, daß er zuletzt alle Bedenken beiseite ließ und den Kuchen verzehrte.

Er schmeckte vortrefflich. Noch war der Bauer damit nicht ganz fertig, da stand plötzlich ein kleines häßliches Männchen mit einem gewaltig dicken Kopfe und verfilzten Haaren neben dem Pfluge. Der Bauer erschrack, daß ihm der Bissen im Munde stecken blieb; das Männchen aber lächelte und fragte ganz freundlich: „Nun, hat dir der Kuchen geschmeckt?“ „Ei freilich,“ antwortete der Bauer, dem die freundliche Frage Muth zur Antwort gegeben hatte, „könnte ich nur täglich ein solches Stück Kuchen verzehren!“ „Dazu kann wohl Rath werden,“ entgegnete der Wichtelmann; „sobald du Lust nach Kuchen hast, so schlage nur mit dem Rüthchen, das du oben am Gewendesteine finden wirst, an die Ofenröhre und sprich:

„Eins, zwei, drei,
Wichtel, schaff' Kuchen herbei!“

Du darfst aber keinen Kuchen verschenken, auch nicht verplaudern, woher du den Kuchen hast.“ Nach diesen Worten war der kleine Mann wieder verschwunden.

Erfreut über diese tröstliche Zusage, trieb der Bauer seinen Gaul an, pfiff ein lustiges Lied und pflügte seinen Acker; als er aber an den genannten Gewendestein kam, lag richtig die versprochene Haselgerte da. Sorgfältig verbarg er sie unter seinem Wams, und so oft ihn später das Verlangen nach Kuchen ankam, und es stellte sich oft ein, schlug er mit der Gerte an die Ofenröhre, sagte sein Sprüchlein und fand jedesmal ein großes Stück des besten Kuchens.

Nach einiger Zeit war Hochzeit in seinem Hause; seine Tochter hatte ein reicher Bursche des Dorfes geheiratet. Bei dieser Hochzeit ging es gar hoch her, die ganze Freundschaft und Verwandtschaft war geladen und die Gäste ließen sich's trefflich schmecken, so daß bald Alles im Hause aufgezehrt war. Um Mitternacht verlangen die Gäste nochmals Kuchen, und obwohl der Hochzeitsvater ihnen versichert, daß auch nicht das kleinste Stückchen mehr vorhanden sei, so bestehen sie dennoch auf ihrer Forderung und verspotten und höhnen den Bauer, daß er seine Gäste hungrig wolle heimgehen lassen.

Solcher Hohn und Spott war dem Bauer ärgerlich und empfindlich. „Ei," dachte er, „es wird ja nichts schaden, wenn du einmal die Vorschrift des Wichtels übertrittst," und schnell griff er nach der Haselruthe, ging damit zur Ofenröhre und sagte sein Sprüchlein her. Nach kurzer Weile lag ein großes Stück Kuchen darin. Er setzte ihn seinen Gästen vor und diese fanden ihn so vortrefflich, daß sie noch mehr verlangten. Nochmals schlich der Bauer mit seiner Gerte zum Ofen, wiederholte sein Zauberwort, aber als er die Röhre öffnete, fand er darin nicht Kuchen, sondern, o Schrecken! einen Saukoth.

Sogleich stieß er in seinem Aerger einen Fluch über die heimtückischen Wichtel aus und drohte den ersten, der ihm wieder in den Weg komme, halbtodt zu schlagen. „Nimm dich in Acht," antwortete eine dumpfe Stimme, welche der Bauer als des Wichtels Stimme erkannte, „daß nicht an dich zuerst die Reihe kommt."

Noch saßen die Gäste lustig und guter Dinge am Tische und tranken aus großen Krügen einander den Abschied zu, da ging die Scheune des Hofes in Flammen auf, und wie sehr man sich auch bemühte, dem Feuer Einhalt zu thun, in kurzer Zeit war auch das Wohnhaus ergriffen und ehe der Morgen graute, lag der ganze Hof in Schutt und Asche, den Bauer aber fand man todt und entstellt hinter einer Lehmwand liegen.

Die Wichtel sollen darauf ihre Stätte für immer verlassen haben und in den Hainich gezogen sein.

185.

Teufelskirche.

Jäger, Briefe über die hohe Rhön, II, 49.
Melissant's Bergschlösser, S. 181.
(Grimm, I, 274, 196.)

Auf der Rhön stehen oben Basaltfelsen gethürmet. Der Teufel, als man im Thal eine Kirche bauen wollte, zürnte und trug alle Bausteine hin auf den Berg, wo er sie nebeneinander aufstellte und kein Mensch sie wieder heruntertragen konnte.

Man erzählt, da, wo der Teufel einmal einen Stein hingelegt habe, könne man ihn nicht wegbringen, denn so oft man ihn auch wegnehme, lege der Teufel einen anderen oder denselben wieder eben dahin.

III.

Aberglaube, Sitten und Gebräuche.

1. Advent.

1. Am Vorabende des Andreastages schütteln die ledigen Frauenzimmer den Zaun und nehmen einen Gänserich in ihre Mitte; diejenige, zu welcher sich dieser zuerst dreht, bekommt zuerst einen Mann; oder sie legen sich in die Stube, stecken den Kopf in die Ofenblase und horchen, um aus dem Wallen des Wassers das Gewerbe ihres zukünftigen Mannes zu hören. Pflege Reichenfels.

2. In der Andreasnacht, anderwärts in der Neujahrsnacht, kehren die Mädchen ganz entkleidet ihr Zimmer, dann sehen sie ihren Zukünftigen. Sie dürfen sich aber dabei nicht umsehen, sonst sterben sie.

3. Am Andreastage steckt man Ebereschenzweige in Wassertöpfe, deren junge Triebe wohl zu Weihnachten mit Zuckerzeug behangen werden. Die Kinder ziehen Abends verkleidet umher. Mädchen essen Hering, um ihren Zukünftigen im Traume zu sehen; Andere sprechen, vor ihrem Bette stehend, folgenden Spruch:

Dees Mees (deus meus?)
Komm mein lieber Andres,
Laß' mir doch erscheinen
Den Herzlieben meinen!
Soll ich mit ihm fröhlich sein,
Laß' ihn erscheinen mit Semmel und Wein!
Soll ich mit ihm leiden Noth,
Laß' ihn erscheinen mit Wasser und Brod!
Soll ich mit ihm bleiben hier,
Laß' ihn erscheinen mit einem Glas Bier!
Soll ich mit ihm ziehen über Land,
So gieb ihm einen Stock in die Hand!

Die Ueberlieferung sagt, daß dem Mädchen, welches mit diesem Spruche Gespött triebe, in derselben Nacht der Hals umgedreht werde.

4. Am Tage Andreas, in der ersten Woche des Advents, tritt des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr an die Bettstelle mit den Worten:

> Bettbrett, ich tritt dich,
> Heiliger Andreas, ich bitt' dich,
> Laß mir erscheinen
> Den Herzallerliebsten meinen.

worauf dir dein Zukünftiger erscheinen wird im Traume. Siehst du dagegen die Gestalt eines Geistlichen im Ornate mit dem Kelche in der Hand, so bist du in diesem Jahre dem Tode verfallen.

5. Die Witterung in den Adventssonntagen ist das Vorzeichen der Witterung für den ganzen Winter.

Schwarzburg=Sondershausen. Verhandl., p. 254, 255.

6. Wenn es schneit, schüttelt Frau Holle ihre Betten.

7. Adventsreiter ist in Schmalkalden eine sagenhafte Person, welche während der Adventszeit in den Straßen umherreitet und ihren Kopf, den sie unter dem Arme trägt, hinter den Kindern, die sie antrifft, herwirft. Vilmar. ibid., p. 4.

8. In der Adventszeit dürfen keine Erbsen und Linsen gegessen werden, sonst gibt es Schwären im zukünftigen Jahre.

9. Will man blühende Kirschen= oder andere Obstzweige in der Stube haben, so müssen solche Barbara (4. December) abgeschnitten werden.

10. Am St. Thomastage (21. December) knieen Mitternachts die Mädchen unten auf's Bettbrett und sagen:

> Bettbrett, ich knie dich,
> Herschedame, ich bitt' dich,
> Laß mir erschein'
> Den Herzallerliebsten mein.

11. „Instruction für den Knecht Rupprecht", welche im Jahre 1702, den 1. December von dem fürstl. Hennebergischen Landesconsistorio in Schleußingen gegeben wurde:

1. Sollten die Scholaren vorher jedesmal und zwar im Beisein des Rectors die Actus tentiren, damit er denjenigen, so er bei diesen als unanständig observiret, es sagen möge, wie sie

denn auch zuvor demselben jederzeit anzuzeigen haben, wo und in welchen Häusern sie eingelassen werden.

2. Sollte der Anfang zum Herumgehen und Agiren bald nach 4 Uhr gemacht, und dieser nicht länger als auf den Nikolausabend eine Stunde, auf den Weihnachtsabend aber drei Stunden währen, jedoch könne man wohl zugeben, daß sich einer von den genannten Knechten Ruprecht's ein wenig Zeit vorher zur besseren Erhaltung des hier unten abgezielten Zwecks, sehen lassen möge.

3. Sollten die Knechte Ruprecht's dann auf den Nikolausabend nicht mehr als einer, auf den heiligen Weihnachtsabend aber drei hiermit zugelassen werden, sich einer mehreren Modestie, als bisher, befleißigen, der Peitschen, allen und jeden Tumultuirens und Schreiens, auch andern Alfanzereien, unartiger Händel, Gestikulationen und häßlichen Gebärden und Kleidungen gänzlich enthalten, als wodurch der diesfalls intendirte Spaß nicht allein gehindert, sondern auch allerhand Aergerniß gegeben werden könne.

4. Sollten nicht allein ermeldete Knechte sich unterstehen, bald in dieser, bald in jener Gasse allein herumzulaufen, oder auch die Leute mit Schlägen und sonst ungebührlich zu traktiren, sondern auch ein Jeder, so zu denselben gehört, sich in Allem dergestalt verhalten, damit man hierdurch zu einer scharfen Verordnung nicht Anlaß bekommen möge.

12. An einem Quatember fährt kein Bauer in's Holz, spannt überhaupt nicht gerne an, sonst hat er Unglück.

13. Aus demselben Grunde wechselt man seine Wohnung nicht gerne an diesem Tage; auch darf nicht gemäht werden.

14. Stehen die Quatember am Ende des Monats, so wird das Korn für das Jahr billig, theuer dagegen, wenn sie nach dem Ende des Monats fallen.

15. Regnet's an einem der Quatember, so bedeutet das ein nasses Vierteljahr.

---

2. Weihnachten und Dreikönigstag.

1. Von jenen uralten, durch ganz Deutschland gekannten, kindererfreuenden und kindererschreckenden Weihnachtsgestalten, welche in der Dämmerung der Adventabende und zwölf Nächte unter allerlei Namen umherschleichen, haben in Thüringen der Herscheklas, Knecht Ruprecht und das Christkindchen ihr Dasein und Leben, wenn auch abgeschwächt und ermattet, noch an vielen Orten gefristet. In der Umgegend von Eisenach, im Werragrunde und auf der Rhön hält der Herscheklas (St. Nicolaus) oder der Knecht Ruprecht am Nicolausabende theils allein, theils vom Christkindchen begleitet, seinen Umgang. Der Herscheklas war oder ist gewöhnlich in einen umgekehrten Schafpelz oder vom Kopf bis auf die Füße herab in Erbsstroh gehüllt, hat eine erschreckliche Maske vor dem Gesicht, auf dem Kopfe eine Perücke von Werg oder Stroh, am Halse eine Kuhschelle, um den Leib als Gürtel eine eiserne Kette; in der Hand führt er eine große Birkenruthe, auch wohl eine Rassel, und auf dem Rücken hängt ihm ein großer Sack mit Aepfeln und Nüssen. In dieser und ähnlicher Vermummung tritt er an dem ihm geheiligten Abende in die Häuser ein, worin kleine Kinder sind, erkundigt sich bei den Eltern nach dem Betragen derselben, examinirt sie, läßt sie beten und wirft den artigen, folgsamen Kindern seine Gaben als Belohnung in die Stube, die unfolgsamen aber, welche kein Gebet hersagen können oder wollen, straft er mit der Ruthe, oder macht Miene, sie in seinen großen Sack stecken und mitnehmen zu wollen. In dieser Weise trat Klas-Ruprecht früher fast überall auf; jetzt mag seine alte Rauhheit an den meisten Orten sich etwas gemildert und abgeschliffen haben.

Begleitet das Christkindlein seinen Umzug, so theilt dieses gewöhnlich aus dem Körbchen, das es am Arme trägt, die Aepfel und Nüsse aus und jenem verbleibt nur das Amt der Züchtigung. Meist aber geht dasselbe, und zwar allein, erst am Weihnachtsabende umher, doch hie und da auch zu dieser Zeit in Gesellschaft des Klas-Ruprecht. Ein Mädchen in weißer, mit rothen Bandstreifen ausgeputzter Kleidung, mit einem rothen Gürtel um den Leib, einer weißen Haube auf dem Haupte und einem gleichen Schleier vor dem Gesichte,

mit einer Klingel, auch wohl mit der Ruthe in der Hand, kommt in die Häuser zur Zeit der Bescherung, weist dann jedem Kinde seine Geschenke an oder theilt Gaben aus unter Ermahnungen zum Gehorsam gegen die Eltern und Fleiß in der Schule.

2. Das Christkindchen verweilt die Nacht über noch auf der Erde, am andern Morgen aber, wenn früh um 6 Uhr die Glocken läuten, steigt es wieder zum Himmel empor.

3. In der Adventzeit machen die Eltern ihre Kinder auf das Abendroth am Himmel aufmerksam und sagen dabei, daß dort das Christkindchen das Zuckerwerk für die guten Kinder backe.

4. In der Ruhl gehen am Christabende die Kinder zu ihren Verwandten, Pathen und Freunden des elterlichen Hauses mit Tüchern (Lappen), die sie dort in der Stube in den Winkeln, unter Stühlen und Tischen ausbreiten und hinlegen, damit ihnen das Christkindchen etwas darauf beschere. Am Morgen des ersten Weihnachtstages gehen sie wieder hin und nehmen die Gaben und Geschenke in Empfang. Vergl. Vernaleken Mythen und Bräuche, S. 286, 8.

5. Der Umgang des Klas-Ruprecht mit dem Christkindchen am Weihnachtsabende war sonst auch mit allerlei Reimsprüchen ausgestattet und kleine dramatische Scenen, in welchen Eltern und Kinder mitspielen, heften sich noch hie und da an die Fersen dieser umziehenden Gestalten. Das ursprüngliche Personal hat sich mit der Zeit vermehrt: dem Christkindchen ist Maria und ein Engel, dem Niclas Petrus mit dem Schlüssel und der volksthümliche Hans Pfrim an die Seite gestellt; auch der alte Josef, einige Schäfer, Herodes und der Mohrenkönig haben sich mit Rollen eingedrängt, die an das in der Kirche sonst übliche Kindelwiegen, an die Anbetung der Hirten und Begabung der Weisen aus dem Morgenlande erinnern. Die ursprünglichen Bestandtheile sind aber geblieben und die späteren Interpolationen leicht zu erkennen. Noch im vorigen Jahrhunderte waren dergleichen Weihnachtsspiele in vielen Dörfern auf dem Walde und im Flachlande heimisch und noch früher auch in den Städten beliebt und gern gesehen. Im Amte Gerstungen lebt ein solches Spiel noch heute im guten Andenken der Leute und im meiningischen Orte

Oberkatz an der Rhön ward bis in die jüngste Zeit alljährlich ein Christkindelspiel von den jungen Burschen aufgeführt.

Dieses Spiel hat folgenden Inhalt und Verlauf.

6. Wie das Christkindlein von der erwachsenen Jugend in Oberkatz gespielt wird am Christheiligenabend.

Der Vorläufer

(ist weiß gekleidet, hat an seinen Hosen Streifen von Goldpapier, um die Lenden ein rothes Band, auf dem Haupte einen weißen Papphut mit Sternen von Goldpapier und einen weißen Busch daran und führt in der Hand eine mit Goldpapier überzogene Peitsche. Nachdem er sich beim Eintritt in die Stube höflichst verbeugt hat, spricht er):

Guten Abend, guten Abend, Glück herein!
Hier schicken mich die lieben Christkindelein,
Ich sollte fragen, ob's die Hausleute zufrieden sein,
Daß die lieben Christkindelein sollen kommen herein.

(Hat der Vorläufer eine zusagende Antwort erhalten, so geht er hinaus in den Hof und klatscht mit der Peitsche so lange, bis seine Mitspieler kommen, denen er dann mittheilt, daß sie in das Haus eintreten dürfen.)

Der erste Schäfer

(in der Kleidung eines gewöhnlichen Schäfers, hat aber viel Wolle um den Hals und den Schöppenstiel mit Silberpapier umringelt):

Guten Abend, guten Abend, ihr lieben Leut',
Verzeiht mir meine Grobheit,
Daß ich so schnell hereingetreten komm';
Es ist sehr kalt draußen,
(Reibt sich die Hände.)
Hände und Füße mögen Einem erfrieren.
Simon, Simon, komm' auch herein!

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, wenn's nur die Hausleute zufrieden sein.

Der erste Schäfer:

Simon, siehe einmal, es ist schön warm allhier.

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, Bruder Schäfer, beim Ofen, das glaub' ich dir;
Ich wollte, daß ich schon wieder draußen wäre.

Der erste Schäfer:

Simon, Simon, ziehe einmal deine Sackpfeife heraus
Und sieh' doch nicht so sauer aus.

(Die Pfeife steckt in einem Ranzen, welchen der zweite Schäfer anhängen hat, und besteht aus einer kleinen Mangerolle, die mit Gold- und Silberpapier umringelt ist.)

Der zweite Schäfer:

Ja, Bruder Schäfer, gleichwohl wollte ich dir ein's machen auf meiner Sackpfeife, aber sie ist mir eingefroren und hab' auch noch die Huppstange verloren.

(Dabei zieht er die Pfeife etwas aus dem Ranzen heraus.)

Der erste Schäfer:

Simon, sieh einmal, was guckt da draußen herein,
Ich meint', es wär' das liebe Christkindelein.

(Die Sonne sieht zur Thüre herein.)

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, bei meiner Sackpfeife, es scheint's zu sein.

Die Sonne

(ist ein Mädchen in einem weißen, mit zahlreichen Bändern geschmückten Kleide und einem Papphut; daran sind viele Sterne und Bänder von Goldpapier und am Hute eine blecherne Laterne angebracht, deren Deckel in einen Stern ausgeschnitten ist, so daß das darin befindliche Licht sternförmig ausstrahlt. In der Hand hat sie einen Tactirstock, auch mit Bändern geschmückt. Sie spricht):

Ich bin die Sonn', geb' klaren Schein,
Das danket eurem Jesulein,
Der euch all' eure Tritt' und Schritt',
Auch eure Leib und Seel' behüt'.

Der Engel

(gekleidet wie die Sonne, nur hat er in dem Hute kein Licht und anstatt des Tactirstockes einen sehr langen, ganz mit Gold- und Silberpapier überzogenen und mit einer Fahne von Bändern versehenen Stock):

Ihr faulen Schäfer, was liegt ihr hier
Auf diesem großen Ehrentag,
Da Christus der Herr geboren ist,
Der euer Hirt und Heiland ist?

(Beim Eintritt des Engels fallen die Schäfer, die bis jetzt am Ofen sich gewärmt, auf die Kniee.)

Der erste Schäfer:

Und wem ist dies zu gut gescheh'n,
Und wem soll dieser Trost angeh'n?

Der Engel:

Euch, euch und aller Welt;
Jetzt kommt der große Jakobsheld.

Der erste Schäfer:

Ei, so wollen wir singen eins.

Die Sonne:

Und ich schlage den Tact d'rein.

(Die beiden Schäfer richten sich empor und singen in Gemeinschaft mit dem Engel und der Sonne einen beliebigen Vers eines Weihnachtsliedes.)

Der König aus dem Mohrenlande

(bekleidet mit einer weißen Hose, einem Frack mit Silberpapier ausgeschmückt und einem Napoleonshute aus Pappe mit schwarzem Papier überzogen, worauf von Gold- und Silberpapier geschnittene Sterne geklebt sind; auf beiden Seiten ist ein Stern ausgeschnitten, damit man das Wachslichtchen brennen sieht, das in dem Hute selbst sehr vorsichtig angebracht ist; an der Seite hängt ihm ein langer Säbel. Er führt die Maria in die Stube, zieht den Säbel und spricht:)

Jetzt kommt der König aus Mohrenland
Und bringt die Maria an der Hand,
Thut ihr verehren Gold, Weihrauch und Myrrhen,
Damit sie das liebe Christkindlein thut myrrhen.

(Der König tritt nun der Sonne und dem Engel gegenüber und präsentirt mit dem Säbel.)

Der König Herodes
(gekleidet wie der König):

Bist du der König aus Mohrenland,

(fährt mit seinem Säbel an den des Königs, daß es einen hellen Klang gibt)

Bin ich Herodes, ein Vierfürst genannt,
Euch, euch zu fragen insgesammt,
Ob ihr gesehen und erkannt
Den hellen Stern in eurem Land'.
So ziehet hin und forschet fein
Gar fleißig nach dem Kindelein,
Und wenn ihr's findet, so sagt mir's auch,
Daß ich's anbete nach meinem Brauch.

(Herodes tritt neben den König und präsentirt ebenfalls mit dem Säbel.)

Maria

(ist in gewöhnlicher Bauernkleidung; in einem Kindermantel trägt sie eine Wiege, auf dem Kopfe ein seidenes Tuch; das Wiegenbettchen von seidenen Stoffen, darin eine geschmückte Puppe, die das Jesuskindlein vorstellt. Ist sie in die Stube getreten, thut sie die Wiege hervor, läßt die anwesenden Kinder wiegen so lange, bis Herodes mit Sprechen fertig ist, dann spricht sie):

Josef, Josef, mein alter Mann,
Wird sein' Sach' schon zeigen an.

Josef

(ist wie ein alter Mann gekleidet, trägt einen dreieckigen Hut mit Federbusch, ein Winkeleisen, eine Schnupftabaksdose, daraus er die Zuschauer schnupfen läßt, die ihm dafür eine Belohnung an Geld in die Dose legen. Schon draußen und beim Hereingehen hustend, spricht er):

Was soll ich euch viel Sagens machen,
Ihr wißt ja selber wohl die Sachen,
Daß in einem finstern Stall,
Wo Ochs und Esel liegen all',
In der Krippe, in der Wiegen
Das liebe Christkindlein thut liegen.
Ich zimmere täglich auf dem Land,

(bei diesen Worten setzt er sich an den Tisch und malt mit Hilfe des Winkeleisens ein Haus)

Doch Armethei geht vor die Hand,
Ich leb' in einem traurigen Stand
Und ziehe nach Egyptenland.
Petrus, Petrus, komm' auch herein
Und schlag' mit deinem großen Schlüssel d'rein!

Petrus

(hat schwarze Hosen mit Silberstreifen, eine dergleichen Jacke, gewöhnlichen Hut, ganz mit Silberpapier überzogen, in der Hand einen hölzernen Schlüssel, ebenfalls mit Silberpapier überzogen. Er schlägt damit auf den Tisch und spricht):

Mein großer Schlüssel klinget nicht,
Die bösen Kinder gehorchen nicht;
Wenn sie des Morgens früh aufsteh'n und beten gern,
So will ich ihnen die Himmelsthür aufschließen gern.
Flugs, Flugs, komm' auch herein!

Flugs

(Kleidung des Engels; statt eines Stabes eine Birkenruthe in der Hand, unter seinem weißen Kleide um die Lenden ein Schellengeläute, das er jedesmal hören läßt, wenn ein Mitspieler in die Stube tritt. Sobald er selbst eingetreten ist, so muß er in drei Sprüngen bis an den Tisch kommen. Er spricht):

Flugs, flugs fleucht man zur Himmelsthür herein,
Es muß erst recht gebetet sein,
So komme ich mit Unbedacht,
Schlag' d'rauf, daß die Haut kracht.

(Schlägt mit der Ruthe auf den Tisch.)

Zitter, Zeter, Scorpion,
Daß sie schreien Mordion.

(Darauf läßt er die Kinder in der Stube beten.)

Das Christkind

(ein Mädchen, gekleidet wie der Engel, hat aber statt des Hutes ein seidenes Tuch über den Kopf hängen, in der einen Hand eine Birkenruthe, in der andern ein Körbchen mit Nüssen):

Hört, ihr Kinder, euretwegen
Bin ich jetzt und hier zugegen,
Daß ich meinen Abgesandten,
St. Nicolaus Rupperich ist auch vorhanden,
Dem ich seinen Willen ehre,
Den ihr jetzt und bald sollt hören.
Komm herein, St. Nicolas, mein frommer Mann.

(Läßt die Kinder beten, gibt ihnen Nüsse, wobei es auch nicht an Hieben fehlt.)

Der Herscheklas

(hat einen großen Mantel um, spitz auslaufenden Hut mit Papierfranzen, eine hölzerne Larve, eine geflochtene Birkenruthe in der Hand und spricht):

Ja, ja, wer mich fromm lassen kann!
Wums! ist die Losung hier,
Nach bösen Menschen (Kindern) ich spür';
Hausvater, Hausmutter! wie haben sich eure Kinder verhalten?
Ist Mangel vorgefallen, so saget mir's, so wollen wir gleich eine Probe mit ihnen machen.

(Läßt nur Erwachsene beten und straft mit Bibelsprüchen, aber auch mit der Ruthe. Im Weggehen spricht er noch):

Ihr Kinder, nehmt euch wohl in Acht
Und seid auf euer Heil bedacht,
Und wenn ihr nicht wollt werden fromm,
So will ich heut über acht Tage wieder komm'.

(Ueber den Ursprung dieser Volksspiele und Umzüge des Klas-Ruprecht mit dem Christkindchen vor und zu Weihnachten s. Weinhold, Weihnachtsspiele, S. 4 ff.; Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 282, 3; 286, 8; Quitzmann, die heidn. Rel. der Beiwaren, S. 35 ff; Grimm, Mythol., p. 472, 482.)

7. Wie man Christkinder machen will und was ein Jedes für einen Spruch hat und wie sie auf einander folgen an der Zahl.

1. Das Weischen.
2. Der König.
3. Der kleine Schäfer.
4. Der große Schäfer.
5. Der kleine Engel.
6. Josef.
7. Maria.
8. Der große Engel.
9. Das Christkindlein.
10. Der Mohrenkönig.
11. Klas-Rupert.

Nun folgen die Gespräche.

Das Weischen:

Guten Abend, ihr Eltern und Kinderlein,
Erschreckt nicht für diesen schönen Sternelein,
Denn die Weissagung ist euch wohlbekannt,
Dies ist der Stern aus dem Morgenland,
Alle Nacht folgt weit insgemein
Zu sehen mit dem König das liebe Christkindelein.

Chorgesang

(vor der Stubenthür, ehe der König hinein geht):

O König aller Ehren,
Geh' hinein und zeig' dein' Kron',
Es wird dir's Niemand wehren,
Und tret' vor Gottes Thron,
Ein Stern, der uns von weiten
Bis hierher hat begleiten
An einen schönen Ort.

(Nach der Melodie: „Herr Christ, der ein'ge Gottes Sohn 2c.")

Der König:

Ein König bin ich zwar
Von großer Qualität,

D'rum sag' ich das fürwahr:
Laß doch nicht vom Gebet,
Weil Jesus Christus ist,
Daß er geboren ist.
So kommt heran, ihr Schäfer,
Erzählet euren Bund
Und machet Alles kund.

Der kleine Schäfer:

Guten Abend, guten Abend, ihr lieben Leut',
Verzeiht mir, daß ich so grob und ungescheut
Zu euch in eure Stuben tret',
Ungeladen und ungebet'.
Es ist schrecklich kalt,
Draußen ist es kalt,
Daß Einem die Hauben und die Sackpfeifen erfriert.
Dies ist der alte Veit genannt, er läßt fragen, ob er auch soll herein kommen. Bruder Veit, komm' herein.

Der große Schäfer, der alte Veit:

Ha, ha, ich bin schon da. Guten Abend, mein lieber Veit, meinst du denn, meine Sachen stehen auch wie deine? Ist gar weit gefehlt. Ich hab' eine Frau zu Haus mit fünf Kindern, die Frau ist nicht einen rothen Heller noch einen Schuß Pulver werth,
Die immer vor dem Spiegel steht
Und im Haus herum schleudern geht.
Kennst du mich nicht an meinem Habitchen?
Ich bin aus Bethlehem,
Da es jetzt gehet klemm
Wegen der kalten Winterszeit
Und des Futters Wenigkeit.
Hat mir der liebe Gott ein wenig Schaf beschert, ich weiß bei meinem Schnappsack nicht, wie ich sie will durch den Winter hindurch bringen; ich werd' sie wohl mit einander müssen verschleudern und verkaufen und das Geld mit meiner alten Urschel hinter dem Ofen versaufen.

Der kleine Engel

(muß zwischen den beiden Schäfern stehen bleiben und allein singen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her 2c."; darnach muß er seinen Spruch machen):

Guten Abend, ihr lieben Hirten, erschrecket nicht für meinen Glanz, denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt David.

(Dann muß er zu dem König treten.)

Maria

(geht alsbald zur Thür herein und spricht):

Josef mein!

Josef

(geht hinter ihr her und spricht):

Maria fein!

Maria:

Was mögen denn das für Leute sein?

Josef:

Es sind die Weisen aus dem Morgenland,
In Deutschland sind sie wohl bekannt.
Ach, ich armer, alter Josef, was soll ich hier viel Sagens machen,
Ihr wißt ja doch wohl meine Sachen,
In dem finstern Ochsenstall, da die Kripp' anstatt der Wiegen, da das Kindlein liegt. Ich komm' aus Egyptenland, das Zimmern ist euch wohl bekannt, wie auch die schönen Engelein kommen in unsern Augenschein.

Der große Engel:

Machet Thor und Angel weit
Ihr Eltern insgemein,
Setzet alle Furcht beiseit',
Ihr lieben Kinderlein;
Lasset Zittern und Zagen fallen,
Lasset Thor und Angel schallen;
Jauchzet mit der Engelschaar,
Nunmehr hat es kein' Gefahr,
Weil zu euch kömmt herein
Das liebe Christkindelein.

Das Christkindlein

Guten Abend, ihr lieben Kinderlein,
Euretwegen bin ich hier zugegen

Beide, groß und klein,
Die das Beten recht gelernet sein;
Wie denn der Mohrenkönig forschet nach,
Ob ihr gelernet habt Nacht und Tag.

(Das Christkindlein muß nun die Kinder examiniren.)

Der Mohrenkönig:

Ein Mohrenkönig bin ich genannt,
Den frommen Kindern wohl bekannt,
Die ihren Katechismum gelernet sein
Und ihren Eltern gehorsam sein.
Was aber ungehorsame Kinder sein
Und ihren Katechismum nicht gelernet sein
Und ihren Eltern auch nicht gehorsam sein,
So kömmt Klaus-Ruprecht auch herein
Und steckt sie in den Sack hinein;
Ist der Sack zu klein,
So schlägt er mit der Ruthe d'rein.

Klas-Ruprecht:

Hoh, hoh, ich bin schon da!

(Wenn nun der Mohrenkönig und das Christkindlein eine Weile gefragt haben, so spricht)

Das Christkindlein:

Klas-Ruprecht, komm' herein,
Du bist ein frommer Mann.

Klas-Ruprecht:

Ja, wenn man mich fromm lassen kann.

(Dabei geht er zur Stube herein.)

Bombe, die Losung ist bei mir,
Wo ich böse Kinder spür',
Ich nehm' sie all' und steck' sie in den Sack hinein,
Hier hab' ich schon ein'.

(Wenn nun Klas-Ruprecht ein wenig d'rin gewesen ist, so spricht)

Der große Engel:

Packe dich, du toller Knecht,
Hier hast du weder Gewalt noch Recht.

Klas-Ruprecht:

Ach, ich armer, alter Tropf,
Wie schlägt man mich auf meinen Kopf;
Wenn ich denk', ich will was richten aus,
Jagt man mich zur Thür hinaus.

Maria (singt):

Josef!

Josef (singt):

Was da?

Maria (singt):

Josef!

Josef (singt):

Was da?

Maria:

Josef, lieber Josef mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein.

Josef (singt mit dem ganzen Chor):

Nun schlaf mein liebes Kindelein 2c.
(1. und 2. Vers.)

(Wenn dies gesungen ist, springt

Klas-Ruprecht
zur Thür herein und spricht):

Potz Börlement, potz Hammerschlag,
Nehmt mich doch auch mit in's Gelag',
Es gilt mir eines mit,
Ihr dürft auch mein vergessen nicht.
Ich will nicht sein ein ärgerlicher Mann,
Wenn ich soll länger draußen stah'n.

(Wenn nun Klas-Ruprecht ein wenig d'rin gewesen ist, so spricht)

Der große Engel:

Du liebes Cristkindelein,
Dieweil wir noch viel Kinder haben,
Die unser warten an manchem Ort —

Das Christkindlein:

So laß uns eilen bald,
Gott segne euch, Jung und Alt.
Wer mit mir will, der folge mir.

Klas-Ruprecht:

Zeig' uns, nach dir so laufen wir.
Aber nehmt euch ferner in Acht,
Sonst komm' ich noch einmal unbedacht
Und schlag' zu, daß Haut und Herzbengel kracht,
Damit wünsch' ich euch allen gute Nacht.

Chorgesang:
(Nr. 23, Vers 4.)

Ubi sunt gaudia,
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel singen nova cantica
Und die Schellen klingen
In regis curia.
Eya, wären wir da.

(Nun geht es zur Thür hinaus.)

Ende.

8. Ein Weihnachtsfeuer in der Christnacht wird auf dem Antoniusberge (Tungelsberge) bei Schweina, im Amt Salzungen, von der Dorfjugend noch immer angezündet. Weder weltliche noch kirchliche Verbote haben den Brauch beseitigen können, auch nicht die Ungunst der Witterung, Regen, Schnee und Kälte. Schon in der Adventzeit bauen die älteren Knaben und jungen Bursche auf dem Gipfel des Berges, worauf vor Zeiten die älteste Dorfkirche stand, aus Steinen, Moos und Rasen eine thurmähnliche Erhöhung, eine Art Pyramide, worauf am Christabend eine starke, oben mit Reisigbündeln versehene Stange aufgesteckt wird. Dann rüstet sich die Jugend des Orts gleichfalls mit Stangen, an deren Enden alte Besen oder Bündel von Holzspänen befestigt sind, um als Fackeln zu dienen. Daher in dieser Zeit kein Besen in Schweina sicher ist. Dunkelt der Abend und wird das Christfest eingeläutet, so zieht die Schaar der Knaben und Bursche den Berg hinauf und bald lodert die

Flamme zum Himmel empor und das Kirchenlied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her ꝛc.“ klingt durch die stille Nacht. Um die Hauptflamme scharen sich kleinere Flammen und Lichter zu einem Kranz und zuletzt wird wohl auch noch ein Fackelrennen und Fackelschwingen angestellt, bis die Lichter, allmälig verlöschend, wieder in's Thal zurückwandeln. Unten auf dem Marktplatze wird noch ein Kirchenlied angestimmt. Kirchenlieder, abwechselnd mit Volksliedern werden auch in vielen Wohnungen gesungen, dabei Jubeln und Zechen die ganze Nacht hindurch. Um Mitternacht wird's auf dem Kirchthurme lebendig und zwischen dreimaligen Glockenpulsen wird geblasen und gesungen.*) Gegen Morgen läutet es zur Frühmette und Alt und Jung, die Kleinen an der Hand und auf den Armen, geht zum Gotteshaus, um sich dort zu erbauen an dem Wort vom ewigen Licht. — Auch im benachbarten Orte Steinbach finden Fackelzüge der Jugend an demselben Abende nach dem Lohberg oder Kirchberg statt, doch nicht mit derselben Theilnahme und gleichen Ausdehnung wie in Schweina. Aber noch im vorigen Jahrhundert soll auch hier in der Christnacht jedes Jahr ein Weihnachtsfeuer angezündet worden sein.

Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen, II, 55.
Grimm, Mythol., 593.
Wolf, Beiträge zur d. Mythol., I, 117 ff.

9. Am Christabend, am Abend vor Neujahr und Dreikönigstag wird im Meininger Oberland ein starker Holzstock („Christklotz“) vor dem Schlafengehen in den Ofen geschoben, der dann die ganze Nacht brennen muß. Seine Kohlen und Ueberreste behüten das ganze Jahr hindurch das Haus vor Feuersgefahr, Einbruch und anderem Unglück.

Grimm, Mythol., p. 594. 1220.
Weinhold, Weihnachtsspiele, p. 12.

10. In der Umgegend von Saalfeld wird die ganze Christnacht hindurch das Feuer im Ofen erhalten.

---

*) Sollte das noch ein Ueberrest von dem sonst in der Kirche üblichen [illegible]ndelwiegen sein? S. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen [illegible]chenliedes, S. 430; Meier, Sagen aus Schwaben, S. 464.

11. In den heiligen drei Nächten vor Weihnachten, Neujahr und Dreikönigstag verwandelt sich alles fließende Wasser in der zwölften Stunde in Wein.
Wolf, Beiträge, II, 124.

12. Während der zwölf Nächte wird die Asche im Ofen sorgfältig gesammelt und aufgehoben, um sie später unter den Samenlein zu mischen. Dadurch wird das Wachsthum und Gedeihen der Leinsaat befördert.

13. In der längsten Nacht bleibt in Kaltenlengsfeld das junge Volk die ganze Nacht wach. Man ißt und trinkt, jubelt und läßt sich's wohl sein. Das herkömmliche Essen ist „Zempert“ oder „Zemmede“.

14. In Eisenach hat man früher zu Weihnachten Pfefferscheiben gebacken, auf welchen Frau Holle mit dem Spinnrad oder Spinnrocken abgebildet war.

15. In der Christnacht muß das Viehfutter in's Freie gestellt oder um 12 Uhr derselben Nacht das Vieh gefüttert werden.

16. Im Meininger Oberlande füllt man am Weihnachtsheiligenabend einen Korb mit Heu, stellt ihn in den heiligen drei Nächten in's Freie und legt am Dreikönigstage das gesegnete Futter dem Vieh vor. Wenn ein Thier davon nicht frißt, so ist das ein schlimmes Anzeichen.
Vergl. Kuhn und Schwarz, nordd. Sagen, S. 406, 137.
Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 290, 11.

17. „Wie zu Weihnachten die Schneehaufen, so im Herbste die Kornhaufen; wie Neujahr knittern die Fuhrmannswagen, so im Sommer die Kornwagen.“
Tiefenort.

18. Wer in der Christnacht beim Lichtanbrennen seinen Schatten an der Wand ohne Kopf, oder in dem Schlote einen Sarg schweben sieht, stirbt im kommenden Jahre.
Mgr. O. Land.

19. Am Christheiligenabend müssen alle Wassergefäße mit Wasser gefüllt werden und so bis zum nächsten Morgen stehen bleiben, sonst werden sie mit Thränen gefüllt. Andere thun es auch in der Neujahrsnacht.
Sonneberg.

20. In den heiligen drei Nächten zünden die Mädchen jedesmal eine Schleife an und bewahren die drei Ueberreste derselben bis zur nächsten Wäsche, wickeln dieselben in eines ihrer Hemden, kochen sie mit und beobachten dann während des Ausklopfens der Wäsche, ob Jemand an ihnen vorübergeht. Erscheint ein Mann, so wird dieser ihr zukünftiger Bräutigam und Ehemann. Mgr. O. Land.

21. Will man das Jahr hindurch Holz im Walde stehlen, ohne vom Jäger betroffen zu werden, so gehe man in der Christnacht hinaus und stehle neunerlei Holz. Mgr. O. Land.

22. An den heiligen drei Nächten darf man das Licht nicht unvorsichtiger Weise auslöschen; sonst stirbt man im Laufe des Jahres. Mgr. O. Land.

23. Zwischen Weihnachten und Neujahr haben an vielen Orten die Dienstboten das Recht oder die Vergünstigung, für sich arbeiten zu dürfen.

24. In dieser Zeit darf man kein Spinnrad in die Stube bringen, sonst werden die Schafe krank. Dreber.

25. In den heiligen zwölf Nächten müssen sich Freunde unter einander besuchen; es befestigt die Freundschaft für's kommende Jahr. Pösneck.

26. Während der Zeit der zwölf Nächte darf man keine Hülsenfrüchte essen; man bekommt sonst Blutschwären.

27. Was dir in den sogenannten zwölf Nächten träumt, das wird wahr.

28. In den zwölf Nächten geht Frau Holle umher und sucht in jedes Haus zu kommen. Sind die Thüren verschlossen, geht sie durch die Fenster, selbst durch die Küchenfenster, wenn sie offen stehen. Findet sie die Rocken den Christabend oder den Abend vor dem heiligen Dreikönigstage nicht rein abgesponnen und die Spinnräder noch in der Wohnstube stehen, so sind am Morgen die Spinnrocken zerzauset, die Rockenbänder lose und Häckerling und anderer Unrath in den Flachs der Rocken gemischt. Ein Spinnrad, über dem Frau Holle gewesen ist, geht nicht mehr und „garnt" nicht mehr.

29. In den zwölf Nächten ist die Witterung für jeden der zwölf Monate im voraus zu erkennen. Wie es in der Christnacht ist, so ist es im Januar und so gibt jede der folgenden Nächte das Wetter für den folgenden Monat zu erkennen, der zweite Christtag für den Februar, der dritte Christtag für den März u. s. w.

Schwarzburg-Sondershausen.

30. In den Zwölften durfte der Name des Wolfes nicht genannt werden, wenn man von ihm verschont bleiben wollte.

31. Wenn es in den zwölf Nächten sehr windig und stürmisch ist („wenn die Bäume rammeln"), gibt es ein gutes und reichliches Obstjahr.

32. Auf der Rhön wälzen sich die Leute in der ersten Christnacht auf unausgedroschenem Erbsstroh herum, um Erbsen auszuschlagen, die sie dann bei der Aussaat unter die übrigen Erbsen mengen. Sie glauben damit der Saat ein besseres Gedeihen zu verschaffen. Auch peitscht man dort am Tage der unschuldigen Kinder die Bäume mit Ruthen, daß sie im nächsten Jahre recht viele Früchte bringen.

Jäger, Briefe über die hohe Rhön, III, 5.
Vergl. Wolf, Beitr., I, 121.

33. Dasselbe thut im Werragrund die Bäuerin in der Neujahrsnacht. Sie geht um 12 Uhr mit einer Ruthe in den Garten und schlägt damit an jeden Baum, sprechend: „Ich schüttel dich, ich rüttel dich, du sollst mir tragen, daß die Aeste beugen sich."

S. Wolf, Beitr., II, 126.

34. Man bringt auch in dieser Nacht den Obstbäumen ein Neujahr. Sie werden mit Strohbändern umwickelt und umbunden, das soll gleichfalls ihre Tragkraft erhöhen.

S. Kuhn und Schwarz, nordd. Sagen, p. 407.

35. Während der zwölf Nächte darf kein Stall ausgemistet werden, sonst stirbt im Verlaufe des Jahres ein Thier. Ebensowenig darf man Wäsche zum Trocknen aushängen; wer das thut, muß im nächsten Jahre einem Familiengliede den Sarg schmücken, oder so viel Häute des gefallenen Viehes aufhängen, als er Stücke Wäsche ausgehangen hat.

36. Dagegen spinnen die Frauen auf der Rhön und im Werragrund zwischen Weihnachten und Neujahr gern ihren Zwirn, weil er, in dieser Zeit gesponnen, besser hält. In Großlupnitz wird der Zwirn in derselben Zeit nicht blos gesponnen, sondern auch fleißig verarbeitet. Ein Kleidungsstück damit genäht, schützt beim Fallen vor dem Zerbrechen der Gliedmaßen.

37. Dem Mädchen, das am letzten Tage des Jahres oder am Abend vor Dreikönigstag seinen Rocken nicht abspinnt, wird von der Frau Holle oder Frau Roll der Flachs verunreinigt. Jedes Haar, das aus dem alten Jahr in's neue am Rocken verbleibt, hat ein Unglücksjahr zur Folge. „So viel Rockenhaar, so viel Unglücksjahr", lautet das Volkswort. Grimm, Mythol., p. 247.

38. Am Abend vor dem Neujahrstage geht der Bauer hinaus und schneidet Reiser von Erlenbäumen oder Hollunderbüschen ab, die er zu einem Reifen oder Seil dreht und in seinem Hause aufhängt, um vor dem Ausbruche eines Feuers gesichert zu sein.

39. Wer in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr im Freien einen Kreis um sich zieht und in denselben tritt, kann sein Schicksal für's kommende Jahr erfahren. Er darf sich aber vom Bösen nicht aus dem Kreise locken lassen, weil er ihm sonst verfällt.
Weinhold a. a. O., p. 30.

40. Man kann sein Schicksal im künftigen Jahre hören, wenn man in dieser Nacht an dem mittelsten der drei Fenster eines Zimmers lauscht.

41. Wenn man am Sylvesterabend ein Licht in die Stube bringt und von den Schatten der Anwesenden einen ohne Kopf sieht oder mit zwei Köpfen, so stirbt der, dessen Schatten so erscheint, im kommenden Jahr. Vergl. Kuhn und Schwarz a. a. O, p. 508.

42. In derselben Nacht setzt man so viel Häufchen Salz auf den Tisch, als Personen zur Familie gehören, und bezeichnet ein jedes Häufchen mit dem Namen eines Familiengliedes. Wessen Häufchen am Morgen eingefallen ist, der muß in dem Jahre sterben.
S. Grimm, Mythol., p. 1027.

43. In der Neujahrsnacht von 11—12 Uhr gießen die Mädchen in Thüringen, um den Stand ihres künftigen Mannes zu erfahren,

stillschweigend Blei in's Wasser. Das Wasser dazu muß fließendes sein (Eisenach). Ein Erbschlüssel, eine Erbschüssel und ein geerbter Löffel sind hie und da gleichfalls nöthig. Aus der Form des Bleies erkennen sie den Stand und das Geschäft ihres Zukünftigen. Schafe bedeuten einen Hirten, Hunde einen Metzger, Wagen und Ackergeräthe einen Bauer.

44. Auch Eier schlagen sie in kochendes Wasser und prophezeien aus der Form des Eiweißes, das geronnen ist.

45. Auch lassen sie brennende Wachslichter in Nußschalen auf einem mit Wasser gefüllten Gefäße schwimmen. Kommen die Nußschalen, von denen die eine das Mädchen selbst bedeutet, die andere oder die anderen ihren und ihre Liebhaber, zusammen, so heiratet sie ihren Geliebten oder denjenigen, welchen die angeschwommene Nußschale bezeichnet.

46. In den Spinnstuben zupfen die Mädchen Flachswickel aus dem Rocken, zünden sie an und werfen sie in die Höhe. So viele nun in die Höhe steigen, so viele Freier bekommen sie. Einzingen b. Allstädt.

47. Auch Lose von Papier werden in der Neujahrsnacht gemacht, die Namen der Geliebten darauf geschrieben, in einen Topf gethan und zu bezeichneter Stunde (11—12 Uhr) gequirlt, bis eins von ihnen herausfliegt. Der Name bezeichnet den zukünftigen Mann.

48. Schütteln des Erbzauns ist gleichfalls üblich.

49. Wenn der Kukuk ruft, fragen die Mädchen, wie lange sie noch warten müssen. So vielmal er ruft, so viele Jahre vergehen noch bis zur Hochzeit. Ruft er aber zu oft, so kann die Zahl seiner Rufe auch Monate bedeuten.

50. In der Neujahrsnacht versammeln sich die Mädchen, verbinden einer Gans die Augen und erwarten nun, auf welches der Mädchen die Gans zugeht. Dieses wird dann in demselben Jahre Braut.

Grafsch. Camburg.

51. Hört ein Mädchen, das in der Neujahrsnacht in's Freie gegangen ist, von ferne Hundegebell, so heiratet es noch in dem Jahre nach dieser Richtung hin.

Camburg.

52. Schreibe in der Neujahrsnacht auf drei Zettel die Namen drei deiner muthmaßlichen Liebhaber; ziehe einen zwischen 11 und 12 Uhr, so wirst du erfahren, welchen du zum Manne erhältst.

53. In der Neujahrsnacht decke einen Tisch mit zwölf Tellern, thue auf 1 helles Wasser, auf 2 trübes Wasser, auf 3 eine Kohle, auf 4 ein Wanderbündel, auf 5 einen Brautkranz, auf 6 einen Schlüssel, auf 7 ein Brod, auf 8 eine Feder, auf 9 eine Puppe, auf 10 einen Ring, auf 11 ein Buch, auf 12 ein Werkzeug. Hierauf umkreise den Tisch dreimal mit geschlossenen Augen und greife jedesmal auf einen Teller. Greifst du nun helles Wasser, so bedeutet es Freude; in trübes Wasser, Krankheit; greifst du die Kohle, Trauer; den Wanderbündel, Wegzug; den Brautkranz, Hochzeit; den Schlüssel, eine Erbschaft; das Brod, ...; die Feder, einen mit der Feder beschäftigten Mann; die Puppe, angenehme Hoffnungen; den Ring, Verlobung; das Buch, einen Gelehrten; das Werkzeug deutet man nach der Bestimmung desselben.

54. Am Sylvesterabende ist es hie und da Brauch, die kleinen Stümpfchen der Wachslichter vom Christbaume in eine leere Nußschale festzukleben, anzuzünden und in ein Gefäß mit Wasser paarweise zu setzen. Schwimmen die kleinen Kähne ruhig neben einander, oder kommen sie zusammen, so werden diejenigen, denen sie zugeeignet sind, im Laufe des Jahres ein Paar. Wessen Licht zuerst verlischt, der stirbt zuerst.

55. In der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr gießt man durch einen Erbschlüssel geschmolzenes Blei schweigsam in Wasser, über welches Tauf-, Hochzeits- und Leichenzüge gehen; aus den Gestalten des Bleies kann man erkennen, was die Zukunft bringt. Namentlich ersehen die Mädchen daraus das Handwerkszeug oder andere Standeszeichen ihres künftigen Mannes.

56. In derselben Nacht decken die Mädchen den Tisch, setzen zwei Teller darauf, legen Messer und Gabel daneben und stellen zwei Stühle dazu. Mit dem zwölften Glockenschlage erscheint der künftige Mann und nimmt seinen Platz am Tische ein.

S. Grimm, p. 1075.

57. Sie gehen auch in den Holzstall, nehmen stillschweigend einen Arm voll Holz, tragen es in die Küche und werfen je zwei und zwei Scheitchen ab. Bleibt von diesen zuletzt ein Paar übrig, so ist es gewiß, daß sie im kommenden Jahre heiraten; bleibt ein Scheit übrig, so haben sie in dem Jahre keine Aussicht auf Heirat; ist aber zuletzt ein Scheit und ein Span da, so reichen sie einem Witwer ihre Hand. Auch am Neujahrsmorgen während der Frühkirche wird Holz in die Küche getragen. Die Mädchen erblicken bei dieser Arbeit ihren künftigen Bräutigam.

58. Am Neujahrsheiligenabend schreiben die Mädchen Buchstaben an die Thüre und greifen mit verbundenen Augen darnach. Der Buchstabe, welchen sie dabei auswischen, ist der Anfangsbuchstabe vom Namen ihres zukünftigen Geliebten. Sonneberg.

59. In der Neujahrsnacht schälen die Mädchen einen Apfel ganz ab, ohne daß die Schale zerreißt. Diese Schale werfen sie hinter sich. Die Figur dieser Schale zeigt den Anfangsbuchstaben vom Namen des zukünftigen Liebhabers.

60. In der Neujahrsnacht gehen die jungen Burschen und Mädchen, um zu erfahren, ob sie im nächsten Jahre heiraten werden, an's Hühnerhaus und pochen daran. Kräht der Hahn, so muß der Bursche noch warten; gackert aber ein Huhn, so verheiratet er sich bald. Bei den Mädchen hat es die umgekehrte Bedeutung.

61. In der Neujahrsnacht stellen die Mädchen einen Teller mit Wasser hin und legen jede ein Kopfhaar von sich hinein; die, deren Haar sich ringelt, wird bald Braut.

62. In der Umgegend von Schmalkalden gilt als ein sicheres Mittel gegen Krankheitsanfälle das Essen einer Hagebutte in der Neujahrsnacht. Deshalb suchen und pflücken viele Leute diese Frucht in der Nacht und reichen sie Freunden und Bekannten, Eltern besonders ihren Kindern, ohne ein Wort dabei zu reden, durch's Fenster, damit sie stillschweigend die Frucht essen und dadurch gegen jeden Unfall das Jahr hindurch sich sichern. Dieser Brauch und Glaube ist auch im Werrathal zu Hause.

63. In der zwölften Stunde dieser Nacht setzen sich die Leute vor die Hausthüre, ziehen den einen Schuh aus und werfen ihn über die entgegengesetzte Schulter rückwärts in's Haus. Fällt der Schuh mit der Spitze hinein, so bleiben sie das Jahr über im Hause; im umgekehrten Falle müssen sie das Haus verlassen.

S. Grimm, Mythol., p. 1072.

64. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr im bloßen Hemde stillschweigend rücklings zu seinem Hause hinaus in den Hof geht, sieht über den Häusern des Ortes, in dem das Jahr über Jemand sterben wird, den Sarg des Sterbenden.

65. Wer in der Neujahrsnacht zum Fenster hinaussieht und vor dem Hause gegenüber schwarzgekleidete Männer erblickt, stirbt in dem Jahr.

66. Auf welchem Hause in der Neujahrsnacht ein Feuer erscheint, in dem brennt es im Laufe des Jahres.

67. Kehre in der Neujahrsnacht ganz entkleidet die Stube mit einem neuen Besen, dann wirst du dort deinen zukünftigen Mann erblicken.

68. Schüttle in der Neujahrsnacht einen Baum, so wirst du an dem darauffolgenden Geräusch vernehmen, welcher Art das Geschäft deines Zukünftigen ist.

69. Schlage in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr drei Lieder, die dir der Zufall gibt, aus dem Gesangbuche auf und du wirst aus dem Inhalte sehen, was dir bevorsteht.

70. Wer in dieser Stunde eine Küchenzwiebel nimmt, sie in zwei Hälften zerschneidet, davon zwölf Blätter abblattet und sie mit Salz bestreut, hat in denselben am nächsten Morgen einen Witterungskalender für's neue Jahr. Die zwölf Blätter gelten nämlich für die zwölf Monate. In welcher Blattschüssel das Salz sich aufgelöst hat, wird ein nasser Monat erkannt; die Blattschüsseln dagegen, in welchen sich das Salz noch unversehrt findet, weisen auf einen trockenen Monat hin.

71. Soviel Fasern die Spinnerin über Neujahr auf ihrem Rade läßt, soviel wird dieselbe im neuen Jahre Unglückstage haben.

72. In der Neujahrsnacht füllt man beliebige kleine Maße mit den verschiedenen Getreidearten, schüttet ihren Inhalt auf den Tisch und bringt ihn dann wieder in's Gefäß. Sowie nun die Körner mehr, weniger oder ebensoviel Raum im Gefäße einnehmen als vorher, wird die Ernte der betreffenden Getreideart gut, schlecht oder mittelmäßig ausfallen.

73. In der Neujahrsnacht soll man zwischen 11 und 12 Uhr nackend auf den Gottesacker gehen und Moos von den hölzernen Kreuzen unter: „Im Namen Gottes des Vaters ꝛc." holen, um Gicht und andere Krankheiten zu heilen. Herda.

74. Wenn es in der Sylvesternacht trocken und kalt ist, geräth der Flachs nicht, und wenn es in der Neujahrsnacht stürmt, schlägt der Wind im August das Obst von den Bäumen.

Schwarzburg-Sondershausen.

75. Eine Muscatnuß in der Neujahrsnacht stillschweigend gekauft und das Jahr hindurch unausgesetzt in der Tasche getragen, verhindert selbst beim schwersten Sturz das Zerbrechen eines Gliedes.

76. An den Weihnachtstagen oder kurz nachher, namentlich am Tage der unschuldigen Kindlein (28. December), ziehen in verschiedenen Gegenden die Kinder mit Ruthen und grünen Zweigen auf den Straßen umher, schlagen zum Scherz die Vorübergehenden und erheischen dabei eine Gabe, gehen auch in bekannte und befreundete Häuser und thun den Hausbewohnern dieselbe Ehre zu demselben Zweck an. Im Orlagau heißt der Brauch „das Peitschen mit frischem Grün" und findet am zweiten und dritten Weihnachtstage statt. Am zweiten Feiertage gehen die Mädchen, ältere und jüngere, mit frischen Tannenreisern zu ihren Eltern, dann zu den Pathen, Verwandten und Freunden in die Häuser und schlagen sie mit ihren Reisern. Dasselbe thun am nächsten Tage die Knaben und jungen Bursche. Dienstleute bedienen sich gegen ihre Herrschaft eines Rosmarinstengels. Der dabei übliche Spruch lautet:

Guten Morgen!
Frisches Grün,
Langes Leben!
Ihr sollt uns einen blanken Thaler (Nüsse u. s. w.) geben!"

Die ersten drei Zeilen sind immer dieselben für alle, nur die letzte wird nach Verschiedenheit der Personen und Verhältnisse geändert. Die Sitte kommt unter allerlei Namen vor und die dabei gebräuchlichen Verse und Sprüche sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. Im Rudolstädt'schen gehen die Kinder „tängeln". Ein Oberweißbacher Tängelvers lautet:

„Tängel, tängel Ruthe,
Thust mer was ze Jute,
's Jute noin, 's Böse rous,
Daß's jaanze Jahr fromm bloibst."

An anderen Orten heißt die Sitte „kindeln", auch „klingeln" und der Tag nach Weihnachten „Kindeltag" und „Klingeltag". Früher bekamen die Kinder allgemein dafür Aepfel, Nüsse, Pfefferscheiben und Stücke Schüttchen; jetzt sind die Gaben spärlicher und seltener geworden. Das früher dabei übliche Singen ist durch polizeiliche Verbote an den meisten Orten aufgehoben. Im Neustädter Kreise laufen die Kinder an diesem Tage mit Tannenzweigen, oft sehr großen, auf der Straße umher und schlagen Jedermann, wer sich blicken läßt, dringen auch in die Häuser, peitschen die Dienstmädchen, sagen ihren Spruch und fordern eine Gabe. In der güldenen Aue ist ebenfalls zwischen Weihnachten und Neujahr, in Roßleben am Sylvester- oder Neujahrsmorgen der „Kingeltag" bekannt, an welchem die Kinder „kingeln" gehen, d. h. mit Ruthen vom Christbaume die Leute aus dem Bette holen und die schon aufgestandenen mit ihren Ruthen begrüßen. Sie erhalten auch dort in den Häusern kleine Geschenke, meist Eßwaaren. Dieselbe Sitte ist auch auf der Rhön heimisch. In Neuhaus lautet der Spruch:

Tängel, tängel, hanewidder,
Wenn der mer niß gat, geh ich widder.
Tängel, tängel, Pfitschefeil,
Pfefferkuch'n un Branntewei
Un an ganzen Tholer nei,
Damit will ich zufrieden sei.

77. Das Kitzgericht zu Golmuthausen, südwestlich von Römhild.

Alljährlich auf der heiligen drei Könige Tag findet sich der Beamte aus Behrungen (früher aus Herrenbreitungen) im Dorfe

ein, die Gemeinde wird zusammengeläutet und sammelt sich auf dem nahegelegenen Schülershofe, wo die Lehnleute dem Beamten für den Lehnherrn ihre Erbzinse entrichten. Dann wird auf Kosten der Hofbauern Mahlzeit gehalten, die Weiber und Mädchen des Dorfes bringen einen oben mit Kranz geputzten, mit Haselnüssen, Zucker und Obst behangenen Buchsbaum, Schüsseln mit Aepfeln, Birnen und Muscatnüssen an geschlossenen Federspulen steckend, bleiben vor der Thür stehen und stimmen ein Neujahrslied an. Nach dessen Endigung geht die Kitzjungfer, d. h. das den Baum tragende Mädchen voran und überreicht ihn dem Amtmann, die Schlüsselträgerinnen folgen und Alle setzen sich zum Tische nieder. Findet sich eine fremde Frau oder Jungfrau zum erstenmal dabei, so wird sie gehänselt und muß der Gesellschaft eine Ergötzlichkeit geben. Nach dem Essen setzt sich der Amtmann oder wen er dazu bestellt, auf einen in die Mitte gestellten Drehstuhl, der Kitzstuhl geheißen, die Kitzjungfer und ihre Gesellschaft treten hinzu und Jede muß ihm einen Kuß geben. Bevor sie diesem alten Recht genug gethan haben, erlaubt er ihnen weder Musik noch Tanz, zu welchem Kitztanz aber kein Bauernbursch gezogen wird. Den folgenden Tag erscheinen die Lehenleute von Aubstadt, Hochheim, Irmelshausen und entrichten ihre Zinsen, nach eingenommener Mahlzeit reist der Beamte nach Behrungen zurück. Der ganze Vorgang wird das Kitzgericht genannt.

Meusels Geschichtforscher, 7, 167—169.
Grimm, Weisthümer, 3, 593 ff.
Vergl. Spieß, Volksthüml. aus Henneberg, p. 135 ff.

78. Am Tage der heiligen drei Könige, wo der Tag um einen Hahnenschrei zugenommen, zogen sonst in Stadt Ilm und auf dem Walde Knaben mit einem auf einer hohen Stange befestigten Häuschen, in welchem bewegliche Puppen den König Herodes und die drei Weisen darstellten, umher und sangen das Lied: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern“ vor den Thüren.

79. Wer die Namen der heiligen drei Könige auf Papier geschrieben bei sich trägt, ist vor allen Seuchen und jedem Unglück bewahrt.

Ein Mädchen wird damit eine glückliche Heirat thun.

80. Am Dreikönigstage, „am obersten", ward in Eisfeld alljährlich Frau Holle verbrannt. Man zog nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste mit Musik auf den Markt, sang ein geistliches Lied und rief sich dann einander zu: „Frau Holle wird verbrannt!"

Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen, S. 368.
Grimm, Mythol., 1212.

81. Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern ziehen in der Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage noch immer umher, freilich nur verstohlen, und singen, ihren „Morgenstern" drehend, ein Bruchstück des alten herkömmlichen Sterndreherliedes. Früher war in Thüringen der Aufzug in den Städten und auf dem Lande gleich volksthümlich und beliebt bei Jung und Alt. Nach einer Beschreibung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts („Journal von und für Deutschland" 1789, 1—6 St., S. 156 ff.) wurde er in folgender Weise gehalten:

Drei junge Bursche, die zum gemeinsamen Unternehmen und Verdienst sich vereinigt hatten, waren mit langen weißen Hemden bekleidet, die ein mit Goldpapier überzogener Gürtel zusammenhielt; mit Goldpapier überzogene breite Wehrgehänge hingen über die Schultern und darin entweder hölzerne oder wirkliche Säbel. Zwei führten vergoldete Spieße in den Händen und der dritte trug den sogenannten Stern. Der eine Bursche, welcher den Mohrenkönig vorstellte, war im Gesicht und an den Händen geschwärzt, hatte einen auf allerlei Art gezierten Turban auf und hinten hing ihm ein langer steifer Zopf herab, der auch den beiden andern nicht fehlte zu ihren zackigen Kronen aus Goldpapier. Der Stern bestand aus einer Stange und einem darauf befestigten Brette. Auf diesem Brette sah man im Hintergrunde eine Art Schloß, mit Gold und Buchsbaum reichlich verziert. Auf der einen Seite war eine Laube von Buchsbaum, in welchem die kleinen drei Könige so lange verborgen blieben, bis das Lied ihre Erscheinung verlangte, an der anderen Seite des Schlosses befand sich der Stall mit Josef, Maria und dem Kindlein in der Krippe, dabei ein Oechslein und ein Eselein. Im Schloß selbst war in der Mitte ein großes Fenster angebracht, hinter welchem Herodes gewöhnlich mit einem braunrothen, fürchterlichen Gesicht stand; eine große schwarze Perrüke deckte seinen Kopf.

Alle Figuren waren durch Schnüre in Bewegung zu setzen. An der Stange befand sich noch ein großer vergoldeter Stern, aus Pappendeckel gemacht, den der Sternhalter herumdrehte. Die ganze Schaustellung war mit einigen Lichtern erleuchtet.

Das bei diesem Umzuge übliche Lied lautet folgendermaßen:

Alle:

Wir kommen daher aus fremdem Land.
Einen guten Abend, den geb' euch Gott!
Einen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die uns der Herr Christus mit Freuden bereit'.

Der Mohr allein:

Ich bin der König aus Mohrenland,
Jetzt komm' ich aus Egyptenland.

Alle.

Caspar, Balzer, Melchor dar,
Wir treten zusammen auf einen Saal.

(Jetzt kommen die kleinen drei Könige aus ihrer Hütte bis unter Herodes' Fenster spaziert.)

Wir treten zusammen vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus.

(Jetzt steckt Herodes den Kopf heraus und nickt zuweilen.)

Herodes sprach: wo wollt ihr hin? —
Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Nach Bethlehem in David's Stadt,
Wo das Kind Jesus geboren ward.

Der Mohr allein:

Herodes sprach: kommt 'rein zu mir!
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch geben die Zehrung frei.

Alle:

Ach nein! ach nein! wir müssen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort:

Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hot.

Der Mohr allein:

Herodes sprach mit trotzigem Sinn:
Wollt ihr nicht bleiben, geht immer hin!

(Jetzt schüttelt Herodes den Kopf und zieht ihn wieder zurück.)

Alle:

Wir gingen zu einem Berg hinan,
(Jetzt rücken die drei kleinen Könige bis an den Stall.)
Da mußte der Stern wohl stille stahn;
(Nun wird der Stern nicht weiter gedreht.)
Der Stern stand stille, wir gingen hinein,
Und fanden die Marie mit dem Christkindlein;
Wir knieten nieder und beteten's an,
(Jetzt bücken sich die drei Reguli dreimal.)
Und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Ende.

(Ueber dieses Lied s. Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, p. 441 ff.)

Früher hatten auch Josef und Marie eine Rolle, mit der Zeit ist aber dieser Theil der kleinen Weihnachtsdarstellung in Abgang gekommen. Die drei Könige, welche ihr Gold und ihren Weihrauch verschenkt haben, nehmen nun mit einer kleinen Wegzehrung an Silber und Kupfer vorlieb und geben ihre Dankbarkeit durch einige Reimsprüche zu erkennen, die sie nach dem Stande und der Zahl der Hausgenossen einzurichten wissen.

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Gott laß sie das Jahr in Freuden verleben (mit Freuden erleben)!
Mit Freuden verleben immerdar!
Das wünschen wir heute zum neuen Jahr.
Dem Herrn wollen wir wünschen einen gold'nen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebrat'ne Fisch!

Und mitten d'rein einen Becher mit Wein,
Das soll des Herrn sein Schlaftrunk sein.
Der Frau wollen wir wünschen einen gold'nen Ring (gold'ne Kron),
Und über das Jahr ein kleines Kind (jungen Sohn)!
Dem Sohn wollen wir wünschen ein grünes Kleid
Und über das Jahr ein junges Weib!
Der Tochter wollen wir wünschen eine gold'ne Kann'
Und über das Jahr einen jungen Mann!
Dem Knecht wollen wir wünschen eine silberne Dosen
Und über das Jahr eine eigene Hosen.
Der Magd wollen wir wünschen einen zipflichen Rock
Und über das Jahr einen Ziegenbock.

82. Am Sylvesterabend muß man Häringe essen. Man hat das ganze Jahr kleines Geld.

83. Am Neujahrstage muß man weißes Kraut, am Großneujahr gelbe Rüben (Möhren) essen, um das Jahr hindurch hinlänglich Silber und Gold zu haben. Amt Meiningen.

84. Am Neujahrstag muß Jedes, sei es Magd oder Knecht, ein neues Hemd anziehen, damit der Flachs gut gerathe.
Tiefenort.

85. An diesem Tage soll man Linsen und Fische essen. Die Schuppen und Eier der Fische, sowie die Linsen bedeuten Geld für das ganze Jahr. Tiefenort.

86. Der zweite Januar gilt als Unglückstag, an dem nichts Besonderes vorgenommen werden darf. Niemand geht in's Holz, man fürchtet zu fallen und etwas zu zerbrechen. In verschiedenen Orten bei Eisenach heißt der Tag „Waldvir" (Waldfeier) und alle Arbeit, besonders im Walde, ruht. Auch wird der Hirt an diesem Tage gedungen.

87. Am Epiphaniasfeste kömmt Frau Holla und durchsucht das ganze Haus. Dem Fleißigen, Ordnungsliebenden hinterläßt sie Segen, dem Faulen, Liederlichen Fluch.

3. Lichtmesse, Peterstag und Fastnacht.

1. Auf Lichtmesse wird von der Bäuerin ein Rocken mit Flachs auf den Mist gesteckt, damit der Hahn daran spinne. Die Freunde aber werden mit Kräpfeln und Kaffee bewirthet. Dasselbe geschieht an anderen Orten am Peterstage.

2. Scheint auf Lichtmeß die Sonne und der Dachs geht aus seiner Höhle und erblickt seinen Schatten, so geht er wieder zurück und es bleibt noch vier Wochen Winter.

3. Helle Lichtmeß deutet auf eine reiche, dunkle dagegen auf eine geringe Ernte.

4. Die am Lichtmeßtage geweihten Kerzen hielt der Aberglaube geeignet gegen Gespenster, Hexen, Hagel und Ungewitter, besonders gegen das Einschlagen des Blitzes, wenn man sie bei einem Gewitter anzündete.

5. Dienstboten ziehen Lichtmeß nicht auf den Wochentag, an welchem der erste Christtag gefallen ist; sonst bleiben sie nicht bei ihren Herren.

6. Auf den Dörfern des Werragrundes werden am Abend des Frauentages Spinnstuben gehalten und am Morgen den Angeseheneren des Dorfes und den Mädchen Ständchen gebracht, bei welcher Gelegenheit dann dieselben in das Haus eingeladen und tractirt werden müssen.

7. Den 22. Februar (Peterstag) wurde der Lein geriffelt. Es wurde nämlich stillschweigend auf jede Ecke eines Tisches ein kleines Häufchen und in die Mitte desselben ein größerer Haufen Lein gelegt und in diesen größeren Haufen ein Strohhalm gesteckt, damit der Flachs so lang wie der Strohhalm werde.

Auf den Dünger steckte man einen Rocken mit Flachs auf.

Noch jetzt werden die Hühner am Peterstage durch einen Reif gefüttert; der aber, welcher sie füttert, darf den ganzen Tag nicht aus dem Hause gehen, damit die Hühner nicht an fremden Orten Eier legen.

8. Am Peterstage (22. Februar) ist es im Werragrunde Brauch, daß gute Freunde und Nachbarn einander den „Petersdreck“ bringen. Sie füllen einen Topf mit Leinsamen oder den Annen vom Flachse, auch wohl mit Kehricht aus der Spinnstube, schleichen sich damit in des Nachbars Haus und werfen den Topf mit den Worten: „So hoch soll der Flachs werden!“ in die Stube oder vor die Stubenthür. Je höher der Topf geworfen wird, desto höher wird auch der Flachs. Wer den Topf wirft, muß sich in Acht nehmen, daß er nicht gefaßt und ergriffen wird, denn er bekommt dafür sein Gesicht geschwärzt. Uebrigens ist der Petersdreck Demjenigen, welchem er gebracht wird, eine gute Vorbedeutung für das Wachsen und Gedeihen der Leinsaat. Auch sehen es die Leute aus demselben Grunde gern, wenn ihnen am Fastnachtsabende Töpfe wider die Thür geworfen werden.

9. Der Sonntag nach Fastnacht heißt auf der Rhön „Hutzelsonntag“, weil Abends kalte Hutzeln mit Kräppeln (Schmalzkrapfen) als herkömmliche Speise aufgetragen werden. Gegen Abend zog man sonst durch die Felder auf eine Anhöhe oder auf einen Berg; Kinder und junge Burschen trugen Holzfackeln, getheerte Besen, Stangen mit Stroh umwickelt; man rollte auch ein mit Brennstoff umwickeltes Rad, in dessen Nabe eine Stange gesteckt war. Alle diese Dinge nannte man „Hollerad“, zündete sie an, lief damit durch die Saatfelder und warf sie zuletzt auf einen Haufen, den die Menge umstand und alte Gesangbuchslieder oder Volkslieder sang. Das geschah der heiligen Jungfrau zu Ehren, damit sie das Jahr über die Feldfrüchte bewahre und segne; oder man meinte, mit den brennenden Strohwischen und Fackeln durch die Flur laufend, den bösen Säemann zu vertreiben. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts rollte man ein brennendes Rad von der kalten Staude am Fuße der Sachsenburg bei Dermbach bergab in's Thal. Die Sitte, mit brennenden Fackeln durch die Flur zu ziehen, lebt noch auf der hohen Rhön bei Frankenheim.

S. Grimm, Mythol., p. 594.

10. Am Fastnachtstage müssen die Strohbänder für die Ernte gemacht werden. Es kommen dann keine Mäuse in die Garben.

11. Fastnacht, Aschermittwoch und Donnerstag muß man Brei, Schmalzkrapfen und Sauerkraut mit Schweinefleisch essen und die abgenagten Knochen und Rippen in den Samenlein stecken.

12. Das Fett, worin man die Fastnachtskräpfel gebacken hatte, hob man früher in Markfuhl auf, die Wagen damit zu schmieren, wenn man zum erstenmal in's Feld fahren wollte. Dabei drehte man die Vorderräder rückwärts, die Hinterräder vorwärts. Im Meininger Oberlande schnitzt man zu Fastnacht die Ackerpflugkeile, taucht sie in das Kräpfelfett und schlägt sie später in den Pflug. Das hilft dem Wachsthum und Gedeihen der Saat.

13. Am Fastnachtstage muß die Magd auf dem Tische tanzen und rücklings herunter springen. Je höher sie dabei springt, um so mehr wächst der Flachs in die Höhe. Grimm a. a. O., p. 1189.

14. Fastnacht wird ein Kreis in den Boden gezeichnet und in diesen das Futter für die Hühner gestellt. Die Henne, welche beim Fressen aus dem Kreise läuft, wird weglegen. Mgr. O. Land.

15. Um dem Nachbar Flöhe in's Haus zu bringen, kehrt man zu Fastnacht vor Sonnenaufgang das Haus aus und trägt den Unrath dem Nachbar hin. Mgr. O. Land.

16. Wie das Wetter am Fastnachtsdienstag ist, so ist es auch in der Heuernte; wie am Mittwoch, so in der Getreideernte; wie am Donnerstag, so in der Grummeternte.

17. Wer in der Fastenzeit Betten frisch überzieht, dem zieht der Schinder das Fell ab. Ebend.

18. An Fastnacht darfst du nicht nähen, sonst nähst du den Hennen die Löcher zu.

19. Der unweise Rath in Königsee.

„Allhier hat vor vielen Jahren die junge Mannschaft auf Fastnacht eine Kurzweile angestellet, dabei einen unweisen Rath aufgeführet: wie sie denn auch nach Arnstadt noch im vorigen dreißigjährigen Kriege kommen und einen Stadtknecht mit einem sehr langen Degen, welcher Degen am Ende der Spitzen auf einem oder zwei Räderchen auf der Gassen geführet worden, hinter sich her gehen lassen. Und wenn sie von jemand gehöret, daß er was thörlichs im Haußwesen gethan oder sonst gesündiget, haben sie ihn vor sich gefordert und um etliche 100 Thaler aus Scherz gestrafet, davor

aber die Beysitzer und lustige Compagnie eine Zeche Bier genommen. Dahero mann Sprüchworts-Weise zu einem, so übel hausgehalten, hernach gesagt: Mann sollte dich vor den unweisen Rath nach Königsee citiren."

20. Aschermittwoch.

An diesem Tage streuten sonst in den Ortschaften von Schwarzburg-Sondershausen die Mädchen den Burschen, die Burschen den Mädchen früh vor Tage langgeschnittenes Stroh vor die Betten, vor die Hausthüren und auf die Wege, welche von denselben zeitig begangen werden mußten. Die Schulkinder brachten dem Schulmeister Stroh, jedes etwa eine ganze oder halbe Schütte, und der Knecht des Hauses band unter einem gewissen, nicht mehr bekannten Spruche ein frisch gemachtes Seil an die Klinke oder in den Ring der Hausthüre, was gegen Diebe, Räuber und böse Geister schützen sollte. Geschah dies nicht Nachts 12 Uhr mit Eintritt der Aschermittwoche, so doch früh vor Sonnenaufgang (ligatura furum et latronum). Gegen 7 oder 8 Uhr trat der Knecht, auf größeren Gütern der Oberknecht, in die Stube des Herrn, hatte etwas Asche in der Tasche seiner Jacke, die er auf den Tisch streute, und einen Rosmarinstengel auf einem blanken zinnernen Teller, den er ihm mit den Worten überreichte:

Heute ist der Tag,
Wo ich meinen Herrn kindeln mag;
Mit der Asche thu' ich Buße,
Fall' auch meinem Herrn zu Fuße
Und will folgsam fleißig sein.
Ei wie wird Euch das erfreu'n! Amen.

Dafür erhielt er von dem Herrn einige Groschen Geld. Diese Sitte wurde noch etwa 1823 von dem Gesinde geübt.

In andern Ortschaften war nicht Aschermittwoche, sondern Peterstag (Petri Stuhlfeier, 22. Februar) der Nisteltag. Die Schulkinder sangen ein Lied mit ganz eigenthümlicher Weise, dessen Anfang

„Peter hat sein Bett zerrissen 2c."

noch jetzt gehört wird, wenn häufige und große Schneeflocken fallen. Früher legte man dem Nistelstroh eine besondere geheimnißvolle Kraft

bei und nahm es als Bettstroh zum Schutz gegen böse Träume oder Geister.

Verhandl., p. 259 f.

21. Ob der altgermanische Schwerttanz auch bei uns in Thüringen zur Fastenzeit und bei Hochzeiten, wie in Hessen, oder bei anderen Gelegenheiten aufgeführt worden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Daß er aber in unserer Nähe bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts seine zähe Lebensdauer bewahrt hat, ersieht man aus einem Verbot desselben in dieser Zeit. Beck, Ernst der Fromme I, 427, erzählt: „Das Schwerttanzen der Handwerksburschen in Friedrichroda und die Tänze und Ueppigkeiten zur Fastnachtszeit mußten in Folge eines Befehls vom 3. Februar 1651 eingestellt werden.“ Der Schwerttänze in Thüringen gedenkt auch Pfefferkorn, thür. Chron., S. 48: „Ich könnte auch hier von dem privilegirten Schwerttanz der Bauern im Amt Georgenthal etwas melden, aber 2c.“

22. Die älteste bis jetzt aufgefundene Beschreibung des Eisenacher Sommergewinns aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts lautet: „Unter denen Eisenachischen Gebräuchen, so noch alljährlich allda mit gehalten werden, ist auch das so genannte und bekannte Sommergewinnen auf Laetare in der Fasten, da viele Kinder nach der Amts- oder Haupt-Predigt, auch nach denen Mittagspredigten vor das Georgen-Thor gehen, die ausgehängte und in einer frischen Tanne oder Fichten sitzende Sommerdocken sehen und sich einen so genannten Sommer (nämlich Bretzeln, Gipstäflein mit biblischen Bildern, Bändern, kleinen Kuchen, gefärbten Eierschalen, Schneckenhäusern und andern Sachen, so an die Tannen- oder Fichtenreißer gehänget sind) kaufen und in die Stadt oder wo sie wohnen hintragen. Vor 50 und mehr Jahren ist hiebei der ärgerliche Gebrauch noch gewesen, daß die jungen Burschen mit Mägden und erwachsenen Kindern auf den Mittelstein gegangen, worauf sie ein Rad getrieben, daran sie einen strohernen Mann gebunden, welchen sie den Tod genennet, denselben angezündet und mit dem Rad den Berg hinunter haben lauffen laßen, dabei sind sie bei der Wartenburg in den Tannenwald gegangen, haben eine gleiche und hohe Tannen abgehauen, welche sie nachgehends mit Bändern geschmücket und auf den Plan fest eingegraben und aufgestellet haben, da denn die Mannsleute nach denen

Bändern gestiegen. Als aber einer von der Tannen einmal gefallen und ein Bein gebrochen, auch sonst viele Ueppigkeit dabei vorgekommen, ist solcher Unfug nachgehends abgeschafft worden."

Koch's handschriftl. Collectaneen z. Gesch. v. Eisenach, 1704.

23. Am Sonntag Lätare fand sonst in den Dörfern Oberhain und Mankenbach das Todaustragen statt. Die Kinder trugen eine aus Birkenreißern gebildete Puppe durch das Dorf und warfen sie in den Teich unter Absingen des Liedes: „Wir tragen den alten Tod hinaus hinter's alte Hirtenhaus; wir hab'n den Sommer genommen und Krodens (?) Macht ist umgekommen."

24. Wenn die Obstbäume auf Fastnacht beschnitten werden, bekommen sie selbiges Jahr keine Raupen und die Früchte keine Würmer.

---

4. Ostern.

1. Am Palmsonntage werden in den katholischen Theilen der Rhön die Zweige mit den Kätzchen der Saalweide, auch Buxbaum in der Kirche geweiht. Sie schützen, auf den Aeckern angebracht, vor Hagelwetter und verhüten, auf das Gebäude gesteckt, das Einschlagen des Blitzes und anderes Uebel.

2. Schönes Wetter am Palmsonntage und Regen am Charfreitage bedeutet ein gutes Jahr.

3. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts kamen am Palmsonntage die Hausväter alter Sitte in den Ortschaften von Schwarzburg-Sondershausen mit einem grünen Zweige, wie sie ihn haben konnten, mit einem Rosmarinstengel oder einem Zweige von Geranium in die Kirche oder schickten auch wohl vorher dem Pfarrer einen solchen.

Nach der Nachmittagskirche zogen die Schulkinder um Bälle, die ledigen Burschen um Tabak, Tücher ꝛc., und die Mädchen um Tücher oder Nähkissen zu holen, zu den im Laufe des letzten Jahres Verheirateten, die jene unabweislichen, herkömmlichen Geschenke meist durch das Los vertheilten, ihre Pathen aber und die Glieder ihrer Freundschaft noch besonders bedachten. Gefallene Mädchen waren

ausgeschlossen. Nach Vertheilung und Empfang dieser Geschenke spielten die Schulkinder, Knaben und Mädchen, wenn die Witterung es einigermaßen gestattete, im Freien zusammen Ball, ebenso die jungen Burschen, jeder hatte dabei das erhaltene Tuch auf die Schulter aufgesteckt, die älteren Mädchen gaben die Zuschauerinnen ab und waren gleichfalls mit ihren Tüchern geputzt. Verhandlungen rc., p. 257 f.

4. Am grünen Donnerstage soll man vor Sonnenaufgang dreierlei Früchte säen und, sobald der Samen aufgegangen ist, daß er in die Halme schießen kann, Alles vom Boden wegschneiden, hacken und eine Salbe daraus machen. Diese ist ein gutes Mittel gegen Brandschäden.

5. Am Gründonnerstag wird der Sitte nach etwas Grünes mit Eiern gegessen.

6. Wenn es in der Gründonnerstagsnacht gefriert, schaden die nachfolgenden Fröste nicht mehr.

7. Die am Gründonnerstag gelegten Eier gibt man besonders gern den Hühnern zum Ausbrüten. Das daraus hervorgegangene Hühnervolk wechselt jedes Jahr die Farbe. — Ein Ei, an demselben Tage von einer schwarzen Henne gelegt, nimmt man auf der Rhön in einer hölzernen Büchse am ersten Ostertage mit in die Kirche. Wer mit einem solchen Ei versehen ist, kann alle Hexen, die in der Kirche zugegen sind, erkennen; sie erscheinen ihm mit Melkkübeln auf den Köpfen. Vergl. Grimm a. a. O., p. 1032 f.

8. Am grünen Donnerstage versteckt man den Kindern bunt gefärbte Ostereier, die sie dann suchen. An manchen Orten werden diese Eier mit der Osterblume oder Küchenschelle (Anemone pulsatilla) gefärbt. Sie liegen gewöhnlich in einem künstlich gemachten Neste und man sagt, der Hase oder Storch habe sie gelegt. Auch sitzt ein gebackener Hase auf dem Neste, ein Backwerk, das an diesem Tage herkömmlich von allen Bäckern verkauft wird.

9. Am Charfreitage werden in Möhra während des ersten Liedes nach der Frühpredigt, und zwar in dem Augenblicke, wo man die drei Zeichen mit den Glocken gibt, die Bäume gehörig geschüttelt, um damit ihre Tragbarkeit zu erhöhen. In Markfuhl und der

Umgegend legte man sonst an demselben Tage ein Bündel Heu zuerst auf den Düngerhaufen und dann erst gab man es dem Vieh zu fressen. Das sollte vor Krankheit schützen.

10. Wer am Charfreitage oder am Gründonnerstage Brezeln ißt, bleibt das ganze Jahr vom Fieber frei.

11. Ist es am Charfreitag schön, so bedeutet es ein gutes Jahr.

12. Charfreitags schüttelt man die Bäume. Dieses schützt gegen Raupenfraß.

Pflege Reichenfels.

13. Am Charfreitag muß man die Hände mit Froschlaich waschen, es schützt gegen das Aufspringen derselben. Desgleichen behütet das Waschen derselben in einem Bache oder Flusse vor sonstigen Krankheiten. Beides muß vor Sonnenaufgang geschehen.

Meiniger Oberland.

14. Um Brombeersträuche vom Acker zu entfernen, dängle man die Pflugschar am Charfreitag vor Sonnenaufgang und pflüge dann mit derselben das Land.

Desgl.

15. Um Wildpret zu treffen, suche man sich am Charfreitag vor Sonnenaufgang drei oder sonst eine ungleiche Zahl Hasennorbel. Man trage sie bei sich und jeder Schuß wird treffen.

Desgl.

16. Um die Wanzen aus einem Zimmer zu vertreiben, gehe man am Charfreitag vor Sonnenaufgang ganz nackt an den drei Wänden des Zimmers umher und rufe:

„Wanz in der Wand,
Wanz aus der Wand,
Die Ostern, die sind vor der Hand.“

17. Am Charfreitage und an jedem kommenden Freitage soll man die Nägel abschneiden; man bekommt dann kein Zahnweh.

Möhra.

18. Drei Gabeln Mist wurden vor Sonnenaufgang aus dem Stalle gegen das Blut des Viehes geworfen. (Das Vieh ging früher in die Laubwaldungen auf die Weide und bekam vom Genuß der grünen Blätter den Blutgang.)

19. Um Maulwürfe von seinem Grundstücke los zu werden, nehme man am 1. Mai (Walpurgis) die Haufen und trage sie auf

das Grundstück eines Andern; dann wird sich der Maulwurf dorthin ziehen. Mgr. O. Land.

20. Gegen den Blutgang wurde dem Vieh vor Sonnenaufgang eine Hand voll dürres Eichenlaub eingesteckt oder ein Stück rohes Rindfleisch eingegeben.

21. Gegen den Bruch bei Knaben wurde am Charfreitag ein Eichenstämmchen gesucht, gespalten und das Kind dreimal im Namen Gottes, des Vaters rc., durchgesteckt, wobei zum dritten Mal Amen gesagt wurde. Doch durfte man nicht wieder an diese Stelle kommen.

22. Am Charfreitag wurde vor Sonnenaufgang Flußwasser als Heilmittel für Menschen und Vieh stillschweigend geholt. Herda.

23. Am Charfreitage werden Leibesschäden, Kröpfe, Zahnschmerzen verbohrt; Warzen, Ueberbeine, Balggeschwülste rc. vertrieben. Unkraut, das an diesem Morgen vor Sonnenaufgang in Gärten, auf Wiesen und Feldern ausgestochen wird, wächst nicht nach.

24. Läßt man an diesem Morgen seine Hühner ihr Morgenfutter aus dem Schmelztiegel fressen, so vertragen sie das Jahr über kein Ei.

25. Ebenso werden sie dem kein Ei vertragen, der an diesem Morgen stillschweigend eine Hemmkette nimmt, diese im Hühnerstalle im Kreise ausbreitet, in die Mitte des beschriebenen Kreises das Morgenfutter der Hühner schüttet und dies von ihnen da auffressen läßt.

26. Wer in der Charwoche Wäsche trocknet, der schmückt die Bahre. Ebend.

27. Ein Rabe (im Amte Salzungen eine Elster) vor März geschossen und an die innere Seite der Stallthüre genagelt, schützt das Vieh vor Fliegen. (Großlupnitz Elster.) Ebend.

In der Umgegend von Erfurt muß die Elster am Charfreitag geschossen werden.

28. So viel Fuder Mist in der Charwoche aus dem Dorfe gefahren werden, so viel Leichen werden in dem Jahre aus dem Dorfe getragen werden.

29. Wenn es Charfreitag und den ersten Ostertag regnet, so soll der nachkommende Regen des Jahres nichts taugen.

30. Am Ostermorgen muß man den Sonnenaufgang beobachten, denn in der Sonne hüpft dann das Osterlamm. An anderen Orten soll der Sonnenball in dem Augenblick, wo er sich zeigt, selbst hüpfen.

31. Am Osterheiligabend früh 9 Uhr werden in den Ortschaften auf der Rhön die Fasten ausgeläutet und Jedermann trägt dann ein Stückchen Holz zu dem Osterfeuer, das vor der Kirche angezündet wird. Eine Kohle von diesem Feuer, unter dem Dache des Hauses oder Viehstalles verborgen, schützt gegen Hexen und Wetterschaden. Vergl. Waldmann, eichsfeldische Gebr. und Sagen, p. 4 ff.

32. In der Osternacht gehen junge Mädchen an einen Bach und schöpfen dort stillschweigend das Osterwasser. Es muß immer mit und nicht gegen den Strom geschöpft werden. Dasselbe ist heilsam, vertreibt die Sommersprossen und macht das Gesicht schön und glänzend. In Wiesenthal im eisenachischen Oberlande klopfen die jungen Burschen die Mädchen aus den Betten und bespritzen sie mit dem sogenannten Osterthau. (Vergl. Grimm p. 557.) — Die Hand, welche mit Osterthau benetzt war, verhindert das Blähen des Viehes, wenn man mit derselben dem Thiere über den Rücken hinstreicht. Das Osterwasser wird dem Vieh auch unter das Saufen geschüttet, damit es das ganze Jahr über gesund bleibe. In dieser Nacht verwandelt sich auch alles Wasser einen Augenblick in Wein.

33. In verschiedenen Dörfern um Eisenach war und ist es noch Sitte, daß die Bauern oder ihre Knechte in der Osternacht die Pferde ins Wasser reiten und dann in ein Saatfeld, damit die Pferde etwas von der jungen Saat fressen. In Markfuhl reitet man die Pferde gleichfalls in's Osterwasser und dann in die grüne Saat, damit dieselbe besser gedeihe.

34. An der Finne, z. B. in Rastenberg, gehen in derselben Nacht um 12 Uhr die Leute stillschweigend in ein Saatfeld, um sich Korb oder Schürze mit junger Saat, der sogenannten „Osterschrappe“ zu füllen, welche, dem Vieh gefüttert, sehr heilsam sein und dasselbe vor jeder Krankheit bewahren soll. Auch begießt und tränkt man das Vieh mit Osterwasser.

35. In der Osternacht Schlag 12 Uhr muß man mit den Händen das bethaute Gras bestreichen und dabei sagen: „Was ich anfasse, gedeihe; was ich berühre, verschwinde.“ Die Hände werden dann heilkräftig. (Wiesenthal und Rosdorf und an der Rhön.)

36. In der zwölften Stunde der Osternacht fließt während des Schlagens der Glocke aus dem Brunnen Wein. Osterwasser wird das ganze Jahr über nicht stinkend. Osterwasser über Eingemachtes (Sauerkraut ꝛc.) gethan, schützt dasselbe gegen Würmer.

37. Die ersten, dem Kinde vom Pathen geschenkten, mit einem Storch bemalten Ostereier müssen aufbewahrt werden; denn zerbricht ein solches, so erreicht das Kind kein hohes Alter. Solche Eier werden oft 20—30 Jahre aufgehoben.

38. Im Fuldagrund gebraucht man folgendes sympathetische Mittel gegen Zahnweh. Man geht in der Osternacht stillschweigend an einen Apfelbaum, den man jedoch das folgende Jahr hindurch nicht mehr besuchen darf, setzt den rechten Fuß gegen den Stamm und spricht folgende Worte:

„Neu Himmel, neu Erde;
Zahn, ich verspreche dich,
Daß Du mir nicht schwellest noch schwärest,
Bis wieder Ostern wird.

„Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies wird dreimal und zuletzt noch das Vaterunser gesprochen.

39. Osterfeuer. Am Abend vor dem ersten Ostertage wurde sonst in den Häusern der Altgläubigen alles Feuer ausgelöscht und dann mit frischem Feuer eine größere oder geringere Menge Späne, Papier und dergleichen angezündet, dem man eine schützende Kraft beilegte. (Schwarzburg-Sondershausen.) Verhandl., p. 258.

40. Die Hasenburg bei Großbodungen auf dem Eichsfelde wird an jedem Ostertage von den Umwohnern zahlreich besucht und von denselben auf der Spitze ein Osterfeuer angezündet.

S. Duval, das Eichsfeld, p. 505 f.

41. Osterbad. Nach Schmalkaldener Aberglauben muß man am Ostermorgen in das Osterbad bei Sonnenaufgang gehen, sollte das Bad

auch nur darin bestehen, daß man die Füße einmal in das Wasser tauchte, und dabei dreimal in einem Athem sagen: „Wurm, Wurm, geh' in dein Nest, ich bin im Osterbad gewest." Dann wird man das ganze Jahr hindurch von keiner Otter gebissen. Vilmar, Idiotikon, p. 292.

42. Auf dem Platze am Dominikanerkloster in Eisenach, wo ehemals eine große Linde stand, pflegte jährlich am Sonntage Misericordias Domini, da eben ein Jahrmarkt war, ein Dominikanermönch aus einem Fasse eine Predigt zu halten und den Leuten Ablaß mitzutheilen. Daher kommt das Sprichwort, daß man sich keiner beständigen Frühlingsluft gewiß versichern könne, ehe nicht der Mönch aus dem Fasse sei. Paulini, zeitkürzende und erbauliche Lust, II, 1227.

43. Das Todaustragen oder Todaustreiben wird von der Dorfjugend in dem der Stadt Gera benachbarten Orte Dobschwitz alljährlich noch ausgeführt. Die jungen Leute versammeln sich nämlich am 1. März jedes Jahres und fertigen aus Stroh oder ähnlichen Dingen eine Puppe, gehen hierauf zu den Einwohnern des Ortes, verlangen Kleidungsstücke, die gewöhnlich blos als Lumpen verabreicht werden, zum Anzuge für dieselbe und tragen sie dann, mit diesem Putze geschmückt, zum Dorfe hinaus in die Elster. Sobald dies geschehen ist, kehren sie in's Dorf zurück, zeigen es den Einwohnern an, erhalten von diesen Eier und ähnliche Victualien als Belohnung und bleiben den Tag über in Heiterkeit beisammen. In anderen, ursprünglich slavischen Orten, in denen diese Sitte noch besteht, wird bei dem Forttragen der Puppe oder des Strohmannes auch gesungen und es beginnt dieser Gesang mit den Worten: „Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe und den Frühling in das Dorf."

Hahn, Gesch. von Gera und dessen Umgegend. Gera 1855. 1. Thl., p. 103 f.

44. Das Todaustragen findet sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Flur von Leißling, einem Dorfe zwischen Naumburg und Weißenfels. Jahresber. der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1827, p. 58.

45. „Am Brodrain bei Moosbach (bei Eisenach) sieht man zu Zeiten ein großes brennendes Faß von der Bergspitze bis herab auf den Steg kollern." Bechstein, Thür. Sagenbuch, p. 216.

5. Pfingsten.

1. Hinter Dermbach nach Geisa zu erhebt sich ein hoher Berg, die Sachsenburg. Dort oben werden von den Umwohnern am Himmelfahrtstage Heilkräuter gesucht. Auch das wilde Heer zieht nach der Sachsenburg.

2. Auf dem Bauersberge zwischen Großbodungen und Trebra versammelt sich am Himmelfahrtstage eines jeden Jahres eine bedeutende Menge Menschen, Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Gering. Zelte mit allerlei Eßwaaren sind errichtet, Musik ertönt, oft an mehreren Plätzen zugleich und nach derselben drehen sich in lustigen Reigen Burschen und Mädchen. Die Tanzplätze umgibt eine zahlreiche Menschenmenge, während Andere umherwandeln, die Gegend betrachten oder auf dem Rasen gelagert die mitgebrachten Speisen und Getränke sich wohl schmecken lassen. Spät erst, nachdem die Sonne schon längst untergegangen ist, schicken sich die Leute zur Heimkehr an.

S. Duval, das Eichsfeld, p. 152.

3. Den Montag vor Himmelfahrt wird auch noch das Gregoriusfest unter dem Namen Engelgang gefeiert, wo sämmtliche Schulknaben mit ihren Lehrern, festlich mit Blumensträußen geschmückt, singend durch alle Straßen der Stadt ziehen.

Suhl.

4. Die Geiß werfen, ein beliebtes Frühlingsspiel der Knaben. Die Geiß ist ein in eine dreifache Verzweigung auslaufender Baumast, welcher auf diese drei Beine aufgestellt wird, und darnach mit Stöcken geworfen wird. Das Spiel wird schon von Fischart erwähnt.

Vergl. Schmeller, 2, 73.
Vergl. Häkel-die-Geiss bei Vilmar, p. 145.
Vilmar, Idiotikon, p. 120.

5. St. Urbanstag (25. Mai) hatte in Schwarzburg-Sondershausen eine landwirthschaftliche Bedeutung. An diesem Tage sollte in der Regel die letzte Bestellung des Sommerfeldes beendigt sein, denn es hieß: „Was man macht vor Urben, kommt noch in die Gurben." Am Urbanstage zog der Bauer zum letzten Male auf's Feld, reinigte dann nach Landessitte seine Schar, stellte den Pflug an einem Scheidewege auf und benützte ihn erst wieder, wenn zur Leinsaat gepflügt, Rüben bestellt oder Brachäcker umgebrochen werden sollten.

Bienenschwärme, die St. Urban bringt, sind besonders gedeihlich.

Schwarzburg-Sondershausen.

6. Zu Pfingsten ist es allgemeine Sitte, die Häuser für die Festtage mit dem duftenden, schimmernden Laub der jungen Maien (Birken) zu schmücken; ein Maibusch oder Maibaum darf selbst in den Häusern der Städte nicht fehlen. Auf dem Lande sind noch besonders die Wohnungen des Pfarrers, des Schullehrers, des Schulzen, der Gutsherrschaft, des Pächters und anderer angesehener Einwohner, namentlich aber diejenigen Häuser mit Maibäumen geziert, in welchen hübsche Mädchen wohnen. Diese schlanken geschälten Fichten, welche die jungen Burschen in der Pfingstnacht in aller Stille auf den Höfen oder auf der Straße vor den Wohnungen aufgepflanzt und eingerammt haben, strecken am Morgen ihre grünen, mit Kränzen und Bändern geschmückten Kronen hoch über die rothen Dächer empor.

In vielen Dörfern bleiben die Pfingstmaien bis zum Johannisfeste stehen und werden am Sonntage darauf „geköpft" oder umgelegt. Der Hausvater gibt für die seinem Hause erwiesene Ehre und für den Baum, der sein Eigenthum bleibt, einen Zuschuß zu dem Aufwande, den die Festlichkeit des „Maienköpfens" mit sich bringt. Diese pflegt gewöhnlich mit einem Mummenschanz, einer Art Volkscomödie zu beginnen und mit einem Tanze auf dem Anger zu endigen.

In anderen Dörfern holt man am Abend vor Pfingsten oder am ersten Feiertage früh einen Baum, eine Birke oder Tanne, zu Wagen mit Musik aus dem Walde, pflanzt denselben im Dorfe auf dem Plane oder auf einer Wiese vor dem Dorfe auf und um diesen Maibaum hält das junge Volk Nachmittags an den drei Feiertagen seinen Pfingsttanz. An dem Tannenbaume sind die unteren Aeste abgehauen, der Stamm ist glatt geschält und die Krone gewöhnlich mit Kränzen, bunten Bändern, zuweilen auch mit Tüchern, Tabakspfeifen oder dergleichen Dingen verziert und aufgeputzt, welche die jungen Burschen entweder zu erklettern oder im Kegelspiele zu gewinnen suchen.

7. Noch im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fand in Groß-Gottern bei Langensalza folgender Brauch statt.

Groß-Gottern steht unter einer einheitlichen und gemeinsamen Schulzenverwaltung, umfaßt aber zwei Kirchspiele mit besonderen

Gotteshäusern, Schulen und Pfarrern. Am ersten Pfingsttage hüllen einerseits die erwachsenen Burschen, anderseits die Knaben eines jeden Kirchspiels für sich, einen der Ihrigen in Lindenlaub als Schoßmeier ein und setzen ihm womöglich einen Blumenstrauß als Krone auf, so daß im Ganzen vier Schoßmeier vorhanden sind. Zwei Fahnenträger, zwei Platzmeister mit Peitschen, ein Musikchor voran, durchziehen die Burschen beider Kirchspiele mit ihren Schoßmeiern über Mittag auf den besten und schönsten Pferden gesondert die beiden Pfarreien; ebenso die Knaben, die größeren auf Gäulen geringerer Qualität, die jüngeren auf bunt gemalten Steckenpferden. Begegnen die Burschen beider Kirchspiele oder die Schulknaben einander, so kommt es gewöhnlich zu einer Prügelei, bei der es darauf abgesehen ist, der anderen Partei die Fahne zu rauben, und wobei namentlich der mit einem tüchtigen Stecken bewaffnete Schoßmeier seine Pflicht zu thun hat. Die Besiegten müssen ihre Fahne durch eine Geldeinzahlung in die Festkasse einlösen. Nach dem Umzuge werden vier Tanzplätze und Lauben für die Musikanten hergerichtet. Dort findet am zweiten Feiertage in der Sonntagskleidung der Tanz statt. Am Pfingstdienstage wiederholt sich der Umzug, jedoch nur in dem eigenen Kirchspiele. Dabei spielen dieselben Personen, welche den Schoßmeier darstellten, die Hauptrolle, aber nicht mehr im Laubgewand, sondern zerrissene Weiberkleider, Gesichtslarven, Körbe und Kober tragen sie und man nennt sie Huren. Etwas zudringlich sammeln sie zwei Tage hindurch Eier, Schinken, Würste und eigens für das Fest gebackene Kuchen ein, welche bei den bis Mittwoch Abend dauernden Tänzen verzehrt werden. Dann ruht die Feier drei Tage, bis sie am Trinitatissonntage Abends mit einer Prozession der vier Gelagstruppen beiderlei Geschlechts auf die Felder mit heiterer Musikbegleitung endigt, wo jeder Fahnenträger in ein grünes Roggenstück hineingeht und seine Fahne horizontal über dasselbe schwenkt, während die Uebrigen einen Choral: „Nun danket alle Gott“ oder ein anderes Lied singen. Diese Roggenstücke hält der Volksglaube für besonders gesegnet.

Vergl. den Saatgang der Fuhr- und Ackersleute zu Langensalza am Trinitatissonntage.

8. In Ettenhausen bei Marksuhl umwickelten sonst zu Pfingsten die jungen Burschen einen ihrer Kameraden mit grünem Laub vom Kopf bis zu den Füßen, putzten ihn auch noch mit bunten Bändern

und Tüchern und führten ihn im Dorfe von Haus zu Haus als Laubmännchen umher. Einige von der Gesellschaft trugen Körbe, die Victualien, Eier, Speck, Würste, Butter, Kuchen 2c. hinein zu legen, die sie bei diesem Umzuge von den Leuten begehrten und erhielten. Zuletzt wurde das Laubmännchen von den Umführenden mit Wasser besprengt und von den eingesammelten Gaben ein gemeinschaftlicher Schmaus gehalten. Auch in Allendorf bei Salzungen hat man das Laubmännchen noch jüngst herumgeführt und nach dem Umzuge mit Wasser begossen.

In der Vogtei Dorla bei Mühlhausen, in den Dörfern Ober- und Niederdorla und Langula, wird derselbe Repräsentant des jungen, mit frischem Grün und Blumenschmuck eingezogenen Sommers am zweiten und dritten Pfingsttage noch heute als „Schoßmeier" hoch zu Roß im stattlichen Laub- und Blumenkleide eingeführt und nach dem Umzuge, wenigstens früher, ins Wasser gestürzt. Und in Groß-vargula steckt man die Zweige von der Pappelpyramide, unter welcher dort der „Graskönig" zu Pfingsten ins Dorf eingeritten war, nach dem Umritt auf den Leinacker, um langen Flachs dadurch zu bekommen.

Diese Wassertauche und das Besprengen mit Wasser stellt den thüringischen Laubmann und Schoßmeier dem schwäbischen und baierischen Wasservogel und dem österreichischen Pfingstkönig an die Seite und läßt vermuthen, daß in älterer Zeit mit seinem Umzuge eine Art Regenzauber zuletzt verbunden war. (S. darüber Grimm, Mythol., S. 560. Vergl. Nr. 55. Panzer, Beitr. zur deutschen Mythol., I. 235. Nr. 261. II. 81 ff. 444 ff. Meier, Sagen und Gebr. aus Schwaben, S. 404. Nr. 98.) Auf diese Sitte bezieht sich wahrscheinlich auch im Erfurter Zuchtbriefe vom Jahre 1351 folgende Bestimmung: „Das niemant den andern in das waßer trage. Unser hern verbieten auch, das niemant zu Ostern, zu Pfingsten, noch zu keiner andern zeit den andern in das waßer tragen oder werffen sol, als dicke sol er X schillinge geben. vermag er des geldes nicht, so sol er sein bueß leyden in dem stocke." Als Kindersitte ist das Laubmännchen noch an vielen Orten, namentlich auf dem Walde, zu Pfingsten gekannt und in Uebung.

9. Zu Pfingsten findet das Einreiten „des grünen Mannes" in Rohnstadt, Großen-Ehrich, Wolfersschwende, Rockstedt, Horn-

sömmern, des Bischofs in Blankenburg a. B., Kirchheilingen, Sundhausen statt. Ebend. p. 252.

10. In den quellenreichen Gebirgsgegenden von Schwarzburg-Rudolstadt gibt es viele Laufbrunnen, die zu Pfingsten mit Reisern und Blumen geschmückt werden. Sigismund, Landesk. I, p. 67.

11. In Suhl werden zu Pfingsten in den Straßen Laubhütten in verschiedenen Formen von Tempeln gebaut und Guirlanden von einem Hause zum andern gezogen, dabei den Kindern zum Tanze aufgespielt. Laubmänner, d. h. Burschen, vom Kopf bis zur Zehe mit Laub umwunden, laufen herum und geiseln mit großen Haselruthen den, der sich nicht freigebig gegen sie zeigt.

12. Am frühen Morgen des ersten Pfingsttages, wenn die Sonne entweder noch nicht oder eben erst aufgegangen ist, besuchen Jünglinge und Mädchen die Festung bei Koburg und das nahe Hügelhaus, lachen und jubeln, jauchzen und schäkern, ergötzen sich an der oft gesehenen und doch immer neuen Gegend und trinken Kaffee oder Milch. Bergblumen werden gesucht, Blüthen der Büsche gebrochen und von den Jünglingen in das Knopfloch vorn an die Brust gesteckt und von den Mädchen in Sträuße gebunden. Und doch schaut bei dieser Frühlingslust manches Mädchen besorgt nach dem westlichen Rande des Hügels. Denn die Mütter und Großmütter erzählen, daß dort in der Frühe des ersten Pfingsttages ein dreijähriges Kindlein mit blutigen Schläfen in einem weißen Hemdlein und mit einem Zweige weißer Hollunderblüthen in dem rechten Händchen sich zeige, und das Mädchen, welches es erblickt, dieses Jahr keinen Mann bekomme. Thuringia 1843.

13. In Reinsdorf bei Nebra war es sonst Sitte, daß am zweiten Pfingsttage die ganze junge Dorfmannschaft mit Musik und einem Faß Bier um die ganze Dorfflur herumzog und dann zu dreitägigem Pfingsttanzen ging, wobei die Männer an den zwei ersten Tagen, die Mädchen am dritten die Kosten trugen. Seit etwa vier Jahren ist dieser Umzug polizeilich verboten.

Dr. A. Strubener zu Roßleben.
Ztschr. f. Culturgesch. 1856, S. 415.

14. Am dritten Pfingsttage ritten in Stotternheim sonst die jungen Burschen nach einem „Graskönig“. Ein ganz in Laub und

Gras gehüllter und mit Tüchern geputzter Bursche wurde auf ein Pferd gesetzt und zum Landvogt geführt. Wenn dieser den Burschen nicht erkannte und errieth, so mußte er einen Eimer Bier aus der Gemeindekasse geben — aber auch außerdem erfolgte die Biergabe. Dann wurde der Graskönig außerhalb des Ortes am Ende eines breiten Weges aufgestellt und auf ein gegebenes Zeichen begann das Preisreiten der nebeneinander mit ihren Pferden aufgestellten Burschen. Wer am schnellsten ritt und den Graskönig zuerst erfaßte, bekam zum Preise die Tücher, womit jener geschmückt war.

15. Es ist eine alte Gewohnheit zu Groß-Breitenbach, einem Marktflecken im Amte Gehren (Schwarzburg-Sondershausen), daß am dritten Pfingstfeiertage Eltern und Kinder an irgend einem öffentlichen Orte sich belustigen. Man windet Kränze von Fichten- und Tannenreisern, um sich damit zu bekränzen, zu werfen; besonders sucht man diese Kränze einander an das Ende der Röcke heimlich zu streifen, welches man den Pfingstzagel zu nennen pflegt. Doch schnell wird dieser Zierrath wieder entfernt und dem Gegner der Kranz womöglich an den Kopf geworfen. Thür. Vaterlandskunde 1823, p. 109.

16. Pfingstfeier in der Grafschaft Kamburg. In der Woche vor Pfingsten wird der Tanzplatz unter der Linde geebnet und zum Tanze hergerichtet, und Abends vor dem Feste stellt man bei Musik und Bier die Birken und Laubhütten auf. Hier versammelt sich nun am ersten Pfingsttage Nachmittags das junge Volk mit Musik, der Tanz jedoch und das eigentliche Volksfest beginnt erst am zweiten Festtage. Jeder Bursche holt sein Mädchen zum Tanze und bewirthet sie nach Kräften. Am Morgen des dritten Feiertages, zuweilen auch erst am vierten Tage, vermummen sich einige junge Burschen, der eine stellt den Bären, der andere den Bärenführer vor. So ziehen sie, begleitet von den anderen Dorfburschen, mit Musik von Haus zu Haus und sammeln in Körben Speck, Butter, Eier, Mehl, Kuchen, Würste und dergleichen Victualien ein. Diese Collation wird dann zusammen in ein Haus gebracht, wo es von den versammelten Mädchen zum Essen hergerichtet wird. Nach diesem Mahle tractiren die Mädchen die Burschen mit Kaffee und Kuchen. Darauf beginnt wieder der Tanz.

Am Mittwoch ist in den meisten Dörfern das Fest der Brunnenfege. Dabei werden die Burschen von den Mädchen zum Tanze abgeholt und frei gehalten, dieselben bezahlen heute auch die Musik. Zu dem Pfingstbier schütten die Ortsnachbarn nach Vermögen ein, auch mehrere Maß Gerste zu, auch verbinden sich bisweilen benachbarte Orte und schütten ihre Gerste zu.

Am Montage nach Pfingsten halten die Gemeinden ihren Flurgang. Der Schultheiß, die Ortsvorsteher, die Gemeinde und die Schulknaben ziehen mit Musik um die Flur und besichtigen die Grenzzeichen, dabei werden die Knaben gehörig an den Ohren gezupft und an den Haaren geschüttelt. Nachmittags und Abends ist Tanz und der Rest des Pfingstbieres wird getrunken. Neue Nachbarn, welche in dem Jahre von anderen Orten in das Dorf gezogen sind und Nachbarrecht erlangt haben, geben bei dieser Gelegenheit ihr Strafbier, der Mann einen ganzen, die Frau einen halben Eimer. Desgleichen mußte die Frau, welche ihrem Manne, oder der Mann, welcher der Frau, wenn auch nur auf kurze Zeit, während des Jahres entlaufen war, einen halben Eimer Bier als Strafe geben.

17. Der Großvater bei Blankenburg am Harz. Auf dem sogenannten Großvater feiern die Bewohner Blankenburgs und der Umgegend seit Jahrhunderten alljährlich am ersten Pfingsttage ein Volksfest. Es versammeln sich nämlich in der Frühe dieses Tages Hunderte aus allen Ständen und von jedem Alter auf dem Berge, um die Sonne des heiligen Pfingstfestes feierlich zu begrüßen, eine Feier, welche das Blankenburger Schülerchor mit seinem Gesang in der Regel erhöht.

18. Molschleben. Pfingstbrauch. Es begehen den dritten Pfingsttag die Schulknaben nach altem Gebrauch das Andenken des Friedensfestes solchergestalt, daß sie Nachmittags auf Steckenpferden paarweise unter Aufsicht und Anordnung der ältesten Schulknaben erstlich in's Backhaus reiten und daselbst den von der Gemeinde abzugebenden Kuchen abholen, von da sie dreimal um den Gemeinde-Springbrunnen, in's Pfarr- und Schultheißenhaus und zuletzt wieder in's Gemeinde-Backhaus reiten, wo ihnen die von der Gemeinde und von Anderen aus gutem Willen gegebenen Kuchen aus-

getheilt, sodann die Steckenpferde von ihnen zerschlagen und dem Gemeindebäcker der Observanz nach überlassen werden. Noch nicht vor gar vielen Jahren haben erwachsene ledige Mannspersonen das Andenken obgedachten Friedensfestes gleichfalls und zwar also begangen, daß sie in Stiefel und Sporen auf natürlichen und mit allerhand Bändern gezierten Pferden von der Weide in's Dorf an gewisse Orte, besondern aber auf den Adel. Witzlebischen Hof und in die Gemeindemühlen, woselbst sie einen Kuchen bekommen, sodann dreimal um den Gemeinde-Springbrunnen herumgeritten und darauf einen Trunk zur Ergötzlichkeit von der Gemeinde bekommen, und darauf wieder auf's Rieth geritten und die Kuchen unter sich getheilet haben.

Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogthum Gotha. Thl. III, 8. Stck., p. 55. (1761.)

„Die Veranlassung dazu schreibt sich (nach Reimann, deutsche Volksfeste, S. 170) aus den unglücklichen und traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und zwar höchstwahrscheinlich aus dem Jahre 1642 oder 1644 her, wo Thüringen überhaupt und insbesondere auch die Gothaischen Lande durch die Einquartirungen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten sowohl der kaiserlichen Truppen unter dem Commando des Grafen von Hatzfeld und des Generals Wahl als der Schweden unter dem Feldherrn Königsmark unsäglich viel leiden mußten. Nachdem die kaiserlichen Truppen lange die Peiniger der unglücklichen Dorfbewohner und so auch der Molschleber gewesen waren, wurden sie plötzlich vom schwedischen General Königsmark überfallen. Noch heißt eine Gegend nach dem Wald und nach Klein-Fahnern zu die Königsmark, wo dieser General die Kaiserlichen ereilte, und ein daranstoßendes Thal, noch jetzt das Todtenthal genannt, bezeichnet die Stelle der blutigen Schlacht, in welcher selbst der kaiserliche General von Breitenthal, von welchem gleichfalls eine Gegend den Namen führt, blieb, und des Ortes, wo die im Kampfe Gefallenen beerdigt wurden. Freudig zogen die noch übrigen wenigen Einwohner von Molschleben dahin, um die Erschlagenen und ihre fliehenden Peiniger zu sehen, und frohlockend zogen sie und jubelnd ihre Kinder auf Weidenstäben reitend, in ihre nun ruhigeren Wohnungen zurück. Der damalige Besitzer des Gutes, das in den ältesten Zeiten der Familie von Molschleben gehörte, der unstreitig am meisten war mit-

genommen worden, machte dieses frohe Pfingstfest für die Bewohner des Ortes und hauptsächlich auch für die Kinder durch ein Freudenfest merkwürdig und bestimmte, daß besonders den letzteren jährlich an diesem Tage vom jedesmaligen Gutsbesitzer und dem Pächter der ihm gehörigen Mühle Kuchen und Bier gereicht werden sollte. Obgleich dieses von Witzleben'sche Gut in der Folge von den Einwohnern Molschlebens erkauft und unter sich getheilt wurde, so beschloß man doch, diese Feierlichkeit beizubehalten."

19. In Langensalza war sonst Nachmittags am Trinitatissonntage nach dem Gottesdienste ein Rennen und Laufen der Leute aus allen Enden und Theilen der Stadt nach jenem Hause hin, wo sich um diese Zeit die Fuhr- und Ackerleute aus der Stadt und Umgegend versammelten, um einen feierlichen Auszug in das wogende Saatfeld zu halten, dort eine gottesdienstliche Feier und Andacht zu begehen und zuletzt auf dem Anger vor der Stadt den Tag heiter und fröhlich zu beschließen. Bis zum Jahre 1801 fand dieser Auszug in folgender Weise statt. Nach dem Nachmittags-Gottesdienste zogen im höchsten Festschmuck die Fuhr- und Ackerleute paarweise mit Musik und fliegender Fahne durch die belebten Straßen nach der Unterstadt, den sogenannten Niederhöfen. Auf der Brücke ward die Fahne einige Mal geschwenkt, dann ging der Zug durch das Frauenthor nach den bei dem Anger gelegenen Saatfeldern. Dort schloß man einen Kreis, der Fahnenträger trat in die Mitte eines Saatfeldes und schwang, während von den Uebrigen das Lied „Es woll' uns Gott gnädig sein ꝛc." mit Andacht gesungen wurde, fortwährend die Fahne über das grüne, wogende Fruchtfeld. Nach dieser Feierlichkeit begab sich der Zug in derselben Ordnung auf den nahen, von uralten Linden beschatteten Anger, wo man unter freiem Himmel den Tag mit Musik und Tanz, mit Schmausen und allerlei Fröhlichkeit verlebte und beschloß. (Thür. Vaterlandskunde 1803, S. 216.) Ueber diesen Saatgang, den die Sage von einer Waffenthat herleitet, vergl. Vernaleken, Mythen und Bräuche des österreichischen Volkes, S. 306.

Meier, Sagen und Gebr. aus Schwaben, S. 399 f.
Panzer, Beitr., II, 90, 137.

20. Kinder, am güldenen (Trinitatis-) Sonntag geboren, werden glücklich und können Geister sehen.

21. Wer an diesem Tage strickt oder näht, den erschlägt der Blitz. Dies beziehen Manche auch auf die übrigen Sonntage:

„Sonntagsnaht
Ist der ganzen Woche Schad'!"

22. Am güldenen Sonntag geht man in Ilmenau aus, Heilkräuter zu suchen, die nur an diesem Tage gepflückt werden dürfen und müssen. Der Hermannstein ist ein bekannter Fundort solcher Kräuter.

23. In Angelrode, eine Stunde von Plaue, ist es seit alter Zeit Brauch, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinauf auf den Weißenstein und in die Kammerlöcher geht, dort Taxuszweige oder Eibenzweige bricht und sie kreuzweise in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckt. Obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, verschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herab zu holen.

Bechstein, in der Thuringia, S. 55.
Ders. im Thür. Sagenbuch, II, S. 293 f.
Vergl. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 156.

24. Am Johannistage vor Sonnenaufgang zieht Jung und Alt in der Vorderrhön mit Musik auf die höchsten Berge und begrüßt nach altem Herkommen die aufsteigende Sonne mit Jubelgeschrei. Dabei wird geschmaust und getanzt. Ebenso eilen die Kräuterkundigen hinaus, um die an diesem Tage besonders heilkräftigen Kräuter einzusammeln, denen dann oft noch die weiße Jungfer mit dem goldenen Schlüsselbunde erscheint, um ihnen die verwunschenen Bergschätze aufzuschließen.

25. Unter dem Bibes oder Beifuß findet man eine kleine Kohle, die, zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend ausgegraben und pulverisirt, gegen die Krämpfe der Kinder hilft.

26. Kinder werden gerne um Johannis entwöhnt; sie werden dann in ihrem Leben glücklich sein.

27. In Suhl und Umgegend werden am Johannistage schwarze Beeren (Heidelbeeren) im Walde gesucht und geholt. Dieselben schützen

den, der sie ißt, das Jahr über vor Krankheiten, namentlich vor dem Fieber.

28. Am Johannistage werden in der Mittagsstunde von 11 bis 12 Uhr von den ledigen Frauenzimmern neunerlei Blumen gepflückt, wobei nicht fehlen dürfen: Weide, Storchschnabel und Feldraute. Diese Blumen werden zu einem Kranz gewunden, wozu der Faden von der Binderin in ebenderselben Stunde gesponnen sein muß. Ist der Kranz vollendet, so wird er in dieser geweihten Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft dieses Werfen stattfindet, ohne daß der Kranz hängen bleibt, so viele Jahre währt es noch bis zu ihrer Verheiratung. Alles dieses muß aber stillschweigend geschehen. Pflege Reichenfels.

29. Ein Hufeisen in der St. Johannisnacht von einem reinen Junggesellen geschmiedet und auf die Schwelle des Hauses oder der Stube festgenagelt, wehrt Hexen, Kobolden, Gespenstern den Eintritt in's Haus oder Gemach.

30. Auch in der Johannisnacht schlingt man in den Trieb einer jungen Fichte vorsichtig einen Knoten, so daß der Trieb fortwachsen kann. Aus dieser Schlinge wächst mit der Zeit ein fester Knoten zusammen. Diesen Knoten hängt man an und vertreibt damit Felle auf den Augen. Sonneberg.

31. In Schlotheim pflanzen die Schulkinder am Johannistage noch eine Birke und putzen dieselbe und vergnügen sich unter derselben mit Tanzen und Spielen.

32. Im Fuldaischen bestand vormals die Gewohnheit, daß die Kinder der niederen Volksclasse sich einige Zeit vor Johannis vereinigten und mit hölzernen Flinten in den Orten herumzogen und Holz, Eier, Speck und dergleichen einsammelten. Das Holz ward am Johannisabende verbrannt, Eier und Speck dagegen verschmaust. Beim Einsammeln sangen sie gewöhnlich:

Da kommen wir herangegangen
Mit Spieß und mit Stangen
Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein.

Gebt uns doch die Eier ein
Zum Johannisfeuer.
Der Haber ist gar theuer;
Haber zu, Haber zu! frie, fre, fried!
Gebt uns doch ein Schüb.

Dieselbe Sitte war auch früher in Erfurt. Auch pflegte man an diesem Tage geweihte Lichter anzuzünden und mit denselben um Getreide- und Fruchtfelder herumzulaufen. Ebenso putzten kleine Mädchen einen kleinen Knaben mit allerlei Bändern und Zierrathen auf, setzten ihm einen Blumenkranz auf und setzten ihn auf einen mit Blumen geschmückten Topf und umtanzten ihn mit Gesang und Jubel. Dieser geputzte Knabe hieß der Johannisengel. Daher schreibt sich auch der hie und da übliche Johannistopf und Johannisstrauß, den man sich unter einander zuschickte. Er bestand aus wohlriechenden Blumen und war mit Bändern umwunden. Thür. Vaterlandsk. 1804, p. 805.

33. Das Laubmännchen in Ruhla. Sobald der Wald grün wird, versammeln sich die Kinder an einem Sonntage und ziehen in den neubelaubten Wald und wählen eines aus ihrer Mitte zum Laubmännchen. Zu diesem Zwecke brechen sie Zweige von den Bäumen und binden sie rings um den Gespielen, daß nur die Schuhe etwa noch sichtbar bleiben. Da, wo die Augen sind, werden kleine Oeffnungen zum Durchsehen gelassen, um wenigstens wahrnehmen zu können, was vorgeht. Zwei andere Kinder führen das Laubmännchen, damit es sich nicht stoße oder falle. An allen Seiten hängen bunte Tücher und Bänder herab, welche die Eltern zu diesem Zwecke hergegeben haben. So ziehen sie zusammen paarweise unter Jubel und Gesang in den Ort, versammeln sich an einem zum Tanze geeigneten Platze und tanzen singend fort, bis der Abend oder Müdigkeit nach Hause zu gehen nöthigt. Reimann, Volksfeste, p. 159 f.

34. Der Milchtanz zu Klein-Geschwenda am Johannistage. Derselbe wurde vormals so gehalten. Nach geendigtem Nachmittags-Gottesdienste geben die Musikanten auf dem Herrenhofe dreimal ein Zeichen mit Blasen auf den Hörnern, worauf sich die Einwohner mit ihren Weibern und Kindern daselbst in der oberen großen Stube einfinden. Den Kindern, zu welchen sich auch andere Kinder aus dem Pfarrspiele einfinden, werden große Schüsseln mit Semmelmilch auf

den Fußboden gesetzt. Nachdem die Kinder gebetet haben, legen sie sich auf den Fußboden um die Semmelmilch und essen dieselbe mit ihren eigenen Löffeln, die sie mitbringen. Während des Essens wird von den Musikanten Musik gemacht. Ist die Milch verzehrt, so stehen die Kinder auf, verrichten ihr Dankgebet und gehen beiseite. Nun nimmt der Tanz seinen Anfang. Ein jeder Ehemann tanzt mit seiner Frau drei Reihen, wobei der Schultheiß mit seiner Frau den Tanz eröffnet und dann jedes Paar nach dem Alter eines nach dem andern seine drei Reihen tanzt. Der Hutmann (Hirte) macht mit seiner Frau den Schluß. Alsdann erhalten die ledigen Personen die Erlaubniß, den Tanz fortzusetzen, so lange es ihnen beliebt.

Reimann, Volksfeste, p. 161 f.
Ueber den angeblichen Ursprung dieses Milchtanzes ebend., p. 162 f.

35. Der Johannistag in Schöten bei Apolda. Beim Dorfe Schöten — Schütten vom Volke genannt — wurde lange Zeit der Johannistag als ein Volksfest gefeiert, auch nachdem die Schenken von Apolda die Flur nebst dem Dorfe Schütten an das Kloster Heusdorf verkauft hatten. Auch die Oekonomen von Apolda feierten alljährlich ihr Hegemahl bei diesem Brunnen. Jeder Nachbar in Schöten war nämlich verpflichtet, den Oekonomen ein Brod zu reichen, welches sie in Stücken brachen, in das Wasser des Brunnens warfen, und nachdem es geweicht war, mit der am Brunnen hängenden eisernen Kette wieder aus dem Wasser fischten und aßen. Mann und Roß waren bei diesem fröhlichen Feste mit grünen Zweigen geschmückt. Allmälich verlor sich dieser Brauch und wurde förmlich untersagt, als einer der Reiter beim Zurückreiten vom Pferde stürzte und todt auf dem Platze blieb. Bei dem am Johannisfeste üblichen Umzuge pflegte man vor längerer Zeit einen Burschen zu verkleiden und ihn mit Laub, Kornblumen und Kränzen zu schmücken; in seiner Hand trug er ein mit Blumen umwundenes Schwert, zur Erinnerung an Veit's siegreichen Kampf mit den Lindwürmern. Die Sage von diesem Kampfe lebt noch immer im Volksmunde. Als aber im Jahre 1768 ein furchtbares Schlossen- und Hagelwetter die Feldfrüchte auf der Flur von Schöten ganz vernichtete, soll der damalige Pfarrer den bisher am Johannistage üblichen Umzug eingestellt haben. Seit jener Zeit feierte nur noch die Schuljugend den Johannistag. Festlich

gekleidet, in der rechten Hand einen langen weißen, blumenumwundenen Stab mit einem Kreuze, woran ein schöner Kornblumenkranz hing, zogen die Kinder, geistliche Lieder singend, von Haus zu Haus. Der Brunnen war gleichfalls mit Blumen geschmückt. Bei ihrem Umzuge erhielten die Kinder von den Ortsbewohnern Geld, Eier und andere Victualien, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiteten.

Vergl. Reimann, Volksfeste, p. 430 ff.
Thuringia, p. 37.

---

6. Saat- und Erntegebräuche.

1. Damit es den Feldern und Wiesen das Jahr über nicht an der nöthigen Feuchtigkeit fehle, wird dem Bauer oder Knechte beim ersten Ackergange die Tasche mit Krapfen gefüllt. Bei seiner Heimkehr wird er und sein Pflug von der Bäuerin oder Magd aus einem Versteck mit Wasser bespritzt. Dasselbe widerfährt der Magd vom Knechte, wenn sie mit dem ersten grünen Futter heimkommt, und dem Schäfer, wenn er im Frühjahr das erstemal von der Weide heimtreibt.

Vergl. Waldmann a. a. O., p. 11.

2. Wenn im Frühjahr der Kukuk ruft, betet die Bäuerin auf ihrem Acker, wo sie ihn zuerst hört, ein andächtig Vaterunser. (Steinbach bei Liebenstein.) Vergl. Zeitschr. f. deutsche Mythol. II, 94; III, 267, 235.

3. Sehr wird darauf gehalten, daß das Säetuch von einem siebenjährigen Kinde oder doch wenigstens von einem Schulkinde gesponnen ist.

4. Wenn der Wind durch das junge, blühende Korn geht, die Saat recht wogt und Wellen schlägt, sagt man, „der Wolf oder der Eber jagt durch das Korn“.

5. In dem meiningischen Dörfchen Schnett am Südabhange des Thüringer Waldes, nahe am kahlen Scheitel des Simmetsberges, stand vor Zeiten eine Capelle des heil. Oswald, dessen Bild die Einwohner bei langer Dürre und Trockenheit nach alter Sitte um ihre Felder zu tragen pflegten, denselben damit Regen und Segen zu verschaffen. Auch bei Flurumgängen wurde das Bild um die Felder

und Grenzen geführt. Weil aber die Schnetter auf ihren Höhen nur Hafer bauen konnten, vermochte der Heilige auch nur Hafer zu segnen und hieß deshalb „Haberössel“ (Hafer-Oswald). Dieses Bild soll noch vor nicht langer Zeit ein Einwohner in seinem Hause gehabt haben.

Brückner, Landesk. des Herzogth. Meiningen, II, 401 f.
Grimm, Mythol., p. 1202.

6. Wenn die Aussaat oder die Schneidernte am Sonnabend begonnen wird, so kommen keine Mäuse in das Getreide, bezüglich in die Scheune. Will man keinen Brand im Weizen haben, so muß derselbe gesäet werden, wenn der Mond nicht am Himmel steht.

7. Noch jetzt tragen die Bauern am Charfreitage kleine Erlen- oder Weidenzweige stillschweigend in ihre Behausung, geben gleichfalls stillschweigend dem Zweige die Form eines Kreuzes oder Kranzes. Wenn sie Weizen und Gerste säen, nehmen sie das Kreuz in den Mund, oder wenn sie einen Kranz gewunden haben, nehmen sie den Samen durch den Kranz heraus. Sie glauben dadurch die Sperlinge von den eben gesäeten, noch nicht eingeackerten Körnern abzuhalten.

Andere nehmen zu demselben Zwecke ein Körbchen mit Erde aus einem frisch gegrabenen Grabe mit sich, theilen dieselbe auf dem Ackerstücke in vier Theile und tragen in jede Ecke des Grundstückes einen solchen Theil der Erde.

Andere werfen die erste Hand voll Weizen für die Sperlinge hin und die zweite mit drei Würfen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes auf den Acker.

Sollen sich dagegen die Sperlinge auf dem Weizenfelde eines Feindes einfinden, so kaut man fünf Weizenkörner zu einem Brei, spuckt sie dann wieder aus auf den Acker des Mannes, dem man schaden will, und vermehrt so den Geruch des die Vögel so anlockenden Getreides. Alles muß geschehen, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wird.

8. Beim Säen sieht man auch darauf, daß nicht zwei Lichter zugleich am Himmel sind, nämlich Sonne und Mond zugleich am Tage am Himmel stehen. Scheint schon der Mond, wenn noch die Sonne am Horizonte steht, so säet man den Weizen am Vormittage, steht umgekehrt noch der Mond am Himmel bei Sonnenaufgang, des Nachmittags.

9. Will man Erbsen haben, die sich leicht kochen lassen, so säet man sie am Gründonnerstag Nachmittags. Andere säen sie am hundertsten Tage des Jahres. Sollte derselbe auf einen Charfreitag fallen, so sind sie wegen der guten Erbsenernte ganz untröstlich. An diesem Tage ist alle Feldarbeit auf's strengste untersagt.

10. Die Erbsen werden bei abnehmendem Mond gesäet, und zwar die erste Hand voll gegen die Sonne.

11. Als Mittel gegen den Brand dient bei der Aussaat der Spruch:

Ich säe dich Weizen (Korn, Gerste ꝛc.) auf ein gut Land,
Ich säe Weizen und keinen Brand.
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heil. Geistes †.

12. Gerste wird Mittwoch vor Sonnenaufgang oder noch lieber nach Sonnenuntergang gesäet, dabei ein Gerstenkorn in den Mund genommen, und dies nach Sonnenuntergang gesäet, damit die Sperlinge nicht in's Korn gehen sollen. In Munschau (Dorf $^1/_4$ Stunde von Merseburg) nennt man dies „eine Maulsperre machen, damit die Vögel die Maulsperre bekommen“.

Man säet überhaupt, wenn's sein kann, im Vollmond, am liebsten bei Westwind und trübem Himmel.

13. Rübsen (Sommersaat, **Brassica Rapa**) von Pfeifern (Käferlarven) angegriffen, wurden früher nach Sonnenuntergang mit brennender Pfeife umschritten, von jeder Ecke eine Raupe (Larve) genommen, die vier Raupen in ein leinenes Säckchen gethan und in den Rauchfang gehängt; sobald der Rauch sie verzehrt hat, sind die Pfeifer im Rübsenfelde verschwunden. Die Sitte stammt aus dem Altenburgischen und ist auch in Stößen (Dorf zwischen Lauchstedt und Schorfstadt) mit Erfolg angewendet.

14. „Freitagsdünger Unglücksdünger“, sagt der Landmann an der Finne.

15. „Was man säet vor St. Urben,
Ist noch nicht verdurben
Und kommt noch in die Gurben (Garben).“ Ebend.

16. Nie wird bestellt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht oder eine Sonnenfinsterniß bevorsteht.

17. Wenn der Bauer seinen Acker besäen will, so muß er den Fruchtsack gegen Morgen stellen; dadurch wird der Brand des Getreides verhütet.

Mgr. O. Land.

18. Wird im Frühjahre zum erstenmal auf den Acker gefahren, so backt die Bäuerin Kräpfel und spickt dem Bauer oder dem Knechte von denselben die Taschen.

Witzelrode bei Salzungen.

19. Sämereien darf man nicht verschenken; sie arten sonst aus.

20. Willst du Bohnen legen, so thue es Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, so werden sie reichlich tragen.

21. Beim Säen des Weizens setze man den Sack mit der Frucht auf den Acker des Nachbars, so werden die Sperlinge blind gemacht und können der gereiften Frucht nichts anhaben.

22. Man säe den Weizen zuerst an den Außenseiten des Ackers, sage beim Auswerfen des Samens an den Ecken: „das ist für die Vögel", besäe dann den Acker vollständig und sage, während die letzte, bezüglich die vierte Seite des Ackers besäet wird, die Worte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heil. Geistes, Amen", so wird kein Sperling sich an die reif gewordene Saat wagen, es sei denn, daß ein Schelm gerade an der letztgenannten Seite die Hose umwendet und einen Haufen in die Frucht setzt. Dies hebt den Bann auf und lockt alle Spatzen der Umgegend auf den Acker.

23. Man sucht den ausgestreuten Samen vor dem Vögelfraß dadurch zu schützen, daß man dreimal um das Saatfeld herumgeht, dabei den Spruch:

„Meinen Weizen will ich säen,
Die Vögel sollen Erden fressen
Und meinen Weizen lassen stehen!"

hersagt und beim drittenmal hinzufügt: „Im Namen des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †."

24. Für die Getreidesaat gelten die Zeichen der Fische und des Schützen für ungünstig.

25. Vergißt der Landmann bei der Aussaat ein Beet zu besäen, hat er sich einen Sarg gesäet. Ein Glied aus der Familie muß

sterben. Auch stirbt Jemand aus der Familie, wenn auf dem Krautlande ein Kohlkopf mit weißen Blättern gewachsen ist.

26. Beim Krautsetzen pflegt man sich gegenseitig hinzuwerfen oder zu sagen: „Haider wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze.“ Man hofft dadurch schönes Kraut zu bekommen. Vor Raupen glaubt man dasselbe dadurch zu schützen, daß man sagt: „Barthel in's Kraut, Raupen aus dem Kraut in die Ruhl zur Kirmes.“ Marksuhl.

27. Am Tage Jacobi gehen die Leute in den Ortschaften an der Werra und vor der Rhön durch ihre Krautäcker, um den Jacob hinauszujagen und den Barthel hineinzutragen.

28. Auf Bartholomäi geht man nicht auf's Krautfeld, um den Barthel nicht zu verscheuchen, der an diesem Tage die Häupter setzt.

29. Das Kraut muß, bevor der Hirte nach Hause treibt, ausgesäet werden, weil es sonst den sogenannten Trandel bekommt.

Unter Trandel versteht man in Salzungen und der Umgegend den durch einen Insectenstich am Stengel erzeugten Knoten, der die Ausbildung der Pflanzen stört.

30. Um die Raupen von seinem Acker zu vertreiben, hole man Nachts um die zwölfte Stunde Erde von einem frisch gemachten Grabe, mache drei Theile daraus und setze diese an drei Ecken des Ackers, dann ziehen die Raupen zu der vierten hinaus. Mgr. O. Land.

31. Gegen die Kohlraupen wird an etlichen Orten ein sonderbares Mittel angewendet. An einem Tage nämlich, an dem in der Nachbarschaft Kirmes ist, geht der Feldbesitzer auf seinen Krautacker, klatscht mit der Peitsche und ruft: „Dort ist Kirmes!“ und dann „ziehen die Raupen fort“.

32. Am ersten Jahrmarktstage nach Bartholomäi werden die Raupen von den Krautäckern auf den Markt getrieben. Eine Weibsperson läuft vor Sonnenaufgang nackt dreimal um den fraglichen Acker. Die Raupen ziehen dann von der Ecke, an welcher das Laufen begonnen hat, von dem Acker aus und auf den Markt. Mgr. O. Land.

33. Wenn die Mägde Kraut pflanzen, so sagen sie: „Durschen wie mein dickes Bein, Haider wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze, so wird mein Kraut.“

34. Nach geendigter Arbeit müssen die, welche das Kraut gepflanzt haben, Semmel und Milch erhalten und Sauerkraut.

35. Auch kann das Mädchen durch das Krautpflanzen erfahren, ob sie ihren Geliebten jemals bekommt oder nicht. Sie zwickt einen Theil der Wurzel von einem Pflänzchen ab, spaltet den übrigen Theil und steckt die Wurzel einer zweiten Pflanze, die ihren Geliebten vorstellen soll, in den Spalt, pflanzt hierauf beide Pflanzen hart an einen Stein an und drückt sie fest zusammen. Bekleiben diese Pflänzchen, so ist ihr Wunsch der Erfüllung nahe.

36. In Marksuhl säet man den Lein gern am ersten Dienstage im Mai. Außer den Knochen und Rippen von dem Fastnachts gegessenen Schweinefleisch befand sich sonst im Leinsacke noch eine Semmel und Wurst, ein Eierkuchen und etwas Branntwein als Frühstück für den Bauer, das er draußen auf dem Felde verzehren, dabei aber auf seinem eigenen Lande sitzen mußte. Der Sack wird noch jetzt nicht kurz, sondern recht lang zugebunden, damit derselbe, auf den Schultern getragen, bis herab an's Knie reicht und beim Gange auf den Acker, der mit großen Schritten gemacht werden muß, tüchtig hin und her schwankt. Alsdann wird auch der Flachs auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, recht hin und her wogen. Sonst hatte der Bauer bei der Leinsaat auch ein Hemd an, das am Peterstage besonders dazu gewaschen war.

37. Auf das besäete Flachsfeld steckt man hohe Weidenruthen, daß der Flachs recht hoch wachse. Man schält an diesen Ruthen auch den Bast ab, damit das aus dem Flachs gesponnene Linnen recht weiß werden möge.

Tiefenort.

38. An anderen Orten säet man den Lein gern an demselben Wochentage, an welchem im Winter der erste Schnee gefallen ist.

39. Wenn sich der Flachs, welcher für ein Brautpaar bestimmt ist, legt, hat dasselbe in der Ehe Unglück zu fürchten.

40. Um zu wissen, an welcher Tageszeit man denselben zu säen hat, säet man Fastnacht Früh, Mittags und Abends in drei verschiedene mit Erde gefüllte Töpfe Lein. In welchem Topfe nun der größte Flachs gewachsen ist, dieser gibt den Ausschlag, wann der Lein zu säen ist.

41. Wenn nach einigen Monaten der Flachs vom Unkraute gesäubert wird, steckt man Reiser mit den Worten in den Acker:

Reis, da steck' ich dich her,
Flachs, so lang sollst du wer'.

42. Im Heyengrunde — ein fruchtbares Thal mit 4 bis 5 Ortschaften, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Lengefeld bei Blankenhain — wird, damit der Flachs wohl gedeihe, auf Fastnacht ein leinen Hemd gewaschen, alle Flachsseile gestrickt und von den ältesten Leuten im Dorfe auf dem Tanzboden bei Musik wenigstens ein Tanz getanzt.

43. Hängen sich im Winter lange Eiszapfen an die Dächer, so wird der Flachs lang werden.

44. Walpurgis und Stanislaus, wenn der Flachs gesäet wird, bekommt der Säemann Eier zum Frühstück und muß nach diesem die Schalen auf den Acker so hoch wie möglich in die Luft werfen, damit der Flachs gedeihe und recht hoch wachse. Ebend.

45. Wenn der Flachs gerathen soll, dann hat man es gern, wenn man am Peterstage „Petersdreck" (Kehricht) vor die Stubenthür geschüttet und Fastnacht Abends Töpfe wider die Thür geworfen bekommt.

46. Für Leinsaat günstig gelten: das Zeichen der Jungfrau, die Tage Urban, Beda und Petronella, der Tag vor Himmelfahrt und Pfingsten, Medardus und Frohnleichnam, besonders auch die Marientage, wo „die heil. Maria die Saat mit der Schürze zudeckt". Helene galt für ungünstig, „da bleibt er kleene".

47. Beim Säen des Leins wirft man das Tuch, worin der Leinsamen war, hoch in die Luft, um damit anzuzeigen, daß so hoch der Flachs werde, als das Tuch geworfen wurde.

48. In der Johannisnacht tanzen die Mädchen um den Flachs der gesäet ist, und wälzen sich darin.

49. Beim Einernten des Flachses werden die Arbeiter mit Schorn (Stollen) oder Schmalzkrapfen und Kaffee bewirthet.

50. Allgemeine Sitte ist, vor der Ernte eine Anzahl Kuchen zu backen und solche den Schnittern, männlichen und weiblichen, so wie sie vom Bäcker kommen, auszutheilen, Fruchtkuchen genannt.

51. Beim Schneiden des Getreides werden an manchen Orten die ersten und letzten Hampfeln Aehren kreuzweise auf den Acker gelegt.

52. Seine Arbeit beginnt der Schnitter mit den Worten: „Gott walt's!“ Ehe er aber anfängt, nimmt er drei Halme und bindet sie um sich, damit er keine Kreuzschmerzen bekomme. Findet er eine Doppelähre, so nimmt er sie mit nach Hause, steckt sie hinter den Spiegel und schützt damit sein Haus vor dem Einschlagen des Blitzes.

Herda. Wünschensuhl.
Grimm, Mythol., p. 1090.

53. Dem, welcher den letzten Schnitt thut, ruft man zu: „Du hast den Alten und mußt ihn auch behalten.“ In Merkers bei Tiefenort. Die letzte Garbe wird auch etwas unförmlicher, dicker gebunden, bekommt die Form eines Hahns und heißt „Erntehahn“.

Wünschensuhl.

54. Beim Binden des Getreides nimmt der Vorschnitter von jeder Fruchtart die letze Garbe für sich und daraus wird zum „Erntehahn“ ein großer Kranz gebunden, der dem Gutsherrn mit einem Glückwunsche überbracht wird. Dafür bekommen die Schnitter eine Mahlzeit, welche gewöhnlich auf dem Hofe gehalten und „Erntehahn“ genannt wird.

Tiefenort. Marksuhl.

55. Erntehahn hieß ursprünglich wohl der Hahn, welcher, zum Hahnschlagen dienend, den Mittelpunkt der den Dienstboten und Taglöhnern nach vollendeter Ernte von der Gutsherrschaft oder dem Gutspächter gegebenen Festlichkeit bildete, dann aber auch die Festlichkeit selbst.

Vergl. den Saathahn in Baiern bei Schmelter 3, 288.

56. Beim Schneiden der Saatfelder nehmen die Schnitter beim letzten Schnitt soviel Halmen als möglich in die Hand, damit im nächsten Jahre die Ernte recht reichlich ausfalle.

Mgr. O. Land.

57. Wenn beim Schneiden des Korns sich ein kleiner Streifen (von einem Hasen herrührend) durch's Feld zieht, so schreibt dies der Bewohner der Finne einem kleinen dämonischen Wesen, dem Johannisschnitter, zu, der das Feld fruchtbar gemacht und nun mit seinen an den Füßen befindlichen kleinen Sicheln das Seinige sich im Voraus genommen habe.

58. Der Binsenschneider war sonst sehr gefürchtet. Er wandelte am Johannismorgen durch die Flur (in Dittersdorf als Hirsch) und hieb mit den an seine Knöchel gebundenen Sicheln die Gassen in das Korn, die man jetzt als Hasengänge kennt. Wer den Zauberer sah, ohne von ihm erblickt zu werden, und nach Hause eilte, bewirkte dessen Tod. Zur Entdeckung des Binsenschneiders verfuhr man in einem Orte der Sorbitzgegend so. Man bearbeitete stillschweigend sieben auf die Tenne gebreitete Reisigbündel mit dem Flegel; der Fremde, welcher unterdessen an das Scheunenthor trat, galt für den Schuldigen. An andern Orten band man zum Schutze des Kornertrages in die ersten Garben Dornen und Disteln und sprach: „Dorn und Distel für den Binsenschneider, das Korn für mich!"

59. Ein Thierchen, das zur Zeit der Ernte in der Abenddämmerung seine Stimme hören läßt, nennt man „Himmelsziege."

Merkers, b. Tiefenort.

60. In Reidschütz bei Naumburg läßt der Besitzer, wenn Korn, Weizen und Hafer geschnitten wird, ein kleines Eckchen stehen und springt mit geschwungener Sense darüber. Man nennt dies „über die Scheune springen" und glaubt, daß dann die Vorräthe nicht verderben und die Scheune vor Feuer geschützt ist.

61. Familienglieder oder Gäste des Besitzers werden, wenn sie auf das Feld, wo geschnitten wird, oder daran vorbei kommen, von dem schönsten Mädchen oder dem Knechte mit einem Strohseile, in welches Feldblumen eingeflochten sind, angebunden und müssen sich durch ein Geldstück lösen. — In einigen Dörfern geschieht das Anbinden mit folgendem Spruch:

„Wir wollen Sie verehren mit einem kleinen Körnlein;
Ich hoffe, Sie werden nicht traurig sein;
Sie mögen uns schenken ein Gläschen Bier oder Wein,
Damit wollen wir zufrieden sein."

62. Es darf beim Binden des Getreides auf dem Felde das letzte Mandel nicht vollzählig werden, sonst stirbt Jemand in dem Hause des betreffenden Feldbesitzers.

63. Dem Gutsherrn wurde sonst nach jeder Ernte mit dem letzten Heu, Korn, Weizen u. s. w. ein Erntekranz überbracht. Auf

dem letzten Heufuder saßen Weiber und Kinder der Mähder mit dem aus Wiesenblumen gefertigten, mit Bändern geputzten und an der Heugabel oder dem Rechen befestigten Kranze. Die Leute erhielten dann eine Mahlzeit. Jetzt wird nur am Schlusse der Ernte ein Kranz gebracht, aus allen möglichen Blumen und Früchten gewunden.

64. Wenn sonst die erste Fuhre Korn eingefahren wurde, so frug die Frau: „Mann, was bringst du?“ „Brod für die Kinder und den Tod für die Mäuse“, war die Antwort. Das sagte man, um das Korn vor den Mäusen zu schützen. Man warf auch die erste Garbe für die Mäuse in die Tenne oder steckte, um die Mäuse fernzuhalten, Erlenreiser stillschweigend in die vier Ecken des Banzen.

Umgegend von Lengsfeld.

65. Zum Erntefest erhalten die Schnitterinnen ein Erntemahl und zum Geschenk ein Kopftuch; die Hirten bekommen Kuchenecken, die Kurrendknaben eine Geldspende.

66. Beim Erntefeste werden noch bisweilen die „Siebensprünge“ getanzt. Ein alter grauer Schnitter tritt vor in die Mitte des Tanzsaales, um den jüngeren diesen Tanz zum Besten zu geben. Allein, ohne Tänzerin macht er unter beständigem Gelächter der Anwesenden die wunderlichsten Sprünge und Figuren.

67. Unerfahrene Drescher werden nach den Gerstenkörnern ausgeschickt. Sie bringen einen mit Steinen gefüllten Sack oder ein Stück Holz, und nun wird ihnen aufgegeben, mit diesem Gerstenkorn die Gerste auszudreschen.

Tiefenort.

68. In der Umgebung von Weimar ist an manchen Orten die Sitte, nach beendigter Ernte einen Umzug durch das Feld und dann ein Festmahl zu halten, das nach bestimmter Reihenfolge immer Einer zu verabreichen hat. Das Fest führt den Namen Heinrich.

69. Beim Ausdreschen wird besonders auf den Alten gesehen, den der hat, welcher den letzten Schlag thut. Dieser muß beim Mahle, das den Dreschern gegeben wird, mit dem großen Rahmlöffel essen, jedesmal austrinken und frisch einschenken. Er wird auf allerlei Weise gehänselt und geneckt und muß sich von diesem Hänseln durch Schnaps oder Bier loskaufen.

70. Beim Dreschen wird in die letzte Garbe eine Magenwurst gesteckt und mit der Garbe in die Tenne geworfen. Sie heißt die „Barrenwurst“ oder „Banzenwurst“ und wird von den Dreschern gemeinsam verzehrt. Nach dieser Mahlzeit wird hie und da ein Bursche in Erbsstroh gehüllt und in diesem Costüm durch das Dorf geführt.

71. Der Glaube an Hungerbrunnen als Vorzeichen künftiger Theuerung ist oder war auch um Eisenach herum zu Hause.

Vergl. Sage Nr. 37, S. 39.

72. Auf dem letzten Acker einer Getreideflur, namentlich auf dem letzten Kornacker, läßt man beim Schneiden einige Halmen ungemäht stehen, dreht sie zusammen, bindet oben unter den Aehren ein Strohseil darum und schmückt diesen Halmbusch, der so die Gestalt einer Puppe erhalten hat, mit Laub und Feldblumen aller Art. Auch wird in die Mitte der Halmen ein Kreuz von dünnen Holzstäben gesteckt und die Aehren so um den Stock gewunden und geflochten, daß eine menschenähnliche Figur mit Kopf und Armen daraus entsteht, die gleichfalls mit Laub und Blumen ausgeputzt wird. Alsdann reichen sich zuweilen Schnitter und Schnitterinnen die Hände und umtanzen, ein Lied singend, den Halmbusch oder die Kornpuppe. Früher sprach auch der Vorschnitter, ehe der Tanz begann, mit entblößtem Haupte ein Gebet oder einen Segensspruch. Dieser Erntebrauch besteht in der Umgebung von Eisenach, im Werrathal und Feldagrund noch an vielen Orten, und wo er nicht mehr in Uebung ist, lebt er wenigstens noch im Andenken der Leute. Beachtung verdienen die Namen, womit man den Brauch bezeichnet. Bei Salzungen nannte man den Halmbüschel „den Struiß (Strauß)“ oder „den Alten“; bei Berka „die alte Schusel“; um Eisenach und Marksuhl herum heißt er „Wichtelmann“, „Waldmann“ und „Feldmann“. Bei Völkershausen und im Feldagrund bleibt er „für die gute Frau“ stehen, bei Tiefenort „für die arme Frau“; auch läßt man dort für die arme Frau eine kleine Garbe auf dem Felde liegen. Man nennt auch den Halmbüschel „das arme Fräche“. Gewöhnlich bleibt er draußen auf dem Felde stehen, bis ihn die armen Leute beim Aehrenlesen mit abschneiden; an manchen Orten schneidet man aber beim Weggange vom Acker die Aehren oben ab, damit nicht ein Anderer, der Wichtel oder der Johannisschnitter, vom Kornboden des Besitzers das Jahr über

mitesse. In Unterellen läßt man den Waldmann als Wächter des Kornes draußen auf dem Felde, bis zur Einfahrt des letzten Fuders; dann wird er mit einem frischen Kranze geschmückt und auf dem Kornwagen vom Vorschnitter gehalten, während der Wagen, von den Schnittern begleitet, die Lieder allerlei Inhalts singen, langsam zum Dorfe und auf den Hof des Besitzers einfährt.

73. Bei der Obsternte nimmt man dem Baume nicht alle Früchte. Man läßt die eine oder die andere daran hängen, damit der Baum auch im nächsten Jahre etwas geben möge.

74. Wenn das Grummet eingefahren wird, läßt man auf der Wiese ein kleines Häufchen liegen. Es gehört dem „Holzfräle“ (Holzfrauchen) für den gebrachten Segen.

Meininger Oberland.

75. Als die Gemeinde in Stotternheim noch mehr Wiesen besaß, bestand hier eine förmliche „Grashauerzunft“ mit einem Obermeister, mehreren Meistern, Gesellen, Lehrlingen. Sie hatten ihre Lade und besondere Gesetze. An einem bestimmten Tage rief die Trommel sie vor der Schenke zusammen, wo sie sich militärartig geordnet mit den Sensen aufstellten. Unter Trommelschlag zogen sie hinaus. Beim Hauen namentlich der Gesellen und Lehrlinge wurde nachgesehen. Wenn man abgehauenes Gras noch in einen Knoten zusammenbinden konnte, wurde der Hauer gestraft. Mittags zog man unter Trommelschlag oder Musik wieder in die Schenke; hier hielt der Obermeister eine Anrede, bei welcher alle ihre Sensen gesenkt hielten. Nachmittags wurde gemeinschaftlich getrunken.

76. Bisweilen wird im Herbste bei trockenem Wetter das Grummet durch einen Wirbelwind umhergetrieben. An dieser Erscheinung haftet der Glaube, der Böse wolle das Grummet einem seiner Diener zuführen. Um das zu verhüten, schreien sie, so sehr sie können: Saudreck, Saudreck.

77. Beim Heumachen darf man den Rechen mit den Zinken nicht nach dem Himmel gerichtet hinlegen. Man sticht sonst die Engel todt.

Witzelrode.

78. Wer Grenzsteine verrückte, muß nach dem Tode als feurige Mann umgehen.

7. Hochzeit.

(1—16 aus der Pflege Reichenfels im Voigtlande.)
Schmidt, Pflege Reichenfels, p. 112 ff.

1. Als Zeichen geschehener Verlobung gibt Jedes dem Andern ein Stück Geld.

2. Bei dem ersten Aufgebote läßt sich keines der Brautleute in der Kirche sehen, dagegen fehlen sie bei dem zweiten nicht; bei dem dritten werden sie, der Bräutigam von zwei Brautführern (Blotsknechten) und die Braut von zwei Brautjungfern zur Kirche geführt; Brautführer und Brautjungfern sind mit Kränzen geschmückt.

3. Das Brautpaar genießt vor der Hochzeit das heil. Abendmahl.

4. Die Hochzeitsgäste werden von einem Hochzeitbitter (Hochzigbitter) eingeladen. Er trägt einen Blumenstrauß, sein Hut ist mit vielen bunten Bändern geschmückt und ein oder mehrere bunte Tücher flattern von der linken Schulter herab. Eingeladen werden Verwandte, gute Freunde und die nächsten Nachbarn.

5. Am Abend vor der Hochzeit findet gewöhnlich ein Polterabend statt.

6. Beim Backen der Hochzeitskuchen ist es Brauch, daß die ledigen Frauenzimmer den zuerst fertigen, Junggesellenkuchen genannt, zerreißen, da der Glaube herrscht, daß Diejenige, welche dabei das größte Stück erhält, zuerst einen Mann bekommt. Es geht natürlich dabei recht hitzig her. Wehe aber dem Bräutigam, wenn der Kuchen nicht unversehrt aus dem Ofen kommt.

7. Die Personen, welche neben den Brautleuten auf einer Hochzeit die Hauptrollen spielen, sind: die Brautmutter, wozu nie die eigene Mutter oder eine Witwe gewählt wird; ferner die Tischmutter, welche die Anordnung der Speisen und Getränke zu besorgen hat; die Brautführer und die Brautjungfern haben auf dem Kirchgange die Brautleute zu führen. Die Brautführer empfangen auch die Gäste, weisen ihnen die Plätze an und halten sonst auf Ordnung; die Brautjungfern sind der Braut vorzüglich bei ihrem Anzuge be-

hilflich. Brautführer und Brautjungfern haben auch bei Tische den nächsten Platz bei dem Brautpaare.

8. Der Zug in die Kirche setzt sich nicht eher in Bewegung, bis das dreimalige Läuten ganz vorüber ist. Braut und Bräutigam werden entweder von den Brautführern und Brautjungfern oder von ihren Vätern oder von Anverwandten an den Altar geführt.

9. Beim Gange in die Kirche und auf dem Heimwege, auch vor dem Altare darf keines der Brautleute sich umsehen, sonst sehen sie sich in Zukunft nach einer Andern oder einem Andern um und es stirbt der Theil, welcher sich nicht umsieht. Auch treten bei der Trauung die Brautleute so nahe als möglich zusammen, damit böse Leute nicht Uneinigkeit dazwischen säen.

10. Der Bräutigam darf sich in der Kirche auch nicht setzen, sonst geht die Wirthschaft hinter sich.

11. Auf dem Nachhausewege aus der Kirche trinkt der Bräutigam ein Glas auf der Thürschwelle aus und wirft es dann hinter sich, daß es zerspringt.

12. Zum Essen bringt jeder Gast sein Messer und seine Gabel mit; auch verehrt ein Jeder den jungen Eheleuten ein Geschenk (Hausrath). Diese Geschenke werden auf einer Tafel zur Schau ausgestellt.

13. Wenn beim Hochzeitsessen ein verlobtes Paar zugegen ist, so darf dasselbe nicht an einem Tische mit dem Ehepaare sitzen, selbst nicht die Füße unter den Tisch setzen, woran die jungen Eheleute sitzen, sonst hat eines der Paare allezeit Unglück.

14. Beim Essen wird vor den Mann ein brennendes Licht gestellt, ein anderes vor die junge Frau; wessen Licht zuerst verbrennt, der stirbt zuerst. Vergl. Nork, Sitten u. Gebr. d. Deutschen, p. 456. Schreiber, Taschenb. 1839, p. 325.

15. Während des Essens versammelt sich die Jugend des Dorfes, auch nahegelegener Ortschaften, und reicht manchen Spieß durch's Fenster in die Hochzeitstube, der mit Kuchen und Fleisch beschwert wieder zurückkehrt.

16. Nach dem Essen wird gesungen: „Nun danket alle Gott“, die Gäste werden vom Schullehrer gebeten, mit dem Mahle vorlieb

zu nehmen und sich des andern Tages rechtzeitig wieder einzufinden; auch wird für den Besuch gedankt und dem Brautpaar von allen Anwesenden gratulirt.

17. Den andern Tag gehört es zu den Hochzeitsspäßen, die saumseligen Gäste auf einem Schubkarren in's Hochzeitshaus zu fahren oder sie auf einem im Freien errichteten strohernen Esel reiten zu lassen, wobei man es dem Ritter aber nicht an Getränken fehlen läßt.

18. Ein besonderes Fest ist der Einzug in das Haus des Bräutigams in die neue Wohnung der Braut. Dazu wird gewöhnlich ein Montag, Dienstag oder Donnerstag gewählt. Meist findet dabei Musik statt. Auf Wagen, Kammerwagen, ist die Ausstattung stattlich aufgepackt; besonders sind die Betten augenfällig geladen. Dabei wird auch die Vorsicht beobachtet, daß von den Kleidungsstücken, welche das Brautpaar bei der Trauung getragen, ja kein Stück der Braut über einem Kleidungsstück des Bräutigams hängt, sonst würde die Frau das Regiment im Hause bekommen. Auch dürfen die Kleidungsstücke während der Fahrt von Niemandem angerührt werden; dies würde Unfrieden bringen.

Bevor die Braut aufsteigt, fragt sie der Brautführer, wohin sie wolle? Sie nennt den Namen und Wohnort des Bräutigams, trinkt dann ein Glas aus und wirft es hinter sich.

Die Frauenzimmer fahren mit auf den Wagen, und zwar auf dem ersten die Braut, Brautmutter und Brautjungfern; die Bursche folgen zu Fuß; der junge Ehemann folgt unter Jauchzen und Jubiliren dem ersten Wagen. Bei dem Hinausfahren aus dem elterlichen Hause muß die Braut recht sehr heulen. Bekommt die Braut Vieh zur Ausstattung, so wird es hinter den Wagen hergeführt.

Die Schweife und Mähnen der Pferde sind mit rothen Bändern geschmückt, ebenso die Peitsche des Fuhrmanns; seinen Hut ziert ein buntes Tuch. Bevor der Zug sich in Bewegung setzt, wird dreimal angefahren, gehuift, d. h. zurückgefahren, und dann der Brautring, d. h. dreimal im Kreise herumgefahren. Jeder Fuhrmann hütet sich, mit seinem Wagen umzulenken; auch darf nicht eingehemmt werden, sonst würde die Ehe kinderlos sein. Bevor sich der Zug in Bewegung setzt, müssen alle Ueberbleibsel von Speisen vom Tische ab-

genommen sein. Während des Zuges wird gehörig gejauchzt, Kuchen und Schnaps unter die Zuschauer ausgeschickt. Regnet es auf dem Wege, so ist das eine gute Vorbedeutung.

Ist der Zug am Hause des Bräutigams angekommen, so hält er still, ein Brautführer pocht an — denn das Haus ist allemal fest verschlossen — und fragt des Bräutigams Eltern, ob ihnen die Braut willkommen sei. Bejahen sie es, nachdem sie zuvor gefragt, ob sich die jungen Eheleute gut aufführen wollten und der Brautführer dieses angelobt, so meldet er es unten. Dann tritt die Braut auf einen Stuhl, alle Gäste trinken aus einer Flasche, der Bräutigam leert sie oder ein Glas und zerschmeißt das Gefäß an dem Hofthor. Dann führt der Bräutigam die Braut hinein. Diese muß zuerst in das Ofenloch sehen, damit sie sich bald eingewöhne. (Diese Sitte herrscht auch beim Anzuge des Gesindes.) Dann führt der Bräutigam die Braut feierlich um den Tisch herum, auf dem ein Brod und ein Gesangbuch, in manchen Orten auch Salz liegt. Diese Dinge werden auch beim Einzuge vorangetragen.

Beim Abladen der Ausstattung muß jedes Stück einzeln in's Haus getragen werden.

19. Bei der Verlobung gibt der Bräutigam der Braut sofort nach Vermögen einen Thaler oder auch noch mehr, und bei der Trauung gewöhnlich einen silbernen Ring. Rhön.

20. Am Abend vor der Trauung, am sogenannten Polterabend, kommen aus der Nachbarschaft die unverheirateten Manns- und Frauensleute mit alten Töpfen, Scherben und dergleichen und werfen dieselben unter lautem Lachen und Geschrei an die Thüre des Hauses, worin die Braut wohnt. Auch hört man hie und da Peitschenknallen, Rasseln, Schießen und anderen Lärm. Bei dem Gange in die Kirche zur Trauung tragen die Männer hie und da Rosmarinzweige im Knopfloch.

(21 bis 23 aus Schwarzburg-Rudolstadt.)

21. Die Verlobung wird nur selten noch nach alter Sitte durch ein „Draufgeld richtig gemacht“.

22. Wohnt ein Mädchen, worauf ein Bursche sein Auge geworfen hat, in einem anderen Orte, so wird Jemand beauftragt,

ihre Verhältnisse auszukundschaften und mit Vorsicht Unterhandlungen anzuknüpfen.

23. Hochzeitsbitter, die mit Bändern, grellfarbigen Tüchern und Sträußen geputzt, jauchzend in die Dörfer einziehen und mit althergebrachten Grüßen und Reimen einladen, werden jetzt nur noch in wenigen Orten ausgeschickt.

24. Das Nausthun besteht darin, daß die Bursche eines Dorfes einen Fremden, welcher eine Braut im Dorfe hat, wenn er sich des Nachts im Hause seiner Geliebten aufhält, aus dem Hause hinausprügeln. Oft löst er sich mit Geld und dann geht es noch gnädig ab; doch haben sie auf ihn einen Hazard, wie sie sagen, so wird er tüchtig durchgeflochten (d. h. hinausgeprügelt) und muß obendrein noch Geld bezahlen.

Pflege Reichenfels.
Vergl. die hess. Sitte „fremde Schuhe im Hause suchen".

25. Auch in Schwarzburg-Sondershausen wird, wie in ganz Thüringen, der Braut, deren Ruf bescholten ist, am Abend vor der Hochzeit vor das Haus und von da bis zur Kirche Häckerling, auch Schämen gestreut. Dasselbe geschah oder geschieht noch von Haus zu Haus Denjenigen, welche im Verdachte verbotenen Umganges stehen, und vor der Hofthüre, wenn sie etwa in demselben Hause wohnen.

26. Bei Hochzeiten, namentlich in Broterode, sind so viel Rahmkuchen nöthig, theils für die Gäste selbst, theils für Diejenigen, welche das Brautpaar beschenken, daß es einem Haushalte schwer fallen würde, den Rahm dazu zu liefern; daher senden alle Verwandten und Bekannten an dem bestimmten Tage Töpfe voll Rahm und alle Freundinnen der Braut nehmen Theil an dem Backen der Kuchen. Die jungen Bursche und Freunde des Bräutigams finden sich zwar auch ein, jedoch mehr um einen Polterabend zu halten, als um zu helfen. Haben die Hochzeitsgäste zu Mittag gegessen, so sucht man einem derselben unvermerkt eine Schüssel mit Kuchen vorzusetzen und dieser muß dafür dem Hausgesinde ein Geschenk machen.

27. Starker Regen auf dem Wege zur Copulation bedeutet Thränen in der Ehe; ein leichter Regen bringt Glück.

28. Verdirbt das Hochzeitsbrod beim Backen, so bedeutet es Unglück in der Ehe.

29. Wenn die Brautleute zur Kirche gehen oder daher kommen, hält man ihnen ein rothseidenes Band oder irgend etwas Anderes vor und läßt sie erst weiter ziehen, wenn der Bräutigam Geld geschenkt hat.

30. Wenn die Brautleute von der Trauung in's Haus zurückkehren, treten ihnen die Dienstboten mit zwei Gläsern voll Wein entgegen. Wer von den Brautleuten zuerst das Glas ergreift und leer trinkt, wird Herr im Hause.

31. Eine Wöchnerin muß ein Kleidungsstück von ihrem Manne anziehen, dann hat der Teufel keine Gewalt mehr über sie, noch über das Kind. Thür. Bote. (Schnepfenthal.)

32. Wer von dem Brautpaar zuerst vom Altare wegtritt, stirbt zuerst.

33. Wer von dem Brautpaare am Altare zuerst den Handschuh von der Hand bringt oder nach der Trauung zuerst in das Haus eintritt, führt hier das Regiment. Desgleichen, wer zuerst den Löffel in die Brautsuppe steckt.

34. Die Braut darf sich weder auf dem Wege nach der Kirche noch in derselben umsehen, sonst bleibt sie nicht treu.

35. Die Brautkleider dürfen vorher nicht anprobirt werden, auch darf die Braut nicht daran gearbeitet haben. Auch darf die Braut sich nicht beim Kuchenbacken oder Kochen betheiligt haben.

36. Wenn die Braut dem Bräutigam bei der Trauung auf den rechten Fuß tritt, erlangt sie die Herrschaft in der Ehe.

37. Auf dem Wege zur Kirche, vor dem Altare oder auf dem Nachhausewege darf das Brautpaar sich nicht umsehen, sonst sieht der Bräutigam oder die Braut sich nach Andern um, und die Ehe wird bald durch den Tod gelöst.

38. Vor dem Gange in die Kirche wird dem Brautpaare eine Weinsuppe gebracht. Wer mit dem Löffel zuerst hineinfährt, wird Herr im Hause.

39. Wer von dem Brautpaare auf dem Rückwege aus der Kirche zuerst die Thürschwelle überschreitet, wird Herr im Hause.

40. Wenn einem der Brautleute am Altar die Nase blutet, so stirbt es bald.

41. Wird ein Paar getraut, während eine Leiche auf dem Stroh liegt, so bedeutet es Unglück.

42. Eine Kötze hat man nicht gern als Hochzeitsgeschenk.

43. Einen Brautwagen darf man am Orte seiner Bestimmung nicht lange beladen stehen lassen, denn es wird sonst ein schwankendes eheliches Verhältniß herbeigeführt.

44. In Schellrode erhält der Freiwerber noch jetzt ein Paar hirschlederne Hosen für seine geleisteten Dienste; in Ettenhausen bei Eisenach einige Ellen feines Linnen zu einem Hemd und wird, wie fast überall, mit zur Hochzeit eingeladen.

45. In Eyba (Schwarzburg-Rudolstadt) wird noch der alte, auch sonst gekannte Lichtertanz aufgeführt. Sobald der Hochzeitszug am ersten oder zweiten Tage auf dem Tanzboden angelangt ist, walzt ein Platzknecht ohne Tänzerin, in jeder Hand eine Kerze haltend, langsam im Saale umher. Die Kerze in der rechten gilt dem Bräutigam, die andere der Braut. Halten sich die Kerzenflammen beim Tanzen gut, so gilt dies als ein glückliches Zeichen und wird mit Freude und Jubel begrüßt. Erlischt aber beim immer schnelleren Tanze ein Licht, so liegt darin für den Betreffenden eine üble Vorbedeutung.

46. Nach einer uralten Sitte zogen die Hochzeitsleute am zweiten Hochzeitstage unter Musik auf den Tafelsberg (tafelsberg). Dort hielten die Brautleute ihren Ehrentanz. Auch die Gäste schlossen sich dem Paare an und bewegten sich langsam tanzend auf der kleinen abgeplatteten Spitze des Hügels. Noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts wurde die Sitte streng beobachtet. Jetzt ist sie außer Gebrauch gekommen. Uberstädt.

47. Neuen Hauswirthen pflegt man sehr hohe Tannen, denen die Aeste bis auf die Krone genommen sind, vor die Hausthüre zu

pflanzen, schmückt sie auch mit Fahnen, bunten Bändern und Flittergold. Dafür erhalten die Burschen gewöhnlich ein Faß Bier von dem Hauswirthe. Pflege Reichenfels.

48. Wenn sich zwei Geschwisterpaare oder zwei Geschwisterkinderpaare gegenseitig heiraten, so stirbt eines aus jeder Ehe in kurzer Zeit oder sie haben wenigstens kein Glück in der Ehe. Ebend.

49. Verheiratet sich eine Person aus einem Dorfe in ein anderes, so darf sie nicht auf einen Sonntag oder Mittwoch den Umzug halten. Beim Umzug bekommt sie außer der Ausstattung eine Hand voll Salz, ein Stückchen Brod und einige Schwefelhölzchen mit, damit es ihr nicht ungewohnt am neuen Orte vorkommt.

50. Bleibt das Vieh, welches das junge Ehepaar mit in den neuen Haushalt nimmt, gesund und gedeiht es, so gedeiht auch die Ehe. (Witzelrode.) Dieser Glaube ist auch in Salzungen. Dort muß auch das Mädchen, wenn es einen frischen Rocken zum Spinnen umlegt, sofort den Tisch von den kleinen Annen (Anagen, Agen) reinigen, weil ihre Freier sonst zappelig — ungeduldig — werden.

(51 bis 74 von der Rhön.)

51. Bekommt ein Mädchen beim Abendmahl den ersten Trunk aus dem vollen Kelche, so heiratet es noch im Laufe des Jahres.

52. Schneidet es dagegen einen frischen Laib Brod oder einen Butterwecken an, so muß es noch sieben Jahre warten.

53. Man darf nicht im Zeichen des Krebses Hochzeit machen, sonst geht Alles rückwärts; desgleichen bei abnehmendem Mond oder an einem Freitag.

54. Wenn kurz vor der Hochzeit ein Todesfall in der Familie vorkommt, bedeutet es Unglück für die Ehe. Ebenso sieht man es nicht gern, wenn es kurz nach der Hochzeit geschieht.

55. Verdirbt das Hochzeitsbrod oder der Kuchen, so verdirbt die Ehe.

56. Die Brautkleider dürfen vorher nicht anprobirt werden, auch darf die Braut nicht selbst daran gearbeitet haben; desgleichen darf sie sich beim Kuchenbacken nicht selbst betheiligen. Die Braut

muß beim zweitenmal Läuten die Strümpfe anziehen; auf dem Wege nach der Kirche darf sie sich nicht umsehen, sonst bleibt sie nicht treu.

57. Begegnet dem Brautpaar ein Gespann mit Ochsen, so bedeutet es Unglück.

58. Starker Regen während der Copulation bringt Unglück. Fällt ein Sommerregen der Braut in den Kranz, so bringt es Glück und Reichthum.

59. Wer einen feuchten Fußtritt am Altare zurückläßt, stirbt zuerst.

60. Treten die Brautleute bei der Trauung einander nicht ganz nahe, so tritt der Teufel dazwischen.

61. Zerreißt Einem von Beiden der Handschuh während des Abziehens, so bedeutet das Unglück; desgleichen wenn die Braut das Taschentuch fallen läßt.

62. Verliert eines von dem Paare den Trauring, so stirbt das Andere.

63. Ist zur Zeit der Trauung ein offenstehendes Grab auf dem Kirchhofe, so stirbt bald darauf Eines.

64. Das Brödchen, welches die Braut über Tisch bekommt, muß aufbewahrt werden; desgleichen an manchen Orten der Brautkranz. Die Niederkunften werden dadurch erleichtert.

65. Die Braut muß dem Bräutigam drei Bissen Brod in den Rock stecken, es wird ihm dann nie an Brod fehlen.

66. In die neue Wohnung der jungen Leute muß zuerst etwas Salz, ein Laib Brod, ein Geldstück und ein neuer Besen getragen werden.

67. Die getrauten Personen müssen eilen, daß sie vor dem Schlage 12 Uhr in ihre Behausung kommen, sonst bedeutet es nichts Gutes.

68. An einigen Orten nehmen Brautleute auf dem Wege zur Trauung eine Bouteille Schnaps mit und lassen Jeden, der ihnen begegnet, daraus trinken, verweigert dies Jemand, so wird die Ehe keine glückliche werden.

69. Lassen sich Bräute in schwarzen Kleidern trauen, so wird ihre Ehe bald getrübt werden.

70. Kommen Brautleute von der Trauung nach Hause, so drehen sie das künftige Ehebett drei- und noch mehrmals herum; man glaubt, je mehr das Bett herumgedreht werde, desto reicher werde der künftige Kindersegen werden.

71. Bei Verlobungen (Hingebet) ist es überall noch gebräuchlich, daß der Bräutigam der Braut ein Geldgeschenk von mehreren Thalern gibt.

72. Früher knallten bei einer Verlobung die Burschen mit Peitschen so lange vor dem Hause, bis sie eingelassen wurden.

Marksuhl, Wünschensuhl ꝛc.

73. Am ersten und zweiten Sonntage des Aufgebotes erscheint der Bräutigam und die Braut mit einem Flitterhut auf dem Kopfe in der Kirche.

74. Eine Hochzeit auf der Rhön. Die Einladungen zur Hochzeit, welche gewöhnlich am Sonntage des zweiten Aufgebotes stattfinden, gehen auf verschiedene Weise vor sich. Früher lud allenthalben der Lehrer des Ortes entweder mit dem Bräutigam oder mit dem Pathen desselben (Wünschensuhl, Breitenbach, in den Dörfern der Werra) die Gäste ein. In Großlupnitz thut dies der Speisenmeister (der Anordner am Hochzeitstage) mit der Lauffrau. Derselbe macht beim Weggehen an die Stubenthür der Geladenen mit Kreide einen Kranz. Am Hochzeitsmorgen ladet daselbst die Lauffrau die Gäste nochmals zum Frühstück ein.

Am Sonntage vor der Hochzeit wird von den geladenen Frauen Rahm, Milch, Butter ꝛc. in das Hochzeitshaus getragen, wofür dieselben tractirt werden.

Die großen Hochzeiten fanden Dienstags — und namentlich im Winter statt, und dauerten drei bis vier Tage, gewöhnlich auch die ganze Woche hindurch. Dem Hochzeitstage ging der Brau-, Schlacht- und Backtag voraus, wobei die Eingeladenen theilweise schon beschäftigt waren und tractirt wurden. An den Tractementen am Brau- und Schlachttage nimmt in den Dörfern des Eisenacher Oberlandes der Lehrer observanzmäßig, nicht aber der Pfarrer Theil.

Hingegen wurde in Wohlmuthhausen der Pfarrer mit der Frau Pfarrerin, und der Lehrer, nicht aber seine Frau, zur Hochzeit geladen. Daselbst war der Back- und Schlachttag Montags, einen Tag vor der Hochzeit. Gebacken wird im Hause der Braut, geschlachtet beim Bräutigam und er bringt Abends frische Rothwurst den Bäckerinnen, welche dieselbe mit Kuchen verzehren. Die beim Ueberbringen von dem Bräutigam gebrauchten Redensarten sind stereotyp. Auch am Hochzeitsmorgen bringt derselbe dem Pfarrer, welcher nicht beim Frühstück erscheint, ein Frühstück, bestehend in einem großen Topf mit Fleischbrühe und sechs bis zehn Pfund Rindsfleisch und einer Klemme Kuchen.

Zum Kochen der Speisen ist auf dem Hofe eine bretterne Küche improvisirt, wo an einer Stange drei bis vier Kessel mit Fleisch hängen. In holzarmen Dörfern (Berka vor dem Hainich) liefern die Bewohner gern Holz dazu, wofür Kegelkuchen an die Schulkinder vertheilt werden. (Kegel heißt in manchen Gegenden Kind.)

Am Hochzeitsmorgen versammeln sich die Gäste zum Frühstück im Hochzeitshause (der Braut), wo Warmbier getrunken, Bratwurst ꝛc. gegessen wird und schließlich Jeder eine Ecke Kuchen (Klemme) mit nach Hause nimmt, die er in eine Serviette bindet.

In Marksuhl bestand die Unsitte, nach dem genossenen Warmbier, das aus thönernen Näpfen getrunken wurde, sich gegenseitig dieselben zu zerschlagen mit den Worten: „Scherben machen! Scherben machen!“, um dem Hochzeitsmacher durch Neubeschaffung derselben Verlegenheit zu bereiten.

Ehe der Zug in die Kirche geht, nehmen Braut und Bräutigam eine Suppe zu sich, indem sie gemeinschaftlich von einem Teller essen und zu gleicher Zeit anfangen und aufhören müssen, damit keines von Beiden früher sterbe.

An manchen Orten darf sich die Braut am ersten Tage nicht im Hochzeitshause ankleiden, an anderen nicht am zweiten Tage. (Marksuhl.)

Einige Zeit darauf versammeln sie sich daselbst wieder zur Theilnahme an dem Trauungszuge. Unter Geläute der Glocken, das Musikchor voran (welches auch schon beim Frühstück Tafelmusik gemacht hat), geht der Zug Mittags in die Kirche, wo Gottesdienst

gehalten, vom Kirchenchor an den meisten Orten eine Cantate aufgeführt wird und der Pfarrer auf der Kanzel eine Predigt oder am Altare eine Rede hält, oder auch dieselbe aus der Agende liest. Bezüglich des Zuges finden verschiedene Gebräuche statt. Während jetzt fast überall sich Braut und Bräutigam führen, war früher dies nirgends, und ist dies an manchen Orten noch nicht der Fall, sondern Braut und Bräutigam wurden von Brautführern begleitet. Dem Bräutigam voran geht die Braut, begleitet von zwei Brautführern, nicht aber zur Seite, sondern der eine geht vor und der andere hinter derselben. Dann folgt der Bräutigam mit Führern auf gleiche Weise. Die Führer der Braut sind an vielen Orten die Väter des Brautpaares und die des Bräutigams die männlichen Pathen des Brautpaares. An anderen Orten sind Erstere Anverwandte des Brautpaares, die ausgezeichnet werden durch ein im Rücken herabhängendes Tuch (Schnupftuch genannt) und durch eine in der Hand gehaltene Citrone mit Rosmarinstengel. An manchen Orten wird das Tuch auch in der Hand getragen.

In Wohlmuthhausen (Eisenacher Oberland) führen der Geistliche und der Lehrer die Braut, zu beiden Seiten derselben gehend, und der Bräutigam mit entblößtem Haupte, worauf ein Myrthenkränzchen, folgt mit den Pathen zur Seite nach. In Bernsdorf (Meininger Oberland) führt der Pfarrer den Bräutigam, der Lehrer die Braut.

Die Braut ist im schwarzen Anzuge mit einer weißen Schürze, worauf Blumen gestickt sind. Auf dem Kopfe hat sie ein Bänderseit (Flitterkranz) und darauf ein Rosmarinkränzchen, während der Bräutigam ein grünes Kränzchen am Knopfloch hängen hat.

Dem Brautpaare folgen im Zuge die Brautjungfern, an vielen Orten mit Flitterkränzen auf dem Kopfe (Wünschensuhl, Breitenbach ꝛc.), an anderen Orten mit Mützen (Mihla). Darauf folgen die Burschen und übrigen Personen. Wo Brautführer Sitte sind, wird die Braut von denselben aus einem besonderen Stande mit Reverenzen vor den Altar und wieder zurückgeleitet. Nach der Trauung begibt sich der Zug in derselben Ordnung in das Hochzeitshaus zurück. An manchen Orten geht nun der Bräutigam der Braut voraus.

Glaube ist, auf dem Rückwege dürfe sich die Braut nicht umsehen. Um das Regiment im Hause zu erhalten, müsse sie am ersten bei der Nachhausekunft nach der Oberthüre greifen.

Nun geht es zur Mahlzeit, wo drei bis vier Gerichte aufgetragen werden, wobei Semmelsuppe, Rosinbrühe, Sauerkraut mit Schweinefleisch, Braten und Wurst eine Rolle spielen. Jeder Gast bringt Serviette, Messer und Gabel mit. Pfarrer, Lehrer und Pathen sitzen am Ehrentisch, während die Braut den Ehrenplatz am Brauttische einnimmt. Der Bräutigam hingegen, mit einer weißen Schürze umgürtet, muß den Gästen aufwarten und nachträglich mit den Musicis, welche Tafelmusik machen, und dem Dienstpersonal essen. Wird am Ehrentisch der Braten ganz aufgetragen, so ist es Pflicht des Schulmeisters, denselben in die gehörige Anzahl von Theilen zu zerlegen. Gewöhnlich kommt aber das Fleisch von dem Koch bereits in Stücke zerschnitten auf den Tisch. Jeder ißt von seinem Antheil nach Belieben und häuft die Ueberbleibsel auf seinem Teller, so daß man wie hinter einer Pyramide sitzt. An manchen Orten geht es während der Tafel toll und lustig zu, die Musici müssen tüchtig aufspielen, an anderen wieder (Wohlmuthhausen) still und steif. Den Schluß des Mahles, wobei tüchtig dem Bier und besonders dem Schnapsglase zugesprochen wurde — Kaffee gab es nicht — bildet ein Viertel Butterkuchen (Klemme), das mit den Fleischresten auf dem Teller in die Serviette gebunden und nach Hause getragen wird. Die Braut darf von den Gerichten wenig essen und muß das Uebrige einem Ortsarmen täglich selbst überbringen. (In Wohlmuthhausen mußte die Braut den Teller der Pfarrfrau und der Bräutigam den des Pfarrers nach Hause tragen.)

Während der Mahlzeit am ersten Hochzeitstage läßt das Dienstpersonal für sich einsammeln, und Niemand desselben, sei es auch noch so wohlhabend, verachtet diese Observanz und verschmäht die Gaben. Zuerst läßt der bäuerliche Koch bei den Gästen einsammeln, indem ein Kochlöffel die Tafel passirt, worein das Geld gelegt wird. Die Lauffrau (Schüsselmagd) schickt einen verbrannten Lappen zum Zeichen, daß sie die Schürze verbrannt habe; die Musici einen Teller mit einem Notenblatte.

An manchen Orten ist es gebräuchlich, daß den Brautjungfern von den Burschen die Flitterkränze abgetrunken werden. Es könnte

dies als eine langweilige Sache angesehen werden, ist aber insofern von Interesse, daß die Brautjungfer so bald als möglich einen Kranzabtrinker findet. Der Bräutigam fängt bei der Braut an: Prost auf den Kranz! 2c. Die Kränze befestigen die Burschen am Rocke und kaufen dafür der Brautjungfer ein seidenes Tuch. — In Mihla ist dieses Kranzabtrinken nicht bei der Hochzeit, sondern bei der Kindstaufe Gebrauch.

An vielen Orten ladet der Lehrer nach dem Mahle die Gäste zum Frühstück auf den morgenden Tag ein. Den Schluß des Mahles bildet der Gesang: „Nun danket alle Gott!“ Am ersten Tage spricht der Pfarrer das Anfangs- und Schlußgebet, den zweiten und folgenden Tag der Lehrer.

Nachdem die Gäste von dem Klemmentragen zurückgekehrt sind, geht es im Hochzeitshause zum Tanze. Das Brautpaar tanzt den ersten Reihen allein (Brautreihen), welcher den Musikanten besonders vergütet wird. (In Markfuhl mit ein bis zwei Thalern.) Abends wird kalte Küche gespeist, wobei die Musikanten den Gästen Gesundheiten blasen, die bezahlt werden müssen. Ist ein junges Ehepaar mit auf der Hochzeit, so sucht man der Frau den Schuh und dem Manne den Stiefel zu stehlen (hänseln), welche mit einem Geldgeschenk eingelöst werden müssen, wofür ein Grog 2c. gekocht wird. In Mihla hänselt man auch die Braut. In den Dörfern bei Hildburghausen suchen die Burschen die Braut zu entführen und festzuhalten, bis sie der Bräutigam einlöst.

Der zweite und dritte Hochzeitstag verläuft seinen Mahlzeiten und Vergnügungen nach wie der erste. Am zweiten Abend zwischen 11 und 12 Uhr wird die Braut gekappt. Die anwesenden Frauen wollen ihr den Brautkranz entreißen und eine Mütze (Kappe) aufsetzen, was die Brautjungfern nicht leiden wollen, wobei es oft zwischen beiden Theilen ordentlich zu Streit kommt. In Wohlmuthhausen suchen die Frauen die Braut nicht den Jungfrauen, sondern den Männern zu entreißen, um sie zu kappen.

Am dritten Tage nach der Mahlzeit wurde das Brautpaar beschenkt. Der Schulmeister hält zu diesem Zwecke eine entsprechende Rede. An manchen Orten (Wohlmuthhausen) begibt sich die Braut an einen Tisch im Hofe und nimmt daselbst die Geschenke entgegen. An andern

Orten zieht sich dieselbe an einen Tisch in einer Ecke der Stube zurück. Geldgeschenke gehören an vielen Orten den Eltern der Braut für die Herrichtung der Hochzeit, welche in eine auf dem Tische stehende Terrine gelegt werden.

Voran kommen die Pathen mit den Geschenken von großen Federkissen, welche gewöhnlich aufbewahrt werden, und nach Jahren wiederum als Hochzeitsgeschenke an Pathen mit einem andern Ueberzuge dienen müssen. Dann folgen die Geschenke der übrigen Gäste. An manchen Orten werden die Geldgeschenke sogar ausgerufen.

In Wohlmuthhausen betheiligen sich bei einer großen Hochzeit fast alle Einwohnerinnen mit Geschenken, sei es auch nur mit einer Kleinigkeit von einigen Tassen oder Porzellantellern, indem daselbst jeder Schenkende mit einer Klemme Kuchen beehrt wird. Ueberhaupt waren daselbst die großen Hochzeiten großartig und fanden gewöhnlich in der Zeit zwischen Neujahr und Fastnacht statt. Zu einer solchen Hochzeit wurden gewöhnlich zwei gemästete Ochsen (einer aus dem Hause der Braut und der andere aus dem des Bräutigams), sechs fette Schweine, acht Kälber geschlachtet und acht Fuldaer Malter Korn (à 20 Eisenacher Metzen) und zehn Fuldaer Malter Weizen verbacken. Es stürzten aber auch Bettler von allen Dörfern der Nachbarschaft herbei, welche in langen Reihen aufgestellt und mehrmals beschenkt wurden. Eine solche Hochzeit soll nicht unter 500 Thalern hergerichtet worden sein.

Ueber den Schenktisch war ein Tuch gebreitet, auf jeder Ecke lag ein Viertel Brod. Nach Entgegennahme der Geschenke und Abstattung des Dankes von Seite der Braut bindet sie die Geschenke in das Tischtuch und springt damit über den Tisch. Darauf folgt wieder Tanz bis in die Nacht.

Am vierten Tage zog man auf den Anger, wo von Kindern des Dorfes, Mädchen und Burschen, nach Schorn und Tüchern gelaufen wurde. Auch das Hahnenschlagen war eine Belustigung. — In Wohlmuthhausen war am vierten Tage Mahlzeit bei dem Pathen und Sonntags ging es reihum zu den Gästen.

Wer sich am zweiten und den übrigen Tagen nicht rechtzeitig zum Frühstück einstellt, wird von den übrigen Gästen abgeholt, indem man ihn entweder auf einer Bahre in das Hochzeitshaus trägt oder auf den Schiebkarren bindet, oder er muß in einem Spreukorbe ohne

Boden gehen. Im Hochzeitshause erhält der Spätling dann die Peitsche.

Häufig kommen bei diesem Abholen auch Verkleidungen vor.

Nicht zu vergessen ist, daß an allen Hochzeitstagen die Hochzeitsgesellschaft mit Musik im Dorfe herumzieht und ihre Lustigkeit durch Schreien zu erkennen gibt.

75. Einiges von einer Hochzeit in der Umgebung von Eisenach. Am dritten Tage der Hochzeit bestehen im Unternsuhl verschiedene scherzhafte Gebräuche beim Abholen der Hochzeitsgäste in's Hochzeitshaus.

Einigen führt man einen Schiebkarren vor die Thür, holt sie dann an einem Strohseile am Arme aus dem Hause, bindet sie auf das Fahrzeug und führt sie im schärfsten Galopp unter lautem Hurrah an den Ort ihrer Bestimmung. Anderen bringt man eine Bahre oder Leiter vor die Thür, holt sie an einem Bande aus dem Hause, befestigt sie auf der Tragbahre und schreitet in Procession mit ihnen durch den Ort nach dem Hochzeitshause. Auch wird zu solchen Transporten ein alter Spreukorb genommen, dessen Boden nur locker am Korbe hängt. In diesen Korb wird der Hochzeitsgast gehoben, durch den Henkel des Korbes wird eine Stange oder ein Knittel gesteckt und so der Korb in die Höhe gehoben und fortgetragen. Der Boden bricht bald durch und der Insasse, um nicht zu sinken, hält sich mit beiden Händen am Rande des Korbes fest und wird so zwischen Himmel und Erde schwebend nach dem Hochzeitshause getragen. Hurrah und Jubel der Träger und Umstehenden und Begleiter begleiten ihn.

Auch eine Deputation in militärischer Uniform wird vor das Haus des Gastes geschickt. Unter einem hergebrachten Commando wird derselbe aus dem Hause gerufen und vom Führer in den Zug eingereiht und unter Trommelschlag und Marschmusik durch den Ort geführt. Vor dem Hochzeitshause wird gehalten, der Gast unter militärischen Ehren in das Haus begleitet und dort mit Tusch empfangen. Auch in Sänften — gewöhnlichen Kutschkasten mit ledernem Boden — wird der Gast in's Hochzeitshaus gebracht.

Jeder zu spät Kommende wird außerdem von zwei Bereitstehenden quer über den Stuhl gelegt und empfängt von einem Dritten mit der Peitsche des Platzmeisters einen gehörigen Pletzer auf seine Hose.

76. Befindet sich in Dorndorf a. W. unter den Gästen auf einer Taufe auch ein verlobtes Paar, so wird am Abende von den versammelten Gästen von jedem ein Sechstel Thalerstück eingesammelt. Diese Geldstücke werden dann durchschlagen, an eine Schnur oder an ein Band gereiht und der Braut um den Hals gehangen. Das Brautpaar gibt dafür Wurst, Schinken u. dgl., Apostelwein, Liqueur zum Besten.

77. In Stotternheim bestand vor 40 oder 50 Jahren noch der Brauch, daß ärmere Hochzeitsleute am Tage der Hochzeit durch das Dorf reihen gingen. Mit Musik zogen sie durch die Gassen vor die Häuser der Wohlhabenden, machten da mehrere Schwenkungen und das Paar erhielt ein Hausgeräth, Flachs oder Geld als Geschenke.

78. An manchen Orten gibt das neuvermählte Paar einige Wochen nach der Hochzeit den jungen Burschen und Mädchen ein Hahnschlagen. Ein Hahn oder auch eine Katze wird unter einen Topf gesteckt, den ein Mann mit verbundenen Augen zerschlagen muß. Daß er aber oft geflissentlich das Ziel verfehlt und unter die dichtgedrängten Massen hineinschlägt, erhöht den Jubel des Festes.

79. In Illeben im Gothaischen erhält die Schuljugend und die Ledigen am ersten Palmsonntag eine Bretzel von denen, die sich im Laufe des Jahres verheiratet haben. Die Jugend zieht an diesem Tage vor das Haus der jungen Eheleute und nimmt dort seine Geschenke in Empfang. Dem Pfarrer und Lehrer werden die Bretzeln in's Haus geschickt.

80. In Oberweimar erhalten die Chorknaben einige Tage nach der Hochzeit, wenn die Braut aus dem Orte ist, einen hohen Kuchen, mit Rosmarinstengeln geschmückt, und Bier zum Geschenke. Reiche Leute geben auch wohl mehrere Kuchen. Der Lehrer vertheilt nach der Nachmittagsschule Kuchen und Bier.

81. In Hausen, Ballstedt, Westhausen &c. müssen die jungen Eheleute im ersten Jahre ihrer Verheiratung den Schulkindern ihres Ortes ein Fest geben. Dasselbe besteht darin, daß sie dieselben an einem Sonntag-Nachmittag tanzen lassen oder denselben am ersten

Ostertage Ballen (Bälle) austheilen. Wo die letztere Weise üblich ist, kommen die Mädchen schon Palmarum und sagen:

„Ich will Ball'n bestelle:
Hübsch rund, hübsch bunt, hübsch stachelich und eine recht lange Schleife d'ran."

Nach der Mittagskirche am ersten Osterfeiertage werden die Bälle vertheilt. Die Mädchen gehen in das Haus des jungen Ehepaares und erhalten Stecknadelkissen und Stecknadelbriefchen; inzwischen rufen die Knaben vor dem Hause: „Ball'n, Ball'n!" Haben sie eine Zeit lang gerufen, so erscheint der junge Ehemann mit einem Korbe, worin sich große und kleine Lederbälle befinden, am Fenster und wirft dann und wann einen der Bälle unter die Knaben, die sich darum stoßen und zanken. Nebenbei werden auch Hände voll sogenannter Killerchen und Stenner (Schußkugeln) unter die Knaben geworfen.

Auch in Kleinmölsen bei Erfurt kommt der Brauch vor. Nur werden die Schußkugeln bisweilen heiß gemacht, so daß sich die Knaben beim Anfassen leicht verbrennen. Statt der Nadelkissen bekommen die Mädchen Mützenflecken, wonach sie Wettläufe unter sich anstellen.

Auch in Stotternheim ist der Brautball üblich.

In Ellrichleben (Schwarzburg-Rudolstadt) besteht der Brauch in folgender Weise: Ein Ehepaar, das im ersten Jahre kinderlos geblieben, beschenkt am Palmsonntage alle Mädchen mit Stecknadeln und fertigt auch einen großen Fangball, der ganz mit Nadeln gespickt ist, deren Spitzen nach außen stehen. Dieser Ball wird auf einer Wiese emporgeschleudert und gehört dem, welcher ihn auffängt. Der Gewinner hängt seine mit blutiger Hand erhaschte Beute als Ehrenzeichen im Zimmer auf. Berth. Sigismund.

82. Auch in Thüringen besteht in vielen Orten, z. B. auf dem Walde, der Brauch, heimlich Verliebten des Nachts Spreu vor ihre Wohnung zu streuen; gewöhnlich macht man eine Straße von der Wohnung des Mädchens bis zu der des Burschen. Auf diese Weise wird das heimliche Verhältniß der Beiden dem ganzen Orte verrathen und offenbart.

83. Ein wesentliches Stück des Brautanzuges auf dem Thüringer Walde und der Umgegend ist das Schnürhaid, ein um

eine Art Mütze herumlaufendes breites rothseidenes Band, das hinten am Kopfe in verschiedene kleine Falten gelegt wurde und zuletzt in zwei kleinen Zipfeln über den Nacken herabhängt.

84. Nach der Hochzeit (Nachts 12 Uhr) treten die jungen Mädchen in einem Kreise um die Braut zusammen, man verbindet ihr die Augen, umtanzt sie, nachdem man sie mehrmals herumgedreht und nun muß sie geradeaus gehen und einem Mädchen den Kranz aufsetzen. Diese wird zunächst Braut.

85. Die abgeschnittenen Haare einer Braut dürfen nicht verloren gehen; sie würden ihr in den Händen einer Hexe schädlich werden.

86. Wer von dem Brautpaare bei der Brautsuppe den Löffel zuerst hinlegt, der stirbt zuerst.

87. Ist am Hochzeitstage eine Leiche, so stirbt bald eines von den jungen Eheleuten.

88. Eine Braut muß am Hochzeitstage Geld in der Tasche und Brod in den Schuhen haben, sonst wird's ihr am Brode und Gelde fehlen.

89. Werden Bräute am Hochzeitstage gescholten, so werden sie schöne Frauen.

90. Bei Kindstaufen und Hochzeiten war das Zupfgehen üblich. Nämlich es stellten sich beim Schmause ungeladene Gäste ein, traten hinter die Stühle der bei Tische sitzenden geladenen Gäste und zupften diese am Kragen oder am Aermel, womit sie zu verstehen gaben, daß sie etwas vom Schmause zu haben wünschten, worauf ihnen auch Braten, Kuchen 2c. von den Gästen gereicht wurden.

91. Mariä Geburt. (8. Sept.) Der Tag Mariä Geburt wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts „der Festtag der Mägde“ genannt und stand bei den Mägden in besonderer Ehre und Bedeutung. Sie legten sich am Vorabende desselben zeitig zu Bette und standen früh auf, um sich vor Sonnenaufgang mit dem Wasser aus einer besonderen Quelle, das stillschweigend geschöpft werden mußte, zu waschen. Dieses Waschen sollte schön machen.

Auch am ersten Ostertage fanden sich Frauen und Mädchen ganz früh, wenn die Sonne aufging, an gewissen Quellen ein, um sich zu waschen oder Wasser zu schöpfen.

Verhandl. des Vereins für Beförderung der Landwirthschaft, p. 257.

---

8. Geburt.

1. Wenn ein Vater der Geburt eines Kindes entgegensieht und also bald zum Pfarrer gehen muß, die Geburt anzuzeigen, so sagt man in Schleid von demselben: „Er muß bald den Hut unter den Arm nehmen.“

2. „Die Windelschnur, so man vor diesem auf denen Hochzeiten umhergetragen hat, ist nunmehro ganz abgeschaffet, dabei man es nochmals bewenden lasset. Würde sich aber Jemand finden, der solches wieder anfangen wollte, soll er alsbald der Obrigkeit mit fünf Gulden verfallen sein.“ Ilmenauer Ortsstatut v. 28. Mai 1668.

3. Im Neustädter Kreise werden die Taufgäste, Pathen und Andere beim Eintritt in das Taufhaus von den Männern in weißen Hemdärmeln und von den Frauen in blauen Schürzen empfangen.

4. Das Taufwasser wurde wie die Hostie und der Abendmahlswein für heilig und wunderthätig gehalten. Es gab viele Leute, die es kauften und bei Krankheiten und anderen Uebeln anwendeten. Namentlich tranken es unfruchtbare Frauen als Mittel gegen die Unfruchtbarkeit ihres Leibes.

5. In Gosperoda darf das Taufwasser vom Schullehrer nicht zu heiß gemacht werden, weil sonst die Täuflinge Fuchsköpfe davontragen.

6. Kein Gevatter schlägt sein Wasser ab, wenn er sich zur Taufe schon angezogen hat. Das Pathchen würde sonst dasselbe in das Bett thun.

7. In Wersdorf mußten die Taufzeugen während des Gebetes an ein weißes Hemd greifen, was über den Täufling ausgebreitet wurde. Das ist das sogenannte Wasserhemd, was ehemals dem

Täufling übergeworfen wurde als Zeichen der Aufnahme in das Christenthum und der dem Kinde verliehenen Reinheit. In den Kirchenprotokollen der Stadtkirche in Weimar wird dasselbe 1725 und 1747 erwähnt, beidesmal bei Judentaufen.

M. Krause, Kirchliche Sitte und Disciplin.

8. In Pfuhlsborn muß eine jede Gevatterin einen Kuchen selbst mit backen, der dann ausgeschnitten wird. Der Kantor hat das Ausschneiden zu besorgen und er steckt auf jedes Stück, welches die Jungfer Gevatterin bekommt, eine Gabel, woran diese ein Band für ihn binden muß.

9. Die Wöchnerin muß neun Tage nach ihrer Entbindung im Bette bleiben und neunmal muß das Bett gemacht werden, wenn sie stirbt. Die erste Suppe muß sie aufessen. Denn so viele Brocken sie übrig läßt, so viele Kinder hat sie noch zu erwarten. Ueberhaupt soll sie in den sechs Wochen vom Essen nichts übrig lassen, wenn das Kind im Essen nicht wählerisch werden soll. Dem Kinde muß sie Abends und Morgens in die Ohren beten, damit es klug wird. In der neunten Stunde muß vor den Fenstern ein Manneshemd hängen und vor der Thüre eine Weiberschürze ausgebreitet sein, damit Hexen und böse Leute dem Kinde nichts anthun können. Abends 12 Uhr soll sie im Bette sein, weil dann der Herr bei ihr ist. Geht die Wöchnerin zum erstenmale aus, so ziehen hie und da Knechte und Mägde ein Seil über den Weg und sie hat sich davon loszukaufen. Auf dem Kirchgange merkt sie genau auf das erste ihr begegnende Kind, welches das Geschlecht ihres nächsten Kindes bezeichnet.

10. Eine Wöchnerin meint während der Zeit ihres Wochenbettes allerlei Einwirkungen böser Geister ausgesetzt zu sein. Sie bleiben daher nicht leicht im Dunkeln allein; müssen sie es aber doch thun, so ziehen sie die Jacke ihres Mannes an. Pflege Reichenfels.

11. Eine Wöchnerin darf vor dem Kirchengang nicht ausgehen. Thut sie es doch, so brennen die Häuser soweit ab, als sie ihren Weg genommen. In Langenfeld bei Salzungen ist der Glaube, daß, wenn eine Wöchnerin vor dem Kirchgang das Haus verläßt und einem Bräutigam oder einem jungen Ehemann begegnet,

diesem die Frau oder das Kind bei der Niederkunft stirbt. Jene haben daher auch das Recht, die Sünderin mit Peitschenhieben nach Hause zu treiben.

12. Soll das Kind nicht „köhrsch" werden, so darf die Wöchnerin von ihren Speisen sechs Wochen lang nichts übrig lassen.

13. An den Sonntagen, die in die sechs Wochen fallen, darf man kein Kind einen Schreier heißen, wenn es nicht vier Wochen lang schreien soll.

14. Kinder, die zunehmen sollen, darf man wohl Schweinchen, nicht aber Docken oder Puppen nennen.

15. „Geh' her in meine Hand und werde groß und lang," wird das Kind angeredet, das Jemand zuerst auf seinen Arm nimmt.

16. Einem Kinde muß die Kindbetterin Morgens und Abends in die Ohren beten, so wird es klug.

17. Von Kindersachen darf nichts gestohlen werden; es verhindert das Wachsthum.

18. Stolz wird ein Kind, wenn man es unter einem Jahr in den Spiegel sehen läßt.

19. Kommt das Kind nach der Taufe wieder in die Wochenstube zurück, so müssen es die Pathen mit der Windel dreimal in's Angesicht schlagen, wenn es keine Sommersprossen bekommen soll.

20. Bei einem neugebornen Kinde muß man ein Licht brennen lassen, damit die Hexe das Kind nicht austausche und einen Wechselbalg dafür hinlege.

21. Um die Wochenstube vor dem Besuche einer Hexe zu sichern und zu schützen, muß man die Schwelle mit † † † versehen.

22. Die Ueberzüge des Bettes, worin eine Wöchnerin liegt, müssen von quergestreiften Linnen sein, denn „Langstreif bringt dem Kinde Langleid", sagt man in Thüringen.

23. Die Wiege des Kindes muß von ungeschälten Weidenruthen geflochten sein, weil nach dem gemeinen Sprichworte unser Herrgott die Ruthen mit den Schalen wachsen läßt, der Teufel sie aber schält.

24. Um den Vorderrand dieser Korbwiege soll ein Säcklein von neuer ungebleichter und ungebrauchter Leinwand hängen mit sieben Kräutern darin und mit dem Ende einer neuen Waschleine siebenmal gebunden. Durch die sieben Kräuter wird das Kindlein klug und schön.

25. Um die bei der Pathenwahl vorkommende Belästigung zu verhüten, wenn aus einer Familie zu oft Pathen gewählt werden, so steckt der Pathe seinen Gevatterbrief an's Fenster, damit alle Nachbarn von außen sehen und merken können, daß dies Haus im laufenden Jahre seiner Christenpflicht genügt habe und nun zu verschonen sei.

26. Der Volksglaube verbietet, dem Kinde den Namen eines kürzlich verstorbenen Verwandten zu geben.

27. Die Hebamme sagt, ehe sie mit dem Täuflinge zur Kirche geht: „Nun wolln mer den Heiden naustree", und bei der Wiederkehr: „Da hat er en Christen wieder."

28. Eine Wöchnerin muß des Nachts mit drei Fingern die Wickelschnur ihres Kindes berührt halten, damit der Böse keine Gewalt über dasselbe bekommt.

29. Eine Wiege darf nicht leer gewiegt werden.

30. Wird ein Kind gewickelt, so muß es mit drei Kreuzen bekreuzt werden.

31. In das sogenannte „Töbenbeutelchen" muß zu dem sogenannten allerlei Geld auch ein Pfennig gesteckt werden.

32. Die Wöchnerin darf in den ersten neun Tagen nicht allein gelassen werden, des Nachts muß das Thürschloß fest zugebunden werden, weil sonst leicht das Kind durch einen bösen Dämon gegen einen Wechselbalg umgetauscht werden kann.

33. Ebenso darf innerhalb der neun Tage nichts aus dem Hause verborgt werden, weil die Wöchnerin und das Kind sonst leicht behext werden kann.

34. Bei dem Kindtaufszuge in die Kirche geht der Kindesvater voran, ihm folgen die Gevattern und Kindtaufsgäste. Der

Kindesvater und die männlichen Gevattern tragen in der linken Hand einen Blumenstrauß, worin ein Rosmarinstengel nie fehlen darf, oder auch einen Rosmarinstengel allein; ferner ein rothes Tuch, welches sie in der Mitte fassen, so daß die Zipfel herabhängen. In der rechten Hand haben sie einen Stock.

35. Bei der Taufe dürfen die Gevattern das Wasserhemdchen nicht bei den Zipfeln oder Aermeln anfassen.

36. Leute, welchen früher Kinder gestorben sind, tragen, um dies zu verhüten, die Neugeborenen nicht zur Thüre hinaus, sondern stecken sie durch das Fenster.

37. Eine Wöchnerin darf vor sechs Wochen nicht in ein fremdes Haus gehen, obgleich ihr Kirchgang früher stattfindet. Und dann muß sie, ehe sie es thut, in einem fremden Orte etwas kaufen, sonst würde sie Unglück in das Haus bringen. Sie darf auch während dieser Zeit aus keiner Quelle Wasser schöpfen, sonst würde diese sieben Jahre lang versiegen.

38. In Dorndorf a. W. ist es Brauch, daß das Pathchen nach einigen Wochen das Neujahrskleid (Pathenhemdchen, Pathenkittelchen) erhält. Dagegen bekommt der Pathe für den geleisteten Liebesdienst ein Gevatterstück, ein seidenes Halstuch, eine Weste, Mütze oder sonst etwas dergleichen, welches gegeben wird, sobald er seinerseits dem Pathchen das Weihnachtsgeschenk bringt.

39. Wenn eine Frau während der Schwangerschaft stiehlt, so erbt sie dem Kinde das Stehlen an.

40. Um das Zahnen zu befördern, muß der Mann stillschweigend dem Kinde den Hut oder die Mütze aufsetzen.

41. Wenn ein Kind leicht zahnen soll, so bindet man demselben eine abgebissene Maulwurfspfote, in ein Läppchen eingenäht, um den Hals.

42. Wenn man an eine leere Wiege stößt und dieselbe in Bewegung bringt, so nimmt man dem Kinde, welches darin schläft, die Ruhe.

43. Gegen Behexung bindet man dem Kinde am Tage der Taufe ein mit gekautem Brode angefülltes zusammengenähtes Läppchen auf die Brust.

44. Eine schwangere Frau darf man nicht zu Gevatter bitten. Entweder das eine oder andere Kind stirbt, oder auch wohl die schwangere Frau selbst.

45. Der Gevatter oder die Gevatterin müssen sich vor dem Ankleiden zur Taufhandlung ihres Urins entledigen. Geschieht dies nach dem Ankleiden, so wird der Täufling bei seinen Lebzeiten das Wasser nicht halten können. Auch muß der Pathe ein geborgtes Kleidungsstück während der Handlung tragen, weil sonst den Täufling nichts gut kleiden würde.

46. Der Pathe muß von jedem vorgesetzten Gerichte essen, das Kind würde sonst ein sogenanntes Schnuggmaul werden.

47. Von der Nabelschnur neugeborner Kinder muß die Mutter beim Kirchgang ein Stückchen in der Kirche fallen lassen, damit das Kind gottesfürchtig werde; desgleichen ein Stückchen in einem Kaufladen, damit das Kind leutselig und tüchtig im Handel werde.

48. Die Pathin darf, indem sie das Kind aus der Kirche nach Hause trägt, sich nicht umsehen, sondern muß den Gang beschleunigen, damit das Kind das Laufen desto eher lerne.

49. Ein Kind unter einem Jahre darf man nicht in den Spiegel sehen lassen, es wird sonst eitel; auch nicht schlagen, es wird sonst dickhäutig. Ebenso hat man es nicht gern, wenn dergleichen Kinder mit einander in nahe Berührung kommen oder sich wohl gar küssen.

50. Regnet es auf Kinder unter einem Jahre, so bekommen sie Sommersprossen. Geht ein Schuh von einem Kinde in diesem Alter verloren, so stirbt es bald. Kommt ein Kind unter einem Jahre in dein Haus, so beschenke es mit einem Ei, stoße mit der Spitze dasselbe dreimal in das Mäulchen, so wird es leicht zahnen.

51. Ein Kind, welches Krämpfe hat, legt man auf die Thürschwelle.

52. Wird ein Kind oder ein Kalb in einem Hause geboren, so darf während neun Tagen aus dem Hause nichts verborgt

werden, wenn nicht Schaden oder Tod an dem Neugebornen eintreten soll.

53. Damit Kinder bald sprechen lernen, muß man von Handwerksburschen Brod kaufen und es jenen zu essen geben. Ebend.

54. Damit Kinder frühzeitig das Sprechen lernen, bekommen sie, wenn sie in ein fremdes Haus getragen werden, ein gekochtes Ei mit den Worten geschenkt: „Lern's Schwatzen wie die Hühner 's Gatzen"; dies wird dreimal nach einander gesagt, worauf das Kind dann von dem Ei etwas essen muß. Davon sollen sie überhaupt recht gedeihen und gerathen. Dieses Ei heißt Trosei. Von dem alten truhet, gedeihen, anlegen. Scherzii Gloss. truhen, in acculam conjicere. „Unrecht gut truhet nicht."

55. Damit ein Kind ein guter Sänger werde, erhält es in manchen schwarzburgischen Waldorten ein gesottenes Lerchenei zur Speise. Sigismund.

56. In Katzhütte findet sich eine Opferung an die Wassernixe. Wenn nämlich eine Mutter mit ihrem Kinde das erstemal zur Kirche geht, wirft sie dreierlei Münzen in den Fluß und spricht: „Da hast du das Deine, laß mir das Meine." Sigismund, p. 93.

57. In Schmalkalden und der Umgegend darf, wenn eine Wöchnerin im Hause ist, nichts verliehen werden, solange das Kind nicht getauft ist, und die Wöchnerin selbst darf nicht eher unter einer Dachtraufe durchgehen, als bis sie mit der Hebamme sich in die Kirche begibt, um durch ein Opfer Gott zu danken. Kommt sie von da wieder zurück, so muß sie dem Kinde dreimal stillschweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Auch wird einem fremden oder gar im Rufe der Hexerei stehenden Weibe nicht leicht der Zutritt in die Wochenstube gestattet.

Hoffmeister in der Zeitschr. für hess. Gesch. und Landeskunde.

58. Die erste Person, welcher eine Frau bei ihrem Kirchgange begegnet, bekommt von dieser einen Pfannkuchen. So wird künftiges Unglück des Kindes auf jene Person übertragen. Meininger Oberland.

59. Der Pathe darf vor der Taufhandlung, sobald er sich dazu rein angekleidet, die beiden natürlichen Bedürfnisse nicht befriedigen,

deshalb auch nicht trinken. Der Täufling wird sonst unrein, kann den Urin nicht halten und wird ein Säufer. Meininger Oberland.

60. Sind die Kinder beschrieen, so holt und kocht die Mutter sogenanntes Beschreikraut und wäscht das Kind mit der Brühe. Wird diese nach dem Waschen gallertartig, so war das Kind beschrien; bleibt die Flüssigkeit dünn, so ist ihm auf andere Art etwas angethan worden. Oberstedt bei Thomar.

61. Wollen die Leute wissen, ob ihr abwesendes Kind oder Anverwandte noch am Leben sind, so bestecken sie einen Laib Brod vor dem Einschießen in den Ofen mit Kornähren und bezeichnen diese mit den Namen der oder des Abwesenden. Kommen die Aehren nun verbrannt mit dem gebackenen Brote aus dem Ofen, so ist die fragliche Person todt, und so umgekehrt. Grafsch. Camburg.

62. Der neunte Theil der Angewohnheiten und des ganzen Wesens eines Kindes fährt nach den Pathen.

63. Kinder, die in verkehrter Lage geboren werden, sterben nicht auf natürlichem Wege; desgleichen ertrinken die, welche in einem sogenannten Wasserzeichen des Kalenders geboren werden.

64. Wenn kleine Kinder nicht schlafen können, so nimmt man einen Topf, geht stillschweigend an ein fließendes Wasser, schöpft zweimal mit dem Strome, das drittemal gegen den Strom. Das zuletzt geschöpfte Wasser setzt man stillschweigend unter die Wiege.

65. Man darf nicht über ein Kind hinwegschreiten, es verhindert das Wachsen.

66. Diejenigen, welche von ihrer Mutter auf freiem Felde geboren sind, können Geister sehen.

67. Im Werragrunde und dessen Nachbarschaft darf eine Wöchnerin innerhalb der ersten neun Tage nicht in den Keller gehen, sonst bricht ihr der Teufel das Genick. Will sie es dennoch thun, so muß sie rothen Dost zu sich stecken, dann hat der Teufel keine Macht über sie.

68. Soll die letzte Kindtaufe in einem Hause ausgerichtet werden, so wird dem Vater des Kindes bei der Taufe eine Brodzemmede, aus

geriebenem Brode und Fett bestehend, bereitet, die von der Hebamme in einer verdeckten Schüssel während des Taufschmauses auf den Tisch gestellt wird. Niemand will die Schüssel öffnen, bis endlich die Wahl auf den ältesten Anwesenden fällt, der sie öffnen muß. Jeder der Gäste nimmt eine Gabel voll Zemmede, der größte Theil bleibt dem Vater, der sich während der Zeit vom Tische weggestohlen hat. Mit Gewalt wird er von den Pathen des getauften Kindes zur Schüssel gezogen und muß sie leeren.

69. Wenn eine schwangere Frau zu Gevatter gebeten wird, soll sie das Kind nicht selber aus der Taufe heben; entweder das Kind, das getauft wird, oder ihr eigenes wird bald sterben.

---

9. Tod und Begräbniß.

1. Auf einen baldigen Todesfall im Hause wird geschlossen:

a) wenn auf dem Krautbeete eine Kraut-, Wirsing-, Kohl-, Kohlrüben- oder Runkelpflanze mit weißen Blättern wächst;
b) wenn unter den Schwellen des Hauses der Maulwurf große Erdhaufen hervorwühlt;
c) wenn ein schwarzes Huhn stirbt;
d) wenn der Hund viel heult oder
e) das Käuzlein auf dem Gehöfte schreit;
f) wenn den Familiengliedern träumt von ausfallenden Zähnen, von aufgebreiteter Wäsche und frohen Festgelagen.
g) wenn durch's Haus ein unerklärlicher Schall oder Klang geht oder auch ein heftiger Schlag erfolgt ꝛc.

2. Dem Gestorbenen müssen sofort die Augen zugedrückt werden. Offenstehende Augen des Leichnams sehen sich nach einem baldigen Nachfolger aus der Familie um.

3. Dem Gestorbenen darf nichts mit in den Sarg gegeben werden, das ein noch Lebender je am Leibe getragen hat. Wie das Mitgegebene des Lebenden im Grabe vermodert, so welkt dieser selbst dem Grabe entgegen.

4. An dem Leichenanzug darf kein Knoten gebunden werden, der Verstorbene hat sonst keine Ruhe, er muß den Knoten mit seinen Zähnen lösen.

5. Das Tuch, womit der Leichnam gewaschen wurde, muß mit in den Sarg gelegt werden.

6. Ein Kleidungsstück, das dem Leichnam einmal als Leichenanzug angelegt wurde, darf nicht wieder abgenommen werden, wenn der Verstorbene im Grabe Ruhe und die Zurückgebliebenen im Hause Glück haben wollen.

7. Sofort nach dem Verscheiden müssen die Fenster des Sterbezimmers geöffnet werden, damit die Seele des Entschlafenen ohne Verweilen entschweben kann.

8. Die Geräthschaften (Stühle, Schemel ꝛc.), auf denen der Sarg gestanden, müssen, sobald derselbe auf die Bahre gebracht ist, von Jemandem, und zwar stillschweigend, mit dem Fuße rücklings umgestoßen werden.

9. Das Gefäß (Teller, Tasse), auf dem das Geld lag, welches der Geistliche, Lehrer und die Schulkinder empfingen, muß, wenn es nach geschehener Vertheilung in die Wohnung zurückgebracht wird, sammt dem noch darauf befindlichen Gelde an einen Ort umgestürzt gelegt werden.

10. Hacke und Schaufel, beim Grabmachen gebraucht, werden nach Vollendung desselben im Kreuz über dasselbe gelegt, damit der Leichnam im Grabe seine Ruhe findet und nicht der Böse Macht darüber erlangt.

11. Wird beim Wegnehmen dieser Geräthschaften zuerst eine Hacke ergriffen, so stirbt zunächst aus der Gemeinde eine Person männlichen Geschlechts, wird aber zuerst die Schaufel ergriffen, so wird zunächst eine weibliche Person beerdigt.

12. Das Todtenmaß muß auf den Boden des Grabes gelegt werden.

13. Verursacht die den Sarg bedeckende Erde bei ihrem Auffallen auf den Sarg ein starkes Poltern, so stirbt im Orte bald wieder Jemand.

14. Nägel, die beim Grabmachen aufgefunden werden, fasse man nicht mit den bloßen Händen, sondern mit einem Stückchen Tuch oder Zeug an, auch verwahre man sie in solchem.

15. Mit einem solchen Nagel (Todtennagel) stillschweigend im Namen Gottes in einen kranken Zahn gestochert, bewirkt dessen Ausfaulen ohne Schmerzen.

16. Todtennägel in einen Baum geschlagen, bewirken dessen Absterben. Ein beim Grabmachen aufgefundenes Halstuch, um den Hals getragen, heilt den Kropf.

17. Ein dergleichen aufgefundenes Stück von einem Kleide, auf einen Leibesschaden gebunden und getragen, heilt diesen.

18. Ein Mensch wird von seinen Warzen frei, der, wenn der Sarg über ein fließendes Wasser getragen wird, unterhalb dieser Stelle seine Hände wegwärts mit Wasser wäscht und dabei dreimal die Worte spricht: „Warze, geh' herab, geh' mit zum Grab! Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

19. Ist in einem Hause Jemand gestorben, so müssen innerhalb drei Tagen im Hause und auf dem Gehöfte alle Gegenstände verrückt, d. h. etwas von ihrem Platze abgerückt oder gelegt werden.

20. Bei abwesenden geliebten Personen, an die der Sterbende stark denkt, thut es Anzeichen.

21. Bis nach Ablauf von vier Wochen, vom Todestage an gerechnet, darf kein Kleidungsstück des Verstorbenen in Benutzung genommen werden, sonst entzieht man ihn seiner Ruhe.

22. Auf welchem Hause in der Neujahrsnacht ein Sarg erscheint, in dem stirbt Jemand im Verlaufe des Jahres.

23. Erlöscht auf dem Altare ein Licht, so stirbt einer der Geistlichen.

24. Das Ausfallen eines Zahnes im Traume bedeutet einen Todesfall; ist Schmerz damit verbunden, so ist der Todesfall schmerzlich.

25. Das Herabfallen eines Geburtstagskranzes von einem Familienporträt oder wenn dieses selbst fällt, ebenso, wenn die

grünen Blätter des Kranzes beim Welken schwarz werden, bedeutet den Tod des Familiengliedes.

26. Wenn man einen schweren, unerklärlichen Fall oder sonst ein Gepolter u. s. w. im Hause vernimmt, so bedeutet es Sterben.

27. Fallen auf die Leiche Thränen, so hat diese im Grabe keine Ruhe.

28. Wenn im Traume ein Verstorbenes Einem die Hand reicht, so folgt man im Tode bald nach.

29. Findet man auf einem eigenen Grundstück ein sogenanntes Grab, das ist ein durch mehrere zusammenhängende Maulwurfshaufen gebildeter Hügel, so stirbt Eines aus der Familie.

30. Wenn der erste Nagel in den Sarg geschlagen wird und derselbe mit der Spitze aus dem Brette heraussieht, so folgt bald darauf ein neuer Todesfall.

31. Platzt der Leim im Tiegel, so ist bald ein Sarg zu machen.

32. Stirbt Jemand, so muß der Zeiger auf der Todesstunde stehen bleiben.

33. Wer sich selbst sieht, stirbt im Laufe des Jahres.

34. Will Jemand sehen, ob er im neuen Jahre stirbt, so darf er nur in der Neujahrsnacht um die Mitternachtsstunde seinen Schatten betrachten. Fehlt demselben der Kopf, so ist er im neuen Jahre ein Kind des Todes.

35. Durch das Hoffen auf den Tod eines Anderen wird dessen Leben verlängert.

Sprichwort: „Hoffetod störrt nett."

36. Wenn das Todtenkäuzchen in der Nähe eines Kranken schreit, so tritt der Tod ein. Ebenso, wenn die Kinder in der Nachbarschaft geistliche Lieder singen, oder wenn die Todtenuhr in der Wand pickt, oder wenn einem im Traume Wäsche fortfließt, oder wenn Jemand am Sonnabende oder Sonntage heftig erkrankt, auch wenn sich im Hause des Kranken sogenannte „Wannerlichterchen" zeigen.

37. Wenn der Todte ein oder beide Augen sich nicht schließen läßt oder die Leiche sehr gelenk bleibt, stirbt Einer der Anverwandten.

38. Wenn Thurm- und Rathhausuhr zusammenschlagen, stirbt Einer vom Rathe.

39. Ebenso wird durch allzu langes Trauern ein neuer Todesfall herbeigeführt.

40. Zeichen eines nahen Todesfalles sind manche Thiere, Raben und Krähen, wenn sie sich auf das Haus, in welchem ein Kranker liegt, setzen; auch Katzen, wenn sie sich beißen, oder wenn der Holzwurm (Todtenuhr) pickt.

41. Heult ein Hund mit emporgehobenem Kopfe, so bedeutet es Feuer, mit gesenktem, einen Sterbefall in der Nachbarschaft.

42. Ist die erste Leiche im neuen Jahre ein Mann, so sterben mehr Männer als Frauen, und so umgekehrt.

43. Greift der Todtengräber bei einem Begräbniß zuerst nach der Schaufel, so ist die nächste Leiche ein Mann; greift er nach der Hacke, eine Frau.

44. Schlägt es während dem Gebetläuten, so bedeutet es einen Sterbefall.

45. Auf eine Leiche darfst du keine Thräne fallen lassen, denn sonst holt dich der Todte nach.

46. Während eines Leichenbegängnisses darfst du nichts essen, sonst fallen dir die Zähne aus.

47. Sobald der Hausherr gestorben, wird es am Thüringer Walde und in anderen Gegenden, namentlich um Erfurt, den Thieren des Hauses, auch den Bienen, angesagt. Kühe und Pferde werden umgebunden, die Bienenstöcke, Möbel und Geräthschaften werden umgestellt und verrückt, die Töpfe umgestürzt, damit die Seele sich nicht darin verfange. Der, welcher den Tod ansagt, geht in dem Stalle zu jedem einzelnen Stück Vieh: „Lass' es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben."

48. Ist Jemand gestorben, so muß ihm sofort jede Schleife an der Kleidung aufgezogen, auch jeder Knopf aufgeknöpft werden,

sonst stirbt kurze Zeit darauf ein Anderes aus dem Hause. Ebenso darf beim Todtenhemde keine Schleife gebunden werden.

49. Die Kleidung und Wäsche eines Gestorbenen muß sechs Wochen in der Ruhe bleiben, ehe sie wieder benutzt werden darf.

50. Wenn man von einem Todten träumt, so bedeutet das Regen.

51. Sitzen Dreizehn an einem Tische, so stirbt Einer von ihnen binnen Jahresfrist.

52. Wenn die Uhr während des Trauergeläutes schlägt, muß bald noch ein anderes Glied aus der Verwandtschaft sterben.

Lossathal.

53. Beim Versenken des Sarges in die Gruft wird große Vorsicht angewendet, daß dabei keine Erde in das Grab nachfällt, weil der Todte sonst Jemand bald nachholt. Dasselbe ist zu fürchten, wenn es während des Vaterunsers schlägt oder beim Einlegen in den Sarg die Leiche sich biegt. Daumisch.

54. Wird der Sarg aus dem Hause getragen, so wird wohl beachtet, daß das Fußende desselben nicht auf die Thürschwelle aufstößt. Auch setzt man denselben nicht zum Ruhen auf, weil in beiden Fällen alle Hausbewohner bald sterben müssen. Umgegend von Apolda.

55. Der Todte muß von den Familiengliedern an der großen Zehe angefaßt werden, damit das Grauen vor ihm schwindet.

56. Die Todtenfrau muß alle Tücher und Bänder mit Nadeln feststecken, da der Todte, wenn er eines davon in den Mund bekommt, Jemanden aus der Familie nach sich zieht. Auch werden die Namen aus den Hemden geschnitten.

57. Damit der Todte keinen Sitz mehr im Hause hat, wirft die Todtenfrau die zwei Stühle, worauf der Sarg gestanden, so um, daß die Beine nach oben stehen. Damit der Todte nicht wiederkommt, wird die Thüre hinter dem hinausgetragenen Sarge schnell zugemacht.

58. Auch bei einem Sterbenden sucht man die Thränen zurückzuhalten, um das Sterben nicht zu erschweren. Erst nach erfolgtem Tode läßt man der Klage und den Thränen freien Lauf. Indessen

lebt auch in Thüringen der Glaube, daß man Todte nicht beweinen soll. (Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythol.) Nach erfolgtem Tode wird sogleich ein Fenster geöffnet, damit die Seele entweichen kann.

59. Dem Sterbenden zieht man an manchen Orten das Kopfkissen unter seinem Haupte hervor, um ihm den Todeskampf zu erleichtern. Olbersleben.

60. Stirbt eine Wöchnerin, so muß das Bett derselben sechs Wochen lang jeden Morgen frisch gemacht werden, ohne daß Jemand darin schläft. Wird solches unterlassen oder wird gar in dem Bette geschlafen, so zeigen sich während obiger Zeit in jeder Nacht Geister.

61. Ein Todter darf nicht eine Treppe höher getragen werden, sonst hat er keine Ruhe. Sonneberg.

62. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt der Todte wieder. Sonneberg.

63. Der Leiche darf nichts vor dem Munde liegen, sonst frißt sie es in sich hinein und zieht die ganze Familie nach. — Auch darf man der Leiche keine getragenen Kleider von sich, besonders in denen man geschwitzt hat, mit in's Grab geben, sonst stirbt man bald. Sonneberg.

64. Den Sarg für den Todten darfst du nicht schuldig bleiben, denn sonst hat er keine Ruhe im Grabe.

65. Nimmst du einen sogenannten Todtennagel und schlägst ihn in den Schuh eines Lebenden, so muß dieser sterben.

66. Wenn eine Leiche aus dem Hause getragen ist, so wird heißes Wasser hinter derselben zur Thür hinaus gegossen, nach welcher Richtung nun der Dampf zieht, nach dieser Gegend hin wird sich der erste Todesfall ereignen. Ebend.

67. Ist Jemand gestorben, so müssen die Blumenstöcke aus der Stube gethan werden, sonst verderben sie.

68. Wenn Jemand im Hause gestorben ist, so muß das Getreide auf dem Fruchtboden umgewandt werden.

69. Wenn im Dorfe Schönborn bei Neustadt an der Orla eine Beerdigung bevorstand, so goßen die Nachbarn und Verwandten

des Verstorbenen, welche das Grab bereiteten, einen Theil des von ihnen bei solcher Arbeit genossenen Branntweines in das fertig gewordene Grab. Börner. Sagen aus dem Orlagau, S. 91.

70. Es darf von den Speisen und Getränken, die man den Grabmachern auf den Friedhof schickt, kein Rest wieder in's Trauerhaus zurückgebracht, sondern es muß Alles aufgezehrt werden, sonst stirbt bald wieder Jemand in dem Hause.

71. Wenn beim Hinläuten einer verstorbenen Person am Schlusse des Geläutes die große Glocke den letzten Ton hat, so stirbt für's nächstemal eine erwachsene Person, schlägt aber die kleine Glocke zuletzt an, so stirbt für's nächstemal ein Kind in der Gemeinde.

72. In Ruhla kommt es bei Beerdigungen noch vor, daß die Angehörigen des Verstorbenen einen ganz fremden, nicht zur Familie gehörigen Mann bestellen und förmlich miethen, welcher, mit dem Rücken an den Familientisch gelehnt, die leidtragenden Verwandten, Nachbarn und guten Freunde, welche sich zur Beerdigung in der Familienstube einfinden, empfängt und im Namen der Familie ihre Theilnahmsbezeugung annimmt und erwidert. Jeder der eintretenden Verwandten und Freunde geht zu diesem Repräsentanten der Familie, welcher steif und fest am Familientische steht oder lehnt, und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Es thut me leid Ühr betrübter Zustand!“ Jedem in dieser Weise condolirenden Eintretenden erwidert er: „S'is Gottes Wall' gewäst.“

73. Wenn zu Grabe geläutet wird, soll man nicht essen, sonst thun einem die Zähne weh.

„Dieser Aberglaube wird nicht allenthalben, sondern nur an etlichen Orten in Thüringen und sonderlich auf den Dörfern getrieben.“

74. Als sich der König Dagobert einmal nach Thüringen begab, erkrankte tödtlich der Verwandte eines vornehmen Mannes aus dem Gefolge. Da der König zur Weiterreise drängte und der Sterbende nicht fortzuschaffen war, aber auch nicht zurückgelassen werden sollte, beschloß man, ihm nach heidnischer Sitte den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Bischof Arnulf beugte

aber diesem Gräuel durch eine wunderbare Heilung vor. Diese Sitte, den Schädel zu bestatten, den übrigen Leib aber zu verbrennen, war auch bei den Thüringern heimisch, wie die Oeffnung heidnischer Gräber bei Ranis gezeigt hat. Vita St. Arnulfi Metens. c. I, 12. Weinhold, S. 42.

75. Im Amte Bürgel ist es Sitte, daß ein jeder Nachbar des Ortes ein Glied seiner Familie mit zur Beerdigung eines Ortsangehörigen gehen läßt und wenn es nur ein Schulkind ist. Auf diese Sitte wird sehr gehalten.

76. Einen dicken Hals bestreiche mit der Hand eines Todten.

77. Dem Todten gibt man einen Rosmarinstengel oder eine Citrone in die Hand. In Daumitsch, Ettenhausen, Dorndorf wird ihm zuweilen auch Erde oder ein Rasenstück, in Weimar und Jena eine Citrone unter das Kinn gelegt. In Haßleben erhält er seine letzten Pulver und Medicamente mit in den Sarg, um seine Cur in jener Welt fortzusetzen. Auch gibt man ihm an manchen Orten (Weimar) Geld mit, damit er unterwegs keine Noth leiden muß.

78. Sorgfältig werden die Bänder des Sterbekleides vom Munde des Todten entfernt, weil er an diesen die Angehörigen nach sich ziehen würde. Allgem.

79. Vor Ablauf der vier Wochen wird auch kein Kleidungsstück des Gestorbenen getragen, weil dieser sonst im Grabe nicht ruhen könnte.

80. Kleidungsstücke lebender Personen dürfen dem Gestorbenen nicht angezogen und mit in's Grab gegeben werden, da die betreffenden Personen zu baldiger Nachfolge in's Grab sich abzehren würden.

81. Ehemals bekamen bei einem Begräbniß die Armen und Schulkinder (die letzteren hier und da noch immer) ein Geschenk, die Armenspende. In Ettenhausen erhält noch jetzt jedes Schulkind einen halben Silbergroschen vor dem Begräbniß. In Stobra und anderen Orten wird das Geld in die Schule geliefert und dort vertheilt. Sonst erhielten in manchen Gegenden die Kinder statt des Geldes auch Semmeln und Wecken.

Ueber die Armenspenden gibt es gesetzliche Bestimmungen.

82. Noch bis in unser Jahrhundert bestand in Gera wie im ganzen Voigtlande der Aberglaube, daß, wenn einem Sterbenden der Tod schwer wurde, man auf den Boden stieg und dort eine Schindel im Dache herumdrehte. Dies sollte dem Sterbenden den Todeskampf erleichtern. Hahn, Gesch. v. Gera, S. 851.

83. Nach erfolgtem Tode des Hausherrn war es in Gera und der Umgegend Gebrauch, die Pferde schleunigst aus dem Stalle zu ziehen und in einen andern Stall zu bringen. Nachdem sie dort fünf Stunden gestanden hatten, wurden sie wieder in den ersten zurück gebracht, doch mußten sie ihre Stände wechseln, um nicht krank zu werden. Hahn a. a. O.

84. Bevor der Sarg des Todten für immer geschlossen wird, werden demselben alle Blumen, Bänder und Kleidungsstücke möglichst weit und sicher vom Munde entfernt, weil er in der Erde sonst daran kaue und dann nicht ruhen könne.

Sobald der Sarg aus dem Hause getragen ist, wird die Thüre zugeschlagen, damit der Todte nicht aus der Familie oder dem Hause bald Jemand nachhole.

Gleiche Besorgniß trägt man, wenn sich bei dem Todten Mund oder Augen nicht ganz geschlossen haben. Hahn, a. a. O., p. 853.

85. Auf ein stattliches, ehrendes Leichenbegängniß hält der Voigtländer sehr viel. Gestatten es die Verhältnisse nur einigermaßen, so spart er keine Kosten, dasselbe so glänzend als möglich zu machen. Stirbt ein Hausvater oder eine Hausfrau, so werden in der Regel an zwei Tagen Mahlzeiten ausgerichtet, wozu oft schon beim Leben Anordnungen gemacht und Summen ausgesetzt werden. Ohne Leichenpredigt begraben zu werden, hält der größte Theil für schimpflich und entehrend. Selbst kleine Kinder werden selten ohne Predigt begraben. Pflege Reichenfels.

86. Zur Leichenbegleitung werden selbst die entfernten Verwandten gebeten. Sie sehen die Leichenbegleitung für eine Hilfsleistung an. Ebend.

87. Beim Hinaustragen aus dem Hause wird die Leiche dreimal auf der Schwelle niedergelassen; ist sie aus dem Hofe hinaus-

getragen, so werden sofort die Thore verschlossen; in der Stube, worin der Todte gestorben ist, werden drei Salzhaufen gemacht und die Stube dann ausgekehrt. Den Kehricht und den Besen trägt man auf den Gottesacker oder auf das Feld; zuweilen verbrennt man auch das Bettstroh, worauf die Leiche gelegen hat, auf dem Felde. Dies Alles geschieht, damit der Todte nicht wiederkehre. Um ja sicher zu sein, legt man auch noch einen Kreuzknoten, von einem Strohbunde gemacht, ihm unter das Kreuz. Ebend.

Vergl. Nork, Sitten und Gebr., p. 464, 475.

88. Alle, auch die entferntesten Verwandten, müssen wenigstens vier Wochen trauern; eben so lange das Gesinde im Hause und die Träger, Geschwister acht, Geschwisterkinder sechs Wochen. Ebend.

---

10. Hexenwesen.

1. In der Gegend von Gera ist und war es Gebrauch, in der Walpurgisnacht durch brennende Besen oder Strohwische die nach dem Blocksberge ziehenden Hexen zu verscheuchen und unschädlich zu machen. Noch jetzt ahmt den Gebrauch die Schuljugend zu ihrer Belustigung nach. Er mag in dem alten heidnischen Frühlingsfeste seinen Ursprung haben. Hahn, Gesch. v. Gera, S. 851.

2. Am Walpurgisabende sieht man auf den Bergen Feuer und Kinder mit brennenden Besen; auch wird mit Peitschen gehörig geklatscht, geschossen und anderer Lärm gemacht. Pflege Reichenfels.

3. Wenn in der Walpurgisnacht ein Schloß an der Hausthüre von selbst klappt, so ist dies ein Zeichen, daß eine Hexe in das Haus gewollt hat, aber vor den † † † an der Hausthüre wieder zurückgewichen ist. Meininger Oberland

4. Auf Walpurgis macht man drei Kreuze an die Thüren des Hauses und der Viehställe, damit die Hexen nicht hineinkommen können. Sonst goß Derjenige, welcher am Morgen zuerst aufstand, auch einen Eimer Wasser zur Hausthüre hinaus. Marksuhl.

5. In den Ställen werden zu demselben Zwecke die Besen verkehrt aufgestellt.

6. Auch läßt man nicht gerne Fremde in den Stall. Wird einer Person nicht viel Gutes zugetraut, so legt man ein sogenanntes Dreikreuzmesser, das heißt, ein Messer auf dessen Klingen † † † angebracht sind, über die Thüre.

7. An demselben Abend wird auf den Dörfern mit Peitschen geknallt und geschossen. So weit der Schall reicht, gedeihen die Früchte gut und schlägt kein Blitz ein. Meininger Oberland.

8. An einigen Orten glaubt man durch das Peitschenknallen die Hexen zu vertreiben und noch andere Ortschaften glauben, daß die in der Luft schwebenden Hexen damit durchgepeitscht würden. Rückerswind.

9. In Eckarts ziehen die jungen Burschen am Abend vor Walpurgis von dem einen Ende des Dorfes zum andern und klatschen dabei beständig mit ihren Peitschen, um die Hexen auszutreiben. Auch werden die † † † an den Thüren nicht vergessen. Wellershausen.

10. Wenn sie in Möhra † † † angemalt haben, werden alle alten Besen, die auf dem Hof herumliegen, aufgehoben und beiseite geschafft.

11. Advent und Fasten ist die eigentliche Zeit der Geistererscheinungen; da sind ihrem Willen überlassen die Geister der Luft, der Erde, des Feuers und des Wassers.

12. Auf Kreuzwegen erscheint namentlich in der zwölften Stunde der Nacht:
a) der Reiter ohne Kopf,
b) der Hund mit feurigen Augen,
c) das Kalb mit dem weißen Streifen über dem Buge,
d) die einfarbig graue oder schwarze Katze,
e) der Feuermann,
f) das Spinnengesicht.

13. Der Reiter ohne Kopf gilt für den höllischen Fürsten.

14. Hund und Kalb sind Gebannte, Menschen, die im Leben schweres Unrecht thaten und nach ihrem Tode nicht im Grabe zur

Ruhe kommen konnten. Ihr Wesen trieben sie nach dem Tode eine Zeit lang in ihren ehemaligen Wohnungen, wurden dann aber von einem Geisterbanner an einen bestimmten Ort in der Flur gebunden. Man kennt ihren Bannkreis, die Wege, die sie gehen, die Richtungen, die sie einschlagen. Dem Wanderer, der in ihren Bannkreis kommt, hocken sie sich oft auf den Rücken. Belastet Gewesene hat man oft in Ohnmacht hingesunken aufgefunden, oder sie sind ganz entkräftet heimgekommen und dann in längere, schwere Krankheit verfallen. Oft werden auch Fuhrwerke von ihnen belastet. Dann kann auch das beste Gespann kaum von der Selle kommen. Die Thiere merken den Spuk früher als der Mensch und sträuben sich arg, demselben entgegen zu gehen. Sind sie an der gefürchteten Stelle vorüber und nicht belastet worden, so schießen sie gewöhnlich in wildem Rennen davon, nicht achtend den begütigenden Zuruf des Herrn, noch den stramm angezogenen Zügel. Bricht der Fuhrmann nicht den Hals, geht Gespann und Wagen nicht in Trümmer, so kann Ersterer Gott Dank sagen. Der Ausruf: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ verscheucht den Spuk, aber es fällt den davon Befallenen schwer, das Losungswort auszusprechen. Wird es in der Angst des Herzens in verkehrter Wortfolge oder verkehrt ausgesprochen, so verliert es seine Wirkung und bewirkt Hohngelächter und Strafe. Mancher hat es versucht, einen ungeheueren Fluch auszusprechen, und hat dann dem „alten Hansen“ befohlen, die Fracht fortzuschieben. Er hat zwar hierauf Erleichterung erhalten, ist später aber seines Lebens nie wieder recht froh geworden.

15. Die Katze ist die verkappte Hexe. Nachts streicht sie dem Menschen oft schnurrend um die Beine oder springt ihm auf die Achsel und den Kopf; auch sitzt sie gern auf den Ecksteinen der Häuser und den Kreuzwegen im Dorfe und auf dem Felde. Man beachte sie und ihr Thun ja nicht, noch weniger suche man sie zu verscheuchen oder nach ihr zu schlagen. Ihr Angreifer kommt immer schlecht weg. Verletzungen, die ihr beigebracht werden sollen, gehen auf geliebte Menschen und Thiere über. In Scheuern, aus welchen während dieser Zeit Feuer sprüht, halten sie mit dem höllischen Fürsten oft Zusammenkünfte, bei denen sie, wenn sie ungehorsam gewesen, von ihm mit seinem eisernen Besen gezüchtigt werden. Ein fürchterliches Schreien ertönt dann aus der Scheuer. Ihr Treiben besteht darin, Menschen und

Thiere auf fürchterliche Weise zu plagen und Schaden anzurichten. Ueber alle Menschen haben sie indeß nicht Macht. Solche erlangen sie aber, wenn sie in den Besitz von einem Kleidungsstücke kommen, das der Mensch in den ersten neun Tagen seines Lebens getragen &c. Krämpfe und Wahnsinn rühren meist von ihnen her, auch quälen sie Menschen und Vieh mit Läusen &c.

16. Angemachte Läuse können am besten dadurch vertrieben werden, daß man ihrer eine ungleiche Zahl in eine Pistole ladet und sie stillschweigend in eine Flachshechel schießt, oder über einen Flurgrenzstein; oder, daß man ihrer drei auf einem Flurgrenzsteine mit einem Steine stillschweigend zu Tode hämmert; desgleichen, wenn man eine ungleiche Zahl von ihnen in eine Federspule verschließt und diese dann in die Flammen wirft.

17. Ist der Kuh die Milch entzogen, so nimmt man den Rest, der noch ausgemolken wurde, trägt ihn stillschweigend in's heimliche Gemach, gießt ihn im Namen Gottes unter den Unrath und rührt ihn unter. Gegen den angemachten Wahnsinn und die Krämpfe ist der „weiße Mann" zu brauchen. † † † im Namen Gottes gemacht bringen Schutz. Sie müssen gemacht werden: der begegneten Hexe entgegen, auf den Teig im Backtroge, über den Mund des Kindes, wenn es gähnt, über Thüren und Fenster im Hause und der Ställe am Abend vor dem 1. Mai &c.

18. Drei Stopfen, die in das erste Brod, welches in den Ofen geschoben wird, mit dem Finger im Namen Gottes gestochen werden, schützen das Haus, so lange als das Gebäcke Brod ausreicht, vor den Tücken der Hexe. Dies Brod darf darum aber auch erst zuletzt, wenn die andern Brode schon aufgezehrt sind, angeschnitten werden. Die drei Stopfen ausgeschnitten und einem Mutterthiere, das eben geboren hat, in's erste Saufen gethan, vermehren die Milch und schützen vor dem Anthun.

19. Drei Körnchen Salz stillschweigend in die Milch geworfen, die man aus dem Hause gibt, schützt die Kuh vor der Milchentziehung.

20. Ueber Frauen erlangen die Hexen Macht, wenn sie in den Besitz von einem Hemde oder einem Lappen kommen, darin das

Wochenbett abgehalten oder die monatliche Reinigung erfolgt ist, ehe diese Stücke fein sauber ausgewaschen sind.

21. Der feurige Mann ist ein Geist der Hölle. Mit Riesenschritten setzt er seine Reise fort, dabei nach allen Seiten Feuerfunken von sich sprühend. Er streicht meist den Flurgrenzen entlang.

22. Das Spinnengesicht, eine riesige Gestalt mit einem umflorten Gesichte und durchscheinenden Körper, durchstreicht die Felder, lagert sich an Rainen, bleibt oft längere Zeit an den Grenzen, besonders den Grenzsteinen stehen, hat den nächtlichen Wanderern durch das Schnauben aus seinem Munde wohl argen Schreck bereitet, ihnen aber sonst keinen Schaden zugefügt.

23. Die alten Weiber, welche rothe Augen haben, und Leute, denen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind sogenannte Ap (Alp).

Sie verwandeln sich mit Hilfe des Teufels in schwarze Katzen, Hasen, Ziegenböcke u. s. w. Doch müssen sie in ihrer menschlichen Gestalt erscheinen, sobald man ein Dreikreuzmesser, das ist ein mit † † † versehenes Messer über sie hinwirft. Ebenso sind Hexen sofort daran zu erkennen, daß sie bei jedem Schritte mit dem Kopfe nicken.

24. Glaubt man, daß eine Hexe in die Stube getreten sei, so nehme man einen neuen Besen und stelle ihn draußen verkehrt an die Stubenthüre oder lege ihn quer über die Schwelle; die Hexe kann dann nicht wieder zurück und muß dann sagen: „Thut der Hexe den Besen weg.“

25. Wenn eine liederliche Magd den Lappen nach dem Aufspülen nicht wieder gehörig auswäscht und aufbewahrt, so hat die Hexe Macht über sie und hext ihr den Lappen in das Knie.

26. Die, welche als sogenanntes Alpdrücken gehen, lassen ihren Körper leblos an den Thüren stehen und schleichen mit der Seele durch das Schlüsselloch hinein, um Denjenigen zu plagen, auf den es abgesehen ist. Schreibt während dieser Zeit Jemand drei Kreuze auf den Körper, so kann der Alp nicht wieder in denselben einfahren und muß sterben.

27. Greift Jemand, während er das Alpdrücken fühlt, rasch zu, so ertappt er die Hand Desjenigen, der ihn drückt, und dieser muß dann, wenn er ihm etwas zu leihen verspricht, zu der bestimmten Stunde am andern Tag bei ihm erscheinen, um den Gegenstand zu holen, oder er faßt die in eine Feder verwandelte Seele desselben. Verschließt er diese in eine Truhe oder Lade und verstopft das Schlüsselloch, so muß die Person, die ihn gedrückt, unfehlbar sterben.

Oeffnet er dagegen vor der Beerdigung der Person den Verschluß, so kann die Seele wieder zurück in den Körper und die Todtgeglaubte wird wieder erwachen.

28. Die oben angeführten eigentlichen Hexen können ihre Nebenmenschen auf allerlei Weise peinigen, sie lahm oder sonst krank machen; desgleichen das Vieh. Eine allgemeine Kunst ist das Läuseanmachen. Gegen diese Kunst gibt es jedoch viele Gegenmittel. Ist man von ihnen mit Läusen behext worden, so kann man sich an der Hexe dadurch rächen, daß man eine ungleiche Zahl dieses Ungeziefers in einen Federkiel, Papier oder in ein neues linnenes Läppchen thut und sie an dem Perpendikel einer Uhr befestigt. Die Hexe hat dann so lange keine Ruhe mehr, als sie an dem Perpendikel hängen. Ebenso bringt man die Läuse in dem Kammrad einer Mühle heimlich an, weil der Müller diese Manipulation nicht gerne sieht, da das Kammrad alsdann einen wahren Höllenlärm macht, bis die Hexe dann gelaufen kommt und Alles verspricht, um die Läuse wieder aus dem Rad heraustʰun zu lassen.

Den Federkiel u. s. w. kann man auch in's Feuer werfen oder ihn auf der Thürschwelle klopfen. Die Hexe fühlt dann den Brand oder jeden Schlag und muß dann den Behexten wieder befreien.

Auch wird eine ungerade Zahl Läuse in eine Pistole geladen und während der Frühpredigt über die Flurgrenze in eine Dornenhecke abgeschossen, worauf die Hexe jeden Dorn in ihrem Gesäße spürt. Das letztere hat noch im Jahre 1860 ein Pfarrer auf der Rhön ausführen lassen, natürlich ist er dafür enturlaubt worden.

29. Ein sogenannter weiser Mann (wiß Mon), deren es heutzutage noch hie und da dem Volksglauben nach gibt, kennt noch

allerlei Mittel gegen das Behextsein, z. B. das Räuchern mit neunerlei Kräutern oder rothem Dost.

30. Hexen sind leicht zu erkennen, wenn man ihnen einen Zweig des Gartenhahns (Richhoi), auch Gaisbart unter die Nase hält, sie reißen dann aus.

Richhå — ders net gerich ka — es e Hex.

31. Sprichst du von einem Alp, so setze hinzu: „Dreck vor die Ohren“; sonst wirst du die Nacht vom Alp heimgesucht.

32. Kommt eine Frau in die Stube, die im Geruche einer Hexe steht, so drehe man den Feuerbrand im Ofen herum. Die Hexe kann dann nicht eher wieder hinaus, bis der Brand wieder zurückgedreht worden ist.

33. An einem Hexentage, z. B. Walpurgis, darf man, wenn Jemand erkrankt, nicht zum Doctor schicken.

34. Wenn ein Kind an der Brust nicht trinken will, so schöpfe man dreimal hintereinander Flußwasser gegen den Strom und sage dabei: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, werfe eine glühende Kohle in den Topf und stelle ihn unter das Bett. Sinkt die Kohle zu Boden, so ist das Kind behext.

35. Hast du eine Summe Geldes empfangen und aufbewahrt und findest beim Nachzählen, daß ein Thaler an der Summe fehlt, so darfst du darauf rechnen, daß ein Wechselthaler dabei war. Dieser wird durch einen Pact mit dem Teufel gewonnen und kehrt stets zu seinem Eigenthümer zurück. Ein solches Geldstück nennt man auch „Heckepfenn“.

36. Um vor den Tückereien der Hexen sicher zu sein, ziehe man einen der Strümpfe links, das heißt das Innere nach rechts gekehrt, an, oder man trage zweierlei Strumpfbänder.

37. Gegen das Alpdrücken setze man beim Schlafengehen das Schuhwerk so, daß die Spitze des einen Schuhes auf das Bett zu, die andere aber abgewendet ist.

38. Wenn man ein Schwein gekauft hat, muß man ihm neunerlei Körner zu fressen geben, um es vor dem Behexen zu sichern.

39. Kauft man Milch, so muß der Verkäufer einige Körner Salz hineinstreuen; die Milch kann dann nicht behext werden.

40. Sieht man vor Walpurgis eine Kröte, so sticht man sie an, räuchert sie und hängt sie in den Stall; dann kann das Vieh nicht behext werden.

41. In Gestalt eines feurigen Heubaumes kommt der Böse über den Wald gefahren und zieht in den Schornstein einer Hexe.
Umgegend von Lengsfeld.

42. Einer Hexe darf man bei Leib und Leben auf keine ihrer Fragen mit Ja oder Nein antworten.

43. Hexen pflegt der Hans des Nachts nicht selten zu besuchen. Er nimmt seinen Weg als ein mit einem Feuerschein umgebener schwarzer Klumpen durch den Schornstein.

44. Hexen, welche weinen wollen, können keine Thränen hervorbringen.

45. Die sogenannten Federkränzchen in den Bettkissen sind das Werk der Hexen. Meininger Oberland.

46. Drei Tage nach dem Kalben einer Kuh darf der Hexen wegen nichts verborgt werden. Desgleichen darf während dieser Zeit Niemand in dem Stall pissen, weil sonst die Kühe während des Melkens ihr Wasser lassen. Meininger Oberland.

47. Montags und Freitags darf nichts verborgt werden, die Hexen bekommen sonst Macht über den Verborger.

48. Lehnt man einen Besen verkehrt an eine Thüre, so daß der Griff auf dem Boden steht, so können Hexen weder in das Haus hinein noch wieder heraus, falls sie schon darin sind. Sonneberg.

49. Spricht man am Freitag oder Montag von einer Hexe, so hört sie es. Um das zu verhindern, sagt man, wenn man an diesem Tage von Jemand redet, den man für eine Hexe hält: „Drack for úra ooren."

50. Wenn man behextes Vieh schlachtet, das Herz mit Nadeln besteckt und in den Schornstein hängt, so leidet die Hexe entsetzliche Pein und verwelkt, sowie das Herz vertrocknet.

51. Wenn sich eine Hexe in irgend ein Thier, z. B. in einen Hasen, in eine schwarze Katze rc. verwandelt hat, so muß sie ihre vorige Gestalt wieder annehmen, wenn man einen Gegenstand über sie hinwirft.

52. Ist ein Stück Vieh behext und es soll durch Räuchern mit Kräutern wieder hergestellt werden, so verschließe man Thüren und Fenster; die Hexe muß dann kommen, um Einlaß bitten und etwas zu leihen verlangen.

53. Willst du die Herzen zweier Liebenden trennen, so nimm Unrath von dem Einen und lege ihn in des Andern Schuh, so werden sie einander Feind werden. Oder nimm ein Ei von einer ganz schwarzen Henne, koche es und schneide es in zwei Hälften, versehe eine jede mit deren Namen nebst drei Kreuzen in des Teufels Namen und gib die eine Hälfte einem schwarzen Hunde, die andere einer schwarzen Katze zu fressen.

54. Mittelst eines Gürtels von Menschenhaut kann man sich in einen Wolf verwandeln und dann den Schafheerden großen Schaden thun. Eine solche Frau, die dies gethan, lebte vor Zeiten in Stadt Lengsfeld.

55. An den Drachen glauben noch viele Leute, und zwar an einen, der bringt und an einen, der nimmt. Der Drache, welcher bringt, wird in Gestalt eines schwarzen Huhnes oder Rabens von den Leuten mit guter Kost gefüttert, in einem großen zugedeckten Topf aufbewahrt und in einer finsteren Kammer, zu der nur der Hausherr und die Hausfrau Zutritt haben, geheimgehalten.

56. Wenn man Zweige vom Eibenbaum (Taxus baccata) in das Korn oder Stroh steckt, so geht keine Maus oder Ratte daran.

Amt Sand.

57. Wer mit Eibenholz in einem Zimmer räuchert, vertreibt alle unreinen Geister daraus. Ebend.

58. Rothen Dost und Eibenkraut in den Ställen aufgehangen, gestattet den Hexen dort keinen Zutritt. Ebend.

59. Die Pfoten des Maulwurfs, in einem leinenen Säckchen um den Hals der kleinen Kinder gehängt, schützen diese gegen das böse Auge (Blick) der Hexen.

60. Einen Mansfeldischen Thaler mit dem Ritter St. Georgen und der Ueberschrift: „Bei Gott ist Rath und That", bei sich getragen, bewahrt im Kriege und sonst vor feindlichem Geschoß.
Gestriegelte Rockenphilosophie.

61. Wer einer Katze schaden thut oder dieselbe gar umbringt, dem stehet ein großes Unglück bevor.

„Ein Bauer aus Thüringen hat mir und anderen Leuten mehr, oft ohne Scheu erzählet, daß er hätte seine Stiefmutter in Gestalt einer Katze in seinem Hofe erschossen. Das Dorf, wo es geschehen, liegt zwischen Arnstadt und Ilmenau." Gestriegelte Rockenphilosophie.

62. Soll ein junges Stück Rindvieh bald das Ziehen lernen, so muß stillschweigend aus der Krippe desselben eine handvoll Häcksel oder aus der Küche der Spüllappen genommen und dem Thiere unter das Joch gebunden werden.

63. Gegen Milchzauber. Nimm neunerlei Holz und Holz von der Krippe, woraus die Kuh frißt, räuchere die Kuh damit und nimm einen Büschel Haare von der Kuh dazu.

64. Wenn eine Frau keine Butter machen kann und spürt, daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht, so darf sie nur die Milch in einem neuen Topfe an's Feuer setzen und kochen, dann eine Erbschaufel und eine Erbsichel nehmen, von der kochenden Milch etwas auf die Schaufel schütten und mit der Sichel darein hacken, dabei aber das Haus fest zuhalten, damit Niemand hereinkommen kann, etwas zu borgen. Das muß dreimal hinter einander gethan werden.

65. Gegen den kalten Brand.

Christus der Herr ging über Land,
Es begegnet ihm ein kaltes Gesicht;
Christus sprach: „Wohin willst du, kaltes Gesicht?"
Es sprach: „Ich will in den Menschen fahren."

Christus der Herr sprach: „Was willst du in dem Menschen thun?"
„Sein Bein verbrechen, sein Fleisch essen, sein Blut trinken."
Christus der Herr sprach: „Kaltes Gesicht, das sollst du nicht thun;
Kieselsteine mußt du essen,
Erbis mußt du brechen,
Aus einem Brunnen mußt du trinken,
Darin mußt du versinken."
† † †

66. Gegen den kalten Brand. Es ritten aus drei Herren zwischen zwei Seen; der eine heißt St. Lucas, der zweite heißt St. Marcus, der dritte heißt St. Johannes. Sie strecken aus ihren Arm, segnen das Gesicht so warm; sie strecken aus alle ihre Händ', sie segnen das Gesicht behend; sie strecken aus alle ihre Daumen, sie segnen Sodoma (?) † † †. Dreimal und das Vater unser.

67. Gegen den Wurm in allen Gliedern, er mag sein, wo er will.

Wurm, ich beschwör' dich bei dem heiligen Tag,
Wurm, ich beschwör' dich bei der heiligen Nacht,
Wurm, ich beschwör' dich bei den fünf Wunden,
Wurm, ich beschwör' dich bei den heiligen drei Nägeln,
Wurm, ich beschwör' dich bei der Kraft Gottes,
Du seiest gleich grün, blau, weiß, schwarz oder roth,
Daß du liegest in dem Finger todt.
Das sei dir zur Buße gezählt. † † †.

Dreimal gesprochen und bei jedem der höchsten Namen darüber weggeblasen.

68. Gegen die Würmer im Leibe. Gott ging zu Acker, auf einen rothen Acker, er thut drei Furch', fand drei Würm'; der erste war schwarz, der andere war weiß, der dritte war roth; hiemit sind dem N. N. alle seine Würmer todt. † † †. Dreimal gesprochen und mit dem Finger um den Nabel gefahren, wenn man die drei höchsten Namen nennt.

69. Gegen das Fieber.

Nußbaum, ich komm' zu dir,
Nimm die 77erlei Fieber von mir,
Ich will dabei verbleiben
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †.

Man muß diese Worte auf ein Zettelchen schreiben, vor Sonnenaufgang zu einem Nußbaum gehen und einen Zasam (Splitter) davon herausschneiden, das Zettelchen hineinlegen, obiges dreimal sprechen und die Zasam wieder hineinlegen, damit es verwächst.

70. Den Bruch eines jungen Menschen zu verpflanzen. Schneide ihm drei Büschelchen Haare auf dem Scheitel ab, binde sie in ein reines Tüchelchen, trage es in eine andere Markung und grabe es in einen jungen Weidenbaum, daß es verwachsen kann. † † †.

71. Den Grind vertreibt man auf folgende Weise: Wenn Jemand begraben wird, geht man zu einem fließenden Wasser, schöpft stromabwärts mit der Hand Wasser auf den Kopf und wenn man das Wasser auf den Kopf bringt, spricht man jedesmal: „Ruf' mich ab, wie den Todten in's Grab! † † †.“ Es muß dieses während des Läutens geschehen, unberaffelt, und man muß so lange schöpfen, als geläutet wird.

72. Wer von dem Kraut, Sonnenwirbel genannt, das im Monat August, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen steht, wächst, ein wenig in ein Lorbeerblatt wickelt, dazu einen Wolfszahn thut und diese drei Dinge bei sich trägt, ist bei Jedermann wohl daran und wird die besten Worte bekommen. Wer dieselben drei Dinge sich über den Kopf legt, sieht, wenn er bestohlen worden ist, den Dieb in leibhaftiger Gestalt.

73. Den Stein Actorius findet man in alten Capaunen; wer selbigen am Hals trägt, soll beständig kühn sein und von allen Menschen geliebt werden.

74. Wer das Ohr einer schwarzen Katze in der Milch von einer schwarzen Kuh siedet, sich daraus einen Däumling macht und an den Daumen steckt, wird von Niemand gesehen.

75. Um die Gicht los zu werden, geht man vor Sonnenaufgang zu einer Fichte, faßt einen Ast an und spricht:

Guten Morgen, Mutter Fichte,
Ich hab' das reißende Gichte;
Ich hab' es gehabt dieses Jahr,
Du sollst es haben immerdar.
Im Namen Gottes † † †. Amen.

Das muß dreimal gesprochen werden, aber auf Kirchentagen. Das letztemal Amen.

76. Die Wegmart, am Peter und Paulstage gegraben, schützt den, der sie bei sich trägt, gegen jede Verwundung durch Waffen, auch sprengt sie alle Stricke und Banden, womit Jemand gebunden und gefesselt wird.

77. Wenn ein Mensch oder Vieh von Unholden geplagt ist, so gehe an einem Charfreitag oder goldenen Sonntag vor Sonnenaufgang zu einem Haselnußbusch, schneide mit drei Schnitten einen Stecken daraus gegen Aufgang der Sonne in den drei höchsten Namen, trage den Stecken unbeschrieen in dein Haus und verbirg ihn, daß ihn Niemand bekommen kann. Wenn nun ein Mensch oder ein Vieh von bösen Leuten gepeinigt wird, so gehe dreimal hinterrücks um den Menschen oder das Vieh herum in den drei höchsten Namen, alsdann lege deinen Hut ab und schlage darauf mit dem Stecken, so schlägst du den bösen Menschen.

78. Gegen die englische Krankheit. Hat dein Kind diese Krankheit, so gehe zu einem guten Freund des Morgens vor Sonnenaufgang; du mußt aber vorher erst mit demselben sprechen und sagen: „Gib mir um Gottes willen für mein Kind N. N. eine Hand voll Hafer, drei Körnchen Salz, drei Stückchen Brod.“ Dieses Alles nimmst du nun stillschweigend, wie du es bekommen hast, und gehst unter eine Dachtraufe und machst ein Loch, zuvor theilst du es aber in drei Theile und nimmst den ersten Theil und sprichst die Worte:

„Kennst du nicht den alten Vater und die alte Mutter?
Hier bring' ich dir und deinem Pferd ein Futter;
Du sollst meinem Kind N. N. helfen aus seiner Noth!
Im Namen † † †.“

Es muß dreimal gesprochen werden, bis die drei Theile eingegraben sind; zum letztenmale spricht man „Amen“ und betet noch ein Vaterunser.

79. Gegen allerlei Krankheit. Vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Mond gehe zu einer jungen Eberesche, fasse einen Ast an und sprich: „Hier ergreif' ich diesen wilden Ast, der soll mir abnehmen meine schwere Last, all' mein Gichten und Reißen und

alle bösen Seuchen sollen von mir N. N. in diesen Ast einkreuchen, im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heil. Geistes †." Dieses wird dreimal gesprochen und zuletzt „Amen" hinzugefügt.

80. Gegen die Gicht. Der Kranke muß an ein fließendes Wasser treten und sprechen: „Der Storch ohne Zunge, der Wolf ohne Lunge, eine Turteltaube ohne Gall, daß meine 77 Fieber in's Wasser fall'. Im Namen Gottes † † †. Amen."

Dieses muß am Charfreitag, und zwar dreimal gesprochen werden, und jedesmal, wenn man die drei höchsten Namen nennt, muß man eine handvoll Wasser über sich werfen und beim Zurückgehen sich nicht umsehen.

81. Wenn ein Fieberkranker den Wein trinkt, womit ein Scharfrichterschwert entweder begossen oder in welchen es getaucht worden ist, so verläßt ihn das Fieber. Mit dem Schwerte muß aber bereits ein armer Sünder gerichtet worden sein.

82. Von der Johanniswurzel. Wer diese Wurzel bei sich trägt oder in seinem Hause hat, kann nicht bezaubert werden.

Wer einen Zauberer erkennen will, er mag sein bei einer Hochzeit oder in einer anderen Gesellschaft, der nehme diese Wurzel und lege sie unter das Tischtuch, daß es Niemand sieht; ist nun ein Zauberer vorhanden, so wird derselbe ganz bleich werden und vor Aengsten nicht sitzen können und gleich weggehen müssen.

Wenn Ochsen, Pferde und anderes Hausvieh von bösen Leuten behext sind, so theile man diese Wurzel zur Zeit des Vollmondes und thue sie in Wasser, besprenge damit das Vieh oder lege ein Stück Tuch in solches Wasser und wische das Vieh damit ab, es wird bald wieder zunehmen. Es kann diese Wurzel auch dem Viehfutter beigegeben werden.

Diese Wurzel blüht dreimal: am Weihnachtsheiligenabend, am Osterheiligenabend, an Johannis des Täufers Tag; sie muß gegraben werden, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen geht.

---

11. Allgemeiner Aberglaube.

(1—17 aus dem Buch vom Aberglauben. Leipzig 1790.)

1. Zum Bier legt man beim Gewitter Brennnesseln und die dazu gebrauchten werden Donnernesseln genannt.

2. Der feurige Drache fliegt den Leuten, welche er begünstigen und durch Zutragen reich machen will, in den Schornstein und bringt ihnen Butter, Eier, Würste und Speck.

3. Der Volksglaube schreibt dem Regenbogen die Erzeugung der sogenannten Regenbogenschüsseln zu. Sie sind wie große tiefe Pfennige gestaltet und man sieht darauf allerlei Zeichen: Laub, Köpfe, Sterne, Schlangen, Vögel, Ringe u. s. w. In dem Hause, wo eine solche Schüssel aufbewahrt wird, soll Glück sein, das aber sofort weicht, wenn man sie verkauft. Sie heilen auch Krankheiten, wenn man sie dem Kranken in's Getränke wirft.

4. In dem Hause, auf dem ein Storch sein Nest gebaut hat, schlägt der Blitz nicht ein, oder es kommt kein Feuer aus, oder wenn es auskommt, so löscht es der Storch.

5. Diebsdaumen sind zu vielerlei Dingen gut. Wenn ein Fuhrmann die Theile der Diebsfinger, woran die Nägel sitzen und womit die Diebsgriffe geschehen sind, sich in den Handgriff seiner Peitsche einnähen oder einflechten läßt, so können die Pferde, wenn sie mit dieser Peitsche getroffen werden, den Wagen aus dem tiefsten Morast ziehen. Spieler tragen einen Diebsdaumen bei sich, weil sie dadurch Glück im Spiel haben, und Wirthsleute und Weinschenker ziehen, wenn sie im Besitz eines solchen Daumens sind, Gäste damit in ihr Haus.

6. Wer Grabschriften liest, verliert das Gedächtniß.

7. Garn von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen, hat allerlei Kraft und heilsame Wirkung. Die daraus gewebte Leinwand ist gut gegen Gicht, schützt vor Hexereien und macht den, der sie am Leibe trägt, schuß- und stichfest.

8. Wenn ein Fremder in die Stube kommt, darf man ihn ohne Niedersetzen nicht weggehen lassen; er nimmt sonst die Ruhe mit.

9. Wer früh nießt, erfährt desselbigen Tages eine Neuigkeit oder bekommt etwas geschenkt.

10. Wenn Jemand in eine Wochenstube mit einem Tragkorb kommt, so muß man einen Span von dem Korbe abbrechen und in die Wiege stecken, sonst wird der Mutter oder dem Kinde die Ruhe genommen.

11. An wem früh Morgens eine Spinne herumkriecht, der wird am Tage glücklich sein.

12. Wenn eine Magd in ein neues Haus zieht, soll sie bei ihrem Anzuge gleich in's Ofenloch gucken, damit sie bald sich eingewöhnt.

13. Wer aus einer Birke, die in einem Ameisenhaufen steht, Hähne drehen läßt und Wein oder Bier dadurch zapft, der wird geschwind ausschenken.

14. Wer ein vierblätteriges Kleeblatt findet, der soll es aufheben und bei sich tragen, denn so lange er es hat, ist er glücklich.

15. Wer ein Hufeisen oder ein Stück davon findet, hat Glück. Daher das Sprichwort von dem, der stets eine lächelnde Miene hat: „Er zieht das Gesicht wie ein Bauer, der ein Hufeisen gefunden hat."

16. Wer eine Katze oder einen Hund behalten will, daß sie nicht entlaufen, der führe oder treibe sie dreimal um den Herd herum, dann bleiben sie.

17. Wenn ein Fuhrmann eine Otter- oder Schlangenzunge in seine Peitsche flicht, so werden seine Pferde ohne Schaden die größten Lasten aus einem Graben ziehen und sich auch nicht übersaufen.

18. Wenn die Weiber oder Mägde Säcke waschen, so regnet es bald darauf.

19. Wenn des Sonnabends der Rocken nicht abgesponnen wird, so wird aus dem übrigen Flachs kein gutes Garn und bleicht sich nicht weiß.

20. Wer das Salzfaß umwirft, hat Hader, Streit und Verdruß zu erwarten.

21. Ein Engel fliegt durch's Zimmer, wenn in einer Gesellschaft plötzlich die Unterhaltung stockt und ein allseitiges Schweigen eintritt.

22. Nießen während eines Gesprächs oder einer Erzählung bezeugt die Wahrheit des Gesprochenen.

23. Ein Jude stirbt, wenn Zwei über's Kreuz pissen.

24. Wenn eine Frauensperson zu gewisser Zeit eine Bräuerei betritt, so schlägt das Gebräude um; das von ihr Eingemachte verdirbt, ebenso Essig, Bier und Wein, wenn sie dieselben abzapft.

25. Kauft man ein Stück Vieh, so muß man ihm Heu entgegentragen, es wird dann besser fressen. Auch lasse man dasselbe, damit es gut gedeihe, mit dem rechten Fuße zuerst in den Stall treten. Meininger Oberland.

26. Um Vieh auf dem Markte los zu werden, muß man seinem Nachbar einen Lappen stehlen und das Vieh damit abputzen. Meininger Oberland.

27. Wird eine Kuh zum Ochsen geführt, und es begegnet ihr zuerst ein Mann, so bekommt die Kuh ein Stierkalb und umgekehrt ein Kuhkalb, wenn ihr eine Frau begegnet. Meininger Oberland.

28. Drei Tage nach dem Kalben der Kuh oder Gebären sonstigen Viehes darf kein Fremder in den Stall. Ebenso darf innerhalb dieser drei Tage nichts verborgt werden.

29. Kühe, die gekalbt haben, führen in Thüringen die Bauern über dreifach Eisen. Grimm, Mythol., I, p. 85, Nr. 464.

30. Wenn der Metzger das Kalb von der Kuh wegführt, so muß das Kalb rückwärts durch die Thüre gebracht werden, sonst wird die Kuh zu sehr brüllen.

31. Von einer frisch melkenden Kuh verkaufe man die drei ersten Male keine Butter, sonst wird die Kuh verhext. Meininger Oberland.

32. Kalbt dir eine Kuh, so darfst du unter neun Tagen nichts wegleihen, denn sonst kann die Kuh behext werden.

33. Wenn eine Kuh nach ihrem geschlachteten Kalbe arg thut, so lege man ihr das Schlachtbeil in die Raufe, worauf sie sich beruhigen wird. Meininger Oberland.

34. Wenn ein Kalb den Durchfall hat, so nehme man ein Beil, trete auf die oberste Stufe der Treppe und sage: „Jetzt haue ich dem Kalb den Kopf ab,“ worauf Jemand von unten antworten muß: „Lass' den Kopf d'ran, morgen macht das Kalb harten Dreck.“ Ebend.

35. Damit die Kühe bei Tage kalben, muß man sie das letztemal vor dem Kalben des Abends melken. Ebend.

36. Nach dem Kalben erhalten die Kühe drei Butterbrode mit Knoblauch, worauf sie reichlich Milch geben sollen. Aus demselben Grunde darf angeschnittenes Brod nicht wieder aus der Stube getragen werden. Desgleichen wird deshalb der Hirte, wenn er zum erstenmal mit dem Vieh von der Weide kommt, und die Magd, wenn sie mit dem ersten Gras aus dem Felde zurückkehrt, aus einem Versteck mit Wasser begossen. Ebend.

37. Wenn ein Schwein zum Beer geführt wird, so muß, wenn man männliche junge Schweine erzielen will, ein Mann bei der Zurückkunft die Stallthüre wieder verschließen. Ebend.

38. Damit ein frisch gekauftes Schwein gut gedeihe, bringe man es rückwärts in den Stall. Meininger Oberland.

39. Stroh. Wer Ferkel kauft, nimmt Stroh aus dem Koben der Muttersau mit, weil die Jungen dann besser gedeihen. Wer eine Kuh kauft, steckt etwas Stroh aus dem Stalle, wo sie stand, in die Taschen seines Kittels oder bindet es an die Hörner, und wer Frucht in einem Hause kauft, muß von dem Stroh des Verkäufers etwas auf den Wagen bekommen, „damit der Käufer Glück im Wiederverkaufe habe“. (In der Gegend von Sondershausen.)

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft, 23. Jahrg., Sondershausen 1864, p. 260.

40. Will man bei jungen Hunden wieder die Farbe der Hündin erzielen, so lasse man diese während der Begattung in den Spiegel sehen. Meininger Oberland.

41. Wenn eine junge Kuh zum erstenmal kalbt, ergreifen zwei Männer das Kalb an den Beinen, heben es über die Kuh und bestreichen deren Rücken dreimal mit demselben. Die Kuh wird dadurch beim Melken in Zukunft nicht schlagen. Meininger Oberland.

42. Junge Stiere sollen an Fastnacht angeschirrt werden. Der zum erstenmale angespannten Kuh wird das Kopftuch der Hausfrau unter das Stirnblatt gelegt; schlägt eine Kuh, während sie gemolken wird, so soll man ihr mit einer aus fremdem Zaune geschnittenen Gerte drei Schläge geben oder einen Topf hinter ihrem Rücken zerschmettern.

43. Damit das zur Waldweide gehende Rind sich nicht verlaufe, wird ein Feuerstahl auf die Stallschwelle gelegt; ein verirrtes Thier wähnt man durch einen an die Raufenkette gebundenen Besen zurückzulocken.

44. Vor dem ersten Austreiben streut man den Kühen Salz auf den Rücken.

45. Der, welcher in einen fremden Viehstall tritt, muß sagen: „Unberufen" oder „Glück herein!"

46. Wer ein Zugthier lobt, muß seinem Lobe ein „Unberufen" hinzufügen.

47. Ist ein Thier beschrieen, so muß es mit Rufkraut-Abkochung besprengt werden.

48. Aus Furcht vor dem Beschreien wird von der Milch einer frischmelkenden Kuh nicht eher weggegeben, bis einmal davon gebuttert ist, weil „man sonst das Glück weggibt".

49. Der Milch, die über die Gasse versendet werden soll, fügt man einige Körner Salz zu.

50. Wer für empfangene Buttermilch dankt oder das Brod in eine Milchkaltschale schneidet, statt es zu brocken, kommt in Verdacht, der Kuh die Milch abschneiden zu wollen.

51. Wenn man eine Katze bekommen hat und man wünscht sie an's Haus zu fesseln, so muß man sie in einen Spiegel blicken lassen und dreimal um ein Tischbein herumführen.

52. Leckt sich die Katze, so deutet es auf einen Besuch. Leckt sie sich anhaltend, so ist es ein angenehmer.

53. Pferde haben die Gabe, Gespenster zu sehen oder doch zu wittern.

54. Wer eine Katze tödtet, verliert das Glück.

55. Ein Gurt, über den eine Unke gekrochen ist, ist gut beim Blähen des Viehes.

56. Um das Vieh vor Läusen zu bewahren, bohrt man in die Stallthür ein Loch, thut in dasselbe drei lebende Läuse und verschmiert sodann die Oeffnung vollständig.

57. Um Läuse zu vertreiben, fange man drei Stück derselben und werfe sie, in ein Papier gewickelt, in ein frisches Grab; die andern laufen davon. Meininger Oberland.

58. Man soll nichts berufen oder dreimal „unberufen" dazu setzen. Wird ein Stück Vieh berufen, so muß der Eigenthümer sagen: „Leck's im Arsch und beruf's nicht!"

59. Ein kleines Ei von einem Huhne ist ein Unglücksei; dasselbe muß zwischen den Beinen hindurch über das Dach geworfen werden.

60. Um Tauben an den Schlag zu fesseln, muß man Gründonnerstag vor Sonnenaufgang stillschweigend Brombeersträuche holen und dieselben in das Gegitter flechten.

61. Um Hühner vor dem Geier zu schützen, muß man an demselben Tage eine Ruthe vom Hainbuttenstrauch holen und sie über dem Hühnerstall befestigen.

62. Wenn die Hühner krähen, so bedeutet es Unglück.

63. Um eine Henne an's Haus zu binden, muß man sie dreimal um das Tischbein herumstecken und in den Spiegel sehen lassen.
Meininger Oberland.

64. Damit gekaufte Tauben nicht wieder wegfliegen, steckt man sie dreimal um's rechte Bein und wirft sie rückwärts in den Schlag.
Meininger Oberland.

65. Alle sieben Jahre legt der Kickelhahn ein Ei, welches man als ein Unglücksei über das Dach werfen muß. Meininger Oberland.

66. Gänse müssen am Freitag gekauft werden, dann bekommen sie früher vollständige Federn, wenn sie zuvor gerupft waren.
Meininger Oberland.

67. Wenn Gänse gestohlen werden, so kann der weise Mann den Dieb oder den Ort des gestohlenen Gutes angeben aus seinem Erdspiegel, sobald der Gegenstand nicht über ein fließendes Wasser geschafft ist.

68. Wenn eine Elster dem Jäger in's Feuerrohr sieht, so ist's mit dem Jagdglück vorbei; desgleichen wenn man dem Jäger Glück wünscht.

69. Die beim Kämmen ausgehenden oder beim Schneiden herabfallenden Haare darf man nicht wegwerfen. Die Vögel bauen sie in ihre Nester und man bekommt Kopfweh oder es gehen die Haare aus.

70. In Wünschendorf zwischen Militz und Großdreydorf war es üblich, daß fast jeder Nachbar eine Hausotter hielt und dieselbe mit Milch fütterte, die in kleinen Näpfchen hingestellt wurde. Bechstein, Thür. Sagenbuch, II, p. 92.

71. Ein Mensch, von der Otter gebissen, stirbt nicht, wenn er eher als die Otter über das nächste Wasser springt.
Lenz Schlangenk., p. 208. Grimm, Mythol., 553.

72. Wer einen Gränitz (Soxia curvirostra) im Hause hat, da schlägt das Wetter nicht ein. Das Wasser aus ihrem Saufgeschirr getrunken, heilt Gicht und fallende Sucht. Sie ziehen Rothlauf und andere Entzündungskrankheiten an sich.
Thür. Volksfreund, Jan. 1829, Nr. 11, p. 89.

73. Bekommst du Blasen auf der Zunge, so bist du verläumdet worden.

74. Krabbelt es dich an der rechten Seite der Nase, so bedeutet dies eine angenehme Neuigkeit; an der linken, so ist das Gegentheil der Fall.

75. Gegen den Rothlauf entwende Jemandem ein Stückchen Seife, nähe es ein und trage es bei dir. Auch darfst du dann keinen alten Besen verbrennen.

76. Wenn Diebe die Hand von einem ungetauften Kinde besitzen, so sind sie im Stande, Thüren und Schlösser damit zu öffnen und sich selbst unsichtbar zu machen.

77. Geht Jemand zum heil. Abendmahl, so trägt man demselben auf dem Heimwege irgend eine Speise entgegen, von der er genießen muß. Ein Mittel gegen das Zahnweh.

78. Um sich vom Zahnschmerz zu befreien, steche man auf dem Gottesacker ein Stück Rasen aus, hauche dreimal in das Loch und setze sogleich den Rasen wieder ein, indem man spricht: „Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †.

79. Man verbohrt das Zahnweh, wenn man das Zahnfleisch am schmerzhaften Zahne mit einem Hölzchen blutend macht und dieses blutige Hölzchen in ein Loch steckt, das man in einen Baum gebohrt hat. Dieses muß schweigend geschehen unter dreimaligem: „Im Namen &c.“

80. Die drei ersten Kornähren, welche man blühend findet, ziehe man, ohne etwas zu reden, durch den Mund und verschlucke den Blüthenstaub, der sich abstreift. Das bewahrt das Jahr hindurch vor Rothlauf, an anderen Orten gegen Zahnweh.

81. In den Gipfeltrieb einer jungen Fichte schlingt man in der Johannisnacht vorsichtig einen Knoten, daß der Trieb dadurch nicht beschädigt wird und weiter wachsen kann. Mit der Zeit wird aus dieser Schlinge ein fester Knoten, Fellknoten genannt; diese Knoten hängt man an, um Felle auf den Augen damit zu vertreiben.

82. Um die Gicht zu vertreiben, schlingt man in den Gipfeltrieb einer jungen Fichte einen Knoten mit den Worten:

Gott grüß' dich, edle Ficht',
Ich bringe dir mein siebenundsiebzigerlei Gegicht;
Da will ich einen Knoten wind',
Und das siebenundsiebzigerlei Gegicht 'nei bind.
Im Namen &c.

83. Wenn Jemand über Land geht und, weil er etwas vergessen hat, wieder umkehren muß, oder ihm über den Weg eine schwarze Katze oder ein Haase läuft oder er einer alten Frau begegnet, dem bedeutet dieser Gang Unglück.

84. Am Freitag darf man nicht verreisen; er ist ein Unglückstag.

85. Unglückstage sind diejenigen, deren Kalendername drei gleichlautende Buchstaben hat, z. B. Eleonore.

86. Wer auf die Wanderschaft geht, muß Vormittags den Ort verlassen. Er bekommt sonst das Heimweh.

87. Wer den Stock von dem ausziehenden Wanderburschen unversehens fallen läßt, bekommt bald Arbeit.

88. Wem bei seinem Ausgange oder auf einer Reise Schafe begegnen, dem bedeutet es Glück; Schweine dagegen bedeuten Unglück Jäger haben kein Jagdglück, wenn ihnen eine alte Frau begegnet.

89. Wenn Jemand in's Holz geht und es begegnet ihm eine alte Frau, so hat die Person Unglück. Meininger Oberland.

90. Wenn man irre gegangen ist, so wechsle man das Schuhwerk und man wird sich sofort wieder zurechtfinden.

Meininger Oberland und Werragrund.

91. Muß man in Streitsachen vor Gericht, so tritt man, um Recht zu behalten, mit dem rechten Fuß zuerst in das Gerichtslocal.

Meininger Oberland.

92. Hast du ein Unternehmen, und du siehst dich in demselben durch ein altes Weib gestört, so stehe davon ab, denn es führt zu keinem guten Ausgang.

93. Dienstboten dürfen weder am Montag noch am Freitag anziehen, sonst laufen sie bald wieder davon. Auch müssen sie, um besser bleiben zu können, beim Umzug sich zuerst auf einen kleinen Stuhl niederlassen.

94. Wenn der Geburtstagskuchen mißräth, so bedeutet es dem, für welchen er bestimmt ist, Unglück oder gar den Tod in demselben Jahre.

95. Wird alle Speise auf dem Tische rein aufgegessen, so gibt es gutes Wetter.

96. Wird ein Thier geschlachtet, so darf man es nicht bedauern. Es kann sonst nicht sterben.

97. Wenn der Brodteig gemacht ist oder Brod angeschnitten werden soll, werden drei Kreuze darüber gemacht. So kommt Segen hinein.

98. Das Brod darf nicht da angeschnitten werden, wo es aufgeplatzt ist. Der Laib wird sonst durchaus fest werden.

99. Ist Jemand ertrunken und man kann die Leiche nicht finden, so wirft man einen Laib Brod in's Wasser; er bleibt über der Leiche stehen.

100. Werden Klöse gekocht, so darf man diese nicht zählen, weil sonst die Holzfrauchen, die gerne mitessen, sich keine davon holen könnten und sterben würden, was zur Folge hätte, daß auch der Wald nach und nach abstürbe. Deshalb wird auch beim Brod- oder Kuchenbacken etwas Mehl und Wasser in den Ofen auf die Kohlen gespritzt und dabei ausgesprochen, daß dies für die Holzfrauchen sei.

Oberfranken.

101. Wenn man eine neue Wohnung beziehen will, so ist es gut, dorthin vor allen anderen Gegenständen einen Laib Brod, ein Stück Geld und einen neuen Besen zu bringen.

102. Erinnere dich an den Namen dessen, der dir das erste neue Brod gereicht, wenn dich der Sod brennt; er wird sogleich aufhören.

103. Nimm die ersten drei Gänseblumen oder auch Veilchen, bestreiche damit die Augen, so bekommst du keine bösen Augen.

104. Wer im Traume helles Feuer sieht, hat Glück zu erwarten, besonders Geld. Rauch ohne Feuer zeigt Verdruß und Unangenehmes an.

105. Wenn man im Traume einen hohen, steilen Berg zu ersteigen hat, bedeutet es Unglück.

106. Wenn man von Eiern träumt, gibt es Zank im Hause.

107. Wenn man von Läusen träumt, bekommt man Geld.

108. Wenn man im Traume Fische fängt, bedeutet es Unglück.

109. Wenn verschlossene oder verriegelte Thüren von selbst auf- und zuschlagen, bedeutet es eine unangenehme Nachricht.

110. Wenn im Ofen das Feuer mit Geräusch auseinanderfällt, oder wenn sich die Katze putzt, kommt Besuch.

111. Ist Jemand von deiner Familie abwesend und du wünschest seine schnelle Zurückkunft, so stecke dessen Eßlöffel in das Salz.

112. Wenn beim Kupferschmied der Hammer auf die Erde fällt und auf der breiten Seite stehen bleibt, so kommt gleich darauf ein Fremder.

113. Ein Stückchen Zucker unterm Arm getragen und dann einem Mädchen in's Getränke gethan, bewirkt Gegenliebe.

114. An manchen Orten im Kreise Schmalkalden wird bei öffentlichen Versteigerungen oder Verpachtungen ein Endchen Licht angezündet, und so lange dies noch nicht ausgebrannt ist, werden Gebote angenommen. Verlöscht aber dasselbe, so erfolgt augenblicklich der Zuschlag auf das höchste Gebot und kann nicht wieder zurückgenommen werden. Derselbe, p. 114.

115. Wenn die Waschfrauen ihren Waschbläubel (Klopfer) nicht wieder abwaschen, wenn die Arbeit vorbei ist, so werden ihre zukünftigen Kinder rotzig. Meininger Oberland.

116. Wenn Jemand beständig in's Bett pißt, so brate man ihm beim Schlachten die vulva des Schweines und gebe sie ihm zu essen. Das Uebel wird sich verlieren. Meininger Oberland.

117. Wenn ein paar Thurmuhren zusammenschlagen, so ist dies ein Vorzeichen von einem bald ausbrechenden Brandunglück im Orte. Hahn, a. a. O., p. 854.

118. Eine blaue Kornblume am Frohnleichnamstage mit der Wurzel ausgerauft, stillt das Bluten der Nase, wenn man sie so lange in der hohlen Hand daran hält, bis sie erwärmt ist.

119. In Möhra stürzen die Bauern, wenn sie Korn gemessen, das Fruchtmaß um, damit der Teufel die Frucht nicht holen und einem Andern zutragen kann.
Wucke, Sagen, I, p. 129.

120. Um sich gegen die Wassermenschen, welche die Kinder der Menschen rauben und ihre Wechselbälge oder Wasserkinder dafür hinlegen, zu sichern, bindet man im Schmalkaldischen Abends die Thüre mit einem blauen Schürzenbande zu.
Wucke, Sagen, I, S. 48.
Lynker, Hess. Sagen, p. 71.

121. Unter den Bewohnern des Saalufers, besonders unter den Fischern in Jena lebt noch immer der Aberglaube, daß die Saalnixe alljährlich ein Opfer fordere.

122. Bei einer Sonnen- oder Mondesfinsterniß wurden die stehenden Brunnen zugedeckt und das Vieh von der Weide entweder nach Hause oder in die Stallung (Halteplatz) auf dem Felde getrieben, damit es nicht fresse, weil die Finsterniß dem Futter nachtheilig sei. Auch das Vieh im Stalle wurde fortgebunden. Besonders nachtheilig soll eine Finsterniß am Mittwoch sein.

123. Das zufällige Finden eines vierblättrigen Kleeblattes bringt Glück, eines fünfblättrigen Unglück.

124. Wer an einem Sonntage strickt oder näht, wird in dem Jahre noch vom Blitze erschlagen.

125. Solche, die zum erstenmal Bier schenken, geben etwas zum Besten. Dafür muß jeder Gast auf den Ofen steigen und dabei wird er wacker mit Schleußen gepeitscht. Dieses heißt das Ofenbesteigen.
Pflege Reichenfels.

(126—138 aus G. Hesekiel, Frau Schatz Regine, Bd. I, S. 185 ff.)

126. Die gewöhnliche Brennnessel ist ein gar mächtig Kraut. Wer es mit Schafgarbe zusammen in die Hand nimmt, ist sicher vor aller Furcht und Phantasie.

127. Wer Fische fangen will, salbe sich mit Nesselblatt und Saft von Hauswurz die Hand; die Fische kommen ihm dann von selbst in die Hand.

128. Nesselwasser ist auch gut für Frauen bei allerlei Vorfällen.

129. Nimm Hirtentäschchen oder Taschenkraut, wie's überall wächst, und Saft von der Mandragorawurzel und gib's einer Kuh zu fressen, so wird sie von selbst trächtig ohne Stier. Das ist aber schwer, denn Taschenkraut ist wohl häufig, die Mandragorawurzel aber selten zu bekommen.

130. Ein besonders starkes Kraut ist die Schelwurz. Wenn dasselbe mit dem Herz eines Maulwurfs zusammen auf das Haupt eines Kranken gelegt wird, dann fängt er an stracks zu singen, wenn er an der Krankheit sterben soll; bleibt er aber am Leben, so weint er laut.

131. Das trockene Kraut von Immergrün mit Erdwürmern zusammengepulvert, bringt Leid und Unfried zwischen Mann und Frau, wenn man es ihnen in's Essen thut.

132. Nimm Saft von Eisenkraut, koch ihn mit Honig in Wasser und gib ihn einem jungen Gesellen zu trinken, so kann er nicht von dir lassen und ist in Liebe entbrannt zu dir neun Tage und neun Nächte; so du aber ein Geselle bist, so mußt du ihn dem Mägdlein bei steigender Sonne geben, sonst ist der Trank nicht kräftig. Auch mußt du das Eisenkraut sammeln vom dreiundzwanzigsten bis zum dreißigsten des Monats, sonst ist der Trank nicht kräftig.

133. Der Magnetstein ist eisenfarben und wird im indischen Meere gefischt. Lege denselben unter das Kopfkissen deines Weibes, so wird es dich, wenn es keusch ist, zärtlich umfangen, ist sie aber unfromm, so fällt es vom Bett.

134. Wickle den Stein Ophtalmius in ein Lorbeerblatt und nimm ihn in deine Hand, so bist du unsichtbar. Deshalb wird dieser Stein auch der Mörderknecht genannt.

135. Wenn du einen Achates, einen weißen Stein mit schwarzen Adern, der auf der Insel Creta wächst, an dir trägst, so bist du gemacht, allen Schaden zu ertragen und zu überwinden, wirst wohlgefällig und lieb gehabt von allen Menschen.

136. Wer das rechte Auge eines Wolfes in seinem rechten Aermel trägt, hat von Wölfen und anderen Thieren nichts zu fürchten.

137. Wer eines Hundes Herz trägt auf der linken Seite, den bellt kein Hund an.

138. Nimm die Federn von dem rechten Flügel einer Drossel und hänge sie mit einem rothen, noch nie gebrauchten Faden auf in einem Hause, so kann in demselben Niemand schlafen, bis die Federn wieder weggethan sind.

139. Die Wurzel der gelben Königskerze, welche in der 12. Stunde der Johannisnacht stillschweigend mit einem Ducaten aus der Erde gegraben und in Leinwand genäht auf der bloßen Haut getragen wird, gewährt Schutz gegen Schlaganfall.

140. Ein Hölzchen, das am Tage Petri, Pauli, den 29. Juni, Morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend von einem Eschenbaume mit einem Messer, das aufwärts gezogen wird, auf einen Schnitt abgeschnitten wurde und das man unter Nennung des Namens Gottes mit † † † versah, bewirkt Stillung des Blutes und verhindert das Schwären der Wunden, die damit dreimal über Kreuz unter Nennung des Namens Gottes bedrückt werden.

141. Brandwunden werden heil, wenn man sofort nach geschehenem Verbrennen mit der Hand wegwärts über die Wunde streicht und dabei in einem Athem dreimal die Worte spricht: „Brand wachs über sich und nicht unter sich im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

142. Gegen Leibesschäden. Nimm bei abnehmendem Monde ein Stückchen Schwarzwurzel zwischen Daumen und Zeigefinger und gehe damit früh vor Sonnenaufgang stillschweigend zu dem Kranken, drücke mit der Wurzel † † † auf den Schaden und sage bei jedem † N. N. (vollen Namen) im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ist dies geschehen, so gehe an einen Ort, wo der Patient so bald nicht hinkömmt, mache ein Loch in die Erde, halte die Wurzel in's Loch und sage: N. N. hier stecke ich die Wurzel in das Loch, davon vergehet dir dein Bruch im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dies sprich dreimal. Ist dies geschehen, so lasse die Wurzel im Loche stecken, mache das Loch zu und gehe stillschweigend nach Haus. Hilft es das

erstemal nicht, so kann man es dreimal ausführen, aber jedesmal bei abnehmendem Monde. Die Wurzel muß an einem Orte vergraben werden, wo sie bald und gut verfault.

143. Schätze unter Zauberformeln vergraben, liegen verborgen in den Feldrainen, den Steinhorsten und unter alten Gebäuden. Sie zeigen sich dem, der unbewußt den Zauberschlüssel hierzu bei sich trägt in der Gestalt:

a) von brennenden Feuern, die doch Nichts verzehren (die glühenden Kohlen sind Goldstücke).

b) von goldgelben Flachsknoten oder

c) dergleichen Weizen. Knoten und Weizen liegen dann auf Tüchern, wie zum Trocknen oder Aufklängen ausgebreitet. Zuweilen sieht man dabei auch ein Mädchen oder ein altes Mütterchen.

d) von todten, schwarzen Kohlen.

Der Glückliche, der zur rechten Zeit sich erinnert, was die Erscheinung am ungewöhnlichen Orte zu bedeuten haben möge, eignet sich stillschweigend von dem Erblickten so viel als möglich an und geht dann seinen Weg ruhig weiter. Zu Hause angekommen, findet sich sein Reichthum. Gewöhnlich beachten die Menschen aber die Erscheinung nicht, oder können es nicht verwinden, ein Wort zu sprechen, und haben dann das Nachsehen.

144. Die drei ersten reifen Kornähren, die Jemand im Sommer auf dem Acker findet, können ihm die beste Herbstaussaat verkünden. Er muß sie nämlich stillschweigend abbrechen und so in die Erde einlegen. Kömmt aus der ersten Aehre der kräftigste vollste Wuchs, so hat er frühe mit der Aussaat zu beginnen; ist dies aber mit der zweiten oder dritten Aehre der Fall, so wird die spätere Aussaat am besten gedeihen.

145. Einen Dieb zu bannen, daß er stillstehen muß. Dieser Segen soll am Donnerstag Morgen, früh vor Aufgang der Sonne, unter freiem Himmel gesprochen werden.

Das walt' Gott der Vater, Gott der Sohn und der heilige Geist. Amen. Wohl 33 Engel bei einander saßen, mit Maria kommen sie pflegen. Da sprach der liebe Herr Daniel: Traut liebe Ehefrau, ich sehe Dieb' hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das

kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsere liebe Frau zu St. Peter: Bind' St. Peter, bind'! Da sprach St. Peter: Ich hab gebunden mit einem Band, mit Christi seiner Hand. Also sind meine Dieb' gebunden, mit Christi selbsteignen Händen, wenn sie mir wollen stehlen das Mein im Haus, im Kasten, auf Wiesen und Aeckern, im Holz oder Feld, im Baum=, Kraut= und Rebgarten, oder wo sie das Mein wollen stehlen. Unsere liebe Frau sprach: Es stehle wer da wolle, und wenn einer stiehlt, so soll er stehen als ein Bock, und stehen als ein Stock, und zählen alle die Stein, die alle auf Erden sein, und alle Sterne, so am Himmel stehn, so geb' ich dir Urlaub. Ich gebiete dir alten Geist, daß er aller Dieb ein Meister weiß, bei St. Daniel zu einer Hort, zu einer Bürde zu tragen der Erden Gut. Und das Angesicht muß dir werden, daß du nicht von der Stelle magst kommen, dieweil dich meine Augen nicht sehen und dir meine fleischliche Zunge nicht Urlaub gibt. Das gebiete ich dir bei der heiligen Jungfrau Maria Mutter Gottes, bei der Kraft und Macht, da er erschaffen Himmel und Erden, bei aller Engelschaar und bei allen Gottesheiligen im Namen Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

Willst du ihn aber des Bannes entledigen, so heiß ihn im Namen St. Johannes fortgehen.

146. Mauerpfeffer, auch Prophezeikraut genannt, gilt als ein sicheres Mittel, zu erfahren, ob ein Kranker im Hause sterben oder von seiner Krankheit genesen wird. Man hängt ein Bündelchen dieses Krautes an einem Faden an die Stubendecke; wächst und blüht es fort, so wird der Kranke wieder gesund, wird es aber dürr, so stirbt er.

Bechstein, auserlesene Gespräche im Wirthshause zu Klugheim. Nürnberg, 1796—1804. IV, S. 92, 93.

147. Wenn es auf dem Gottesacker läutet, so geht man still=schweigend an's Fließwasser, greift mit der einen Hand in's Wasser und wäscht die Warzen, sie mögen sitzen, wo sie wollen und spricht dabei:

Dieß Gewächs wasch' ich abe,
Das verscharre man im Grabe.

Bechstein, Gespräche, IV, 37.

148. Wenn ein Zaunkönig in ein Haus oder in die Scheuer, einen Stall, Schuppen oder sonst in ein zum Hofe gehöriges Gebäude sein Nest baut, so ist das ein Glück für's Haus. Das erste Nest und die erste Brut lassen die Leute ausfliegen, damit sich der Zaunkönig nicht weggewöhnt; dagegen nehmen sie die zweite Brut oder das zweite Nest aus, wenn die Jungen einige Tage alt, aber noch blind sind. Man darf sie aber nicht mit bloßen Händen nehmen, sondern muß Handschuhe anziehen. Diese Jungen kneten sie dann lebendig in einen Brodteig, backen den Teig und geben ihn allen Hausthieren: Tauben, Pferden, Gänsen, Kühen, Schweinen, Hühnern und allem Vieh, selbst den Stubenvögeln zu fressen. Dadurch gedeiht das Vieh nicht nur besser, sondern es wird auch vor allen Krankheiten, besonders aber auch vor Hexen bewahrt. Bechstein a. a. O., S. 39 f.

149. Johannesschnitter. Abergläubische Leute binden sich kleine Sicheln an die Füße und gehen in der Johannesnacht damit durch's Getreide und schneiden Wege durch das Feld in dem Glauben, daß sie das ganze Jahr dann ohne Brodsorgen sein können.

Bechstein a. a. O., I, S. 93.

150. Der Drache. Steffchen — so nennt man in vielen Orten in Thüringen den Teufel — bringt Denen, die sich ihm mit ihrem Blute verschrieben haben, besonders wenn sie alt werden, das, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört. Vorzüglich ist er vor den hohen Festtagen geschäftig, Rahm, Butter, Rosinen und andere Dinge, die zum Kuchenbacken gehören, zu bringen. Er fliegt in Gestalt einer Feuerkugel zum Schornstein herein; viele Leute haben ihn in derselben Gestalt wieder herausfliegen sehen.

151. Hinter dem Schlosse Altenstein am Fuße des Gebersteins, da, wo man's die Wallfahrt oder Walper nennt, blüht am Johannistage dem Glücklichen die große goldgelbe Schlüsselblume, die zu den verborgenen Schätzen die Pforte öffnet. Auch läßt sich dort von Zeit zu Zeit ein weißverschleiertes Fräulein sehen und tritt mit den Leuten in Verkehr.

Ueber die Wassermenschen bei Schmalkalden s. Wucke, I, 47 f.

152. Wer kleine Kinder mit in's Feld nehmen muß, soll sie ja nicht unbewacht an die Grenzen seines Ackers hinlegen, denn dort

haben die bösen Geister Macht über sie und tauschen sie um gegen ihre Wechselbälge. Wucke, I, S. 122.

153. Bauern, welche bei ihren Lebzeiten einem ihrer Anlieger einen Theil des Ackers weg= und sich zupflügen, müssen für diesen Diebstahl nach dem Tode büßen. Sie stehen in der Gespensterstunde allnächtlich auf der früheren richtigen Grenze der beiden Aecker und fegen mit einem Besen in der Hand den gestohlenen Erdboden längs des ganzen Stückes wieder hinüber auf den Nachbaracker.

154. Die Leute erzählen, daß der tolle Fuhrmann vor Alters zur Strafe in einen Raben verwandelt worden ist. Er wurde früher von Vielen gesehen und gehört, wenn er in der Dunkelheit an der Spitze einer Rabenschaar unter Lärm vom Lengsfelder Walde her quer über den Werragrund hinstreifte. Es gab dann jedesmal in der Umgegend von Tiefenort ein gutes Jahr.

Der tolle Fuhrmann ist wie das wüthende Heer auch in der Umgegend von Salzungen bekannt. Beide nehmen ihren Weg vom Bleß auf den Sorggrund über Wildprechtrode, Dorf und Kloster Allendorf und ziehen hoch in der Luft dem Moorgrunde zu. Den tollen Fuhrmann erkennt man an dem Rollen der Räder, dem Knallen der Peitsche und an seinem Rufe: „Ju! hott! heer!“ während es beim wilden Jäger in der Luft mehr braust und saust.

Wenn sich ein Bauer in jener Gegend auf schlechtem Wege festgefahren hat, so hört man die Redensart: „Der ist in des tollen Fuhrmanns Gleise gekommen.“

Nicht weit vom Dörfchen Bitzerode bei Vach wird ein Platz im Walde die „Geschworneneiche“ genannt. Dort lassen sich des Nachts unheimliche Gestalten blicken, so in der Johannisnacht und zu Weihnachten ein Reiter in weißem Mantel mit Schlapphut auf einem Schimmel ohne Kopf.

155. Der See bei Salzungen verlangt jedes Jahr sein Opfer, sonst braust er auf.

156. Ein Feuer kann man besprechen, wenn man mit einem Laib Brod in der Hand das brennende Haus umgeht, dabei gewisse Worte spricht und bestimmte gewisse Zeichen mit der Hand auf das Brod schreibt und zuletzt das Brod in die Flammen wirft. Es muß

aber ein solcher Hexenmeister so schnell als er nur kann, davoneilen, denn die Flammen zischen ihm nach und wollen ihn verderben.

157. Freikugeln können sich die Jäger auf folgende Art verschaffen. Sie nehmen beim Abendmahle die geweihte Hostie wieder aus dem Munde und heben sie auf. Nachher gehen sie an einen Baum, kleben die Hostie daran und breiten darunter auf der Erde ein weißes Tüchlein aus. Alsdann schießen sie mit ihrer Büchse nach der Hostie und sogleich fallen drei Blutstropfen aus der Hostie auf das Tuch; dieses raffen sie vorsichtig auf, verbrennen es in einem irdenen Topfe und rühren die Asche unter das geschmolzene Blei beim Kugelgießen. Damit ist aber auch des Jägers Seele dem Bösen verfallen.

158. Vom Nebelberg, einer südlich von Rosdorf gelegenen Waldhöhe, erzählen die Leute, daß es jedesmal vor einem Gewitter in seinem Innern arg brausen und toben soll.

159. Im Werrathal glauben die Leute, daß zuweilen Einer mehr als Brod essen und, wenn er will, sich und Andere unsichtbar machen und die Diebe, die ihn bestehlen wollen, fest machen kann. Solche Leute recken die Arme über sich aus und brummen dabei allerlei unverständliche Worte.

160. Von der Stoffelskuppe macht die Geisterkutsche ihre nächtliche Fahrt durch das Töllfeld. Sie wird zuweilen auch vom wüthenden Heere begleitet. Ihre Fahrt geht über Georgenzell bei den zehn Buchen auf dem Hengstberge vorbei durch das Schwarzbacher Thal nach dem Memelser Grunde über den Salzer Weg beim rothen Stein im Schnelter, von da nach den zehn Buchen auf Rappberge und wendet sich beim Knoppsatze über die Werra nach der hohen Straße. Kutscher und Pferde haben keine Köpfe, die Damen in der Kutsche aber ganz verschimmelte Gesichter.

161. Die Bernshäuser Kutte hat ein schauerlich schönes, dunkelgrün gefärbtes Wasser. Darin zeigt sich alle sieben Jahre ein gewaltiger Riesenfisch.

162. Das „wütheninge" Heer zieht oft unter gar lieblichem Gesang von der Geba her über Oberkatz nach dem Werragrund hin. Die Spuren seines Zuges sieht man ganz deutlich auf der Kampfeller am Wünschberg. Wehe dem, der sich nicht vor ihm niederwirft und ein Vaterunser betet, denn Jeder in dem Zuge führt ein Beil im Gürtel und haut Demjenigen, der sich ihm entgegenstellt, das Kreuz entzwei. Zeigt sich das Heer, so gibt es ein fruchtbares Jahr.

Wucke, II, S. 101.

163. „Nicht alle Menschen können Erscheinungen sehen, sondern nur solche, die im Zeichen geboren sind." So der Volksmund.

164. Wer früh beim Aufstehen mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette tritt, hat den Tag über ein Unglück zu erleben oder es geht ihm Alles verkehrt.

165. Borgt man von Jemand eine Nadel und gibt sie nicht zurück, so sticht das die Liebe entzwei.

166. Putzt sich die Katze, bevor sie gefressen hat, so kommt Besuch in's Haus.

167. Wem eine glühende Schnuppe am Lichte zubrennt, der hat einen Brief zu erwarten.

168. Wenn einer Spinnerin am Rocken viele Zotten und Putzen herabhängen, so sagt man von ihr: „die hat viele Freier".

169. Levcoiensamen säet man gern unter dem Zusammenläuten aller Glocken. Damit werden die Blüthen gefüllt.

170. Wem ein Bissen aus dem Munde, der Hand oder von der Gabel fällt, dem ist er nicht gegönnt.

Segensprüche.

171. Zum Blutstillen:

Es gingen drei heilige Frauen,
die wollten das Blut beschauen.
Die eine sprach: „es ist roth",
die andere sprach: „es ist todt",
die dritte sprach: „es will stille stehn
und nicht weiter gehn!"

172. Wider den Brand:

Jesus ging über Land,
trug einen Brand in seiner Hand.
Brand, brenne aus und ein!
Gott der Herr lasse mein Brennen sein!

Weimar. Jahrbuch, III, p. 254.

173. Kinder, die beim Holzholen den Waldhüter fürchten, legen unter einen in der Hölle stehenden Topf ein Halstuch oder sie werfen ihr Kopftuch bergabwärts und sagen dazu:

Herr, wend,
Herr, blend,
Daß mich kein Förster und Jäger nit kennt!

Sigismund, Landeskunde, I, p. 92.

174. Die Kinder in Meura sprechen, ehe sie in den Wald gehen, damit sie nicht von Kreuzottern gebissen werden:

Atter, Atter, beiß mich nich,
Ech breng der o viel Beäre met!

und legen bei der Heimkehr einige Beeren als Dankopfer auf einen Stein.

Derselbe.

175. Wer in dem Jahre die ersten drei Hollunderbüschel kocht und diesen Thee trinkt, ist im ganzen Jahre vor Rothlauf gesichert.

176. Will Jemand, der am kalten Fieber leidet, von diesem Uebel befreit sein, so muß er zu der Zeit, in welcher für einen Verstorbenen „hingeläutet" wird, mit einer Hand voll Salz an ein fließendes Wasser gehen, dasselbe, mit dem Laufe des Flusses langsam fortgehend, mit dem Arme in's Wasser streuen und sich dabei bekreuzen.

177. In den Apotheken kaufen die Leute am liebsten für eine ungerade Zahl Geldes Heilmittel ein, in dem Wahne, daß auf solche Weise die Krankheit geheilt werden müsse, z. B. für fünf Pfennige Campher, für sieben Pfennige Wurmsamen u. a.

178. Wenn es für einen Verstorbenen „hinläutet" und eine Glockenuhr dazu ertönt, so zeigt dieser Umstand an, daß in Kürze im Orte ein Todesfall vorkommen wird. So sagen sie, wenn sie dieses hören und Jemand im Orte bedenklich krank ist: „Jetzt „schlägt es" für N. N."

12. Volksfeste.

1. Der Sommergewinn in Eisenach.

Zu den althergebrachten, durch ganz Deutschland gekannten Frühlingsgebräuchen, die, unter verschiedenen Namen und Formen vollzogen, dem Scheiden des Winters gelten, oder dem Einzuge der sommerlichen Zeit gewidmet sind, zählt auch das sogenannte Todaustragen oder Todaustreiben, eine symbolische Verbannung und Vernichtung des Winters und Einführung des Sommers. Die Sitte ist uralt; ihr Ursprung geht zurück bis in die vorchristliche Zeit und wurzelt in altheidnischer Anschauung. Als Heimat derselben sind vorzugsweise Länder und Gegenden slavischer Bevölkerung, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, Sachsen und das Voigtland bekannt, wo sie noch in vielen Ortschaften unter dem Volke lebendig ist, früher aber gewiß in einem weit größeren Umfange geübt und gepflegt wurde. Doch auch in Franken und Thüringen war der Brauch zu Hause, und eine allerdings dürftige und modern gestaltete Erinnerung an das vormalige Todaustragen lebt, gleichsam versprengt und vereinsamt, in Thüringen in der Stadt Eisenach und wird dort unter dem Namen „Sommergewinn" alljährlich am Sonntag Lätare erneuert und aufgefrischt.

Wenn der Himmel diesem Tage nur einigermaßen hold und gewogen ist, so bietet die Georgenvorstadt, der herkömmliche Festplatz, Nachmittags nach dem Schlusse des Gottesdienstes ein überaus belebtes Bild dem Auge des Zuschauers dar, dem nur das vormalige alte Georgenthor jetzt fehlt, um Faust's Worte auf seinem Spaziergange am Osternachmittage darauf überzutragen und anzuwenden:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,

Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks und Gewerbes Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht.

Und in der That, aus allen Theilen und Straßen der Stadt und von den umliegenden Ortschaften — denn auch die Leute vom Lande wollen in Eisenach den Sommer gewinnen — kommt eine bunte Menschenmenge in der breiten Vorstadt zusammen, spaziert auf und nieder, oder drängt sich um einige Buden und Tische, die der einen Häuserreihe entlang aufgestellt sind. Bunte Eier, aus allerlei farbigen Läppchen zusammengesetzt und mit dem weißen Mark von Binsen und Holunder überzogen, sogenannte „Sommervögel" oder „heilige Geister", aus denselben Stoffen gefertigt, kleine Blumenscherben mit künstlicher Flora und buntgefiederte Gickelhähne sind neben allerlei Eßwaaren und Getränken die stereotypen Verkaufsgegenstände, die an dem Tage feilgeboten und eifrig gekauft werden. Die genannten Sommervögel zumal sind unter der ganzen Frühlingswaare die wunderbarsten Gebilde, welche die Phantasie für dieses Fest erdacht hat: buntfarbige, breitgeflügelte, langgeschwänzte Vogelgestalten aus Binsenwerk, an deren Köpfen zierliche Körbchen, Eier oder andere, kleinere Vögel herabhängen. Die Landleute, aber auch die Bewohner der Stadt, bei denen aus alter Zeit der Sommergewinn noch in Ehren und Ansehen steht, kaufen diese „heiligen Geister", um sie in der Wohnstube am Querbalken und Deckenträger aufzuhängen und schweben zu lassen, denn es ist gut, einen solchen Sommer das Jahr über in seiner Behausung zu haben. Die Häuser der Vorstadt und Georgenstraße, von denen das eine oder andere vielleicht nach alter Sitte mit grünen Tannenreisern verziert ist, sind guten Freunden, Bekannten und Verwandten, vormals auch ohne besondere Einladung, nach Brauch und Herkommen gastlich geöffnet;

Kaffee und Schmelzkräpfel, das unvermeidliche Gebäck des Tages, werden den Besuchenden überall freigebig gereicht, denn man ist an diesem Sonntage überall auf Besuch und Kaffeegäste eingerichtet, und von manchem Hause lebt noch aus früheren Tagen der gute Ruf und Ruhm, zum Sommergewinn eine nicht gewöhnliche Hospitalität entfaltet zu haben, im treuen und dankbaren Gedächtniß der Leute. Aus allen Fenstern schauen Gäste, besonders Frauen und Mädchen, froh des gewonnenen Sommers, auf die unten hin- und herwogende Menschenmenge im Sonntagsputz. Und diesen Frohsinn vermag auch ein Schneegestöber, das zürnend und grollend ob seiner Verbannung der ausgetriebene Winter auf seiner Flucht dem jungen Sommer in's Gesicht schüttet, nicht zu mindern, oder dem Feste sonst Abbruch zu thun. Man lacht nur des närrischen, ohnmächtigen Winters.

Ganz unberührt aber von diesem Streit und Hader, den Winter und Sommer draußen miteinander führen, bleiben im Hintergrunde des Zimmers unweit des wärmenden Ofens eine Anzahl älterer Herren, des Hauses gute Freunde und alte Bekannte. Am wohlbestellten Kaffeetisch, selbst in dichten Wolken sitzend, halten sie beim Trank aus der Levante eifriges Gespräch miteinander, sei es, daß sie die Ereignisse und Erlebnisse des letzten Kriegs repetiren oder das Regiment der Stadt und die Interessen der Gemeinde ihrer Kritik unterziehen. Inzwischen hat der Kaffee einer kalten oder warmen Bowle Platz gemacht, und von den „Steuern und Gaben", die sich ganz unabweisbar in diese Unterhaltung mit eindrängen, geht man nach und nach zur Tagesordnung und höhern Politik über, zu den Verhandlungen des deutschen Reichstages oder zur Lösung der orientalischen Frage und ihrer Wirren, kurz und gut, nichts Besseres weiß man hier an diesem Sonn- und Feiertage

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker aufeinanderschlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Das Fest ist seinem Ursprunge und seiner Bedeutung nach eine Art Frühlingsfeier, ein Dank- und Freudenfest über den Weggang

des unfreundlichen Winters und über die Ankunft des lieben Frühlings. Daß es im Mittelalter ziemlich allgemeine Sitte gewesen, die Ankunft des Sommers oder, wie wir sagen würden, des Frühlings festlich zu feiern und zu begehen, dies können schon die von Jacob Grimm (Deutsche Mythol. S. 438) für denselben Nachweis beigebrachten Ausdrücke: „die zit empfahen, den Sumer empfahen" zur Genüge darthun. Diese Ankunft war aber nicht gerade auf einen bestimmten Tag des Jahres festgesetzt und anberaumt, sondern sie wurde an zufälligen Erscheinungen, besonders an aufblühenden Blumen und eintreffenden Vögeln wahrgenommen. Wer die erste Sommerblume „den ersten Viol" erblickte, zeigte diese Entdeckung an. Das ganze Dorf kam herbei, man steckte die Blume auf eine Stange und tanzte darum. Eine solche Feier hat Hans Sachs (IV, 3, 49) beschrieben, wie wir von J. Grimm angemerkt finden; und auf dieselbe Frühlingsbegrüßung, durch die ersten Blumen veranlaßt und begangen, möchte ich das Kinderlied beziehen, welches nach Zell's Mittheilung (Ferienschr. I, 71) in der Pfalz von Knaben gesungen wird, indem sie von Haus zu Haus gehen und nach Kinder Art Gaben einsammeln. Das Lied aber lautet so:

Strih, Strah, Stroh,
Der Summertag ist do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüßelein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Rothen Wein, Bretzeln drein,
Alle guten Sächelein.

Dem Herrn wünschen wir 'nen goldnen Tisch,
Drauf sollen sein gebackene Fisch,
Wir wünschen der Frau zu gutem Dank
Voll fein Gespinnst den ganzen Schrank.
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben thut.
Strih, Strah, Stroh,
Heute über's Jahr sind wir wieder do.

Auch die erste Schwalbe, der erste Storch, waren Frühlingsboten, die festlich empfangen und begrüßt wurden. Ein Schwalbenlied, welches ehemals die Kinder auf der Insel Rhodus beim Beginn

des Frühlings herumziehend und Eßwaaren einsammelnd absangen, bezeugt, daß schon die alten Griechen auf die Rückkehr der Schwalbe achteten. Athenäos (VIII, 15. p. 360) hat uns dies Lied aufbewahrt und Zell (Ferienschr. I, S. 68) in folgender Weise übersetzt:

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? gibst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun sollen wir was kriegen, oder soll'n wir gehen?
Dein Glück, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht;
Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach' die Thüre auf:
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch.

Diese Sitte lebt noch jetzt unter den Kindern in Griechenland. Am ersten März laufen die Kinder auf den Straßen zusammen, ziehen von Haus zu Haus und tragen dabei eine aus Holz geschnitzte Schwalbe in der Hand, die sie beständig auf einem Gestelle herumdrehen. Dazu singen sie:

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie setzt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du lauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon.

Daß man aber auch bei uns in Deutschland schon frühzeitig die Rückkehr der ersten Schwalbe beachtete, zeigt deutlich die im Mittelalter vorkommende Gewohnheit, bei ihrer Erscheinung Kohlen aus der

Erde zu graben. „Wer Frühlings die erste Schwalbe sieht, heißt es, stehe alsbald still und grabe unter seinem linken Fuß mit einem Messer in die Erde, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut für das kalte Fieber." Klassische Erwähnung findet dieser Aberglaube in Hans Vintler's Blume der Tugend, geb. im Jahre 1411.

„Und ettlich wellent kohl graben
wenn sie den ersten schwalm sechen."

Mit dem größten Jubel aber wurde in manchen Städten, ich glaube hauptsächlich in Süddeutschland, früher der erste Storch begrüßt. Ein Correspondent aus Frankfurt schreibt im „Journale von und für Deutschland" 1784, Bd. I, S. 423: „Einen andern Beweis, daß unsere Väter hierin ganz anders dachten — daß sie nämlich nicht ohne Mitgefühl und Theilnahme aus einer Jahreszeit in die andere übergingen — gibt uns der in einigen Gegenden Deutschlands gefundene Gebrauch, daß der Thurmwächter die jährliche Ankunft des ersten Storchs mit einer Trompete verkündigte und dafür aus dem gemeinen Beutel eine Ergötzlichkeit erhielt. So habe ich eine Bescheinigung vom 1. März 1704 in Händen, worin es heißt: daß aus herrschaftlicher Begnadigung uns beiden unten benannten bei Ankunft des Storches der Herr Oberkellner N. zu vertrinken zugestellet. Einen Reichsthaler, wird hiermit bescheinigt. N. N. der Thürmer. N. N. Schloß-Corporal." Eine recht anmuthige Schilderung einer solchen Frühlingsverkündigung hat der Volksdichter Usteri in seinem Gedichte: „der Frühlingsbote" geliefert und darin gewiß eben so getreue und wahre als lebendige und gemüthliche Bilder aus dem wirklichen Leben gezeichnet. Leider gestattet der beschränkte Raum uns nicht, diese interessante und lebensvolle Darstellung weder vollständig noch auch in Auszügen hier aufzunehmen, doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens eine beziehungsvolle Stelle hier auszuheben:

„Was schallt durch alle Straßen? — horch!
Der Storch! der Storch! der Storch! der Storch! —
Und stattlich tritt auf den Altan
Der Stadttrompeter und fängt da an
Zu blasen aus wahrer Herzenslust,
Daß fast zerspringen Lung' und Brust.
Nicht müßig bleibt sein treues Weib.
Wenn schon betagt und schwer von Leib,

So eilt sie doch im schnellsten Sprung
Zu holen den köstlichen Ehrentrunk,
Den der Stadtkellner seit alter Zeit
Ihr für die frohe Botschaft beut."

Ueber diesen Sommergewinn stehen mir keine älteren Mittheilungen zu Gebote als die Nachrichten, welche Schuhmacher in seinen „Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach", erschienen im Jahre 1777, gegeben hat. Und diese Nachrichten liegen jedenfalls auch allen anderen Beschreibungen zum Grunde, die in der neueren Zeit hier und dort gegeben worden sind. Nachdem Schuhmacher in ein paar Worten der irrigen Meinung gedacht hat, welche in dem Sommergewinn „ein Denkmal des zerstörten Heidenthums" zu erblicken pflegte, entstanden und gleichsam gegründet durch einen Befehl des Kaisers Otto aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts, daß nämlich alle in seinen Ländern noch hier oder dort befindlichen Götzenbilder weggeschafft und vernichtet werden sollten, ein Befehl, der eben am Sonntage Lätare einst vollzogen worden sei, fährt er in seiner Nachricht dann fort: „Daher soll es nun gekommen sein, daß nachhero die jungen Leute zur Erneuerung des Andenkens einer so merkwürdigen Begebenheit alle Jahre auf Lätare Götzenbilder, die vorher mit einer häßlichen Todtengestalt verfertiget worden, aus den Städten unter Anstimmung besonderer Gesänge hinausgetragen und solche mit großem Geschrei in's Wasser geworfen; dagegen aber junge Tannenbäume oder Zweige von großen Tannen, mit allerhand Zierrathen ausgeschmückt, mit sich mit nach Hause genommen und mit großer Sorgfalt aufbewahrt hätten. Zeithero sind nun zwar auch hier bekanntermaßen alle Jahre auf Lätare sehr viele Tannenzweige von den Einwohnern vor dem Georgenthore, für welche jener Sonntag ein sehr festlicher Tag ist, mit vielerlei Zierrathen ausgeputzt und nebst verschiedenen anderen Dingen nicht allein zum Verkaufe aufgestellet, sondern auch häufig für Kinder gekauft und zu Hause sorgfältig aufgehoben worden. Da aber in Thüringen das Christenthum schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts eingeführt worden ist, so scheint unser Sommergewinnen mehr eine Beziehung auf eine andere alte Gewohnheit zu haben, wobei man unter der Figur eines ungestalteten Bildes den Winter gleichsam aus den Städten hinaus trug und eine Procession um die Felder herum

hielt, um einen glücklichen und fruchtbaren Sommer zu gewinnen. Dieses geschah nun im Märzmonate beim Frühlingsanfange oder zu Ende des alten Jahres; denn das neue Jahr hat sich vor Zeiten in vielen Ländern mit dem 25. März angefangen. Auf diese Gewohnheit scheinen auch die Lieder eine Beziehung zu haben, welche Diejenigen, die den sogenannten Tod in der Gestalt eines schmutzigen Stroh- und Lumpenbildes ausgetrieben und in's Wasser geworfen hatten, bei ihrer Zurückkunft ehedem zu singen pflegten; denn eins von denselben fing sich dergestalt an:

Nun han wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder;
Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dies Jahr wohl hinne blieben.

Ferner war es „auf Lätare auch Mode, daß die jungen Burschen und Mädchen vor dem Georgenthore unter einem großen Zulaufe von Leuten aus der Stadt und vom Lande bis an die Höhe des Mittelsteins — ein Berg zwischen Eisenach und der Wartburg gelegen — ein Rad trugen, an welches ein strohenes Mannsbild gebunden war, das sie den Tod nannten, anzündeten und mit dem Rade den Berg hinunterlaufen ließen. Hierauf holten sie eine hohe Tanne, welche sehr glatt gemacht und mit bunten Bändern geschmückt auf einem freien Platze in der Absicht eingegraben wurde, damit die jungen Burschen nach den Bändern steigen und sie herunterholen sollten. Weil aber diese beiden Gebräuche ehemals zu vielerlei Ueppigkeiten und Unglücksfällen Anlaß gaben, so sind sie durch obrigkeitliche Befehle schon längst aufgehoben, die unschuldigen Ergötzlichkeiten der Kinder aber bisher an diesem Tage noch verstattet worden.“

Auf diese Weise wurde also noch vor 100 Jahren der Winter oder Tod in Eisenach ausgetrieben und der Sommer gewonnen. Und dieser Sommergewinn stimmt ganz zu dem Todaustreiben, wie es seit uralter Zeit in Böhmen, Mähren und Schlesien noch immer besteht und vollzogen wird. Wir wollen hier nicht auf das Detail der Ausübung in jenen Ländern eingehen, sondern nur die allgemeinen und charakteristischen Merkmale der alten Sitte zu einem Gesammtbilde kurz zusammenfassen.

Der Tag des Festes ist auch dort fast überall der Sonntag Lätare, der deshalb auch der Todsonntag genannt wird. Man macht

einen Strohmann oder Butzen aus Lumpen, trägt ihn nicht ohne Geschrei und Lärm gewöhnlich auf einer Stange aus dem Orte hinaus und wirft ihn entweder in ein Wasser, oder verbrennt ihn an einem bestimmten Platze. Zuweilen wird er auch von der Schaar der Begleiter zerrissen, oder man sucht ihn über die Flurgrenze in eine fremde Gemarkung zu werfen. Dabei entspinnt sich gewöhnlich ein Streit und Kampf mit den Nachbarn, welche den Tod oder Winter nicht aufnehmen wollen, bis man sich einigt und gemeinsam dem häßlichen Winter im Feuer oder Wasser seinen Untergang bereitet. Dann geht man in den Wald, haut dort einen schönen jungen Tannenbaum ab, schmückt ihn mit bunten Bändern, gefärbten Eierschalen und anderm Putz, womit man die erwachte Vegetation andeuten will, und trägt ihn unter fröhlichem Gesange heim. Die Lieder und Reime, welche dabei gesungen werden, sind mannigfaltig; in allen wird des ausgetriebenen Todes und des zurückgeführten Sommers gedacht. Diese Gegensätze kommen überall vor. Zugleich werden bei dieser Heimkehr mit dem geputzten Sommer, von den Slaven Lito genannt, allerlei Gaben und Geschenke, Eier, Speck, Würste, Mehl und dergleichen eingesammelt, die man auch wohl schon beim Austragen der Strohpuppe einfordert. Hier und da läßt man den Butzen den Leuten in die Fenster gucken. An dieser Neckerei haftet nämlich der Glaube, daß aus einem solchen Hause der Tod das Jahr über Jemanden abholen wird. Man kann sich aber mit Geld lösen und die schlimme Vorbedeutung zeitig und kräftig genug abwenden.

Diesen Angaben, welche allerdings nur die Hauptmomente der Sitte in jenen slavischen Ländern berücksichtigen, ließen sich allerlei Einzelheiten und Besonderheiten aus dieser und jener Gegend und Ortschaft hinzufügen. Allein der beschränkte Raum gestattet nicht, diese Schnörkel und Arabesken als Rahmen der Schilderung noch beizugeben, auch bedürfen wir derselben nicht nothwendig, um die völlige Gleichheit des Eisenacher Sommergewinns in älterer Zeit mit dem noch unter Slaven üblichen Todaustragen wahrzunehmen.

Wenn der Sommergewinn sich jetzt nur auf die Stadt Eisenach beschränkt und dort allein gekannt ist, so hat die Sitte doch früher auch in Thüringen eine weitere und vielleicht ziemlich allgemeine

Verbreitung gehabt. So wurde in Gotha im Anfange des gegenwärtigen, oder doch zu Ende des vorigen Jahrhunderts am Sonntag Lätare eine Puppe oder ein Strohmann von einem nahen Berge in die Leine getragen. In Jena erschien im Jahre 1699 ein Pfarrer vor dem Consistorium mit dem Berichte, er habe zwar oft schon seine Gemeinde von der Kanzel ermahnt, den Tod nicht auszutreiben, weil es oft Mord und Todschlag dabei gegeben hätte, dennoch hätten viele diesmal wieder die alte Sitte beobachtet, weswegen sie zu bestrafen wären. Darauf wurden verschiedene Mitglieder der Gemeinde vorgefordert, welche aussagten, einige hätten auf einem Berge gesessen und gesungen: „Nun treiben wir den Tod hinaus" u. s. w., andere hätten Bündel Stroh verbrannt und dabei gesungen: „So treiben wir den Tod hinaus in unsers Nachbarn Hirtenhaus." Den Schuldigen wurde Kirchenbuße und drei Tage Gefängniß zuerkannt. In Frankenhausen wurde „der Aufzug mit dem Strohmann und die damit verbundene Bettelei besonders von den Nappenburschen betrieben", aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts polizeilich verboten. In derselben Zeit berichtet auch der Amtsschößer von Volkenroda an den Grafen Ludwig Günther nach Ebeleben: „Kann denenselben bei dieser Gelegenheit ich uneröffnet nicht lassen, welcher Gestalt dero Unterthanen und Inwohner zu Großwehler jährlich auf den Sonntag Lätare ein ziemlich abergläubisch phantastisch Werk begehen, indem sie von Stroh und alten Lumpen ein Bild machen und mit nachfolgendem jungen Pöbel im Namen des Todes austreiben und in der Flur des hießigen Amtsdorfs Oberwehler aufstecken." Er bittet dieses abstellen zu lassen, da darüber schon oft großes Unglück zwischen beiden Gemeinden hätte entstehen können. — Zwischen Weißenfels und Naumburg in der Flur von Leißling wurde noch im Anfange dieses Jahrhunderts der Tod auf die Felder einer Nachbargemeinde getragen, und im benachbarten Voigtlande versammelten sich noch vor etwa 10 Jahren in Debschwitz bei Gera die Dorfburschen am 1. März, machten aus Stroh eine Puppe zurecht, bekleideten sie mit Lumpen, die andere Leute im Orte dazu hergaben, und trugen ihren Strohmann zum Dorfe hinaus in die Elster. Bei ihrer Rückkehr in das Dorf zeigten sie den Einwohnern die Vermuthung des Todes an und erhielten dafür Eier und andere Victualien, die sie im

Wirthshause gemeinsam verzehrten und den Tag in Fröhlichkeit verlebten.

2. Der Milchtanz zu Kleingeschwende im Amte Leutenberg.

Der Pfarrer zu St. Jacob, Anton Christian Schütz, erzählt in seinen 1750 von diesem Kirchspiele aufgesetzten Nachrichten Folgendes: „Der zu demselben gehörige Ort Kleingeschwende feiert alle Jahre am Johannistage ein Fest, welches der Milchtanz genannt wird. Nach geendigtem Nachmittagsgottesdienste geben die Dorfmusikanten auf dem Herrenhofe mit Blasinstrumenten dreimal das Zeichen dazu. Hierauf versammeln sich die Einwohner mit Frauen und Kindern, denen sich auch andere aus dem Pfarrspiele zugesellen, in der oberen großen Stube. Dort werden den Kindern einige große Schüsseln mit Milch und Semmeln vorgesetzt, die diese, auf dem Fußboden gelagert, unter Musik verzehren. Nach geendeter Mahlzeit und gesprochenem Dankgebet entfernen sich die Kinder und die Erwachsenen fangen an zu tanzen, die Verheirateten zuerst, jeder mit seinem Weibe. Jedes Paar tanzt drei Reigen, der Schultheiß fängt an und der Hirte beschließt. Nach ihnen bekommen erst die ledigen Personen Erlaubniß, sich den Rest des Tages mit dem Tanze zu belustigen.“ Der genannte Geistliche geht nun auf die Veranlassung dieser Gewohnheit über, die er in Ereignissen des dreißigjährigen Kriegs entdeckt zu haben glaubt, wenn er hinzufügt: „Während dieses für unser Vaterland so verhängnißvollen Zeitraums wurde auch in hiesiger Gegend von den Truppen alles Vieh theils aufgezehrt, theils weggetrieben. Besonders geschah dies im Jahre 1627, in welchem durch die Streifereien, Einquartirungen und Plünderungen der Kaiserlichen im Amte Leutenberg der Preis des Viehes so hoch stieg, daß man eine Kuh mit 110 Mfl. bezahlte. Der Landmann mußte deswegen nicht nur seine damals vorzüglichste und gewöhnlichste Kost, die Milch, entbehren, sondern sah sich auch außer Stand, um solchen Preis eine Kuh anzuschaffen. Als nun der Besitzer des Ritterguts zu Kleingeschwende, Heinrich von Wazdorf, zuerst wieder Kühe gekauft hatte, erquickte er die Kinder daselbst mit der so sehnlich gewünschten Milchspeise und machte zugleich eine Stiftung, vermöge welcher von nun an jährlich auf den Johannistag von dem Ritterhofe die Erwachsenen Bier, die Kinder aber Milch erhalten und ein

20 *

Tanz angestellt wird." Am Schlusse seiner Erzählung klagt Schütz darüber, das die Absicht des Stifters, „welche keine andere gewesen sei, als dadurch Gelegenheit zu geben, dem gütigen Schöpfer auch für den Viehsegen zu danken und zu bitten, daß er denselben nebst den daher rührenden Speisen nicht wieder entziehen, vielmehr vor Krieg, Viehsterben und anderen Landplagen in Gnaden behüten wolle" — schlecht beobachtet werde.

Gegen diese Erklärung des Milchtanzes lassen sich viele gewichtige, namentlich historische Gründe geltend machen. Dagegen spricht die Aehnlichkeit mit anderen Gebräuchen sehr für einen aus dem Lehnwesen sich herschreibenden Anlaß und Zweck desselben. Es war nämlich eine dem deutschen Alterthume eigene Sitte, die Entrichtung der Zinsen und Abgaben zu mildern und durch kleine Gegengefälligkeiten zu vergüten. Zuweilen wurden die Zinsleute und Fröhner dafür durch Musik und Tanz erheitert. Dies scheint nicht selten in verschiedenen Gegenden Deutschlands vorgekommen zu sein. Zur Bestätigung unserer Behauptung erinnern wir nur an den Frohntanz in der Pflege Langenberg im Geraischen, welchen die Bauern von mehr als acht Dörfern, wozu auch noch Angehörige des Amtes Eisenberg kommen, am dritten Pflingstfeiertage aufführen. Sie waren bei Strafe eines neuen Schocks verpflichtet, Paar und Paar, ungeboten, bei der eingehegten Linde sich zu versammeln, der hier sitzenden Herrschaft ihre Namen anzugeben und hierauf zu tanzen, indem der Landknecht (Frohn) den Tanz eröffnete. Auf Kosten der Herrschaft werden Kuchen zu dem Werthe von drei Gulden vertheilt, Bier und Musik besorgen die Tänzer für ihr eigenes Geld. Der Tanz dauert so lange als Bier vorhanden ist. Ausführlichere Beschreibungen dieser Belustigung, in welcher berühmte Alterthumsforscher eine jährliche Erneuerung der Unterthansrolle und im Tanzen selbst ein symbolisches Bekenntniß der Gerichtsobrigkeit, womit sie das Knien im Weisthum Krainfeld in Hessen vergleichen, finden wollen, liefern, außer einigen älteren Werken, z. B. Haltaus, Glossarium Germanicum, unter dem Wort Frohntanz.

3. Die Meyer'sche Brücke. Ein Kinderspiel in der Gegend von Frankenhausen.

Die Kinder bilden zwei Reihen in gerader Linie einander gegenüber. Die Hände werden angefaßt und beständig schwankend erhalten.

Der erste Chor fängt also zu singen an:
Wir wollen über :,: die Meyer'sche Brücke.

Darauf antwortet der zweite Chor:
Sie ist zerbrochen :,: die Meyer'sche Brücke.

Der erste Chor:
Wer hat sie zerbrochen :,: die Meyer'sche Brücke?

Der zweite Chor:
Der Goldschmied :,: mit seiner jüngsten Tochter.

Der erste Chor:
Wir wollen sie machen :,: die Meyer'sche Brücke.

Der zweite Chor:
Womit denn :,: die Meyer'sche Brücke?

Der erste Chor:
Mit Gestein, mit Gebein, mit rothem Goldelein.

Der zweite Chor:
Was für Leute seid ihr? aus welchem Lande kommt ihr?

Der erste Chor:
Wir sind die Herren von Schwarzburg, wir ziehen durch die Rothenburg.

Der zweite Chor:
Laßt die Herren walten, den letzten wollen wir behalten.

Ist dieser Gesang zu Ende, so fängt der erste Chor an, bei dem anderen zwischen den Händen schlangenweis durchzukriechen. Die letzte Person davon wird behalten und an die andere Abtheilung angeschlossen und damit so lange fortgefahren, bis Niemand von dem ersten Chore mehr übrig ist.

Dieses Spiel wird ebenso auch von den Kindern in Mühlhausen, gespielt, und zwar am Kirchweihfeste eines jeden Kirchspiels. In mehreren Straßen wird ein Baum, gewöhnlich eine Birke, aufgepflanzt und davor ein gedeckter Tisch, mit Kuchen und Bier besetzt, hingestellt. Der Baum ist mit allerlei kleinen Bildern, Bändern und ausgeblasenen Eiern geziert. Das Spiel ist dasselbe.

Allgem. Thür. Vaterlandsk. 1822, p. 212, 236.

4. Die Frankenhäuser Bornfeste.

Die Frankenhäuser Bornfeste, welche zu Mariä Verkündigung (25. März) und Mariä Himmelfahrt (15. August) begangen zu werden

pflegen, verdienen eine ausführliche Erwähnung. An denselben wird in der Unterkirche mit besonderer Beziehung auf den Soolbrunnen gepredigt und nach geendigtem Vormittagsgottesdienste den Geistlichen, Schullehrern und Schülern ein bestimmtes kleines Geschenk gegeben, auch den Armen im Bornhause aus dem Bornbeutel Almosen gereicht. Früh vor der Kirche um 8 Uhr erscheinen sämmtliche Meister, Pfleger, Unterstecker in ihrer eigenthümlichen Tracht, weiß geschürzt, vor der Quelle, wo gewöhnlich der Zollbeamte eine der Feier des Tages entsprechende Rede hält. Hierauf führt er mit dem Salzschreiber, wenn dieser das Borngebet und ein dreifaches Vaterunser verlesen hat, die Nappenleute in die Unterkirche. Die Fahne des Salzwerks wird dem Zuge vorgetragen, dann folgen die Bornherren, von denen einer ebenfalls einige Worte an der Quelle zu sprechen pflegt, mit den Kunstaufsehern und Wärtern nach abermaligem Verlesen des Gebets in die Kirche nach. Ist der Gottesdienst vollbracht, so begibt sich der Zug nochmals zum Brunnen, wo den versammelten Kindern und den Armen Geld gespendet wird.

Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung waren die zu gehöriger Feier dieser Feste getroffenen Anstalten noch weit zahlreicher und mannichfaltiger. Die ganze Pfännerschaft wurde zu denselben förmlich eingeladen und die Gegend um die Salzkunst sorgfältig gesäubert. An dem festlichen Tage selbst versammelte sich die Pfännerschaft in U. L. Frauenkirche auf dem Berge, um die hohe Messe anzuhören, und begab sich hierauf zu der Salzkunst. Den Zug eröffnete die Schule, nach Ordnung der Classen, mit ihren Lehrern; hinter ihr wurden die Fahnen der Jungfrau Maria und des heiligen Wolfgangs getragen, den man als einen vorzüglichen Beschützer des Salzwerks verehrte. An diese schlossen sich ferner die Geistlichen mit dem Propste des dasigen Nonnenklosters, den Caplänen, Vicarien und Brüderschaften, besonders des heiligen Leichnams Christi, und zuletzt die Pfänner an, welche brennende, zu diesem Zweck gegossene und geweihte Wachskerzen trugen und von allen Salzarbeitern und vielen andern Bürgern begleitet wurden. Unter dem Geläute der großen Glocke auf der Frauenkirche und unter andächtigen Gesängen ging der Zug um die Salzkunst herum, bis wieder zu der Capelle des heiligen Wolfgang (einem der ältesten geistlichen Gebäude der Neustadt), wo Messe

gelesen und geopfert wurde. Das Gesinde erhielt hierzu von der Pfännerschaft ein gewisses Opfergeld, und daher scheint auch die noch heut zu Tage am Bornfeste gewöhnliche Geldvertheilung an Kinder und Gesinde zu kommen. In allen übrigen Kirchen in und außer der Stadt wurde gleichfalls Messe gehalten, und dabei pflegte man den Heiligen Wolfgang, Petrus, Nicolaus, Martin, Severus und der Jungfrau Margaretha Gaben darzubringen, in dem Brunnen selbst aber Almosen auszuspenden. Aehnliche Aufzüge fanden auch an anderen Sonn- und Festtagen statt.

5. Der Flämingische Kirchgang in Thüringen.

S. Michelsen in den „Rechtsdenkmalen aus Thüringen".

Daß es in unserem Thüringen auch noch hie und da allerlei sonderbare Gewohnheiten und Feierlichkeiten gibt, die ihren Ursprung aus dem grauen Alterthum herleiten, beweiset unter Anderem auch der Flämingische Kirchgang in Heringen, einem bekannten, in der güldenen Aue im Schwarzburg-Rudolstädtischen, unweit Nordhausen gelegenen Städtchen, den wir kürzlich erzählen wollen. Gewisse Districte dort herum, theils Wiesen-, theils Artland, haben ihre besonderen Aufseher, die nach dem District Ellerschulzen, Hornschulzen &c. genannt werden, und ihr besonderes Recht, welches das flämische heißt. Wer nun dort Güter besitzt, ist gehalten, sobald er sich verheiratet hat, dieselben durch einen feierlichen Kirchgang gleichsam in Lehen zu nehmen. Nachdem der Besitzer sein Vorhaben dem Schulzen gemeldet und den Tag des Kirchgangs bestimmt hat, an welchem eben in Heringen Wochenpredigt ist, geht dieser zum Oberpfarrer und den beiden Diaconen, um sich Erlaubniß dazu auszubitten. Drei Rathskämmerer, als verordnete Fläminger, werden dazu bestellt und müssen den Tag in schwarzen Kleidern und Mänteln in der Kirche erscheinen. Sonst mußte der Kirchner Glock 7 Uhr dazu ausläuten, oder er wurde um ein Stübchen Wein gestraft, welches auch die Gäste geben mußten, die nicht längstens unter dem ersten Liede: „Komm, heiliger Geist &c." in der Kirche waren, dieses aber ist abgeändert. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird noch ein Lied gesungen, unter welchem der Schulze den Anfang macht und aus seinem Stande herausgeht; ihm folgen die drei Fläminger.

Das Ehepaar opfert ein Geldstück für den Oberpfarrer, welches nicht unter einem Kopfstück sein darf, der Schulze aber und jeder Fläminger legt einen Pfennig auf. Nun gehen sie zur Kirche heraus, die Begleiter wünschen dem Ehepaar Glück und Jedes begibt sich nach Hause. Sobald aber die Glocke zehn schlug, mußte sonst des Kirchgängers Tisch gedeckt und mit gekochten Hühnern besetzt sein, zu welcher Zeit sich die drei Herren Geistlichen, der Schulze, die drei Fläminger, der zeitige Rector, Cantor und Kirchner bei Strafe an Wein einfinden mußten, sowie andere erbetene Gäste, unter denen aber kein Frauenzimmer sein durfte, alle schwarz gekleidet in schwarzen Mänteln. Der Oberpfarrer mußte vor und nach der Mahlzeit beten und der Schulze vorlegen. Die Mahlzeit bestand aus Suppe oder sonst einem warmen Gericht, Fischen, Braten, Gebackenem und Bretzeln. Nach dieser Mahlzeit steht der Kirchner auf, der Kirchgänger und seine Frau müssen in Mänteln vor den Tisch treten, wo ihnen der Kirchgangs=Brief vorgelesen wird, welcher anzeigt, „daß heut an dem unten gesetzten Dato N. N. mit dessen Frau Eheliebsten N. N. das Jus observiert und uraltem Gebrauch nach ihre sämmtliche Fläminger Grundstücke an allbenannten Orten mit dem sogenannten ganzen Fläming'schen Kirchgang bei Gott Lob gesunden Tagen zur Kirche und Straßen verkirchganget und die gewöhnliche Kirchgangspflicht allerseits völlig beobachtet und realiter prästiret haben 2c. im Beisein derer Herrn N. N. 2c." Dieses müssen blos der Rector, Cantor und Kirchner als Zeugen unterschreiben, worauf dann der Schulze diesen Brief den Kirchgängern mit einem Glückwunsch übergibt, wofür diese wieder den beiden anderen Geistlichen und dem Kirchner ein Stück Geld geben. Hierauf setzt sich die Gesellschaft wieder zu einer Musik oder einem lustigen Gespräch nieder. Hat Einer in mehreren Gegenden Güter, z. B. in Horn und Ellern zugleich, so muß er einen ganzen Kirchgang halten, das heißt, er muß zwei warme Essen, zweierlei Fisch, zweierlei Braten und jedem Gast eine Bretzel, $1^1/_2$ Pfund schwer, wie auch eine Abendmahlzeit geben. Nun können zwar die Gäste nach der Mittagsmahlzeit sich nach Hause begeben, doch muß wenigstens Einer da bleiben, denn wenn sie Alle fortgehen, so ist der Kirchgänger nicht schuldig, ihnen ein Abendbrod zu geben. Wenn ein Verheirateter diesen

Kirchgang nicht gibt, und es stirbt unter der Zeit der eine Theil, so fällt die dritte Furche oder der dritte Theil der Länderei an die Herrschaft, von welcher sie erst wieder um eine Taxe gekauft werden kann. Ebenso muß der Kirchgang wiederholt werden, wenn der übriggebliebene Gatte wieder heiratet. Bei Streitigkeiten der Besitzer dieser Grundstücke versammeln sich die sämmtlichen ältesten Fläminger aus allen Gegenden, wo solche Güter liegen, auf einem grünen Wiesenplatz vor der Aumühle und halten ein feierliches Gericht, .in welchem sie die Irrung entscheiden und abthun.

Ebenso wird es in Görsbach, einem Dorfe über dem Helmfluß nach Nordhausen zu, gehalten, wo 46 Häuser nebst verschiedenen in der dortigen Flur liegenden Gegenden Flämingisches Recht haben, wo auf obige Art Kirchgang gehalten wird Hier haben die Versammelten das Recht, zuvor das Bier zu kosten, und wenn dieses tadelhaft ist, gehen sie davon und dem Kirchgänger hilft der ganze Kirchgang nichts. Wenn der Kirchgänger die Abendmahlzeit nicht geben will, so gibt er dafür einen Thaler und einen Kuchen, welches unter die Gäste vertheilt wird. Auch die Frau des Kirchgängers bekömmt vom Kuchen ihren Theil, welcher ihr nebst einem Dreier und einem Glückwunsch überreicht wird. Ebenso wird es in Berga, einem Orte unweit Rosla, gehalten, wo sehr viel Flämingische Güter liegen. Wer in mehreren Gegenden dergleichen hat, muß oft drei Mahlzeiten, den ersten Tag zwei und den folgenden eine geben, nebst noch zwölf Pfennigen, weil der Kirchgangsbrief mit acht Pfennig aus den Gerichten zu Kelbra gelöst werden muß. Uebrigens darf bei namhaften Strafen an Wein bei diesen Mahlzeiten und Kirchgängen nicht geflucht, geschworen, gelästert, noch geschimpft und gezankt werden. In neueren Zeiten ist zwar Manches von den Nebendingen abgeändert worden, doch die Hauptsache noch geblieben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach schreiben sich diese Gerechtsame aus den ältesten Zeiten her, wo Niederländer, besonders Flanderer, welche Fläminger genannt wurden, sich hier niedergelassen und diese Gegenden bewohnt haben, in welchen sie denn eben die Rechte und Gewohnheiten beibehalten, die, wie aus alten Nachrichten erhellet, in ihrem Lande Sitte waren. Es sei nun, daß diese Niederländer in medio aevo um die Zeit des zwölften Jahrhunderts unter dem Kriegs-

heere des Herzogs Heinrich, mit dem Zunamen der Löwe genannt, sie befunden und bei Eroberung des Landes sich in der güldenen Aue niedergelassen, oder daß sie vielleicht selbst von manchen Fürsten in das Land gezogen worden, weil sie treffliche Anbauer waren, die an der vortrefflichen Anlage des vormals so sumpfigen Hollands und der Niederlande ihre Geschicklichkeit und Fleiß bewiesen, oder daß sie durch häufige Ueberschwemmungen ihres Landes in diese Gegenden Deutschlands zurückgedrückt wurden. So ist wenigstens aus der alten Geschichte bekannt, daß viele Holländer, Flandrer und andere Niederländer sich um diese Zeit im Brandenburgischen, besonders in der Priegnitzer Mark, im Holsteinischen, Anhaltischen, Magdeburgischen, in der Lausnitz, um Meißen, in der güldenen Aue, bei Naumburg u. a. angesiedelt haben.

6. Das Kirschfest zu Naumburg.

Reimann, deutsche Volksfeste, S. 140 ff.

Die Feier dieses Festes, das eines der größten und am zahlreichsten besuchten ist, fällt um Jacobi und wird auf folgende Art begangen.

Vor dem Schießhause zu Naumburg ist ein großer Platz, auf beiden Seiten mit einer schönen Lindenallee umgeben, dem Schießhause gegenüber ein kleiner Berg, welcher bepflanzt ist und auf welchen Spazierwege führen. Schon einige Tage vorher werden rings um den Platz Zelte geschlagen, wo die meisten Familien ein eigenthümliches haben. Da, wo keine Zelte sind, stehen Tische und Stühle für Fremde. Im Schießhause selbst sieht man aus allen Anstalten, daß Tage der Freude dem Volke bevorstehen.

Den Montag Nachmittag sammeln sich die Schüler der verschiedenen Schulen mit ihren Fahnen auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo einige Lieder gesungen werden und wo der Prediger mit einfachen, rührenden Worten der Jugend sagt, welche Veranlassung sie jetzt im Tempel zusammengeführt hat. Von da ziehen sie wieder auf den Markt, wo sie einen großen Kreis bilden und unter Begleitung der Musik wieder einige Lieder singen. Dann ziehen sie hinaus auf die Vogelwiese. Voran gehen zwei Trommelschläger in Begleitung von zwei Mann der alten Stadtsoldaten; hierauf kommen die verschiedenen

Schulen mit fliegenden Fahnen. Vor jeder Schule geht andere Musik her. Auf der Wiese angekommen, wird von Neuem ein Kreis geschlossen; sodann geht Jeder seinem Vergnügen nach. Dieses zu befördern, hat jede Classe ihren eigenen Vogel von Holz, welchen sie ausschießen. Jetzt wird es auch in den Zelten lebendig, und der Anfang des später kommenden Mädchen-Kirschfestes ist gemacht. Dieses ist der eigentliche gefeierte Tag. Die Mädchen versammeln sich den Donnerstag auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo ein schönes Lied gesungen wird; dann ziehen sie Alle, in weißen Kleidern, voran die Musik, auf die Vogelwiese, wo ein Kreis gebildet wird, in welchen, wenn der Gesang vorüber ist, einer der Schullehrer tritt und einige Worte der Bedeutung zu den Mädchen spricht. Sodann bekommen die Kinder in reichlichem Maße Kirschen, woran die Jahreszeit und die dasige Gegend so reich ist. Hierauf belustigen sich die Kinder, unter Aufsicht der Lehrer, mit Tanz, Gesang und frohen Spielen. Unter die verschiedenen, der Verschiedenheit des Alters angepaßten Belustigungen gehört der altherkömmliche Tanz der kleineren Knaben nach dem sich immer gleichen Tacte der unaufhörlich wirbelnden Trommel — ein vermuthlich ganz localer und auch hier nur bei dem jährlichen Kirschfeste üblicher Gebrauch, der den Kindern aber unaussprechliches Vergnügen macht und ganz vorzüglich zur Charakteristik des Kirschfestes gehört. Gegen Abend kehrt der Zug mit Musik und sonst wie bei dem Auszuge in die Stadt zurück, nachdem unter die Kinder vorher grüne Zweige, welche aus dem auf den mittägigen Höhen vor der Stadt gelegenen Buchholze herbeigebracht werden, ausgetheilt worden sind, mit welchen sie unter dem steten Wirbel der sie begleitenden Trommel ihr fröhliches „heisa victoria!“ anstimmen.

Von allen Dörfern der Umgegend sind die Bauern hereingekommen; die angesehensten Gutsbesitzer beeifern sich an diesem Tage in Naumburg nicht zu fehlen. Auf dem Schießhause ist Ball und großes Essen, und in den Zelten ist ein buntes Gewühl. Auf dem Berge dem Schießhause gegenüber wird ein Feuerwerk losgebrannt, und spät bis in die Nacht dauert das Vergnügen. Die meisten Familien essen in ihren Zelten zu Nacht und beim Klange der Gläser schwindet ein Theil der Nacht dahin. Der andere Tag wird auf dieselbe Weise verlebt und an den übrigen Tagen lebt man in der freudigen Zurückerinnerung der vergangenen.

Man gibt diesem Feste allgemein folgenden Ursprung:

Im Hussitenkriege lag ein Anführer derselben, Namens Prokopius, nachdem er ringsumher die kleinen Städte und Dörfer zerstört hatte, vor Naumburg, voller Wuth, daß sich diese Stadt ihm nicht ergeben und seiner Macht trotzen wollte. Endlich aber, da der Hunger in der Stadt zu wüthen anfing und die Einwohner einsahen, daß sie sich nicht würden halten können (manchen Sturm hatten sie schon abgeschlagen, aber immer mehr geschwächt durch Hunger, hätten sie doch erliegen müssen), beschlossen sie eine Gesandtschaft an den Anführer zu schicken mit dem Versprechen, die Stadt zu übergeben, wenn er mild und freundlich mit ihnen verfahren würde. Der Anführer aber, wüthend über den langen Widerstand, schwur, wenn er in die Stadt käme, sollte kein Stein auf dem andern bleiben und er würde auch des Säuglings nicht schonen. Die Bürgerschaft zog hinaus und bat fußfällig um Gnade, — kein Erbarmen; die Geistlichkeit ging voran, das Zeichen des heiligen Kreuzes vor sich hertragend, beschwor ihn im Namen Jesu, die Stadt nicht zu verderben; — aber vergebens; Da ergriffen die Einwohner der armen Stadt das letzte Mittel. Sie zogen ihren Kindern weiße mit schwarzen Bändern besetzte Kleider an; jede Mutter brachte so ihren Kleinen mit Thränen auf den Markt, und unter Anführung eines Viertelmeisters, mit Namen Wolf, welcher sich freiwillig dem Tode weihte, zogen die Kinder paarweise zur Stadt hinaus, während die Mütter auf der Stadtmauer standen und in Verzweiflung ihre Geliebten hinziehen sahen, um von dem Grausamen vielleicht geopfert zu werden. Noch einmal blickten die Kinder zurück und sagten weinend dem Mutterherzen Lebewohl. Es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Bürger-Büchsenschützen mußten zum Jacobsthore hinaus, bei den Feldern am Schießanger halten und die Kinder vorbeilassen, dami sie desto beherzter gingen; denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort; daher sollten die Schützen halten, bis man sähe, wie es ablaufen würde. Den Kindern hatte man eingeprägt, sobald sie in's Lager kämen, ein jämmerliches Geschrei zu erheben, zu weinen, die Hände gen Himmel zu halten, niederzufallen und „Gnade, Gnade!“ zu schreien; sie sollten nicht eher aufhören, als bis sie sehen würden, daß man ihnen freundlich zurede; sollten aber die Feinde grausam sein, so möchten sie sich Alle gutwillig

umbringen lassen, ihre Hälslein und Schleier willig aufmachen und hinhalten. Sie gelangten endlich zum Lager, wo sie von den Officieren zu dem Zelte des Prokopius geführt wurden. Prokopius stand mit vielen Anderen vor demselben und wußte anfangs nicht, was das bedeuten sollte; als aber die Kinder jämmerlich zu schreien und zu weinen anfingen, auf die Knie fielen und „Gnade, Gnade!" riefen, sah er die Umstehenden, die die Kinder umringt hatten, und dann diese nach einander an, befahl ihnen still zu sein und aufzustehen. Darauf berathschlagte er sich mit den übrigen Befehlshabern eine halbe Stunde lang; alsdann kam er wieder aus dem Zelte und versicherte den Kleinen, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Hierauf ließ er die in seinem Lager befindlichen böhmischen Musikanten kommen, um den Kindern zum Tanze aufzuspielen. Da aber diese, voller Furcht, nicht tanzen wollten, ließ er Wein, Kirschen, Birnen und Schoten bringen, wodurch sie endlich beherzter wurden. Er selbst ließ sich nebst den andern Befehlshabern Sessel herbeitragen und setzte sich mitten unter die Kinder, welche nun ganz fröhlich um ihn herumsprangen. Abends um 7 Uhr ließ er die Kinder wieder fort, befahl ihnen, stille in die Stadt zu ziehen, und wenn sie an das Thor kämen, sollten sie sagen, die Stadt hätte Gnade, bliebe mit allen den Ihrigen verschont, morgen würde kein Mann von den Hussiten mehr da sein, er wolle Naumburg nicht ein Huhn nehmen lassen. Dies geschah den 28. Juli 1432. — Prokopius hielt Wort; um 3 Uhr Morgens des andern Tages war nichts mehr von den Hussiten zu sehen.

Diesen Tag konnte die Alles zerstörende Zeit nicht aus dem Gedächtnisse der Mütter verwischen; ein Geschlecht erfuhr es vom anderen und jedesmal, wenn dieser Tag im Laufe der Zeit wiederkehrte, bekam die Jugend Naumburgs Kirschen, und in der Kirche wurde Gott gedankt für das Große, was er an ihnen gethan hatte.

7. Die Räuberbraut.

Um Johannis Baptisti Tag — in der Regel in den ersten Wochen nach demselben — finden im Merseburger Kreise verschiedene Volkslustbarkeiten statt, „das Jungfernstechen, die Räuberbraut wieder holen, die im Wald versteckte Braut suchen" und anders benannt, mit mehr oder minder modernen Einmischungen. Der Räuberhauptmann

entführt „die Braut" (am weißen Kleid, Schleier und Kranz kenntlich) mit Hilfe seiner Gesellen in eine einsame (Wald-) Hütte von Stroh, wird von sorgfältig dazu einexercirten „Soldaten" verfolgt und gefunden, die Hütte wird in Brand gesteckt, die Braut wird gerettet, der Räuberhauptmann muß sich ergeben und wird vor Gericht gestellt. Er erklärt, à la Carl Moor, die Schlechtigkeit der Menschen habe ihn, den nur auf Edles bedacht Gewesenen, zum Räuber gemacht; es soll der Stab über ihn vor dem aufgerichteten Schaffot gebrochen werden, aber ein Adjutant ist zum König geritten und bringt die Begnadigung, ehe der Stab gebrochen ist. Tanzlustbarkeit schließt das Ganze.

In einem andern Spiel hat die weißgekleidete, verschleierte und mit einem Blumenkranz geschmückte „Braut" sich in einen geheimen Busch versteckt, die jungen Burschen suchen sie und nehmen sie mit dem Rufe: „wir haben die Braut gefunden und sie ist gerettet" in die Mitte und führen sie zum Tanz. Ein „Hanswurst", in rauhes Kalbfell oder in einen umgekehrten Pelz gekleidet, hat bei der ganzen Lustbarkeit, neben den jungen Burschen einhergehend, die Kinder zu necken.

In einem dritten liest „der Abt" einem jungen Mädchen, das von den Burschen geführt wird, die Moral, worauf sie ihm sein eigenes Sündenregister vorhält.

In einem vierten suchen die jungen Leute beider Geschlechter „den Juden", führen ihn aus seinem Versteck in's Dorf, die Mädchen lassen sich alsdann die Augen verbinden und schneiden ihm so den Bart ab; wollen sie ihm auch die Haare abschneiden, so flieht der Jude, die Anderen gehen zum Tanze.

Statt der „Braut" wird in einigen Dörfern „die Prinzessin" geraubt.

8. Nachricht von dem Schäfertanze zu Stadt Ilm, im Jahr 1733 aufgesetzt.

Allgem. Thür. Vaterlandsk. 1823, S. 302 f.

Zu Stadt Ilm ist der sogenannte Schäfertanz bekannt, da auf dem Kirschjahrmarkt und vorheriges Ausschreiben der Stadt Ilmer Schäfer bei sechzig und mehr Schäfer von den benachbarten Orten

zum Theil mit ihren Mädchen zusammenkommen, und wenn sie vorher in einem besondern Aufzug dem Beamten einen guten Widder, mit vergoldeten Hörnern und Bändern geziert, überreicht, hernach auf dem Markte und in besonders dazu gemachten Schranken um einen aufgerichteten Tannenbaum zu tanzen und die Vortänzer dabei jedesmal einen blanken Säbel zu führen pflegen. Mit solcher Kurzweil wird fast die ganze Woche zugebracht, und wird dabei kein Schafknecht von solchen Orten, wo Schmiervieh befindlich ist, gelitten. Dieser Tanz ist etwa vor 16 Jahren wieder aufgebracht worden, nachdem er, wegen eines vor geraumer Zeit dabei vorgekommenen Todtschlags abgekommen war. Zu Magdala soll dergleichen Tanz ebenfalls gebräuchlich sein. Den Schafherren, welche diese Zeit über mit anderen Leuten Haus halten müssen, pflegt dieses sehr unangenehm zu sein, sie können es aber nicht ändern.

„Auf den Montag ist der St. Margarethen-Ablaß, morgen früh müßt ihr in's Paulinzeller Holz und für unsere Schäfer die schönste Fichte holen, die euch dort angewiesen werden wird", sprach der Hofmeister des ehemaligen Cistercienser-Nonnenguts zu seinen Knechten.

Den Sonnabend sehr früh vor obgedachtem Montag wurden also nebst der schönen Fichte noch mehrere andere kleine Tännchen und Maien auf den ehemaligen Hauptwachplatz zu Stadt Ilm angefahren, und ein Plan oder Kreis von 20 bis 30 Schritten lang und breit, mit Einschluß einer großen Hütte, angelegt, in dessen Mitte die Fichte, mit seidenen Bändern und Tüchern am Gipfel, aufgerichtet wurde.

Auf erwähnten Montag, zu Margaretha, früh, versammelten sich alle in den Dorfschaften der fürstlichen Aemter Ilm, Paulinzelle und Ehrenstein und sonstigen benachbarten fremden Ortschaften angestellten Schäfer in der Schäferei unterhalb Stadt Ilm, und nach 10 Uhr begann der feierliche Zug. Voran ging der älteste Schäfer mit bloßem Säbel, dann folgten sechs oder mehr Musikanten mit Schalmeien und einem Dudelsack, hinter diesen wieder zwei Schäfer und nun kam ein mit vielen seidenen Bändern und Flitterkränzen geputzter fetter Hammel, von einem Schäfer an einem langen mit messingenen Platten verzierten Riemen geführt; diesem folgte nun der ganze oft

aus 30 bis 40 Schäfern bestehende Zug paarweise, die Schäferstäbe auf der rechten Schulter hoch tragend. Abwechselnd wurden verschiedene Schäferstückchen geblasen und nach diesen von sämmtlichen Schäfern auf den Fingern gepfiffen.

So ging der Zug durch's Unterthor in die Stadt über den Markt zu ihrem Schäfersplane hin. Der Hammel wurde nun dreimal unter Musik und im Gefolge der sämmtlichen Schäfer um die Fichte geführt, worauf der ihn führende Schäfer an der Fichte halt machte.

Nun begann ein feierlicher Tanz, wo der älteste Schäfer mit seinem bloßen Säbel voran hüpfte. Mit den nämlichen Wendungen und Fechtspielen, die er mit seinem Säbel im Tanzen machte, mußte jeder Schäfer, mit seinem Stabe ebenso fechtspielend, einzeln hinter ihm her tanzen. Bei den seltsamen Schlangenwendungen, die augenscheinlich darauf hingingen, daß von dem ersten der letzte und jüngste Schäfer wieder erreicht werden konnte, kam derselbe niemals ohne eine ziemliche Tracht Schläge davon. Dieser Tanz dauerte ungefähr eine kleine Viertelstunde, dann ging der Zug sammt dem Hammel wieder paarweise und unter fortwährender Musik in den Schloßhof; hier wurde der nämliche Tanz wiederholt. Von da ging der Zug in die Pachterswohnung, wo dieser Tanz abermals durchsprungen wurde. Während dem wurde der ganzen Schäfersgesellschaft aus dem Pachtershause eine große Schleifkanne Bier gereicht, und so wie dieses verzehrt war, ging der Zug wieder paarweise sammt dem Hammel die Schloßgasse herab, durch den Plan hindurch und vor die Wohnung des Herrn Amtmanns. Hier wurde mehrgedachter Schäfertanz zum letztenmal durchsprungen und nach demselben der geputzte Hammel dem Herrn Amtmann als ein Geschenk übergeben. Dann ging der Zug wieder paarweise zurück auf den Plan und in ihre Hütte, wo nachher einer nach dem andern zum Mittagsmahle sich verlor. Nachmittags kamen die Schäfers- und Hirtentöchter und Weiber angezogen, und da wurden denn die gewöhnlichsten deutschen Tänze durchgetobt. War die Witterung nicht günstig, so wurden gleichwohl die ersten Ceremonien nicht unterlassen, der Nachmittagstanz aber auf dem alten Kellersaale vor der Stadt gehalten.

Der Schluß dieses Schäferfestes wurde gewöhnlich schon auf den folgenden Dienstag Nachmittags gemacht, wo der erste Schlangen-

tanz noch einmal mit bloßem Säbel und mit den Schäferstäben durchgesprungen wurde, wobei der letzte aber, mit einem scharfen Beil versehen, während dem Tanze der Fichte immer einen Hieb um den andern versetzte, die anderen Schäfer aber mit ihrem Säbel und ihren Stäben die kleinen Tännchen, Maien und den ganzen Plan zusammenhieben. Mit dem Fall der Fichte hörte alsbald der Tanz auf. Einer von den Schäfern sprang hinzu und brach den mit seidenen Bändern geputzten Gipfel ab. Der nun der beste Springer zu sein vorgab, bekam den geputzten Gipfel und stellte sich ungefähr 15 Schritte voraus, welcher unter den anderen Schäfern ihm denselben in einem bestimmten Bezirk durch die Gassen der Stadt bis zum Fichtenstock wieder abjagen konnte, der hatte den Preis als der beste Läufer unter den Schäfern errungen, und die Bänder und Tücher waren sein; konnte der erste aber nicht eingeholt werden, so blieb es auch sein. Und Jeder ging wieder nach Hause.

Dieser Schäfertanz hat im Jahr 1800 aufgehört.

9. Kirchweihgebräuche.

Das Kirchweihfest (Kirchweih, Kirmes, Kirmese) wird in den Dörfern zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche, jetzt aber vorzugsweise als ländliches Fest nach Beendigung der Feldarbeiten im Herbste gefeiert. Im Katholischen unterscheidet man noch eine Klein- und Großkirmes. Beide beginnen den Sonntag, jene als eigentliches Kirchweihfest an dem Tage der Einweihung der Kirche, diese als ländliches Fest im Herbste. Im Protestantischen sind beide miteinander verbunden, doch fallen die Kirmsen im westlichen Thüringen vorzugsweise in den Herbst, von Michaelis an (zu Ruhla und Broterode schon zu Jacobi), während im östlichen Thüringen in den Sommer und Herbst. (Kirmsen, die als eigentliches Kirchweihfest in den Frühling fielen, z. B. in Herda zu Pfingsten, sind jetzt in den October verlegt.) Im Weimarischen beginnen dieselben Montags und dauern drei Tage, im Eisenachischen und anderen Ländern früher Dienstags und dauerten die ganze Woche hindurch, jetzt an den meisten Orten den Donnerstag, bis zum Sonntag dauernd.

Unter den Kirchweihgebräuchen sind folgende hervorzuheben, die an den meisten Orten bestanden haben und zum Theil noch bestehen.

1.

Etwa 4 Wochen vor der Kirmes veranstalten die beiden vorjährigen Platzmeister in einem Wirthshause einen Tanz, wozu alle Burschen, welche ehrliche Junggesellen sind, eingeladen werden um die Kirmes zu arrangiren. (In Mihla erscheinen den Sonntag nach Michaelis die Bursche, welche Kirmes halten wollen, in einem bestimmten Wirthshause ungeladen, wohin sie auch ihr Mädchen, bei welchem sie zu Abend gespeist, Abends zum Tanze führen.)

Die erschienenen Burschen wollen als Kirmesburschen die Kirmes unter der Linde halten und verpflichten sich die dabei nothwendigen Kosten für Bier, Branntwein, Musikanten, Miethe des Gelages und etwaiges Schlachten zu tragen. In einigen Orten des Amtes Tiefenort (Frauensee) gibt es neben diesen eigentlichen Kirmesburschen, die „Gesammten“ genannt, auch noch „Beidinger“, gewöhnlich ältere Bursche, die sich mit jenen zum Mitmachen der Kirmes mit einer gewissen Summe von einigen Thalern absinden und obige Kosten daher nicht mitzutragen haben. Die nächste Aufgabe der Platzmeister ist nun, zwei neue Platzmeister aus den Erschienenen für die nächste Kirmes zu wählen. Oft geschieht dies schnell, indem Mancher es der Ehre wegen gern wird, oft aber auch nur mit Mühe, ja nicht selten gehen sie auseinander, ohne welche gefunden zu haben. Die Platzmeister haben nämlich für die Anordnung der Kirmes zu sorgen und das Risico für die während derselben entstandenen Kosten zu übernehmen. Haben sich zwei Platzmeister gefunden, so wird ihnen von den Burschen und Musikanten ein Hoch gebracht, ein Imbiß genommen und getrunken, was auf Rechnung der neuen Platzmeister geht. Nach dem Tanze um Mitternacht ziehen die Burschen nebst Musikanten in das Haus des jüngsten neuen Platzmeisters, um ein Mahl von Hammelfleisch mit Kartoffelsuppe einzunehmen.

2.

Am Sonntage vor der Kirmes erscheinen die Kirmesburschen mit den Mädchen zu einem Tanze im Wirthshause, um die Musikanten zu dingen, d. h. mit ihnen über den Preis der Musik zu unterhandeln. (Dieser Tanz ist in Markfuhl abgestellt, da die Musici alljährlich mit einer bestimmten Summe von den Platzmeistern abge-

funden sind.) Nachts ziehen die Bursche nebst Musikanten zum ältern neuen Platzmeister zur Verspeisung eines Gerichtes von Hammelfleisch und Kartoffelsuppe.

3.

Etwa 14 Tage vor der Kirmes muß der Bursche die Gerste (gewöhnlich 2 Metzen) zum Kirmesbier liefern. Nachdem dieselbe von einem kundigen Manne des Dorfes gemalzt worden, versammeln sich 8 Tage vor der Kirmes die Bursche zum Brauen des Bieres. Da dies die Nacht hindurch dauert, entschädigen sich dieselben für ihre Arbeit dadurch, daß sie Hühner und Hähne den Leuten (Wünschensuhl) oder nur den Häusern, wo Kirmesmädchen sind (Marksuhl) entwenden, um sich ein leckeres Mahl zu bereiten. (Man hat nie gehört, daß wegen dieser Entwendung Anzeige bei der Ortspolizei gemacht worden wäre.) Am nächsten Tage tragen die Kirmesmädchen das Bier in Butten in die Fässer, entweder in einen von der Gemeinde in dem Gemeindewirthshause dazu reservirten Keller (Marksuhl) oder in den des von den Burschen einem Privatmanne abgemietheten Locales „Gelag“ genannt, wo auch der Branntwein, oft ein ganzes Faß, aufbewahrt wird, worüber die Platzmeister zu wachen haben.

Das Gelag ist das Absteigequartier der Bursche und Mädchen, worin bei schlechtem Wetter am Tage und überhaupt die Kirmesabende getanzt wird. Im östlichen Thüringen wird der Tanz nicht unter der Linde, sondern auf dem Tanzsaal des Gemeindewirthshauses oder in einer in der Nähe der Kirche erbauten bretternen Halle abgehalten. (In den meisten Dörfern wird jetzt das Kirmesbier aus Brauereien bezogen.)

4.

Die Kirmes begann früher an den meisten Orten und noch jetzt an vielen den Dienstag. Der Montag ist für das ganze Dorf der Back- und Schlachttag. Auch die Kirmesburschen schlachten im Gelage oft ein Schwein und machen Wurst. Am Abende wird die Kirmes angeblasen, indem die Burschen mit Musik vom Gelage aus im Dorfe umherziehen. In Marksuhl besteht der Gebrauch, daß schließlich dem Mädchen des jüngsten Platzmeisters (Vorreihenmädchen) ein Ständchen gebracht wird. An anderen Orten (Wünschensuhl)

bekommen die Nacht hindurch alle Kirmesmädchen Ständchen. In Dönges bei Frauensee werden die Nacht hindurch Ständchen von Haus zu Haus gemacht, widrigenfalls die Bewohner andern Tags die Verabfolgung des gebräuchlichen Kuchens verweigern.

5.

Kirmes ist für die Dorfbewohner, für Jung und Alt ein Freudenfest. Man ladet sich gegenseitig zum Frühstück &c. und auch Freunde und Bekannte aus der Umgegend ein, und Küche und Keller müssen das Beste hergeben.

Am Kirmesdienstage versammeln sich die Burschen mit den Musikanten Morgens im Gelage. Die Platzmeister erscheinen (Marksuhl) in Rock und schwarzseidenem Hute, auf der rechten Schulter des Rockes vier lange Bänder, zwei rothseidene und zwei blauseidene, als Ehrenzeichen geheftet, welche den Rücken herabhängen. An anderen Orten haben die Platzmeister ein Bouquet aus gemachten Blumen an der Mütze, von welcher zwei kurze seidene, rothe Bänder herabfallen. Die übrigen Burschen sind ohne Abzeichen, mit Rock oder auch kurzer Jacke und Mütze gekleidet. (Kurze Hosen, lange Zwickelstrümpfe, Schnallenschuhe und mit Gold verbrämte Pelzbartel sind nicht mehr Mode.)

Am ersten Kirmestage ist Gottesdienst. Nach dem dritten Läuten, etwa um 10 Uhr Morgens, ziehen die Burschen vom Gelage mit Musik zur Kirche; voran die Platzmeister, dann die Musici, die Instrumente mit rothseidenen Bändern geschmückt, und einen Marsch blasend, dann die Burschen, nach dem Alter in Reihen geordnet, in die Kirche. Eine Kirchenmusik wird aufgeführt und eine entsprechende Predigt gehalten. Im östlichen Thüringen wird die Kirmeskirche sehr besucht, indem eine Gastpredigt von einem entfernten Geistlichen gehalten wird, im westlichen Thüringen nur spärlich, da die Frauen gewöhnlich noch im Hause beschäftigt sind. Nach beendigtem Gottesdienste zieht die Kirmesschaar in der obigen Ordnung unter Musik nach dem Gelage, um sich hier zu trennen und Jeder zu Hause das Mittagsmahl zu genießen. Sind die Musikanten nicht aus dem Dorfe, so müssen entweder die beiden Platzmeister dieselben die ganze Kirmes hindurch verköstigen, oder die Burschen nach der

Reihe, jeder einen Tag. Nachts schlafen die Musikanten im Gelage auf der Streu. Sind die Musici aus dem Dorfe, so wird ihnen die Selbstverköstigung von den Platzmeistern oder auch den Burschen vergütet. In manchen Orten (Mihla) wird der Kirmsenbursche bei dem von ihm zur Kirmse geholten Mädchen die ganze Kirmse hindurch verköstigt, erhält Frühstück, Mittagsbrod, Vesper- und Abendbrod und auch wohl ein Gänsebein für die Nacht in den Rock gesteckt.

Die Kirchweihpredigt wird dem Pfarrer aus der Gemeindecasse besonders bezahlt, auch gehört ihm das Klingelgeld (Marksuhl). Außerdem bestanden für Geistliche und Lehrer manche Observanzen, daß ihnen von dem gebrauten Kirmesbier etwas verabfolgt werden mußte, daß die Heiligen-Meister (niedere Kirchendiener, Altardecker) ein Frühstück mit Gänsebraten gewähren und eine fette Gans überschicken mußten. (In vielen Orten des Amtes Gerstungen.)

Nachmittags ziehen die Kirmesburschen mit Musik, voran die Platzmeister, eine weiße hölzerne Bierkanne, worauf die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens nebst der Jahreszahl eingebrannt sind, in der Rechten haltend, zu den Honoratioren des Dorfes: dem Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer ꝛc., um ihnen Ständchen zu bringen, wofür sie tractirt werden. (Das etwa geschenkte Geld gehört den Platzmeistern.) Die Platzmeister schenken aber nicht selbst ein, sondern haben zwei Einschenker (entweder Schulknaben oder die jüngsten Burschen). Ist Zeit übrig, so wird vielleicht auch noch zum Tanz unter die Linde gezogen und Abends im Gelage getanzt. An vielen Orten ist es Sitte (Eisenacher Oberland), daß vor dem Gelage besondere Tänze und Fangspiele aufgeführt werden, so oft in dasselbe eingezogen wird.

6.

Am zweiten und dritten Tage Vormittags (Mittwoch und Donnerstag) ziehen die Kirmesburschen mit den Musikanten im Dorfe umher, den übrigen Bewohnern Ständchen zu bringen. Die Hausbesitzer erwarten die Kommenden in der Hausthüre, die Platzmeister trinken ihnen eine Gesundheit zu, die Musik macht einen Tusch. Dafür empfangen die Burschen von jedem Hause einen ganzen Kuchen (in Marksuhl in Geld verwandelt, je nach dem Vermögen, das

den Platzmeistern gehört, womit sie die Musikanten für die denselben entzogene Verköstigung mit sechs Thalern bezahlen). Sind Kirmesmädchen im Hause, so wird eingekehrt, von den Bewohnern aufgetafelt, was die Küche Bestes enthält und die Tafel zu tragen vermag.

Nur der Arme erscheint nicht in der Hausthüre und riegelt vielleicht dieselbe zu. Die empfangenen Kuchen werden in ein Sieb gethan, das auf einem von dem Gemeindediener gefahrenen Schiebekarren oder auf einer von Schulknaben getragenen Bahre steht, und in das Gelage gebracht, wo Burschen, Mädchen und Musikanten davon verzehren. Ist ein Kuchen schlecht, so sind die Burschen im Stande, ihn mit der Bezeichnung des Gebers zur Schande im Gelage anzunageln, daher überall gute Kuchen gegeben werden.

Am zweiten Tage Nachmittags ziehen die Bursche (an manchen Orten mit, an anderen ohne Mädchen) mit Musik unter die Linde zum Tanz. Anfangs wird Blasmusik, später Streichmusik gemacht. Wo die Mädchen von den Burschen nicht zum Tanze geholt werden, finden sie sich von selbst unter der Linde ein (Amt Tiefenort). In Marksuhl aber ist folgender Gebrauch. Von der Linde aus holt nun der jüngere Platzmeister sein Kirmesmädchen in ihrem Hause ab, welche ihn mit einem Strauß von natürlichen Blumen, um einen polirten Griff gewunden, den der Bursche dem Mädchen Tags zuvor übersendet, und mit einem werthvollen bunten Tuch beehrt, welches, auf der linken Schulter befestigt, den Rücken herabhängt. So geschmückt, das Mädchen am rechten Arm, den Strauß in der linken Hand, kehrt er unter die Linde zurück, wo er mit einem Tusche empfangen wird und die Ehre hat, mit seinem Mädchen einen Reihen allein zu tanzen, weshalb auch sein Mädchen Vorreihensmädchen genannt wird. Den Strauß übergibt dasselbe den Musikanten zur Aufbewahrung, und wenn ein Bursche einem Mädchen eine Ehre beim Tanz erweisen will, so holt er den Strauß und tanzt mit demselben hoch in der Hand mit ihm, wofür er an die Musici eine Abgabe (von 1 Groschen) zu erlegen hat.

An vielen Orten (Amt Tiefenort) holen weder Platzmeister noch Burschen Mädchen, sondern diese stellen sich von selbst unter der Linde ein. Die Tracht der Kirmesmädchen im Amte Tiefenort

ist bemerkenswerth. Um den Hals eine Perlenschnur oder Roster und einen weißen breiten Spitzenkragen, der auf der Brust durch eine Schleife zusammengehalten wird, wovon eine Schnur mit einer Quaste lang herunterhängt, den Oberkörper mit einem Tuchleibchen ohne Aermel geziert, die weißen Hemdärmel hoch emporgeschlagen, so daß die Arme entblößt und auch bei der kältesten Witterung bleiben, die Hemdärmel oben mit blauen und rothen Einnähungen verziert, auf dem Kopfe die bänderreiche Mütze mit einem Goldmuster — den kurzen Tuchrock mit hundert Falten, an den Füßen Zwickelstrümpfe mit Verblümungen auf beiden Seiten — so erscheint die Jungfrau unter der Linde.

An anderen Orten holt der Bursche ein Mädchen zum Kirmestanze und erhält von ihm entweder ein theures buntes Tuch, das, auf der Schulter befestigt, den Rücken herabhängt (Uetteroda bei Eisenach, Großlupnitz und in den katholischen Dörfern), oder auch keines (Mihla); ja der Eigennützige holt sogar mehrere (Uetterode), um recht viele Tücher zu empfangen, die von den Schultern herabhängen und durch eine Schärpe um den Leib zusammengehalten werden.

Die Ordnung und Zucht beim Tanze unter der Linde und im Gelage hält ein Pritschenmeister, welcher den dieselbe Störenden die Pritsche fühlen läßt.

An jedem Tage, sowohl unter der Linde als auch im Gelage, hat sich der Bursche, und falls er ein Mädchen geholt hat auch diesem, wenigstens eine Gesundheit machen zu lassen, wofür er an die Musikanten zahlt (Marksuhl à Gesundheit fünf Groschen). Bierfaß und Schnapskrug sind unter der Linde und im Gelage. Dem vorübergehenden Fremden wird gleichfalls ein Tusch gemacht, wofür das Geld gleichfalls den Musicis gehört. Dieselben haben auch freien Trunk, und die Einschenker stehen stets bereit.

In Mihla, wo die Kirmes den Dienstag beginnt, ist der Haupttag für das Mädchen, wo es seinen Staat sehen lassen kann, der Donnerstag. An diesem Nachmittage ziehen Burschen und Mädchen vom Gelage aus unter Musik unter den Anger (Linde) und von da durch das ganze Dorf und schließlich wieder unter den Anger. Der Bursche, den hohen Filzhut mit dem Bouquet seines

Mädchens auf dem Kopfe, das Mädchen die Perlenschnur oder goldene Schaumünzen um den Hals, die an seidenen Bändern reiche theure Mütze auf dem Kopfe, den Tuchrock mit Seide bis zur Taille besetzt und mit schwarzem Sammt eingefaßt, mit schwarzer verbrämter Tuchjacke angethan. Unter dem Anger angekommen, trennt man sich, um sich zu Hause umzukleiden und den Tanz unter dem Anger zu beginnen.

Am dritten Kirmestage ist es auch Sitte (Marksuhl), daß die Männer unter die Linde geblasen werden. Die Platzmeister mit den Musikanten ziehen im Dorfe umher und vor jedes Wirthshaus. Erstere laden die Gäste unter die Linde ein und führen sie unter Musik dahin. Hier steht auf einer Tafel ein dicker Butterkuchen, mit Zucker bestreut, welchen die Platzmeister auf ihre Kosten haben backen lassen, nebst Liqueuren, Brantwein, Bier, wovon die Männer essen und trinken, sich eine Gesundheit machen lassen und vielleicht auch ein Tänzchen versuchen. Das Geld für den Tusch legt man auf einen Teller, an manchen Orten steckt man dasselbe auch in den Baß.

In Vacha, wo in hiesiger Gegend die letzte Kirmes gefeiert wird (Martini), halten die Honoratioren Bälle, das Dienstpersonal seinen Tanz in einem Wirthshause, hat aber das Recht, durch die Stadt zu blasen und den Dienstherrschaften Ständchen zu bringen, wofür es tractirt wird.

7. Das Hammelreiten.

Am vierten Kirmestage, an vielen Orten auch schon am zweiten (Mihla, Großlupnitz, Uetteroda) wird der Hammel geholt. Die Kirmesschaar zieht vom Gelage aus, voran die Burschen zu Pferde, dann die Musik, die Jungfrauen nachfolgend unter Vortragen einer Fahne, welche aus Tüchern gemacht ist, die die Mädchen geben, und unter Zulauf von Jung und Alt, zu dem Schafhirten auf der Weide. Der zum Schlachten erkorne Hammel wird von den Mädchen mit Bändern geschmückt und in's Dorf gebracht. Unterwegs, wo die Burschen umherreiten und der Hammel von den Mädchen geführt wird, suchen die Männer denselben zu rauben. Gelingt es, so müssen die Burschen ihn durch Schnaps und Bier wieder einlösen. Im Dorfe wird das Opfer umhergeführt, namentlich vor die Häuser der

Honoratioren, wo Kuchen, Bier und Brantwein gereicht wird, und schließlich entweder unter die Linde geführt, wo er unter Trauermusik erstochen wird (Förtha), oder gleich in das Gelage gebracht, geschlachtet, gekocht oder gebraten, wozu die Mädchen Suppe und Salat machen, und verzehrt. Der etwaige Rest wird den nächsten Tag gegessen. Vor etwa zwanzig Jahren wurde in Marksuhl der Hammel dem Schäfer wieder zurückgebracht.

In Folge des Unfugs beim Hammelreiten, wobei Mann und Roß stürzen und sterben, auch in Folge des Mangels an Pferden durch Einführung der Separation, ist dasselbe an vielen Orten abgeschafft. Im Eisenacher Oberlande ist es wegen Pferdemangels nie gebräuchlich gewesen.

Die Burschen reiten darauf auch gern noch auf andere Dörfer, um sich sehen zu lassen. In Kieselbach bei Tiefenort nehmen die Mädchen die Fahnentücher wieder zurück, an anderen Orten verbleiben sie den Burschen.

An einigen Orten (Mihla, Großlupnitz) besteht am zweiten Tage am Mittwoch zwar noch das Reiten, auch Hammelreiten genannt, es wird aber kein Hammel mehr geholt. Es sei erlaubt, das Hammelreiten zu Mihla zu schildern.

Hier wird die Kirmes noch großartig gefeiert und jeder ehrliche Bursche hält darauf, dieselbe mit seinem Mädchen mitzumachen. Unehrliche und Gefallene müssen den Anger (Linde) scheuen und sich mit dem Wirthshause begnügen. Der Reittag ist für die Burschen der interessanteste Kirmestag. Reich und Arm freut sich darauf, und mancher Arme wird Schnitter auf einem der Güter daselbst, um von der Herrschaft zur Kirmse ein Pferd zu erhalten, ja stellt dies mit als Bedingung seiner Arbeit. So ergibt sich eine Reiterschaar von 70 bis 80 Mann, die unter militärischer Führung von Major, Hauptmann, Lieutenant steht, wobei beim Ausrücken selbst der Doctor mit dem Pflasterkasten im Falle eines Unglücks nicht vergessen ist. Die zu diesen Chargen ausersehenen reichen Burschen sind mit der rothen Husarenuniform weimarischen Landes gekleidet, welche jedem etwa 24 bis 30 Thlr. kostet, und haben auf dem Kopfe einen hohen Filzhut mit Bouquet und weißem Federbusch aus Hahnfedern, an der Seite einen Säbel. Diese Husaren werden keine Platzmeister, können aber Jahre-

lang Husaren wieder werden. Die übrigen Bursche sind in der gewöhnlichen Tracht, ohne Säbel, aber auf dem Kopfe einen Filzhut mit Bouquet und weißem Federbusch. Am Dienstag Abend sendet der Bursche seinen Hut zu seinem Mädchen, um ihn am Mittwoch früh mit jenen geschmückt abzuholen. Am Mittwoch Morgen 5 Uhr wird vom Trompeter zum Füttern der Pferde geblasen, um 6 Uhr zum Satteln. Hierauf reitet der Bursche zum Mädchen seinen mit dem Bouquet geschmückten Hut abzuholen. Der Ritt geht auf die benachbarten Dörfer Lauterbach, Bischofroda und Berka 1¼ Stunde weit. Dahin ist bereits eine Deputation geritten, die Schaar anzumelden. Mit Musik reitet die Schaar aus Mihla, der Fahnenträger eine schwarzrothgoldne Fahne schwenkend, die chargirten Husaren sprengen vor- und rückwärts. Auf dem nach Lauterbach sich hinziehenden Wiesengrunde wird nun um die Wette geritten. Vor den Dörfern ordnet sich die Schaar wieder, zieht mit Musik ein und vor die Güter daselbst, wo sie, ohne abzusteigen, tractirt wird. Nachdem von einem der Husaren dem Hausherrn seiner Familie und den etwa anwesenden Gästen ein Hoch ausgebracht und der Dank für die Bewirthung abgestattet ist, zieht die Schaar weiter. Während dessen ist eine Deputation nach Mihla zurückgekehrt, den Honoratioren anmeldend, daß um Mittag die Reiterei vorsprechen werde. Dies geschieht Nachmittags in der oben beschriebenen Weise. Nach Beendigung reitet Jeder nach Hause, sich und das Pferd der Ruhe überlassend. Für manchen der Husaren stehen für diesen Tag mehrere Pferde bereit, die er benutzt und unter denen das Hauptpferd schon während der Saatzeit geschont wird und besseres Futter erhält.

In Großlupnitz verläuft das Hammelreiten auf ähnliche Weise. Man reitet entweder auf benachbarte Dörfer, oder auch bis Eisenach zum Gasthof zum Schwan.

In Berka an der Werra war vor 50 Jahren an die Stelle des Hammelreitens das Fahnenreiten getreten, das auch abgekommen ist. Dasselbe fand Freitags statt. Schon am Donnerstag Abends wurden die berittenen Burschen, Soldaten gleich, in der Stadt einquartirt und von ihren Wirthen solenn bewirthet. Freitag's Morgens wurde vom Trompeter von 5 Uhr früh an nach einander zum Füttern der Pferde, Satteln und Ausrücken geblasen. Voran in den Wiesen-

forst war bereits eine Lanzenschaar mit einer aus drei werthvollen Tüchern gefertigten Fahne gezogen, welche von der nachfolgenden Cavallerie erobert werden mußte. Jedem Heransprengenden wurden die Lanzen entgegengehalten, bis endlich einer das Glück der Eroberung hatte, worauf die Cavallerie mit der Fahne die Infanterie gefangen mit sich führte. Da die Thore der Stadt des feindlichen Ueberfalls von Seiten der Cavallerie wegen geschlossen worden waren, so hatte letztere Zimmerleute, verkappt und mit langen Bärten, bei sich, welche durch Werkzeuge das Thor erbrechen mußten, worauf sie im Triumph in die Stadt einzog. Der Fahneneroberer blieb im Besitze derselben, mußte sich aber durch einen Schmaus revanchiren.

8.

Am Sonntag Morgens während der Kirche wird von den Platzmeistern den Burschen die Rechnung gestellt. Nachmittags wird unter der Linde und Abends im Gelage bis zum frühen Morgen getanzt.

9.

Am Montag Morgens ziehen die Burschen verkleidet und geschwärzt, einen Korb auf dem Rücken tragend und allerlei Narretheidinge ausführend, im Dorfe umher, besonders bei den Mädchen, Eier, Speck und Wurst zur Bereitung eines pikanten Mahles einzusammeln, das im Gelage bereitet und verzehrt wird. Die Platzmeister lassen sich bei der Einsammlung durch die Einschenker betheiligen.

Gegen Abend zieht nochmals die Kirmesgesellschaft mit Musik unter die Linde, die Kirmes zu begraben. Unter Trauermusik, wobei auch die Mädchen einige Thränen vergießen, wird ein Loch gemacht und Bier und Branntwein hineingeschüttet, oder auch eine Bouteille mit Branntwein begraben, worauf das Loch zugeworfen, ein lustiges Lied gesungen, Freudenmusik gemacht wird und die Schaar unter Jubel nach dem Gelage sich begibt, wo man sich nach einigen Stunden trennt.

10. Die Kirmes in Wolfsbehringen.

Das Dorf Wolfsbehringen liegt vier Stunden von Gotha und ebensoweit von Eisenach. Um das ganze Dorf lief sonst ein tiefer Graben, dessen Aufwurf nach dem Dorfe zu, d. h. einwärts, gleichsam einen Wall bildet. Mitten im Dorfe beim Kirchhofe auf

einem kleinen Hügel ist ein mit Linden besetzter Platz, ringsherum mit großen Steinen eingefaßt, damit Niemand darüber fahren oder reiten kann. Er heißt der Gemeinde-Anger. In dessen Mitte unter der Hauptlinde ist ein großer Stein als Tisch, den vier kleinere Steine tragen. Auf diesem Platze versammelt sich die Gemeinde zu öffentlichen Berathungen, hier werden die herrschaftlichen Verordnungen vorgelesen und die Hochzeits- und Kirmestänze gehalten, wo man sich paarweise um den mittleren Baum und Stein fortwälzt. Zur Kirmes wählen die jungen Burschen aus ihrer Mitte einen Platzmeister, bestimmen ein gewisses Haus zur Herberge, wo sie sich versammeln und den herkömmlichen Gesetzen unterwerfen, deren Vollziehung der Platzmeister zu beaufsichtigen und deren Uebertretung nach der festgesetzten Weise zu strafen hat. Nach feierlichem Kirchzug unter klingendem Spiele zieht der Platzmeister mit dem Platzknechte und einigen Dorfburschen mit Musik von Haus zu Haus. In der einen Hand hält er ein Glas, mit Bier gefüllt, in der andern einen Rosmarinstengel. In jedem Hause bringt er dem Hauswirthe aus dem Glase eine Gesundheit zu, das der Hauswirth mit den Seinigen auf aller Burschen Wohlsein austrinkt und gefüllt wieder zurückgibt. Der Platzmeister und sein Knecht bitten um einen Ehrentanz, der in der Stube mit der Tochter oder Frau vom Hause gemacht wird und empfängt bei seinem Abziehen einen großen runden Kuchen. Ein Knecht sammelt alle Kuchen in ein Sieb und führt sie auf einem Schubkarren hinter dem Zuge her. Beim Pfarrer wird der Anfang gemacht, wenn er und seine Gäste bei Tische sitzen, und so geht es dann weiter zum Schulmeister u. s. w. Nachmittags beginnt der Tanz unter den Linden. Unter Vortritt der Spielleute mit Ruthen in den Händen ziehen sie unter die halbgrünen Linden, hüpfen nach einer gewissen Melodie einigemal im Kreise um den großen Stein herum und theilen sich dann, um einzeln aus dem Dorfe die Mädchen zum Tanz abzuholen. Jedes Mädchen heftet ihrem Tänzer an die linke Schulter ein seidenes Tuch, geht in weißen Hemdärmeln und Mieder hinter ihm auf den Gemeindeanger zu, wo sie am Steintisch, worauf große hölzerne Kannen, auch Eimer voll Bier stehen, mit dem Festglas empfangen und ihr zugetrunken wird. Nachdem sie daraus Allen Bescheid gethan, beginnt der Tanz. Der Platzmeister

hat den Vorreihen. Die Freude dauert bis 10 Uhr. Am folgenden Morgen versammeln sich die Burschen zu einem Morgenimbiß, der aus Warmbier und Kuchen besteht. Des Vormittags und Nachmittags wird wieder getanzt. Der dritte Tag aber ist der feierlichste. Mit Goldpapier werden Hüte und Röcke besetzt, Jedermann bewaffnet sich mit Degen und Pistolen. Man bindet einige seidene Tücher und Bänder an einen Stock, den der Platzknecht als Fahne trägt. Alle besteigen ihre Pferde und reiten mit den Spielleuten auf's Feld zur Heerde, um dort einen Hammel abzuholen. Unter Musik wird derselbe mit rothen Bändern geschmückt, von dem Metzger auf's Pferd genommen und mit Feierlichkeit nach dem Dorfe unter die Linden auf den großen Stein gebracht und dort unter Tanz und Jubel geschlachtet. Abends gibt es einen Schmaus, man spielt um Aepfel und Nüsse. Der Hammel und ein Gericht Schweinefleisch beschließen die Kirmes.

Rehnitzsch in Gräters Bragur, III, p. 111.
Vergl. Nork, Festkalender, S. 469.
Ztschr. f. deutsch. Mythol., III, S. 103.

11. „Der Erbsenbär" in Schwarzburg-Sondershausen.

Am dritten Kirmestage versammelten sich die jungen Burschen in den Ortschaften von Schwarzburg-Sondershausen nach vorher geschehener Verabredung und Erlaubniß in der Scheuer eines Bauern, wo einer der Burschen, der sich zum Bär hergab, über und über im Erbsenstroh eingebunden wurde. Man verlängerte sein Gesicht durch Erbsenstroh zum Bärengesichte und band ihm einen Schwanz desselben Strohes an, setzte ihm Ohren an und gab ihm auch einen Stock in die Hand, an welchem er, wenn er nicht auf allen Vieren kroch, unter Gepfeife, Rufen und Schlägen sich aufzurichten, zu gehen und zu tanzen hatte. Ein anderer Bursche in schlechter ärmlicher Kleidung, mit verschabtem Hute, einer Pfeife oder Geige, war der Führer des Bären, der an einer Kette geführt in Bärenweise bald auf zwei, bald auf vier Füßen gehend furchtbar brummte und brüllte, zumal wenn er bei angenommener Widerspenstigkeit Stockschläge erhielt, sich auch grimmig schüttelte, auf seinen Führer lossprang, sich niederwälzte und nicht weiter gehen wollte. Die Schaar der Begleiter ließ bei diesen Sprüngen, Streichen und Wendungen Jubel und Lachen erschallen, besonders aber, wenn der Bär sich losriß oder die Kette

nachgelassen wurde, so daß er unter das Volk springen und ein junges hübsches Mädchen erfassen, in seine Tatzen schließen und es mit seiner gräulichen Schnauze küssen konnte.

Der Bärentreiber hatte an seiner Seite eine Frau, die meist ein verkleideter Bursche war und in ärmlichster Tracht, mit einem Korbe auf dem Rücken oder einem Sack an der Seite versehen, unter kauderwelschen Worten Geld, Brod, Kuchen, Eier, Fleisch vor den Häusern einsammelte und sich unverständlich mit ihrem Manne, dem Bärenführer unterhielt. Der Umzug ging von Haus zu Haus und zuletzt wieder in die Scheuer, von der er ausgegangen war, zur Abmachung zurück. Ein Tanz und ein gemeinsames Verspeisen der Collation machte den natürlichen Schluß. Verhandlungen ꝛc., p. 251 f.

12. Die Kirmes begraben.

Zu den bei der Kirmes üblichen Vergnügungen gehört in Schmalkalden auch die Sitte, sich in allerlei Thiere oder sonst zu verkleiden und in solchen Aufzügen auf den Straßen herumzuziehen.

Wagner, Schmalkalden, p. 396.
Vergl. Galetti, Gesch. Thüringens. Bd. I, S. 152.

In Kursdorf und Hengelbach wird nach Ablauf der Festtage „die Kirmese begraben“. Die Burschen tragen eine in einer Schachtel verschlossene Puppe durch das Dorf und verbergen sie in eine Grube, um sie im nächsten Jahre wieder auszugraben und bei Laternenschein in's Dorf zu holen. Vergl Kuhn, westfäl. Gebr.

13. Das Klöppel- oder Keulenspiel

wird in dem nördlichen Theile des Orlagaues, namentlich an den Ufern der Werra und Saale bei Orlamünde, Heilingen und Schmidten unter den dortigen Landleuten gespielt. Man befestigt nämlich eine feste Schnur an dem Träger der Stube und bindet eine starke hölzerne Keule an dieselbe, doch so, daß diese Keule den Boden der Stube nicht berührt, sondern eine Viertelelle ohngefähr von demselben entfernt ist. Unter diese Keule stellt man hierauf einen hölzernen Teller und setzt auf diesen ein mit Bier gefülltes Glas. Während nun ein junger Bauer diese mächtige Keule in Schwung bringt, kniet der andere, welcher den Freudenbecher ausleeren soll, geschwinde nieder und versucht, das mit Bier gefüllte Glas auszutrinken, welches aber selten

gelingt. Erreicht der junge Bauer seinen Zweck nicht, so muß er es von Neuem versuchen, bis er es ausgetrunken hat.

Adler in der Variscia, Bd. IV, p. 48.

14. Das Ziegenschleppen oder Bocksspiel.

Eine Leine wird an den Träger der Stube befestigt und zwar so, daß diese Leine eine große Schlinge bildet. Hierauf legt sich ein junger Bauer mit dem Bauche in diese Schlinge und schaukelt sich hin und her. Die Ziege, welche aus einem Erdapfel gemacht wird, in welchem vier hölzerne Beine eingestoßen sind, wird unter den Bauch des Bauers gesetzt. Hierauf schaukelt er sehr geschwind, bis er mit dem Munde die Ziege erfaßt und so hin und her schleppt. Dieses Spiel ist im Orlagau sehr gewöhnlich. Derselbe a. a. O.

---

13. Verschiedenes.

1. Wie sonst zänkische Frauen bestraft wurden.

„Wenn sich zwey Weibes Personen mit einander schlagen oder raufen, die verbüßen solches dem Rathe mit einem Rieß gutes Schreibe-Pappiers, und vor einen Schilling grün Siegel Wachs, welche Strafe sie selbst eigener Person auf's Rathhaus überantworten sollen: Schelten, schmähen, schänden sie aber, oder handeln sonst einander übel aus, wird eine jede mit fünf Schillingen gestraft."

„Welch Weib ihren Ehemann raufft oder schlägt, die soll nach Befindung und Umstände der Sachen, mit Gelde oder Gefängniß gestraft werden, oder da sie des Vermögens, soll sie des Raths Diener einem zum Kleide Wullen gewandt geben."

„Da aber ein Exempel gefunden werden sollte, daß ein Mann so weibisch, daß er sich von seinem Weibe rauffen, schlagen und schelten ließ, und solches gebührlicherweise nicht eifert oder klaget, der soll des Raths beyde Stadtknechte mit Wullen gewandt kleiden oder da ers nicht vermag, mit Gefängnis oder sonsten willkührlich gestrafft, und ihm hierüber das Dach auf seinem Hauße abgehoben werden."

Blankenburger Statuten v. J. 1594. (Walch, Beiträge, V, 87 f.)

„Schlagen sich Weibes Persohnen, so sollen sie an das Hals-Eisen tretten, oder jede einen Sack voll Hafer mit einem rothen Bande

zugebunden zur Straffe vor den Rath bringen, davon die Helfte Gn. Obrigkeit zu lievern."

„Läßt sich ein Mann von seinem Weibe verschimpfen, reiffen und schlagen, soll Er den Rathsdiener kleiden, Sie aber an das Hals-Eisen treten und dem Manne öffentliche Abbitte thun."

Statuten des Städtchen Teuchel v. J. 1611. (Walch, ibid. p. 175 f.)

2. Glockentaufe.

Wurde eine neue Glocke getauft, so mußte Geld da sein. Da wurden so viele Gevattern dazu ersucht, die da wacker spendiren mußten. Der Stadtrath zu Schmalkalden wurde 1512 nach Schleußingen zur Glockentaufe invitirt, da denn die Deputirten des Raths 3 fl. wegen gemeiner Stadt verehrten. Ich will hier gedenken, was bei solcher Glockentaufe absorbirt worden.

Die Glocken durften nur die Weihbischöfe oder Unterbischöfe und sonst keine Andern taufen, und man sagte, es könnte eine solche getaufte Glocke den Teufel, Gespenster und große Gewitter vertreiben, ja wenn sie geläutet würden, wären sie den Seelen der Verstorbenen gar gut. Daher wurden so viel Leute, die bei Mitteln, zusammengebeten, als man haben konnte, so als Pathen an ein langes, an die Glocke gebundenes Seil neben einander greifen und dem Weihbischof den Namen der Glocken nachsprechen mußten. Darauf wurde der getauften Glocke, nachdem man um dieselbe herumgegangen, solche mit Weihwasser und Salz besprengte gewaschen und dieselbe geschmiert, mit Kreuzen bemerket, beräuchert und gewisse Gebete dabei gethan, ein Westerhembd wie getauften Kindern angelegt; der Weihbischof mit seinem Caplan und Dienern wurden köstlich tractirt, der Weihbischof noch dazu mit einem Geschenke versehen und dabei alle geladenen Pathen der Glocken so gespeiset, daß öfters in einem schlechten Dorfe etliche 100 fl. aufgegangen (Paullini Zeitk. Cust. III, 282. Olearii Syntagma p. 364). Vergl. Hortleder de bell. Germ. Tom. I. lib. I c. I. Fol. 17.

Aus Geisthirt, histor. Schmalcaldica, 3. Buch, 2. Cap., §. 12. Mspt.

Als Beispiel eines Gevatterbriefes, durch welchen zur Glockentaufe eingeladen wurde, führen wir folgenden an, welchen der Kirchenpatron und die Kirchenvorsteher von Groß-Bargula im Jahre 1516 an den Rath zu Tennstädt schickten:

Unsere freundliche Dienste zuvor.

Ehrsame, weise Herrn. Wir seind Willens, wills Gott, unsere Glocken auf den Sonntag Exaltationis S. Crucis nechst kommende nach Ordnung der heil. Christl. Kirchen zu weihen und taufen zu lassen: Ist unsre gütliche Bitte, woltet auf vorermeldete Zeit um Gottes Willen bei uns sampt andern unsern guten Freunden erscheinen, und Gros Pathe mit seien. Wollet das Lohn von dem Allmächtigen Gotte und dem Patrono S. Sixto und der H. Jungfrawen S. Julianen nehmen. So wollen wirs willig gerne verdienen.

Datum Sonntag nach Egidij anno 1516.

Curt und Claus Bizthum von Ekfted
samt den Altarleuten.

3. Das Fahnenrecht.

Das Fahnenrecht in Broterode besteht in Folgendem: 1. Beim Kirchweihfest wird auf dem Kirchthurm, wie auch an der Schenke eine Fahne, darin das Bergwappen — der Keil und das Schlageisen — befindlich, unter dem Geläute der Glocken ausgesteckt, welche acht Tage unabgenommen bleibt, in welcher Zeit jeder Einwohner Freiheit hat, fremdes Getränk zu schenken, von welchem der Gemeinde nichts, dem Landgrafen nur die Trunksteuer entrichtet wird. 2. In den gemeinen Wässern um den Ort herum dürfen die Inwohner fischen. 3. Diejenigen, so ein crimen capitale begangen und ausgewichen, können in dieser Zeit bei den Ihrigen sich wieder einfinden. Nach dieser achttägigen Zeit wird diese Fahne unter dem Geleit wieder eingenommen und das besondere beneficium hört sodann wieder auf. Ueberdies hat die Cent auch das Blut- oder peinliche Halsgericht, worin die Appellation an das Oberamt in der Stadt nicht stattfindet, sondern die verschickten und remittirten Acten müssen ohne Promulgation nach Kassel zur Revision geschickt werden, worauf der Executionsbefehl von dort an den Beamten in Broterode ergeht.

Diese Privilegien sollen von Kaiser Carl IV. herrühren. Zum Andenken dessen ist bei dem Broteroder Gericht ein großer Stein zu sehen, den man den Carlstein nennt.

Geisthirt a. a. O., 2. Buch, 14. Cap., §. 5 (um 1723 geschrieben).

4. Feuerteller.

Der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar befiehlt, daß ölzerne Teller mit einem Feuerpfeil versehen in allen Städten und Dörfern angeschafft werden, welche als Löschmittel bei Feuersbrünsten gebraucht werden sollen.

Wir von Gottes Gnaden Ernst August Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc. ꝛc. fügen hiermit allen unsern nachgesetzten fürstlichen Beamten, adelichen Gerichtshaltern und Räthen in deren Städten zu wissen; wasmaßen Wir aus tragender Landesväterlichen Fürsorge alles was nur zur Conservirung unserer Landen und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren zu verordnen. Wenn nun durch Brandschäden viele in großer Armuth gerathen können, daher dergleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in jeder Stadt, und in jeden Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigesetzte Abriß besaget, des Freitags bei abnehmenden Monde, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neue Feder beschrieben vorräthig seyn, sodann aber, wenn eine Feuersbrunst (wofür doch der große Gott hießige Landen in Gnaden bewahren wollte) entstehen sollte, ein solcher aus bemelteter maßen beschriebener Teller mit jenen Worten im Namen Gottes in's Feuer geworfen, und wofern das Feuer dennoch weiter um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholt werden soll, dadurch dann die Gluth ohnfehlbar gedämpft wird, dergleichen Teller nun haben die regierenden Bürgermeister in denen Städten, auf dem Lande aber die Schultheisen und Schöpfen in Vorrath auf zu behalten, und bei entstehender Noth, da Gott für sei, beschriebenermaßen zu gebrauchen. Hiernächst aber weil dieses ein jeder Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bey sich zu behalten, hierinnen vollbringen dieselben unsern gnädigsten Willen, gegeben in Unserer Residenz Stadt Weimar den 24. December 1743.

Ernst August H. z. S.

5. Eidesleistung in Burgau.

„Wenn Einer hiebevor im Amt Burgau den Eyd ablegen sollte, mußte er auf genugsame Caution etliche Heiligen zu Brüßnitz auf seine Unkosten nach Burgau schaffen, da gemeiniglich die Land-

gerichte zu der Zeit gehalten wurden. Daselbst mußte er sich vor Gericht barfuß ausziehen, und also barfuß die Heiligen auf den Schindanger tragen, sie auf ein seiden Tuch legen, und bei einem brennenden Wachslicht knieend den Eyd ablegen; daher die Sprüchwörter entstanden sein mögen: ich will dir nicht alle Heiligen hertragen; ich will dir nicht bei allen Heiligen schwören. Dieser Gebrauch ist aber anno 1529 durch Johann Friedrichen, Churfürsten zu Sachsen abgeschaffet worden."

Avemann, die Reichsgrafen und Burggrafen von Kirchberg, p. 60. Baier, Geogr. Jen., p. 318. Idem in Archit. Jen. p. 252 ed. 1681. Sachsengrün.

6. Ziegenhain.

„Es hat Herr Friederich von Gensau (der vor wenig Jahren verstorben), bei Aufführung eines neuen Baues auf seinem Gut in gedachtem Ziegenhayn eine kupferne Münze in der Größe eines harten Thalers gefunden, worauf eine Ziege biß an den halben Leib auf einem Postament, ganz frei an einem leeren Flecke, rund herum in Form eines Creyses, mit Wald umgeben, geprägt gestanden, um das Bild herum sind unterschiedene Figuren knieend vorgestellet, auch an dem Rande eine alte unleserliche Schrifft zu sehen gewesen." Avemann, ebend., p. 62.

7. Tracht der Weiber in Broterode.

Die Weiber verhüllen das Haupt mit einer Haube von Pelz, auch mitten im Sommer, mit unterlegter weißer Leinwand, das Gesicht mit einem weißen Schleier, daß nichts als die Augen, Nase und Mund frei ist. Den Oberleib bedecken sie mit einem sehr kurzen Brustwämschen zugeschnürt. Sie tragen einen sehr langen, gefalteten, etwas aufgeschürzten Rock, den sie Sürkes nennen. Ihre Beine sind von der Kniescheibe an bis an die weit ausgeschnittenen Schuhe mit dicken, von weißer Wolle verfertigten Strümpfen, die sie Hosen nennen, versehen, so daß Derjenige, welcher dergleichen Bild am ersten erblickt, meinen sollte, er sähe einen Popanz. Obgleich die Mannspersonen sich nach der Mode richten, so bleiben die Weiber meistentheils unveränderlich bei ihrer Tracht.

Geisthirt, histor. Schmalcaldica, 2. Buch, 14. Cap., §. 6.

8. Kleidertracht im Rudolstädtischen.

Sonderbar nimmt sich die Tracht vermögender Bürgerfrauen am Sonntage aus. Ein großer blauer, feiner Tuchmantel, dessen ausgezackter kleiner Kragen mit handbreiter Goldborte besetzt ist, umschließt den Körper in weiten Falten und auf dem Kopfe sitzt eine ellenhohe, von Gold strotzende Grenadiermütze, die hinten einen mächtigen Busch von kostbarem Bande hat. Dieser Anzug soll oft über hundert Thaler kosten. Vaterlandsfreund, Rudolstadt 1841, p. 406.

9. Alte Kleidertracht zu Kreuzburg an der Werra.

Paullini, zeitkürzende Lust. II. 678.

„Wenn wir die Tracht der damaligen Stadt jetzo sehen sollten, würden wir darüber lachen, und wenn die Verstorbenen unseren Plunder sähen, würden sie sich kreuzigen und segnen. Die reichen Leute hatten Teusinke um; war ein silberner Gürtel, da hingen Glöcklein an, wenn einer ging, so schellte es um ihn her. Das Mannsvolk hatte Kappen, da waren wollene Trabdeln (Troddeln) daran, Ellen lang, und setzten die über eine Seite (schief). Ihre Schuhe waren vorne spitzig, fast Ellen lang, und auf den Seiten geschnürt mit Schnüren, und Holzschuhe mit Schnacken (Schnäbel), auch ellenlang. Ja, Einige machten vorne an die Spitze Schellen. Auch hatten die Männer Hosen ohne Gesäß, bunden solche an die Hemden. Die reichen Jungfrauen hatten Röcke, ausgeschnitten hinten und vorne, daß die Brust und der Rücken fast bloß waren. Die adlichen Frauen hatten geschwänzte Röcke, vier oder fünf Ellen lang, so die Knaben nachtrugen. Die Frauen und Mägde hatten an Röcken doppelt dicke Säume, Hand breit; die reichen Weiber silberne Knäufe (Knöpfe) oder breite silberne Schalen an Röcken, von oben bis auf die Schuhe, die Mägde trugen Haarbänder von Silber und übergüldete Spangen, und hangende Flammen zum Geschmuck auf den Häuptern. Die Weiber trugen auch lange Mäntel mit Falten, unten weit, mit einem zwiefachen Saum, handbreit, oben mit einem dicken, gestärkten Kragen, anderthalb Schuh lang, und hießen Kragenmäntel. Die Kriegsrüstung war eine Armbrust mit einem Stegreif. Eben das ward, wenn man's spannte, eingetreten mit einem Werkzeug, das hieß ein Krick, gemacht von starken Riemen oder Seiden und einem Haken.

Auch war ein Kleid, das hieß Jegke, gemacht von doppeltem Barchent, mit Baumwollen gefüttert und durchsteppt, sehr dick, daß nicht leicht ein Pfeil durchschießen konnte; auch ein hölzern Schild, oder ein Brusteisen, oben breit, mitten rund und etwas erhaben, unten fast spitzig, auswendig gemalt, inwendig mit einem Riemen, da man's konnte bei tragen. Auch hatten sie Wämser von Barchent; mitten waren doppelte Kragen von Tuch, mit Teig zusammengekleistert, und kurze Röcke mit zween Falten; kaum wurde der Hinterste damit bedeckt. Das war damals die Kreuzburg'sche Kleidermode." Die Zeit geht aus dem Zusammenhange nicht genau hervor, doch muß es vor dem sechszehnten Jahrhundert gewesen sein.

10. Kleiderluxus in der Vorzeit.

Unser Kleiderluxus scheint eine Kleinigkeit oder ein glänzendes Elend zu sein im Vergleich zu einem Statut, welches der Rath zu Erfurt im Jahre 1420 gab. „Männer und Weiber sollen weder güldene noch silberne Tücher, Sammet- und seidene Kleider und die Frauen in Allem nur 4 Mark Silber an allen ihren Kleidern und 8 Loth Perlen tragen. Gestickte und güldene Bänder sollen ab sein. Sie sollen auch keine Krone, Halsband, Haargefäßen, Haarband, Kränze noch Fassungen mehr tragen. Die Junker und Männer sollen nur 4 Mark Silber am Gürtel und 4 Mark an allen übrigen Kleidern tragen. Weder Mann noch Frau soll mehr als 3 Kleider gefüttert mit Bundwerk als mit Bundwerksrücken, Wännern, Mädern und Ermel tragen. Niemand soll auch über 4 Schlitzen und Laden an einem Kleide tragen. Alle Frauen, jung und alt, sollen geschleiert zur Kirche gehen, auch in Schleiern oder Bügeln zur Hochzeit kommen. Keine Krämerin noch Dienstmagd soll Perlen zum Kranze oder Haarband tragen; doch dürfen sie ein silbern Haarband für ein halb Mark haben."

Thür. Vaterlandsk. 1805. p. 290.

11. Die Brautschau in Schköhlen.

In dem Dorfe Schköhlen, drei Stunden von Naumburg, fand in alten Zeiten alljährlich eine Wallfahrt statt, die mit dem eigenthümlichen Namen „die Brautschau" bezeichnet wurde. Der Zusammenfluß vieler Menschen bei dieser Gelegenheit veranlaßte

Krämer, dahin zu ziehen und es entwickelte sich daraus eine Art Jahrmarkt, zu dem es aber an der landesherrlichen Concession fehlte. Im Jahre 1649 ward daher gebeten, die Brautschau in einen ordentlichen Jahrmarkt zu verwandeln.

Wachsmuth und Weber, Archiv f. d. Sächs. Gesch., I. Bd. S. 128.

12. Der Freipfennig in Erfurt.

Von den Fleischbänken in Erfurt mußte dem Erzbischof jährlich der Freipfennig gezahlt werden. Dabei war es Gesetz, daß dieser Freipfennig den nächsten Freitag nach St. Martinstag vor Tage, und zwar ehe man die Münze vom Scheine des Tages erkennen konnte, entrichtet werden mußte. Derjenige, der dieses verabsäumte, war zur Buße verfallen. Diese Buße bestand in einem Schweinebraten, den der Erzbischof in der Fleischbank von dem besten Schweine und aus dem ganzen Schweine konnte schneiden lassen. Jeder Freipfennig galt einen Braten.

13. Zu Zscheiplitz bei Freiburg, wo die Grenzlinie mitten durch die Schenkstube lief, mußte bei dem fünfjährigen Flurengang jedesmal ein Bürgerssohn rückwärts zum Stubenfenster hineingehoben werden, um die Thür von innen zu öffnen, und man unterließ nicht, seinen Namen in das Protokoll aufzuzeichnen, damit die alte Gerechtsame unverbrüchlich gewahrt bliebe.

Rosenkranz, neue Zeitschr., I, 3. p. 4.
Grimm, Rechtsalterthümer, p. 135.

14. Die Vielröder tanzen.

Wer früher Länderei in der Gemeinde Vielrode erwarb, mußte seinen Eintritt in dieselbe mit einem festlichen Schmause feiern und alljährlich, wenn die Gemeinderechnung vorgelegt werden sollte, bekränzten die Vielröder Gemeindeglieder den derzeitigen Schulzen und führten ihn im feierlichen Zuge nach dem Rathskeller, wo man bei Musik und freiem Bier bis tief in die Nacht hinein fröhlich war. Jetzt ist Alles anders geworden. Der in die Gemeinde Eintretende gibt keinen Schmaus mehr und der Schulze wird auch nicht mehr bekränzt in den Rathskeller geführt, aber noch vor wenigen Jahren „tanzten die Vielröder“, d. h. sie hielten beim jährlichen Abschluß der Gemeinderechnung bei Musik und freiem Bier einen Tanz.

Duval, das Eichsfeld, p. 169.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



